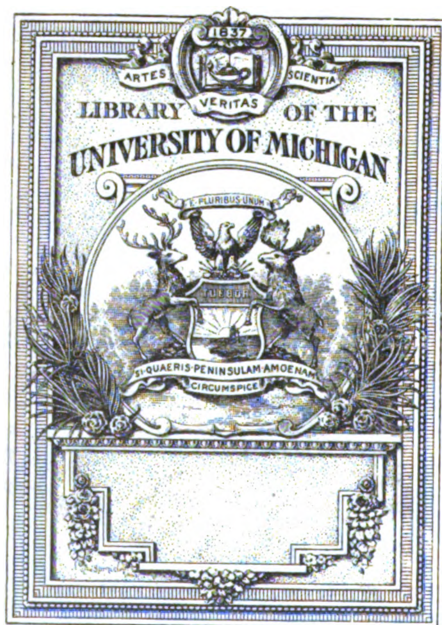


Heinrich Laube's gesammelte Schriften...

Heinrich Laube


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Heinrich Laube's

gesammelte Schriften

in 16 Bänden.

15. Band.

Der deutsche Krieg.

III. Herzog Bernhard.

Wien, 1880.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Der deutsche Krieg.



Historischer Roman

von

Heinrich Laube.

III. Herzog Bernhard.



Wien, 1880.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

1.

Ein Nachmittag im Frühling lag schwül und drückend auf der Erde. Kein Lüftchen regte sich und die Sonne war verdeckt durch eine schwarzgraue Wolkenschicht, welche am Abendhimmel emporstieg. Ein Reiter auf einem Maulthiere, der gegen Südosten ritt, sah sich nach dieser Wolkenschicht um und sagte zu seinem Begleiter: „Dies wird eins von den Frühlingsgewittern, welche plötzlich da sind und eine Sündfluth herabstürzen. Wir werden Nancy nicht mehr erreichen". Der Begleiter, ein eleganter Cavalier auf schönem Rosse, erwiderte: — Was Nancy?! Seid Ihr schon wieder zweifelhaft! Wir lassen Nancy links. Unser heutiges Ziel ist Toul. Ihr seid geradezu thöricht mit Eurer Abneigung vor dem Wege nach Paris. Wir müssen dahin. Sie hatten in Brüssel ganz Recht mit der Behauptung, daß für die nächste Zeit der ganze Schwerpunkt des deutschen Krieges in Paris liegen würde. Ich hab' Euch nachgegeben bis jetzt, weil Ihr Zeit zur Ueberlegung verlangtet, und habe mich immer weiter nach Osten von Euch drängen lassen, von den Ufern der Maas bis an die Ufer der Mosel. Ich hab' Euch nachgegeben selbst auf die Gefahr, daß wir dem wilden weimarischen Heere in die Fäuste geriethen; aber hier in dem Flußwinkel, der vor uns liegt, wo die Meurthe in die Mosel fällt, müssen wir uns entscheiden. Ich bestehe darauf, daß wir rechts abbiegen nach Toul, um von da direct nach Paris zu reiten. — „Zunächst müssen

wir die Thiere spornen, um unter irgend ein Obdach zu kommen" — entgegnete der Mann auf dem Maulthiere — „denn das Wetter kann in einigen Minuten da sein; der Wind erhebt sich schon leise." — Nicht doch! — „Ja doch. Auf die Dinge der Natur muß ich mich doch einigermaßen verstehen, wenn ich überhaupt etwas verstehe." — Nun, das Städtchen da vor uns erreichen wir gewiß noch. Es wird Frouard heißen. Die Meurthe kommt da von Nancy und fällt in die Mosel. Schaut da rechts hinüber, da am fernsten Horizonte vier Thurmspitzen, das ist die Kathedrale von Toul! — „So weit seh' ich nicht; ich werde alle Tage kurzsichtiger durch meine ungehorsame Leber. Aber spornen wir die Thiere, damit wir noch trocken in das Städtchen kommen!"

Sie thaten es, und da noch zwei Reiter hinter ihnen ritten, welche zu ihnen gehörten, so waren sie bald in eine Staubwolke gehüllt. Denn der Boden war ausgetrocknet und schmachtete nach Regen. Am Ufer der Mosel zog die Staubwolke dahin. Dieser Fluß, welcher aus den Vogesen kommt, ist hier noch seicht und wird erst einige Meilen weiter nordwärts, bei Metz, schiffbar. Die Landschaft dieser alten Bisthümer Toul, Metz und — ein wenig abseits nordwestlich — Verdun an der Maas ist von keinem besondern Reize. Im nördlichen Theile Obstbäume, im südlichen hier nach Toul hinüber Weingärten mit einem Gewächs von zweifelhafter Güte. Aber jetzt in früher Jahreszeit belebten die aufgrünenden Weinstöcke die Ebene, die jungen Saaten erquickten ebenfalls das Auge und schmale Wiesen wie einzelne Baumgruppen am Moselufer nahmen sich heiter aus. Die Lerchen stiegen singend von den Saatfeldern in die Höhe, als wollten sie die dunklen Wasserwolken begrüßen, und die kürzlich angekommenen Schwalben schossen in großer Anzahl über dem Wasserspiegel der Mosel hin und her zur Linken der dahin trabenden vier Reiter, welche mitten in ihrer Staubwolke von alledem nichts sahen. Aber sie hörten plötzlich einen mächtigen Donnerschlag. Der Mann auf dem Maulthiere hatte Recht

gehabt. Der Wind erhob sich wie ein Ungethüm, einzelne große Regentropfen fielen. Die Reiter setzten ihre Thiere in Galopp. Das Städtchen Frouard lag dicht vor ihnen; aber das Wetter war schneller als der Galopp ihrer Thiere — ehe sie's erreichten, brach ein Platzregen über sie nieder, welcher sie mit einer Fluth übergoß. Sie waren durch und durch gebadet, ehe sie den Marktplatz und an einer Ecke desselben das Haus erreichten, welches Zeichen eines Wirthshauses an sich trug. Es kam ihnen auch kein Hausknecht oder sonst ein dienendes Geschöpf entgegen. Aus Furcht vor dem Gußregen? Nicht blos. Seit einigen Stunden war in dem Städtchen Frouard die Nachricht verbreitet, das weimarische Heer habe seinen Marsch durch die Niederung der Seille nach dem östlichen Lothringen und nach dem Elsaß geändert und ziehe gegen Toul und Nancy herüber, werde also auch über Frouard hereinbrechen. Und „hereinbrechen" war der mildeste Ausdruck. Verwüstung und Verderben befürchtete man von diesem Heere, dessen geringer Theil französischer Truppen nichts bedeutete neben den wilden Haufen deutscher Kriegsleute, die in Schlachten ergraut, in Plünderung und Gewaltthat verwildert wären. Diese Nachricht hatte in Frouard lähmende Bestürzung erregt, und deshalb, nicht blos des Gewittersturmes halber kam den vier Reitern Niemand entgegen. Man hielt die vier heransprengenden Reiter für den Vortrab des weimarischen Heeres. Sie mußten sich also selbst helfen. Am eiligsten von seinem Thiere war der feiste Herr, welcher das große Maulthier geritten und sich über seine Kurzsichtigkeit beklagt hatte. Er war nicht der körperlich Gewandteste, aber er war der Weichlichste. Durchnäßt zu werden, und sich zu erkälten war ihm die nächste und größte Besorgniß. Es war Doctor Blandini, der gesuchte italienische Arzt, welcher im Dienste der Jesuiten zu stehen schien und vor drei Jahren dem Waldstein so verdächtig geworden war. Seit diesen drei Jahren hatte er an Körperfülle zugenommen und seine Gesichtsfarbe war gelber geworden. Er eilte auf die Hausthür zu und schrie laut auf, als er sie verschlossen fand.

Der zweite Reiter auf dem schönen Rosse schien das Ungemach leichter zu ertragen. Er lachte und schritt zu einem Fenster neben der Hausthür. Dort klopfte er und rief mit starker Stimme: man möge öffnen und einem reisenden Cavalier Unterstand gewähren für gutes Geld. Dies half. Man hörte den schweren Tritt von Holzpantoffeln — sabots genannt — welche sich innen der Hausthür näherten.

Dieser zweite Reiter war Norbert von Zierotin, welcher sich sehr wohl befand. Er war mehr und mehr ein ausgebildeter Diplomat des Jesuitenordens geworden, und seit der Waldstein'schen Katastrophe hatte er in mehrfachen Sendungen seine wachsende Bedeutung erprobt. In Rom, in Spanien, in Paris hatte er seine Aufgaben erledigt, und jetzt kam er vom Hofe in Brüssel. Von der früheren Priesternovize war gar nichts mehr an ihm zu entdecken, er hatte das kühlste, vornehmste Ansehen eines Cavaliers und befahl dem öffnenden Hausknechte so wie dem nun auch herbeikommenden Wirthe so erfolgreich, daß binnen wenig Minuten alle Bedienung dergestalt im Gange war, wie er und Blandini sie wünschten. Ein Zimmer im ersten Stocke war ihnen eingeräumt, die Thiere sammt den zwei Dienern waren untergebracht, und ein Mantelsack Blandini's war herbeigeschafft, um Wechsel der Kleidung zu ermöglichen. Norbert hatte das nicht so eilig mit Ablegung seiner nassen Kleider und stieg in die Küche hinab, um eine Mahlzeit mit der Frau Wirthin zu besprechen. Als er damit zu Rande war, trat sein Diener in den Hausflur und winkte ihm. Er kam aus dem Pferdestalle. Es war kein gewöhnlicher Diener, es war ein dienstfertiger Begleiter — es war Medardo, die sogenannte „rothe Feder". Er hatte seit dem unangenehmen Vorfalle im Zirndorfer Lager den Kriegsdienst ganz verlassen und sich wie in Teplitz zur Aufbringung werthvoller Papiere nur der Verrichtung einzelner schwieriger Aufgaben zugewendet, sich also auch auf höheren Befehl sehr gern der steten Begleitung Herrn Norberts von Zierotin gewidmet. In diesen Geschäften kamen stets interessante

Aufgaben vor, und ein Talent wie das Medardos hatte in Rom, Madrid, Paris und Brüssel Gelegenheit gehabt, sich auch in seiner Richtung auszubilden. Er trug sich sauber, wenn auch nach etwas buntem Geschmack, und schien nicht zu altern. Seit drei Jahren war er dem Bart-Conrad nicht mehr begegnet, die nervösen Aufregungen hatten also sein Gedeihen nicht mehr beeinträchtigt. Es fiel deshalb Norbert auf, daß er jetzt so gewiß aufgeregt winkte und nicht eher sprach, als bis sie mitten auf der Stiege waren. „Was hast Du denn?" fragte endlich Norbert und blieb stehen. — Die schlimme Neuigkeit, gnädiger Herr, daß die Leute hier im Orte gemeint haben, wir gehörten zum weimarischen Heere, und daß sie jede Stunde das Einrücken des weimarischen Heeres hier erwarten. — „Ah! — Desto besser!" — Gnädiger Herr! Und wenn von den Friedländischen Eisenfressern welche darunter sind und uns erkennen — „Pah! Nach Jahren! Was Nördlingen nicht aufgefressen, das hat übrigens hinlängliche Gelegenheit gefunden, ins Gras zu beißen. Des Doctors wegen ist's mir recht, dem weimarischen Herzoge selbst zu begegnen. Mach' fort und sorge, daß wir vorher in Ruhe speisen können." —

Kopfschüttelnd stieg Medardo hinab. Norbert rief ihm noch nach: „Schick' mir trockene Wäsche und Kleider herauf, und gieb mir Nachricht, wenn sich das Gerücht bestätigen sollte. Während des Unwetters werden sie nicht kommen". Er selbst stieg bis auf den Vorsaal hinauf und trat an ein Saalfenster, welches bei besserem Wetter den Blick aufs Feld gewähren mochte. Jetzt sah er nur einen vom Winde gepeitschten Wasserstrahl vor sich, welcher die ganze Luft ausfüllte. — Er schien zu überlegen. Die Entwicklung des Krieges in den letzten zwei Jahren zog an seinem Geiste vorüber. Die Kriegslage war damals für die kaiserliche Partei besonders günstig. Der Untergang des Friedländers war von den protestantischen Heerführern gar nicht ausgebeutet worden. Im Gegentheil hatte die Eifersucht zwischen Bernhard von Weimar und dem schwedischen Grafen Horn, welche die

beiden Hauptheere der Protestanten befehligten, eitel Nachtheile für ihre gemeinschaftliche Sache zu Wege gebracht. Der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna war gebietender Kriegsherr, insofern er auch den Heilbronner Bund, die Vereinigung der evangelischen Fürsten, Städte und Herren, dirigirte, und Oxenstierna war Schwiegervater des Grafen Horn. Natürlicherweise begünstigte er diesen und that Alles, um den Herzog Bernhard, das begabteste Kriegshaupt unter den Deutschen, nicht aufkommen zu lassen. Denn er befürchtete nicht mit Unrecht, Bernhard wolle sich die oberste Führung anmaßen. Während dieser zersplitternden Zwistigkeiten unter den Evangelischen hatte sich das kaiserliche Heer durch einen starken Zuzug spanischer Truppen verstärkt und war unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Ferdinand, des erstgeborenen Sohnes des Kaisers, ins Reich eingerückt. Gebieterisch und mächtig; der spanische Infant an der Seite des Oberbefehlshabers, alle erprobten Führer, alle Kerntruppen mit ihm — es war eine Entscheidungsschlacht nicht zu vermeiden gewesen. Bernhard hatte Horn schreiend herbeigerufen aus der Ferne, und ehe noch alle Heertheile der Protestanten vereint waren, hatte sich am 6. September 1634 die große Schlacht bei Nördlingen entzündet. Sie war ein großer Sieg der Kaiserlichen geworden, der größte, welchen sie erfochten hatten im Laufe dieses endlosen Krieges. Horn selbst ward gefangen, das protestantische Heer zersprengt und aufgelöst, Bernhard flüchtig — die evangelische Sache war an den Abgrund getrieben.

In dieser Lage hatte Bernhard von Weimar zum ersten Male auf den Führer Frankreichs gehört, auf Richelieu. Dieser war gleichsam mitgeschlagen bei Nördlingen, all' seine heimlichen Bündnisse mit den Schweden und einzelnen deutschen Fürsten kamen an den Tag, und ein Krieg mit Spanien und dem deutschen Kaiser trat an die französische Schwelle. Es war für ihn von großer Bedeutung, im Herzoge Bernhard den begabtesten deutschen Feldherrn an sich zu knüpfen. Bernhard war nur vorsichtig darauf eingegangen. Sein Verhältniß zu den

Schweden, die ja längst mit Frankreich verbündet waren, diente ihm als Mittel, den Verkehr mit Frankreich bis auf einen gewissen Grad zu beschränken. Da wurde im Frühjahre 1635 der Prager Friede abgeschlossen zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen. Er erneuerte für die Evangelischen den alten Religionsfrieden, also die Religionsfreiheit, und brachte eine verschämte Zurücknahme des Restitutionsedictes. Die von den Fürsten eingezogenen geistlichen Güter nämlich sollten noch vierzig Jahre in unbestrittenem Besitze ihrer jetzigen Herren bleiben. Eine Vertagung also fast auf ein Menschenleben, ein verschleiertes Entsagen. Hiermit war die große evangelische Phalanx gegen den katholischen Kaiser gesprengt. Der mächtigste protestantische Fürst, der Kurfürst von Sachsen, trat zurück vom Kriege, seine schwächeren Nachbarn mußten ihm folgen, und auch diejenigen, welche zunächst nicht folgen wollten, wie die Welfen im Norden, der Hesse im Westen, waren auf vorsichtige Verhandlung angewiesen, um nicht allein und hilflos zu verbleiben dem mächtig gewordenen Kaiser gegenüber. Der Heilbronner Bund brach in sich zusammen, denn die übrig bleibenden kleinen Fürsten und Grafen und Städte konnten den geschwächten schwedischen Kanzler nicht hinreichend unterstützen, und dieser Kanzler Oxenstierna verließ am Ende selbst persönlich den deutschen Boden — das Jahr 1635 wurde ein Jahr der Auflösung für die protestantische Kriegspartei.

Da hatte Herzog Bernhard, welchem ein halber Friede, ein Ueberantworten der zerrütteten Reichsfreiheit an den jetzt übermächtigen Kaiser nicht genügte, da hatte dieser junge aufstrebende Kriegsmann gemeint: so dürfe der große Aufschwung zur Neugestaltung des Reiches nicht geknickt werden und man müsse Stand halten mit allen erdenklichen Mitteln. Er suchte Richelieu, Richelieu suchte ihn zu täuschen im Abschlusse eines Bündnisses. Bernhard meinte als selbstständiger Reichsfürst ein Bündniß mit Frankreich abschließen zu können, welches nur Frankreichs Hilfe gegen die bedrohte Reichsfreiheit annehmen, Frankreichs

Eingreifen in deutsche Verhältnisse aber zurückweisen könnte. Richelieu dagegen wollte nur einen überlegenen Feldherrn mit abgehärteten Truppen an sich fesseln und mit solcher Hilfe deutsche Länder erobern. Keiner von Beiden hatte ein Interesse, völlige Klarheit in das Verhältniß zu bringen, und so war man unter halber Uebereinkunft zusammen ins Feldlager gerückt am Rheine und hatte sich zusammen gegen die andringenden Kaiserlichen gewehrt. Bernhard hatte mit Schrecken erkannt, daß die französischen Truppen erbärmlich waren und daß die Unterstützung nirgends zureichte. Aber Gallas und Piccolomini griffen mit Uebermacht an, er mußte sich nach Kräften vertheidigen. Da war der berühmte Rückzug erfolgt im Nahethale aufwärts über Meisenheim, Birkenfeld, St. Wendel bis Saarbrück hinüber nach der Gegend von Metz durch die ungangbaren Engen und Schluchten des Hochwaldes, ein Rückzug, welchen Gallas selbst die größte Kriegsthat des deutschen Krieges nannte, und der Führer desselben, Herzog Bernhard, war als kriegerisches Genie an der französischen Grenze erschienen mit seinen abgerissenen, aber furchtbaren Weimaranern, Tag für Tag weichend, aber unter grimmigen Nackenschlägen den kläglichen französischen Heertheil, welchen ein unkriegerischer Cardinal befehligte, errettend.

Das war im Herbste 1635 geschehen; jetzt im Frühjahre 1636 sollte der deutsche Krieg, welcher in Deutschland dem Ende nahe war, unter ganz andern Verhältnissen und in andern Ländern erneuert werden. Richelieu's verdeckte Feindschaften waren zu offenem Auftreten genöthigt, der Krieg mit Spanien war am Ausbruche und der mit dem Kaiser war nicht mehr zu beschönigen. Alle Welt blickte auf die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, wo Bernhard lag. Wird er nördlich gegen die Spanier in den Niederlanden, wird er südlich gegen Gallas in Lothringen und Elsaß sein überlegenes Schlachtentalent geltend machen? Seine Person verkörperte den dortigen Krieg, ihn allein fürchtete man in Brüssel, in Madrid und in Wien. In solchem

Sinne hatte man zu Brüssel mit Norbert von Zierotin und Doctor Blandini die Lage der Dinge besprochen. Diesem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar beizukommen, war die Aufgabe des neuen Jahres.

Die Jesuiten hatten einen Hauptsitz in Brüssel. Der große Stil ihrer stillen Herrschaft richtete sich überall auf die wichtigsten Punkte, auf die wichtigsten Menschen. Bernhard war dort erwogen worden mit allen möglichen Gewichten. Sein Ruf besagte, daß er ein strenger Lutheraner und in Sachen des Glaubens nicht um eines Haares Breite mit sich markten lasse. Indessen erweise er sich nicht gerade übermäßig hart gegen die Katholiken. In Sachen des Kaisers hege er das hartnäckigste Vorurtheil, den strengsten Widerwillen. Ein größeres Reichsland für seine Herrschaft zu erringen, sei sein Ziel. Ueber die feineren Züge seines Charakters war man nicht aufgeklärt. Schon um deswillen sei es nöthig, sichere Leute in seine Nähe zu bringen, damit er beobachtet und erforscht werde. Das sei jetzt thunlich, da er unter Franzosen, also unter Katholiken lebe. Wahrscheinlich komme er auch nach Paris. Dort habe man Anknüpfungspunkte genug. Obwol Richelieu die deutschen Protestanten stütze, so sei er doch ein Kirchenfürst und in Frankreich der Todfeind der Protestanten. Er habe ja die Hugenotten niedergeworfen. Und in seinem Ministerium arbeite ein Mann, Desnoyers genannt, welcher dem Orden ergeben und verpflichtet sei. Das gebe Anknüpfungspunkte genug. Norbert und Blandini waren befehligt worden, diese Aufgabe zu übernehmen. Blandini hatte wenig Lust dazu gezeigt. Er war etwas bequem geworden, und Waldstein hatte ihn eingeschüchtert. Kriegsherren im Kriegslager wollte er seit dem Zirndorfer Lager lieber aus dem Wege gehen. Norbert war aber entschlossen, ihn sobald als möglich an den Mann zu bringen. Er hatte die Reise an der Maas herauf so eingerichtet, daß sie einer Begegnung Bernhards immer näher kamen. Dies schien jetzt erreicht, und als Blandini's Diener auch ihm trockene Kleider brachte, war er, Norbert, auf dem Reinen: es müßte furchtlos

und ganz ans Werk gegangen werden. Er trat ins Zimmer. Blandini war umgekleidet, rieb sich eifrig alle Gliedmaßen, um sich vollständig zu erwärmen, und bewies durch seine Frage nach der Mahlzeit, daß er in der Lage sei, Norberts beabsichtigte Zudringlichkeit zu ertragen. Norbert erhöhte die bessere Stimmung Blandini's durch die Nachricht, daß in hiesiger Gegend schon die fränkische Vorliebe für Geflügel beginne und daß er in der Küche einen feisten Hahn am Spieße entdeckt habe. Auch sei die Obstzucht hier in den Bisthümern wohl gepflegt, es werde also an der Tafel an würzigem Compot nicht fehlen. Nur der Wein sei hier zu Lande noch etwas ansäuerlich. Norbert, welcher sich rasch umkleidete, wußte genau, daß diese Rede günstig wirken müsse. Blandini gab viel auf gute Speise und scheute wegen seiner unbequemen Leber starke Weine. Säuerliche dagegen, welche ihm die Galle verdünnten, waren ihm willkommen. Die Mahlzeit wurde denn aufgetragen, und sie setzten sich Beide zu Tische. Draußen goß der Regen ununterbrochen, und es blitzte und donnerte; aber der Sturmwind hatte sich gemindert. Blandini aß und trank mit gutem Appetit, und Norbert gönnte ihm lächelnd die Stärkung. Erst beim Nachtische, dem noch heutigen Tages beliebten Zuckerwerk aus dem nahen Verdun, theilte er dem arglosen Blandini mit, daß der Herzog Bernhard hier in Frouard erwartet werde. Blandini fuhr erschrocken hoch auf und stammelte nach einer Pause: — Dann machen wir uns eilig von dannen!

„Während solchen Wolkenbruchs!“ — entgegnete Norbert — „seid doch besonnen, Doctor, und macht Euch nicht schwächer, als Ihr wirklich seid. Dem Auftrage könnt Ihr Euch doch nicht entziehen, oder Ihr müßtet Euch unserm Dienste entziehen. Und das wird Euch kaum einfallen. Ihr werdet königlich bezahlt und fortwährend in die vornehmsten Verbindungen gebracht, Verbindungen mit Potentaten und großen Herren, welche Euch die reichste Praxis der Welt sichern. Das hörte ja sofort auf, wenn Ihr Euch uns versagtet. Ein Wort von uns, welches Zweifel

ausdrückte über Eure Wissenschaft und Ehrlichkeit, ein einziges solches Wort, binnen vierzehn Tagen an allen Höfen Europas verbreitet, entwerthete Euch auf der Stelle und machte Euch zum bloßen Naturforscher. Ihr besitzt wol schon großes Vermögen, das glaub' ich gern, aber auch ein wohlhabender Naturforscher ist gefährlichen Dingen ausgesetzt, wenn wir ihm nicht mehr trauen. Naturforschung streift leicht an Ketzerei. Und Ihr habt schon manchen Dienst verrichtet, welcher sich arg mißdeuten läßt. Man kann leicht nachweisen, daß Ihr oft mehr gethan, als Ihr thun solltet; Ihr habt Eurer Sucht nach Experimenten oft den Zügel schießen lassen und Giftstoffe an lebendigen Leibern erprobt, die Euch keineswegs in solchem Maße überantwortet waren. Kurz, solch ein Zurücktreten wäre unabsehbar in Gefahren für Eure Ruhe, für Euer Gedeihen, ja für Euer Leben. Entfliehen aber könnt Ihr nicht, unser Arm reicht überall hin, und in einer Wüste zu verschwinden, wäre schwerlich Euer Geschmack."

Blandini stöhnte und machte eine Geberde, die ausdrücken mochte: ich denke ja gar nicht an solche Dinge! — „Ihr lehnt also den Gedanken ab, daß Ihr zurücktreten könntet?" fuhr Norbert fort. — Freilich! — „Also rafft Euch auf aus Eurer Bequemlichkeit, welcher Ihr seit ein paar Jahren ungebührlich nachgebt. Die jetzige Aufgabe ist ja ungemein ergiebig für Euch. Sie wird Euch nach Paris führen, und dort wartet Eurer die lohnendste Praxis. Desnoyers hat seit einem Jahre dem Cardinal Richelieu von Euch gesprochen. Der Cardinal schmachtet nach Euch in der Hoffnung: Ihr werdet sein zerstörtes Nervenleben wieder herstellen. Er hofft auf Euch in Betreff des melancholischen Königs, in Betreff der unfruchtbar verbleibenden Königin. Sie brauchen einen Dauphin wie's liebe Brot, um einen Zukunftshalt zu haben gegen die Seitenlinie, welche auf die Nachfolge speculirt und deshalb die ewigen Umtriebe der Seigneurs unterstützt. Die prächtigste Ernte liegt dort vor Euch, und mit dem Bernhard thut vielleicht keine Eile noth. Wir beobachten zunächst. Was ist da zu befahren?! Ihr seid ihm völlig

unbekannt, also auch unverdächtig. Eine so zufällige Bekanntschaft, wie wir sie hier machen können, ist ja das Beste, was wir zu wünschen haben. Und er ist fremd, wir aber sind unter unseren Glaubensgenossen. Seid doch nicht blind und taub!" — Das bin ich ja nicht! Aber seit dem Friedländer bin ich schreckhaft, sobald mir solch ein Kriegshaupt zugewiesen wird. Diese Sorte läßt hängen und spießen im Handumkehren, das ist ihre Praxis. —

Ein Blitz, fluthend wie ein Feuermeer, und ein furchtbarer Donnerschlag unterbrach ihn — beide Männer fuhren erschreckt von ihren Sesseln in die Höhe. Das Gewitter mußte unmittelbar über dem Orte schweben und sich entladen haben, und ein tobender Windstoß hatte gleichzeitig das Fenster aufgerissen; die Wasserfluth brauste ins Zimmer.

„Da kommen sie!" schrie Blandini und zeigte auf den Marktplatz hinab. Unordentlich durcheinander kamen in vollem Rosseslaufe Reiter dahergesprengt in endloser Masse. Schwarz sahen sie aus, unkenntlich von triefendem Wasser, welches die Hutkrämpen niedergeweicht hatte über Antlitz und Schulter. Auf dem Markte parirten sie ihre Pferde, und der ganze Platz war binnen einer Minute angefüllt, überfüllt. — „Sie reiten an alle Hausthüren, vor alle Fenster und schlagen hinein wie das wilde Heer!" schrie Blandini.

Er hatte Recht. Ueberall brachen sie ein, und vom Rosse abspringend, verschwanden sie sammt ihren Thieren in den Hausfluren, auch wenn die Zugänge viel zu eng erschienen für die gesattelten und bepackten Pferde. Sie wollten um jeden Preis ins Trockene bringen. Am zahlreichsten geschah das im Wirthshause, welches bald von wildem Geschrei erdröhnte. — „Sie kommen die Stiege herauf, riegeln wir zu!" — Dann schlagen sie die Thür entzwei und wir sind noch übler daran, entgegnete Norbert.

Eine schmetternde Fanfare unten vom Marktplatze zog die Aufmerksamkeit wieder dorthin. Eine neue Reiterabtheilung war

angekommen, eine vornehmer aussehende, obwol Hüte und Kleider nicht minder trieften. Es waren Edelleute vom französischen Heertheile. Sie ließen blasen, damit ihnen Platz gemacht würde, und auf dies Blasen stolperten und klirrten diejenigen, welche im Wirthshause die Stiegen herauf gelärmt kamen, wieder abwärts, um zu sehen, was die Fanfare bedeute. Blandini und Norbert blieben dadurch noch eine Weile befreit. Lärmendes Gezänk erhob sich aber nun unten an Hof- und Hausthür und an den Fenstern. Die Erstgekommenen ließen die eben Ankommenden nicht ein, weil der Raum schon überfüllt sei, Degengeklirr drang herauf, ja Pistolenschüsse krachten. Letztere in geringer Zahl, weil die naß gewordene Schießwaffe versagte. Die schwarzen weimarischen Reiter schienen nicht die mindeste Rücksicht zu nehmen auf den vornehmen Stand der Franzosen. Zum Glück für die französischen Seigneurs kam jetzt französische Infanterie eingerückt. Sie kam in Geschwindschritt, in aufgelöster Ordnung, und hatte natürlich auch nichts Dringenderes im Sinne, als Obdach zu gewinnen. Die Seigneurs riefen ihnen zu: die Weimaraner ließen keinen Franzosen in die Häuser, sie sollten die Waffen erheben und die Häuser stürmen. Französische Commandowörter erhoben sich von allen Seiten, die Fußtruppen traten in geordnete Glieder zusammen — ein schallendes Gelächter der Weimaraner aus den Thüren und Fenstern des Wirthshauses schien die Antwort zu bedeuten. Aber ein eigenthümlich wilder Trompetenstoß aus einem Fenster des Wirthshauses kam hinzu. Es war ein Signal für die Weimaraner. Aus allen Häusern kamen sie hervorgestürzt mit gezogenen Schwertern, und aus dem Wirthshause selbst traten alle die schwarzen Reiter, welche es angefüllt, unter einem grauenvollen Geschrei ebenfalls mit geschwungenen Säbeln auf den Platz hinaus. Ein hochgewachsener, breitschultriger Schwarzer schrie mit besonderer Furie, und da Regen und Wind jetzt nachließen, so hörte man weithin seine Worte: — Hauen wir uns endlich einmal einen Salat zusammen aus diesen wälschen Memmen!

„Maria und Joseph, er ist's wahrhaftig!“ rief in diesem Augenblicke eine zitternde Stimme hinter Norbert, welcher, in der Nähe des Fensters stehend, hinabsah. Die Stimme war Medardos, welcher sich herauf gerettet. — Was ist's? fragte Norbert. — „Der da, der auf den steinernen Brunnen springt und schreit. Der triefende Bart hängt ihm jetzt bis auf den Bauch und verstellt ihn; aber ich erkenne ihn nur zu gut — es ist der Bart-Conrad aus Oberösterreich und Wien und Podiebrad. Aus Podiebrad kennt er auch Euch, gnädiger Herr — wenn er uns sieht, sind wir Kinder des Todes!“

Unten war es indeß zum Handgemenge gekommen; aber eigentlich nur mit den französischen Cavalieren. Die Infanterie verhielt sich ziemlich passiv. Obwol an Zahl den Weimaranern völlig gewachsen und vom Mittelpunkte aus zu gesammeltem Angriffe günstig aufgestellt, während die deutschen Reiter ringsum von außen eindrangen, machte sie doch keine Miene zum Angriffe, sondern hielt nur ihre Piken vor. Es sah fast aus, als würden sie sich zusammenhauen lassen — da krachte ein Kanonenschuß und seine Ladung schlug in die oberen Theile der Häuser. Wahrscheinlich war absichtlich hoch gezielt worden und es sollte nur ein Schreckschuß sein. Er ging vom französischen Feldherrn aus, welcher mit der Artillerie ins Städtchen rückte und welchem ein zurückeilender Seigneur Kunde gegeben hatte von dem Zusammenstoß zwischen Franzosen und Deutschen. Dieser Feldherr kam in einem gedeckten Wagen und stieg jetzt erst zu Pferde, da der Regen jählings aufgehört hatte und das stattliche Erscheinen einer hohen Respectsperson den Aufruhr beseitigen sollte. Wirklich hatten die schwarzen Reiter inne gehalten und erstaunt nach der Seite geblickt, von welcher ein so grobes Hilfsmittel wie ein scharfer Kanonenschuß hergekommen war. Aber das Heranreiten des französischen Feldherrn machte nicht die erwartete Wirkung. Er sah nicht eben imponirend aus für Soldaten. Die Figur war fein und schlank, das Gesicht spitz und bleich, und der Anzug hatte eine wunderliche Zuthat von geistlicher Würde: ein Barett

auf dem kleinen Haupte. Der Feldherr war ein Cardinal des Namens Lavalette, welcher seine hohe Würde auch im Felde andeuten wollte.

„Der Bemützte, der Bemützte rückt an!“ schrie lachend vom Brunnengeländer der Bart-Conrad, welcher ihn von seinem erhöhten Posten zuerst sah, und dies bekannte Stichwort machte sogleich auf dem ganzen Platze die Runde unter den Weimaranern. Verächtliche Rufe folgten von allen Seiten, und einige Führer der ungeberdigen deutschen Reiter stiegen nun zu Conrad hinauf, wahrscheinlich um das Wort zu ergreifen.

Es entstand eine augenblickliche Stille, und der auf weißem Rosse herankommende Lavalette hielt seinen Schimmel an, erhob die Hand und sprach mit weicher Stimme: „Solch ein Betragen schickt sich nicht für Verbündete, die Leid und Freude in christlicher Gemeinschaft tragen sollten —“ Er sprach dies französisch und Conrad unterbrach ihn mit dem schreienden Zuruf: — Sprecht deutsch, Herr, sonst nutzt es nix! Wir verstehen kein Wälsch. Diese Worte hatten die Weimaraner auf dem ganzen Platze verstanden und bekräftigten sie durch wildes Geschrei. Ein rothbärtiger Kriegsmann neben Conrad nahm nun das Wort. Es war augenscheinlich ein Officier und sein Benehmen, wenn auch barsch und scharf, verrieth Reste einer guten Erziehung. Er sprach nicht gut französisch, aber er sprach es und setzte auseinander, daß diese wilden Scenen nur immer ärger werden würden, wenn die französische Regierung fortführe, ihre Schuldigkeit so schlecht zu erfüllen wie bisher. — Wir sind deutsche Protestanten — fuhr er fort — und sind nicht daher gekommen, um die Unkosten für Euch zu tragen. Ihr habt Unterhaltung unseres Heeres versprochen und kriegerischen Beistand. Wie haltet Ihr dies Versprechen? Ihr zahlt die versprochene Löhnung nicht und legt uns in ausgesogene Quartiere. Der ganze Winter war erbärmlich für uns. Wo wir lagen, war nichts mehr zu finden und gutes Unterkommen drüben über Eurer Grenze versagtet Ihr hartnäckig. Dabei mußten wir uns fortwährend schlagen,

und was das Schlagen anbetrifft, so hat sich's seit einem Jahre gezeigt, was wir von Euch zu erwarten haben. Eure Truppen sind weichliche Menschen und laufen davon, Eure Officiere spielen die großen Herren, welche sich untereinander zanken und nur darin einig sind, daß sie Eurer Cardinalsregierung in Paris nicht gehorchen und nicht nützen wollen. Wir müssen die Schlachten schlagen, wir müssen Euch immerfort schützen und retten, nicht ein Trainknecht von Euch wäre übrig geblieben von Mainz bis Saarbrück, wenn wir nicht Tag und Nacht gefochten hätten, wie die Bären. Das muß ein Ende nehmen. Zahlt, schafft Quartiere, schafft Lebensmittel, stellt ordentliche Kriegsleute neben uns, oder wir schaffen uns selbst, was wir brauchen, und dann seht zu, was aus Euch wird. Jetzt zieht Eure Truppen hinweg, der Ort wird geplündert, wenn Ihr nicht binnen einer Stunde unsere rückständige Löhnung baar erlegt.

„Das ist ja —!“ stöhnte oben im Wirthshauszimmer Medardo. — Rudolph von Mitzlau — scheint mir — denn er wäre sehr verändert! sagte leise und trocken Norbert.

Cardinal Lavalette hatte unten eine Erwiderung begonnen auf die Rede des Officiers und namentlich gegen die Plünderung protestirt, welche einer zu Frankreich gehörigen Stadt widerfahren solle. Aber das Wort „pillage“ hatte unterdessen die Runde gemacht, und es zeigte sich, daß sämmtliche Weimaraner diesen französischen Ausdruck verstanden. Sie drückten ihre Zustimmung aus unter betäubendem Lärmen, und wurden durch den Zufall wesentlich unterstützt. Der Zufall brachte es nämlich mit sich, daß die zunächst in Frouard ankommende Heeresabtheilung weimarische Fußtruppen waren. In ihrem durchnäßten Zustande hatten sie große Eile, unter Dach und Fach zu kommen und marschirten im Sturmschritte in das Städtchen. Die ohnehin eingeengten Franzosen konnten dies für einen zusammenhängenden Angriff nehmen und nahmen es wol auch dafür. Mit einem Worte: sie wichen, und wichen, den Feldherrn und ihre Seigneurs im Gedränge mit fort nöthigend, Schritt

für Schritt nach der entgegengesetzten Seite des Städtchens, und nach Verlauf einer Viertelstunde war kein Franzose mehr in Frouard, und das Städtchen war in unbestrittenem Besitze der Weimaraner. Mit den Fußtruppen waren einige Wagen angekommen. Sie hielten in der Mitte des Marktplatzes und wurden abgedeckt und abgeräumt. Rudolph von Mitzlau — denn er war wirklich jener rothbärtige Officier — sprang auf einen der Wagen, und auf den andern nahmen ebenfalls Officiere Platz. Auf ihren Wink erfolgte ein eigenthümliches Signal mit Trompete und Trommel, das Plünderungssignal, und die Weimaraner drangen nun wie zu einem regelmäßigen Geschäfte in alle Häuser. Bis der Trompeter abblies, der Trommler abtrommelte, hatten sie das Recht, Alles an sich zu nehmen, was sie auffinden und ergreifen konnten. Sie hatten darin eine Uebung, wie im Waffenhandwerke. Alle Schränke und Schubladen, an denen die Schlüssel fehlten, wurden aufgesprengt und ihres Inhaltes entledigt; Keller und Boden wurden sorgfältig abgesucht und besonders hinter den Schornsteinen kein Winkel unbeachtet gelassen, ja die Schornsteine selbst wurden mit Stangen untersucht. Innerhalb eines Viertelstündchens, rühmten sie sich, ein Haus von mäßigem Umfange gründlich ausgeweidet zu haben. Bei einer formellen Plünderung wie heute wurde alles geraubte Gut auf den Beuteplatz getragen, damit es dort durch die Officiere regelmäßig vertheilt würde. Es fehlte nie an Anklagen, daß Geld und kleinere Werthgegenstände von Dem und Jenem unterschlagen und in tiefe Taschen geschoben wären, aber das konnte bei so summarischem Verfahren nicht vermieden werden, und auf Gezänk und beiläufige Schlägerei wurde nicht sonderlich geachtet. Die abgedeckten Wagen waren hier der Beuteplatz, und unter dem Wehgeschrei der armen Einwohner, welche an den Fenstern und vor ihren Thüren erschienen, wurde abgeblasen und abgetrommelt und die Vertheilung begann. Der Regen hatte ganz nachgelassen, aber kalt war der Abend geworden. Selbst die untergehende Sonne, welche am Horizonte die Wolken

durchbrach, war nicht mehr im Stande, die eisige Atmosphäre zu erwärmen. Sie vergoldete aber die Ankunft neuer Kriegsleute, welche nach dem dicht angefüllten Marktplatze ritten — die Soldaten traten überall zur Seite, der tosende Lärm um die Beutewagen verstummte mit einem Male — eine breite Gasse öffnete sich für die Reiter, jeder Soldat machte schweigend ein grüßendes Zeichen.

Der vorderste Reiter auf einem starken und doch schlanken Rosse von kohlschwarzer Farbe, welcher in langsamem Schritte daher geritten kam, brachte diese Wirkung hervor. Die Sonne beschien ihn von rückwärts und zeichnete scharf seine Umrisse in goldenem Rahmen. Das Gesicht stand im Schatten. Es war länglich und von tiefem Ernste. Dunkle Augen sahen fest auf die Kriegsleute, auf die Beutewagen. Das lange Haar hing schlaff und glatt bis an den Hals herab. Es war braun und vom Regenwasser naß, so wie der Stutz- und Knebelbart. Auch die Hutkrempe war vom Regen niedergebogen und der Spitzenkragen klebte zusammengekrümmt und schmutzig auf dem Eisenpanzer, welcher Brust und Arme bedeckte. Unweit der Beutewagen hielt er still. Es war der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Von der ihn begleitenden Suite ritt ein höherer Officier zu ihm heran und sprach leise einige Worte zu ihm. Dies war ein Franzose Namens Guébriant, welchen Lavalette dem Herzoge entgegengeschickt hatte mit heftiger Anklage gegen die weimarischen Truppen. Herzog Bernhard hörte die Worte Guébriant's ruhig an, ohne ein Wort zu erwidern. Dann wendete er sich zu den Officieren, welche noch auf den Wagen standen, und sprach mit tiefer, wohlklingender Stimme:

„Wer hat Euch die Erlaubniß gegeben zur Plünderung?“ — Die Nothwendigkeit, fürstliche Gnaden — antwortete Rudolph von Mitzlau — wir müssen leben, und man giebt uns nicht was wir brauchen und was uns zusteht. Und dies ist nur das Allernothwendigste! Unsere Capitulation besagt ja viel mehr. Welch eine Aussicht aber haben wir dafür? Die trostloseste. Unsere

Capitulation, die wir als Truppenführer abgeschlossen, besagt, daß im einstigen Frieden unsere heimatlichen Ansprüche gewahrt und befriedigt sein sollen, damit wir einst wieder eintreten können in unsere rechtlichen Besitzstände daheim. Besonders wir, die wir aus den kaiserlichen Ländern stammen. Wie steht es damit? Entsetzlich. Drinnen im Reiche haben sie zu Prag einen Frieden abgeschlossen, und da wir nicht dazu gehören, nehmen Andere Platz in unseren heimatlichen Besitzstellen. Mit jedem Tage mehr werden wir Geächtete, die keinen Fuß breit heimischen Bodens mehr zu erwarten haben. Nun sind Eure fürstliche Gnaden, wie uns mitgetheilt worden, zwar mit dem Könige von Frankreich übereingekommen, daß unsere Rechte in einem künftigen Frieden ausdrücklich ausbedungen werden sollen, aber Alles was wir erleben seit dem Bündnisse von Frankreich, widerspricht diesem Uebereinkommen. Frankreich leistet nichts der Rede Werthes für den Krieg und geräth nun obenein in einen Krieg mit Spanien. Wo soll das hinaus mit uns? Was ist da für ein Ende abzusehen?!

Einige dreißig Officiere schrieen jetzt im Chor von allen Seiten: „So ist's! So ist's! Mitzlau sagt die Wahrheit!" — Er sagt die Wahrheit; so spreche auch ich, antwortete Herzog Bernhard in ruhigem Tone. — Ein allgemeiner Zuruf brauste über den Platz. Einer rief es dem Andern zu: der Herzog erkläre sich für die Sache seiner Truppen und gegen die Franzosen, und der Zuruf sammelte und ordnete sich zu einem donnernden Hoch auf den populären Feldherrn.

Als dieser mit der Hand winkte, schwieg Alles, und mit lauter Stimme fuhr er fort: „Habt Geduld, Kriegsgefährten; denn wir sind in schwieriger Lage und können nur mit Geduld und Tapferkeit zum Ziele kommen. Wir sind der Kern der streitenden evangelischen Sache im deutschen Reiche. Schalen sind abgefallen nach allen Seiten. Zeigen wir, daß wir ein fester Kern sind. Zeigen wir's in zwiefacher Richtung. Zunächst in Sachen unseres Glaubens. Wir sind und fechten in katholischem

Lande und mit katholischen Bundesgenossen. Das soll und darf uns nicht verhindern, unserer evangelischen Lehre treu zu bleiben, sie offen und standhaft zu bekennen. Schaart Euch fromm um unsere geistlichen Hirten, habt Gott vor Augen und im Herzen, wie es das Evangelium vorschreibt. Wenn Gott für uns ist, wer kann gegen uns bestehen?! Seid mild und schonend gegen die Katholiken, ohne Eures Herzens Glauben zu verleugnen. Wir sind in diesem Punkte hier Gäste und müssen den Frieden wahren. Alsdann aber trachten wir mit allen Leibeskräften nach dem Ziele unseres Krieges. Das heißt den Feind zu schlagen in diesen Grenzländern, ihn zurückzuwerfen bis an und über den Rhein. Dort werden wir wieder inmitten unserer evangelischen Landsleute sein, die unser harren, besonders in Würtemberg und am Main, und dort werden wir mit Gottes Hilfe einen Frieden erzwingen, der all' unsern Forderungen gerecht wird, auch den Forderungen unserer Officiere, denen der Wiedereintritt in ihre früheren Rechte und Besitzungen gesichert werden soll. — Damit nun aber hier in diesen Ländern Mittel und Wege so geordnet werden, wie wir selbige brauchen, damit Löhnung und Unterhalt regelmäßig geleistet werden, gehe ich morgen schon nach Paris." Ein allgemeines Ah! flog über den Platz. „Nach Paris, um selbst mit dem Könige von Frankreich zu sprechen, und unser Bündniß auf festen Fuß, auf klare Bedingungen zu stellen. Haltet Euch besonnen und tapfer in meiner Abwesenheit. Sie wird nicht lange dauern. Und wenn ich wiederkehre, soll es mit Gott und neuen Kräften vorwärts gehen nach Sonnenaufgang hinüber gegen die Widersacher unseres Glaubens, gegen die Widersacher eines freien deutschen Reichs. Der Herr behüte Euch bis dahin, und segne Eure Waffen!"

Er wendete sein Roß und ritt unter donnerndem Hochrufen aller Krieger langsam auf das Wirthshaus zu, nach welchem ein Reiter aus seiner Suite hindeutete. Zu gleicher Zeit kamen mehrere Kutschen an und hielten vor dem Wirthshause, welches zum Hauptquartier des Feldherrn bestimmt schien. Norbert und

Medardo erkannten als aufmerksame Zuschauer diese Absicht vollständig und sahen einander fragenden Blickes an. Medardo ängstlichen Blickes. Die Anwesenheit des unversöhnlichen Feindes Conrad, und auch die Mitzlau's, welcher ja Norbert als Jesuiten aus Wien kannte, war eine Gefahr. Es war ja ein streng protestantisches Heer, inmitten dessen sie sich plötzlich befanden. Zunächst war alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß man sie nöthigen würde, dies Zimmer zu räumen und bei einbrechender Nacht das Weite zu suchen; denn das Hauptquartier eines Feldherrn werde jeden Winkel des Hauses in Beschlag nehmen. Ihre fragenden Blicke wendeten sich nun auf den Doctor. Sie sahen mit Erstaunen, daß er sich um die Vorgänge gar nicht gekümmert, sondern sich an einem großen Tische niedergelassen hatte und mit Sortirung von Pflanzen beschäftigt war. Sein Diener, welcher den Mantelsack herauf gebracht, stand neben ihm und reichte Büschel auf Büschel aus diesem Mantelsacke. Doctor Blandini war seinem innersten Zeichen nach Naturforscher. Was ihm auch begegnen mochte, es berührte ihn nur oberflächlich, und er kehrte immer sogleich zu seiner Herzensangelegenheit zurück, zu seinen Studien, zu seinen Versuchen. Norbert hatte ihn überzeugt, daß es Ernst, daß es beschlossene Sache sei mit der Anbringung an den berühmten Feldherrn, den Herzog von Weimar. Das Gefährliche der Aufgabe hatte ihn erschreckt, denn er wußte ganz genau, daß sie bis zum Aeußersten gehen könnte. Wenn der Tod dieses berühmten Feldherrn den Auftraggebern nothwendig erschien, dann wurde dem Doctor Blandini einfach angezeigt, daß dieser Tod herbeizuführen wäre. Langsam oder schnell, je nach Bedürfniß. Gewissensscrupel hatte in solchem Falle Blandini gar nicht. Seine auftraggebende Herrschaft war eine eminente geistliche Behörde. Sie trug, meinte er, die höhere Verantwortung, nicht er, der Diener. Religiöse Streitigkeiten gab es für ihn gar nicht. Er hielt sie für müßig, und sie interessirten ihn nicht. Er war unbedenklicher Unterthan seiner Kirche. Nicht gerade aus Ueberzeugung, er beschäftigte sich eben nicht mit Fragen und

Sorgen, welche eine Ueberzeugung suchen — nein, er war seiner Kirche ganz unterthänig, weil ihm dies bequem war. Dieser ganze Bereich des denkenden Menschen ließ ihn gleichgiltig, und diese Gleichgiltigkeit war ihm ein Lebensprincip geworden. Wozu — hatte er von Jugend auf raisonnirt — wozu sich mit Dingen befassen, für welche der Mensch doch keine volle Lösung finden kann, welche aber zu den ärgsten Mißhelligkeiten führen, weil die brutale Gewalt da überall eingreift, heiße sie Gewalt der Kirche oder des Staates. Das Feld der Naturforschung daneben ist neutral, ganz neutral, und wenn man's nach ärztlicher Richtung ausbeutet, so ist es obenein sehr lohnend. Das war ihm nicht ohne Wichtigkeit, denn er hatte Anlage zum Geiz, er hatte wenigstens eine starke Neigung für Besitz und Eigenthum. In der italienischen Heimath lebte ihm eine alte Mutter, welcher er jedes Jahr eine Freude machte. Sie schätzte die Tüchtigkeit ihres Sohnes nach der Größe seines Gelderwerbes. Jedes Jahr sandte oder brachte er ihr eine Summe; für diese Summe kaufte sie Landbesitz, und auf diesen immer größer werdenden Landbesitz wollte sich Blandini in älteren Tagen zurückziehen.

Es war also ganz natürlich, daß er jetzt sorglos bei seinen Pflanzen saß. Auf Reisen pflegte er abzupflücken, was er Ungewöhnliches am Wege wachsen sah. In einem Walde an der Maas hatte er besonders schöne Exemplare der Belladonna im Vorüberreiten gesehen, sein Diener hatte sie pflücken müssen. Diese betrachtete er jetzt und verglich sie — denn sie waren jetzt im Frühjahre noch unentwickelt — mit getrockneten, reif gewordenen Exemplaren der Tollkirsche, welche der Diener aus einem Kästchen reichen mußte. Da wurde die Thür heftig aufgerissen und Leute traten ein mit Gepäck. Hinter ihnen der Gastwirth und ein graulockiger kleiner Herr. Der Gastwirth rief Norbert zu: das Zimmer müsse sogleich geräumt werden; Altesse, der große General von Sachsen habe das ganze Hotel in possession genommen. — Das wurde barsch in einem Patois gesprochen, welches seine Worte aus verschiedenen Sprachen zusammen-

getragen hatte; denn die französische Sprache war damals in den Bisthümern noch nicht vollständig durchgedrungen. Norbert verstand trotzdem den Sinn ganz gut, hielt es aber für diplomatisch, ihn nicht ganz verstanden zu haben und sich um Erklärung an den graulockigen kleinen Herrn zu wenden, welcher gutmüthig aussah, obwol er mit seinen hervorquellenden Augen ein wenig schielte. Es war dies ein geschickter diplomatischer Zug Norberts. Dem etwas schielenden kleinen Herrn schien es schwer zu werden, die brutale Ausquartierung des Wirthes in gutem Deutsch zu wiederholen. Norbert hatte deutsch gesprochen, um sich dem kleinen Herrn zu empfehlen. Ein gutmüthiger Mensch wiederholt nicht gern eine Grobheit, und der kleine Herr umging denn auch die Antwort mit der leutseligen Frage: ob die Herren Deutsche wären?

„Euch zu dienen", entgegnete Norbert im höflichsten Tone, „deutsche Gelehrte, welche die Wälder und Berge Europas bereisen, um zu botanisiren, will sagen, um seltene medicinische Pflanzen aufzusuchen. Carl, gieb doch Acht und steh' auf. Entschuldigt, Herr, meinen Freund, er ist dergestalt über eine Pflanze aus dem Ardennerwalde vertieft und — ich habe nicht die ganze Wahrheit gesagt: ich nur bin ein ganzer Deutscher, mein Freund ist ein angebildeter, ein naturalisirter, er stammt aus Italien und ist der berühmte Arzt Carlo Blandini, welcher im letzten Lebensjahre Waldstein's dessen Leibarzt gewesen." — Ah?! rief der kleine Herr, welcher Rehlingen hieß, und seine großen Augen quollen hastig zu dem aufstehenden Blandini hinüber und auf den mit Pflanzen bedeckten Tisch. Herr Rehlingen schien neugierig zu sein oder wißbegierig. Aus dem Ardennerwalde? Und beim Waldstein? wiederholte er nicht ohne Behagen. — „Ja, Herr", fuhr Norbert fort, „und es ist recht hart für friedliche Leute unseres Schlages, welche für das Wohl der Menschheit beschäftigt sind, wenn sie mitten in ihrer mühseligen Arbeit gestört und aufs unwirthliche Feld hinaus geworfen werden zu kalter Nachtzeit —" — Freilich! klagte Rehlingen theilnehmend. —

„Denn der ganze Ort ist angefüllt mit Truppen, die Platz und Ruhe brauchen; es wird kein Winkel übrig bleiben, wohin wir unser Haupt legen könnten.“ — Richtig! richtig! — „Und gerade jetzt! Eine frisch gebrochene Pflanze sollte in ihrem Safte mit einer alten, abgelegenen verglichen werden. Morgen schon ist dieser Saft nicht mehr frisch und die Vergleichung ergiebt ein unsicheres Resultat. Das medicinische Mittel, welches in Rede steht, kann nicht festgestellt werden, und doch wäre es heutigen Tages so wichtig und nöthig.“ — Was für ein Mittel? — „Gegen die Lagerpest, welche in unsern Kriegszeiten so oft grausam wüthet. Junge Giftpflanzen — da liegen sie! — deren Saft noch nicht aus voller Reife der Pflanze stammt, erweisen sich als Gegengift verschiedener Pestarten, und gerade über dies Mittel hofften wir heute einen Abschluß zu gewinnen.“ — Das sollt Ihr, das sollt Ihr, meine gelehrten Herren, rief Rehlingen, warum denn nicht?! Das Zimmer ist groß, wir haben zusammen Platz. Ich schreibe heut' Abend doch nicht, denn morgen sind wir bei Zeiten in Toul, und da giebt's einen halben Rasttag. Sorgt für drei Lagerstätten, Wirth, in dieser Stube. Eine für mich, zwei für die Herren! Ohne Umstände! Macht fort!

Und nun wendete er sich mit allen möglichen Fragen eines wißbegierigen alten Herrn an Blandini und Norbert und verschlang mit offenem Munde die medicinische Weisheit Blandini's, welcher ruhig und sachgemäß auf Norbert's Einleitung einging. Er fühlte in der Geschwindigkeit und recht arglos Herrn Rehlingen selbst an den Puls, sagte ihm ruhig, daß er sanguinischen Temperamentes sei mit leichter Verrichtung der täglich nöthigen Lebensbedingungen und daß ihm ein gesundes, behagliches Alter bevorstehe. Rehlingen war dabei keineswegs ein Schwachkopf. Im Gegentheil! Er war von lebhaften Geisteskräften. Gerade dadurch hatte er sich dem Herzoge Bernhard empfohlen. Er hatte eine Flugschrift herausgegeben über den Prager Frieden, gegen den Prager Frieden, um es richtiger zu sagen, welche großes Aufsehen gemacht und die Halbheiten und

Inconsequenzen dieses Friedens scharfsinnig aufgedeckt hatte. Die schlimmen Folgen eines solchen faulen Friedens entwickelnd, hatte er dem Herzoge Bernhard aus der Seele gesprochen, und dieser hatte ihn vor Kurzem zu sich berufen und zu seinem Kanzler gemacht. Je zweideutiger des Herzogs Stellung wurde durch das Bündniß mit Frankreich, desto mehr bedurfte er öffentlicher Rechtfertigung, und eine gute Feder war ihm höchst willkommen für alle die Staatsschriften, die abzufassen waren in so verworren erscheinender Lage. Hans Ulrich Rehlingen von Leder war der volle Name dieses alten Juristen, welcher dem jungen Herzoge mit Leib und Seele ergeben war.

Gerade diese Liebe verleitete ihn zu dem Unglückseligsten, was er beginnen konnte mit seiner neuen Bekanntschaft. In den Nachfragen über Waldstein's körperliche Beschaffenheit, welche ihn aus dem Munde des Waldstein'schen Leibarztes höchlich interessirte, unterbrach er sich plötzlich mit den Worten: Signor Blandini, Ihr müßt auch unsern Herzog kennen lernen. Die Gelegenheit ist zu günstig. Er mag nichts von Aerzten wissen; er ist eben einunddreißig Jahre alt und gesund wie ein junger Bär, da kümmert man sich nicht um Aerzte. Erst wenn das Leben sich abwärts neigt, da wird man aufmerksam auf die Symptome der Gebrechen, welche in die Grube führen. Aber wir klagen Alle über des Herzogs Unbedacht. Er setzt sich Allem aus, er verspottet jede Schonung, und heut' hat er sich wirklich was zugezogen. Heut' gerade! Das ist wie ein Fingerzeig, Euch an ihn zu bringen, Herr Doctor. Der Wolkenbruch hat ihn bis auf die Knochen durchgeweicht, und dann hat er bei eisiger Abendkälte eine halbe Stunde lang hier unten auf dem Platze still gehalten. Er hielt noch, als ich in meinem Wagen ankam. Da hat er sich denn durch und durch erkältet. Als er vom Pferde gestiegen war, schüttelte ihn ein plötzlicher Ausbruch des Frostes so, daß ihm alle Gliedmaßen des Körpers zitterten und flogen und die Zähne klapperten. Trotzdem war er nicht ins Bett zu bringen. Er verrichtet wie jeden Abend all' seine hundert

Geschäfte: der Generalstab wird instruirt für morgen, der Generalquartiermeister, der Generalwagenmeister, der Generalproviantmeister kriegt seine Weisungen, der Hofprediger spricht sein Gebet, und dann geht's noch an's Lesen all' der Eingänge aus Schweden, aus Niedersachsen, aus Hessen, aus Heilbronn, aus Würtemberg, aus Paris, und endlich komm' ich noch an die Reihe mit allen Aufträgen für diese Eingänge. Wie stark er ist, ich werd' ihn erschöpft und elend finden — denn er ist ja doch ein Mensch — und da wird der Herr Doctor am Platze sein, und wir werden ihm irgend was aufnöthigen, damit er morgen Früh hergestellt erwacht.

„Nichts leichter als das!“ sagte Blandini und ging nach dem Mantelsack. Aus diesem nahm er eine Handvoll Pflanzen und gab sie seinem Diener mit dem Auftrage, sie unten in der Küche sogleich zu kochen, wie er schon hundertmal gethan.

Rehlingen ging selbst mit dem Diener auf den Vorsaal hinaus, um von den Leuten des Herzogs Jemand mit hinab zu senden, welcher in der Küche Raum und Hilfsmittel anzubefehlen habe. Norbert, Blandini und Medardo waren eine kurze Zeit allein. Die beiden Ersten winkten einander mit den Augen zu, und dann wendete sich Norbert an Medardo. Er sollte recognosciren, ob Mitzlau und der Bart-Conrad im Hause wären. Medardo machte eine schmerzliche Grimasse; aber er konnte nicht leugnen, daß dies Geschäft rathsam wäre. Der Bart-Conrad kannte aus dem Zirndorfer Lager den Doctor Blandini und wußte, unter welchem Verdachte Blandini dort ausgerissen war. Wenn davon etwas an den Herzog kam, so war die Bekanntschaft garstig eingeleitet. Medardo verband sich sein Gesicht mit einem Tuche, als ob er am heftigsten Zahnweh litte, und schlich mit schwerem Herzen hinaus. Er fand sogleich Ursache, seine Vorsicht zu loben. Der Vorsaal im ersten Stockwerke des Wirthshauses erwies sich, obwol er sich ziemlich lang und breit um die Stiege hinzog, doch kaum geräumig genug für den Zudrang zu einem Feldherrn, welcher Alles selbst anzuordnen schien. Das Kommen

und Gehen der höheren Officiere und Commissarien war sehr zahlreich und wurde fast Gedränge, da auch die aus dem Zimmer des Feldherrn herauskommenden außen stehen blieben und Gespräche anknüpften. Medardo sah sich sofort eingeengt von Gruppen. Er wollte nach der Stiege hin steuern. Denn seine Hauptsorge war Conrad, und er setzte voraus, daß dieser unten im Erdgeschoße sein werde, wenn er überhaupt im Hause wäre. Als er sich aber bis zur Stiege durchgeschlängelt hatte, kam Mitzlau im Gespräche mit einem breitschulterigen Manne die Stiege herauf. Medardo wollte eiligst zurück; er konnte aber nicht, wenn er nicht durch heftiges Drängen Aufmerksamkeit erwecken wollte. Gerade um den Stiegenanfang hatten sich eben mehrere Gruppen zusammengedrängt. Er machte sich so schmal als möglich, um an der Mauerseite den Heraufkommenden auszuweichen, weiter konnte er nicht, und Mitzlau stand bald neben ihm. Die Beleuchtung war glücklicherweise gering: einige Talglichter an den Wänden bewirkten sie nothdürftig, und Medardo hüllte sein Antlitz so tief als möglich ins Tuch.

„Ihr kommt durch das Elsaß?" fragte Mitzlau seinen Begleiter und blieb auf der letzten Stufe stehen, um abzuwarten bis oben Platz würde. — Ja, Herr, erwiderte der Breitschulterige, durch Elsaß und Lothringen, denn ich mußte weit nach rechts ausbiegen, um die kaiserlichen Truppen unter Gallas zu vermeiden. Ich kann dem Herzoge ziemliche Auskunft geben über den Stand des Feindes. — „Ich will Euch melden, sobald das Abendgebet vorüber ist. Erlach ist Euer Name?" — Erlach aus der Schweiz.

Da hörte plötzlich das geräuschvolle Summen auf, Jedermann nahm seinen Hut ab, es wurde ganz still — die Thür zum Herzoge hatte sich geöffnet, der Geistliche war auf der Schwelle sichtbar geworden. Er begann das Gebet, welches gleichzeitig im Zimmer des Herzogs und auf dem ganzen Vorsaale vernommen wurde. Beim Abnehmen des Hutes hatte Mitzlau den Kopf Medardos gestreift und ihm das verhüllende

Tuch ein wenig zur Seite gestreift. Dies Hinderniß bemerkend, wendete er sich gegen Medardo und sah ihm in das zur Hälfte bloßgelegte Antlitz. Das Gesicht fiel ihm auf; er war über Jahresfrist beim Heere des Herzogs, er kannte Jedermann in dessen Nähe — wer ist der eingemummte Patron? schien er zu denken. Medardo war recht unbequem zu Muthe während dieses ketzerischen Gebetes, welches wol fünf Minuten dauerte. Es endigte mit dem Segensspruche: „Der Herr behüte und bewahre Euch!" und bei diesem Spruche senkten Alle die Häupter. Das verleitete den Medardo zu dem Mißgriffe, sich bekreuzigen zu wollen, um sich der allgemeinen Frömmigkeit anzuschließen. Auf halbem Wege besann er sich wol, daß dies katholische Zeichen hier nicht am Orte sei, und führte es nicht ganz aus. Mitzlau aber, in seiner Jugend selbst Katholik, hatte wohl diesen halben Weg erkannt und redete ihn scharf an, als der Gottesdienst vorüber war, mit der Frage: wer er sei?! Der Schluß des Gottesdienstes war jedoch auch das Signal für die Menge, den Platz zu räumen. Man drängte sich plötzlich allgemein die Stiege hinab, und Medardo ließ sich äußerst nachgiebig mitdrängen. So kam er glücklich unten an, während Mitzlau seines „Erlach" wegen oben geblieben war, um den Fremden beim Herzoge einzuführen.

Unten war das Gedränge noch größer. Hier herrschte der Corporal, der Quartiermeister, später Fourier genannt, der Profoß, der Freireiter. Letztere waren Begleiter, welche sich die Officiere hielten zu ihrer Bequemlichkeit. Veteranen aller Gattungen strömten ab und zu, da das Hauptquartier zufällig in ein Wirthshaus gerathen war und neben der Quartiermeisterstube die große Wirthsstube freigegeben war für den Wirthshausverkehr. Herzog Bernhard war darin weit abweichend vom Waldstein'schen Wesen: er sonderte sich nicht ab von seinen Truppen, er theilte im Felde Lager und Beschwerde mit ihnen, er war eben so sehr Soldat wie Feldherr, und deshalb wurde der ganze Verkehr ein populärer und vertraulicher. Demgemäß ging es auch unter ihm in der Wirthsstube laut und zwanglos her —

ein voller Gesang schallte Medardo entgegen, ein Männergesang von wild sonorer Art. Medardo selbst war von der Wucht desselben betroffen, und sein Schicksal wollte, daß er ihn Wort für Wort anhören mußte. Er hatte sich nämlich nahe an die Thür der großen Wirthsstube drängen lassen, um diese zu überschauen, ob Conrad anwesend wäre — da erhielt er einen heftigen Stoß in die Seite und sah sich in den Winkel der außen an einen Futterkasten angelehnten Stubenthür gequetscht. Derjenige aber, welcher ihm den Stoß versetzt hatte, war Niemand anders als der Bart-Conrad selbst. Es war Bestimmung! Denn Conrad hatte ihn noch gar nicht gesehen oder erkannt. Er kam eben an und drängte zur Stubenthür, und das kleine Wesen in seinem Wege wurde bei Seite geschoben. Conrad schrie mit Löwenstimme in die Stube hinein: Vivat Companeia! Daran entdeckte Medardo zu vollständigem Schrecken, wer ihm den Stoß in die Leber versetzt, wer Körper an Körper neben ihm war. —

Ein jubelnder Zuruf aus der Stube heraus begrüßte Conrad. Er war offenbar eine sehr beliebte Figur, und „der Bart ist da, der Bauernkönig! Von vorn anfangen! Er singt vor!“ schrieen Alle. Conrad nahm seine kleine Thonpfeife aus dem Munde und stieß einen Juchzer aus, wie man ihn auf den Alpen hört, hinzusetzend: „Er singt vor, die Litanei!“ Dabei that er zur Herzstärkung Medardos einen weiteren Schritt bis auf die Schwelle des Stubeneingangs und Medardo konnte die angelehnte Thür so weit nach vorwärts bewegen, daß er durch den geöffneten Spalt schlüpfen und sich zwischen Futterkasten und Thür in einem Raume einklemmen konnte, welcher ungefähr zureichte für seine schmale Gestalt. Sogar Aussicht hatte er durch die Spalte an den Angeln der Thür, und er überblickte die dampfende Stube. Dampfend von den nassen Kleidern, die in der Wärme ihre Dünste lösten, und von den Thonpfeifen, welche dicken Tabaksrauch qualmten. Denn von den Spaniern war der Gebrauch des Tabaks seit einiger Zeit ins deutsche Heer übergegangen.

Die Litanei! die Litanei! schrie man inner- und außerhalb der Stube. Conrad war eine Art Vorsänger, und wie kurz vorher oben der evangelische Geistliche zwischen Zimmer und Vorsaal seine Rede gehalten, so trieb es jetzt unten, gleichsam parodirend, Conrad mit seinem Gesange. Zunächst nach dem Juchzer entwickelte er eine pantomimische Einleitung, welche ersichtlich die Geberden eines katholischen Geistlichen nachahmen sollte in fratzenhafter Uebertreibung. Er reichte unter tiefer Verbeugung seinen dampfenden Pfeifenstummel einem herzutretenden kleinen Marketender, welcher den Stummel in der Luft umherschwang. Dann strich er mit beiden Händen über Haupt und Gesicht und den wirklich bis auf den Magen hinab reichenden schwarzen Bart, verbeugte sich links, verbeugte sich rechts, und stimmte mit greller Fistelstimme eine plärrende Melodie an in lateinisch klingenden, unsinnigen Worten.

Bravo, Pfäfflein! bravo Pfäfflein! rief man von allen Seiten. Conrad aber richtete sich plötzlich in voller Länge auf, stieß einen thierisch grunzenden Ton aus, schnalzte mit der Zunge und intonirte in sonoren Baßtönen folgendes Lied:

„Das heil'ge römisch-deutsche Reich
Das schmachtet im Gebären.
So was gebiert sich nicht sogleich,
Wird noch 'ne Weile währen.
Warum? Warum?"

Innerhalb und außerhalb der Wirthsstube fiel unisono der Chor ein:

„Darum! Darum!"

Und Conrad fuhr fort, ganz wie ein Volkssänger jedes Wort wie mit Fett bestrichen heraushebend:

„Der Kleine will groß, der Große soll klein,
Das Glück und Recht soll allgemein,
Der Glaube schlicht, die Kirche rein,
Gott selbst soll Papst und Kaiser sein."

Da fiel der Chor ein:

„Oho! Hoho!"

Und Conrad antwortet, energisch singend:

„Wir wollen's so,
Bernhardi Weimarani!"

In brausender Einstimmigkeit wiederholte der Chor:

„Wir wollen's so!
Bernhardi Weimarani!"

Conrad fuhr fort:

„Der Schwed' ist hin, der Wallenstein
Der hat sich arg betrogen;
Die kaiserlichen Ritterlein
Sind allesammt verlogen.
Warum? Warum?"

Der Chor:

„Darum! Darum!"

Conrad:

„Des Pfaffen sein Kleid und Gewissen ist bunt,
Wie Treu' und Lug in seinem Mund,
Und römisch Gift liegt stets zum Grund,
Es beißt halt jeder Hund."

Der Chor:

„Oho! Hoho!"

Conrad:

„Wir wissen's so!
Bernhardi Weimarani!"

Der Chor:

„Wir wissen's so!
Bernhardi Weimarani!"

Conrad fuhr fort:

„Achill von Weimar lebet noch,
Man nennt uns Myrmidonen;
Das heißt: wir sind die Herren doch
Von Frau Europas Thronen.
Warum? Warum?"

Der Chor:

„Darum! Darum!"

Conrad:

„Der Kaiser kriegt Schläg', der Franzos giebt Geld,
Das Reich ist in den Winkel gestellt,
Der Junge erbt die alte Welt,
Der jüngste Mann ist unser Held."

Der Chor:

„Oho! Hoho!"

Conrad:

„Wir schaffen's so!
Bernhardi Weimarani!"

Der Chor:

„Wir schaffen's so!
Bernhardi Weimarani!"

Ein gellender Juchzer Conrads verkündete, daß der Reitergesang zu Ende sei, und brüllender Jubel lärmte aus allen Kehlen. In diesem Augenblicke fühlte sich Medardo hinten am Kragen gefaßt. Entsetzt wendete er sich um nach dem Futterkasten. Blandini's Diener stand zusammengequetscht am Futterkasten und hielt seinen rauchenden Topf in die Höhe, welchen er mit der gekochten Medicin aus der Küche brachte. Er bat Medardo, vor ihm her zu gehen, damit er freie Bahn gewinne, denn er komme nicht durch mit seiner heißen Brühe. Er verschütte unaufhörlich, verbrühe sich und Andere, und erhalte links und rechts Maulschellen. Medardo schöpfte tief Athem, da er gleichzeitig inne wurde: Conrad sei in die Wirthsstube hineingetreten. Die Masse folgte Conrad, und als sie dünner wurde, drückte Medardo die Thür vorsichtig so weit auf, daß er herausschlüpfen und nach der Stiege eilen konnte. „Langsam, langsam!" rief Blandini's Diener, „ich verschütte sonst!" Medardo hatte andere Sorge als die Schonung der medicinischen Flüssigkeit: er schob wie ein Wiesel die Treppe hinauf, hielt vor der letzten Stufe nur einen Augenblick an, um den Vorsaal zu überblicken des Herrn von Mitzlau wegen, und da er diesen richtig noch neben dem breitschulterigen „Erlach" an der Thür des Herzogs

stehen sah, glücklicherweise aber den Rücken gegen die Stiege zu, so schob er, sich fast bis zur Erde beugend, rechts hinüber ins Zimmer seines Herrn. Schlotternd vor Angst berichtete er hier — Norbert und Blandini waren noch allein — daß Mitzlau und Conrad leibhaftig im Hause wären und wahrscheinlich auch in demselben übernachteten. Herr von Zierotin möge um keinen Preis das Zimmer verlassen, und höchst rathsam wäre es, noch in der Nacht aufzubrechen. — Da kam Herr Rehlingen zurück; Medardo mußte schweigen.

Rehlingen von Leder war ärgerlich, und das stand ihm schnurrig genug zu dem gutmüthigen Wesen seines Naturells. Das Geleit des Dieners nach der Küche war wol gelungen und das Kochen des Tranks, aber in den Zimmern des Herzogs selbst war er auf Störungen gestoßen und auf Schwierigkeiten. Ein Kriegsmann aus der Schweiz sei vorgestellt worden und habe Zeit wie Aufmerksamkeit des Herzogs stark in Anspruch genommen. „Und als das endlich vorbei war" — fuhr er fort — „schob sich der Officier dazwischen, welcher den Schweizer eingeführt hatte, und machte eine Meldung, welche den Herzog in garstige Stimmung versetzte. Der Officier meldete, er habe vorhin draußen an der Stiege einen vermummten Mann gesehen, welcher ihm aufgefallen. Erst nach einer Weile, und nachdem sich der Vermummte unsichtbar gemacht, sei es ihm klar geworden, daß er den Patron kenne, und zwar aus Wien kenne von siebzehn Jahren her. Dort sei er ein Handlanger der Jesuiten gewesen. Das machte denn großen Rumor. Der Herzog haßt die Jesuiten zum Aeußersten. Wie kommt ein Handlanger derselben hier in die nächste Nähe des Feldherrn? Steckt Paris dahinter, oder Brüssel, oder Wien? Der Herzog gab sogleich Ordre, den Kerl zu fahen. Mitten hier unter dem Heere wird er nicht entwischen können. Es geräth eben Alles in Bewegung, oben und unten, mit der Suche, und der Herzog hörte nur mit halbem Ohre, als ich ihm von seinem Unwohlsein sprach, und von Euch, geehrter Herr Doctor. Er fuhr mich sogar ungebührlich an, obwol er

elend aussieht und noch immer vom Frost geschüttelt wird. Aber der Hoffmann, sein Leibdiener, ist ein verständiger Mensch. Er flüsterte mir zu, ich sollte den Doctor nur bringen, fürstliche Gnaden würden schon Vernunft annehmen. So bitt ich Euch denn, werther Herr Doctor, machen wir uns auf. Der Diener mag den Trank an Hoffmann einhändigen."

Das Trifolium Norbert, Blandini und Medardo war in arger Verlegenheit. Eine Hausdurchsuchung stand also bevor, und Blandini konnte dem Mitzlau begegnen. Mitzlau aber erkannte ihn wahrscheinlich, er hatte ihn damals in Wien gesehen an der Leiche des Kaisers Mathias, im Harrach'schen Hause und sonstwo! Conrads nicht zu gedenken, der ihn von Waldstein her kannte, und vielleicht jetzt bei der Hausdurchsuchung da herauf kam! Was thun? Ein wenig Zeit zur Ueberlegung wurde dadurch gewonnen, daß Blandini vorgab, er müsse den gekochten Trank erst fertig machen. Bei dieser Apothekerhanthirung steckte das Trifolium die Köpfe zusammen, und Norbert flüsterte dem Doctor zu: er müsse gehen! Er sei so viel dicker geworden, daß Mitzlau ihn gewiß nicht erkennen werde. Dann wendete sich Norbert an Rehlingen mit der Bitte: doch einen Posten aufstellen zu lassen vor diesem Zimmer, welcher das Gemach des Kanzlers vor unnützen Zudringlichkeiten sichere. Er, Norbert, fühle sich so todmüde, daß ihm ein tiefer Schlaf dringendes Bedürfniß sei —

„Gewiß, gewiß!" entgegnete Rehlingen, „und so gehen wir mit Gott!"

Rehlingen, Blandini und der Diener mit dem Tranke marschirten denn ab. Medardo wollte eiligst hinter ihnen die Thür verriegeln. Aber die Thür hatte weder Riegel noch Schlüssel. Auf dem Vorsaale rief Rehlingen wirklich eine Ordonnanz und wollte ihr den Auftrag geben, aber die Ordonnanz erwiderte: es sei Befehl, alle Zimmer zu durchsuchen.

„Schade!" sagte Rehlingen zu Blandini, „nun wird Euer Freund doch gestört werden." Es war leerer auf dem Vorsaale,

aber man hörte von unten herauf gewisse Commandoworte, welche auf eine regelmäßige Absuchung deuteten. Am Treppenabsatze stand Mitzlau und sprach in den tiefer stehenden Bart-Conrad hinein. Blandini erkannte den Letzteren sogleich und wendete sein Gesicht nach der entgegengesetzten Seite. Er hörte übrigens deutlich im Vorübergehen Conrads kräftige Aeußerung: Das ist die „rothe Feder“, straf' mich Gott, und das soll ein Hauptspaß werden! Unter dem Schrecken dieses Eindrucks trat Blandini in das Vorzimmer des Herzogs. Es waren nur noch ein paar Ordonnanzen darin, welche sich in einem Winkel niedergesetzt hatten. Rehlingen fragte nach dem Leibdiener. Die Ordonnanzen wiesen auf die Zimmerthür, welche soeben aufging. Leibdiener Hoffmann trat ihnen entgegen. Er war ein kleiner, untersetzter Mann mit großer Nase und großen, lichtblauen Augen, welche sehr fest und sicher blickten. Sie sagten Jedermann: in unserem Kopfe ist die Weisheit zu Hause.

„Immer hinein, Herr Kanzler“, rief er jetzt, „mit dem Herrn Doctor!“ — Ist fürstliche Gnaden also geneigt, den Doctor anzunehmen? fragte Rehlingen. — „Gewiß nicht. Aber man muß es versuchen. Denn er ist krank, und wenn er krank ist, beträgt er sich eben wie ein Kind, das keine Arznei nehmen will. Kommt nur tapfer mit!“

Dies sagend, ging er voraus ins Zimmer des Herzogs. Es war ein ziemlich großer Raum. In der Mitte stand ein Tisch, auf welchem Papiere lagen, in der Ecke stand ein großes Himmelbett. — Der Herzog stand eben vom Tische auf und ging nach dem Bett. Er kehrte dabei den Eintretenden den Rücken zu. Blandini sah, daß er ein Mann von schlankem Wuchse war, etwas über Mittelgröße, und daß er scharf und rasch auftrat. Leibdiener Hoffmann meldete laut: Der Herr Kanzler Rehlingen von Leder —

„Komm' her, Hoffmann, und zieh' mir die Stiefel aus; ich will mich niederlegen. Dann bring' die große wollene Decke, ich klappere immer noch vor Frost.“

Hoffmann ging schweigend hin und verrichtete das Geschäft. Dabei hatte sich der Herzog am Bette niedergesetzt und konnte die an der Thür harrenden beiden Männer sehen, wenn er aufblickte. Er blickte aber nicht auf und sagte gleichsam ins Leere: Schreibt heut' Abend noch, Rehlingen, einen Brief an Hugo Grotius nach Paris und schickt ihn durch einen Courier. Ich ritte von morgen ab recte nach Paris und wünschte ihn gleich zu sehen, nachdem ich angekommen. Den regierenden Herren möchte er auf der Stelle sagen: ich sei ein deutscher Reichsfürst aus ältestem Hause und hielte darauf, als solcher empfangen und gehalten zu werden. Er soll ausdrücklich sagen, daß ich darin empfindlich sei.

„Zu Befehl, fürstliche Gnaden." — Weiter nichts heute, Rehlingen, ich bin zerstreut — „Unwohl, fürstliche Gnaden." — Ach was! dabei blickte er auf und sah Blandini — wer ist der Fremde? — „Der berühmte Doctor Blandini", sagte Rehlingen, indem er etwas näher trat, „einst Leibarzt des Friedländers —" — Was will er bei mir? Ich tauge nichts für Aerzte; ich weiß sie nicht zu schätzen. — „Leider nicht!" brummte Hoffmann vor sich hin, während er die Stiefel bei Seite setzte und den Harnisch abschnallte, welchen der Herzog noch um Brust und Arme trug. „'s ist ja unverantwortlich, fürstliche Gnaden", setzte er hinzu, „daß Ihr nicht einmal das nasse Hemd gewechselt habt!" — Jetzt geschieht's ja, Murrkopf! Bring' ein frisches und den Schwamm! Waschen und Abreiben wird mich erwärmen — Antwort, Rehlingen, was will der Mann? — „Ich hatte ihm gesagt, daß sich fürstliche Gnaden in dem Wolkenbruche erkältet hätten und daß —" — Ihr seid ein altes — Frauenzimmer, Herr von Leder, und habt den Mann ohne Noth daher bemüht. Ich bedanke mich beim Herrn Doctor. Macht, daß der Brief an Grotius fortkommt. Gott befohlen!

Unterdeß hatte er das Wams ausgezogen, und selbst das Hemd, so daß er nackt bis an die Hüften dasaß. Es schien ihn nicht zu kümmern, daß Jemand zugegen wäre. Er nahm den

nassen Schwamm aus Hoffmann's Händen und wusch sich heftig Brust und Schultern. Dann nahm er das dargebotene Handtuch und trocknete sich eben so heftig ab, hinzusetzend: Mach's mit dem Rücken ebenso!

„Das wird wenig helfen", brummte Hoffmann, indem er's that, „Euch schüttelt ein rechtschaffenes Fieber, und von Paris ist in den nächsten Tagen keine Rede." — Dies wär' das erste Mal, daß mich ein Fieber abhielte — „'s giebt für Alles ein erstes Mal." — Potztausend, Leder, rief der vom Sessel aufstehende und das frische Hemd überwerfende Herzog, worauf wartet Ihr denn noch? — „Ich warte, fürstliche Gnaden, auf ein Wort, welches Ihr zu Euren eigenen Gunsten aussprechen sollt. Der Herr Doctor neben mir bestätigt, daß ein rechtschaffenes Fieber an Euch sichtbar sei auf zehn Schritte Entfernung und daß sich das nicht von selbst verlieren werde morgen und übermorgen —" — Sondern daß Medicin noth thue. Ich hab's ja verstanden und habe ihm und Euch gedankt. Laßt mich in Ruhe. Ich bin kein Waldstein, der Zeit seines Lebens docterte, bis die Krankheit bei ihm eingenistet war, und wundere mich, daß es dem berühmten Herrn Doctor gar so sehr um Praxis zu thun ist. Ich bin für ihn kein Patient, und damit holla!

Unter diesen Worten warf sich der Herzog, nachdem ihm Hoffmann die Unterkleider abgestreift, aufs Lager und hüllte sich fest in die wollene Decke, den Kopf nach der Wand richtend. Somit war Blandini abgewiesen und glücklicherweise die Anknüpfung vernichtet, welche den Herzog Bernhard mit Lebensgefahr bedrohte. Hoffmann zuckte die Achseln. Wie dreist er mit seinem jungen Herrn umzugehen pflegte im zuversichtlichen Gefühle seiner älteren und größeren Weisheit, er unterwarf sich knurrend, wenn die „junge Herrlichkeit" positiv auftrat. Er pflegte auch darin eine Genugthuung für sich auszufinden, er pflegte zu sagen: Ich habe eben die „junge Herrlichkeit" zu solcher Charakterstärke erzogen, er spricht jetzt wie ich sprechen würde, wenn ich in seiner Haut steckte, und — das kann mir schon recht

sein. Hoffmann's Achselzucken belehrte Rehlingen, daß nun jeder weitere Versuch hoffnungslos sei, und mit einer Pantomime des Bedauerns gegen Blandini wendete er sich zum Rückzuge. Ganz anders Blandini. Er wußte nun einmal, daß er an diesen Mann mußte. Jetzt abgewiesen, konnte er später nur aufdringlich erscheinen, besonders wenn draußen Norbert und Medardo entdeckt und als Jesuitenwerkzeuge dazu benutzt würden, ihn selber als ihren Genossen zu kennzeichnen. Für diesen wahrscheinlichen Fall mußte er alles daran setzen, unterdessen dem Herzoge näher gerückt zu sein, ihn sich bis auf einen gewissen Grad verpflichtet zu haben. Blandini besaß alle Eigenschaften eines kühlen Egoisten. Wenn er einmal im Klaren war, daß Furcht und Bequemlichkeit überwunden sein müßten, dann war er von starker Fassung und sein Verstand setzte sich dann in Bewegung wie ein Uhrwerk. Er machte also gegen Rehlingen eine abwehrende Bewegung und begann zu sprechen. Langsam und ausdrucksvoll, als ob er vor Gericht stände, aber höflich wie ein Mann, der seine Stimme zum ersten Male erhebt gegenüber einer unverdienten Beleidigung.

„Ich bitte um Nachsicht, fürstliche Gnaden", sprach er, „daß ich Euren Unwillen erregt. Ich bin hierher geführt worden, ich bin nicht her gekommen. Auf meiner Durchreise zufällig hier getroffen, hat mich der wackere Herr Kanzler um Heilmittel befragt, welche einem Feldherrn am Herzen liegen für seine Kriegsleute. Vom Unwohlsein des Feldherrn war nur nebenher die Rede. Die Lagerpest, welche bei langen Kriegen epidemisch sich entwickelt, war das Thema meiner Unterhaltung mit dem Herrn Kanzler. Er sagte mir, daß Eure fürstliche Gnaden immer schmerzlich davon ergriffen würden, wenn kräftige Menschen dieser Todesgeißel zu Hunderten erlägen, und er setzte hinzu, es sei ein Act der Menschlichkeit, einem menschlich fühlenden Feldherrn die medicinischen Mittel anzuvertrauen, welche ich in langer Erfahrung entdeckt habe gerade gegen diese verheerende Krankheit —" Bis daher hatte er nach der Wand

hin gesprochen, da selbst der Hinterkopf des Herzogs kaum zu sehen war. Jetzt wendete sich der Herzog und richtete sich auf. — Was sagt Ihr da? rief er. — „Ich sage, fürstliche Gnaden, daß ich nach langer Praxis zum ersten Male in der Lage bin, um Entschuldigung zu bitten für menschenfreundlichen guten Willen. Meine Unkenntniß hat mich verleitet. Ich bin Katholik und habe immer unter Katholiken gelebt. Ich habe nicht gewußt, daß bei Evangelischen die ärztliche Hilfe für verpestete Kriegsleute keinen Werth hat —" — Wer hat Euch denn gesagt, daß bei uns solche Barbarei herrsche? — „Diese meine augenblickliche Erfahrung, für meinen guten Willen ungnädig hinausgewiesen zu werden —" — Der Abschnitt vom mitleidigen Samariter steht ja im Evangelium, nach welchem wir Evangelische heißen. Es hat Euch kein Mensch hinausgewiesen für solche Absicht. Ich habe von dieser Absicht nicht ein Wort gewußt. Tretet näher! Hoffmann, einen Sessel für den Herrn Doctor! Und bringe Licht! — Warum hat denn der Leder davon nichts gesagt?! — „Fürstliche Gnaden, ich hätte ja später —" — Was später! Warum fangt Ihr mit meinem Fieber an? Ich brauche keine Medicin; aber meine armen Soldaten können sie brauchen, wenn sie gut ist. — Setzt Euch, Doctor, und erklärt mir — richtig! in Romeny drüben hab' ich fünf Musketiere zurücklassen müssen, die erkrankt sind unter allen Merkmalen der Pest. Ihr thut ein Gotteswerk und mir eine große Liebe, wenn Ihr morgen hinübergeht! — „Das ist kaum möglich. Cardinal Richelieu hat mich eiligst nach Paris berufen, indessen, wenn es wirklich die Pest ist —" — Das kann der Herr Doctor gleich merken, rief Hoffmann dazwischen, der Hauptmann Winzer vom Starschädelschen Regimente ist vor einer halben Stunde drüben in des Bürgermeisters Hause zusammengebrochen unter denselben Merkzeichen, wie heut' Morgen in Romeny die Musketiere umfielen — „Das ist sogleich erreichbar", sagte Blandini und stand auf, „schickt eiligst hinüber und laßt dem Hauptmann ganz frisches Brunnenwasser einflößen eine Viertelstunde lang. Das ist die

nothwendige Einleitung, die Zersetzung des Blutes aufzuhalten. Binnen einer Viertelstunde bin ich bei ihm."

Hoffmann eilte hinaus.

— Brav, brav, lieber Doctor! Auf Wiedersehen! Sagt mir Bescheid über den Kranken. — „Morgen Früh, fürstliche Gnaden. Ihr müßt den Schlaf suchen und den Schweiß. Erlaubt einen Augenblick Euren Puls — Ihr habt, wie der Mann vorhin sagte, ein rechtschaffenes Fieber. Von keiner Bedeutung bei Eurer gesunden Leibesbeschaffenheit. Aber es kann Euch die nächste Woche verderben. Ihr werdet nicht aufgelegt, Euer Geist wird umdüstert sein." — Das könnt' ich freilich nicht brauchen; ich habe Wichtiges vor. — „So trinkt einen einfachen Aufguß von Flieder; das ist ja keine Medicin, die Ihr nicht mögt, sondern ein einfaches Hausmittel. Nach meiner Vorschrift bereitet, wirkt es rasch und völlig. Laßt Euch gut zudecken, und reichlicher Schweiß treibt die Erkältung heraus; morgen Früh seid Ihr frisch und fröhlich. Jetzt eile ich zu dem Hauptmann. Ade, fürstliche Gnaden!" — Ich hoffe Euch morgen Früh zu sehen, und hoffe, daß Ihr unseren Aerzten Anweisungen gebt über die Heilmittel der Pest. — „Letzteres gern. Helfen wird es nicht viel. Diese furchtbare Krankheit hat bei jedem Einzelnen persönliche Gründe und Canäle. Die muß der Arzt erkennen. Wiedersehen werd' ich Euch schwerlich morgen Früh; ich habe Eile, und so bitt' ich schließlich nochmals um Entschuldigung, daß ich Euch belästigt."

Er verbeugte sich und ging, nur mit neuer Verbeugung erwidernd, als der Herzog ihm nachrief: — Ihr beschämt mich; ich habe Euch Unrecht gethan und habe zu danken. — Gerade das wollte Blandini. Der Herzog sollte ihm verpflichtet bleiben und sich dankbar seiner erinnern. Im Vorzimmer begegnete ihm der rückkehrende Hoffmann. Ihm gab er den Fliedertrank, mit welchem sein Diener wartete, und Vorschriften für den Gebrauch. Dann bat er den sehr zufriedenen Rehlingen, sich der Ruhe seines Reisegefährten im Zimmer drüben anzunehmen, denn er sei nicht ganz wohl und bedürfe eines tiefen Schlummers.

„Hol' mir", fuhr er gegen seinen Diener fort, „aus dem Arzneikasten Fläschchen Nummer siebzehn und achtzehn und bring' meine Capuze mit, die Nacht wird kalt!"

Während der Diener darnach aus war, ließ er sich durch den Soldaten, welcher ihn führen sollte, den Zustand des Hauptmanns beschreiben und bat den Kanzler Rehlingen, ihn bis an die Hausthür des Wirthshauses zu geleiten, als Sauvegarde gegen die angetrunkenen Soldaten, welche leichtlich einen Fremden aufhalten könnten. Rehlingen war äußerst bereit. Die Fläschchen und die Capuze kamen; Blandini stülpte die Capuze über Haupt und Antlitz, faßte vertraulich Rehlingen unter den Arm und trat den Marsch an, nach Kräften gedeckt gegen eine mögliche Begegnung Mitzlau's oder Conrads. Diese Begegnung blieb nicht aus. Sie fand am Fuße der Treppe statt. Der untere Theil des Hauses war sorgfältig abgesucht nach dem Jesuitenhandlanger. Nichts war gefunden worden, und Conrad bestand darauf, nun auch oben genau zu revidiren. Der vermummte Blandini fiel ihm denn auch sogleich auf, und er rief ihn an, ohne auf das Geleit des Kanzlers Rücksicht zu nehmen; ja er griff nach der Capuze.

„Achtung!" rief Rehlingen, „vor dem Arzte des Herzogs, welcher zu einem Pestkranken eilt, und laßt mein Zimmer oben unbehelligt; ich komme sogleich hinauf und will schlafen."

Halb wirkte das. Sie ließen ihn mit Blandini passiren, im Hinaufgehen aber grunzte Conrad: — Nichts da von Ausnahmen! Jedes Zimmer muß dran, die „rothe Feder" schlüpft allenfalls zum Herzoge hinein. Und so schritt Conrad, als sie oben angekommen waren, gerade nach der Ecke, in welcher das Zimmer des Kanzlers lag. In diesem Zimmer waren Norbert und Medardo des Ueberfalls gewärtig. Norbert kaltblütig genug. Er hatte sich auf das Nachtlager hingelegt, welches eine Heumatratze an der Erde darbot. Mit dem Mantel, welcher von feinem Tuche war, hatte er sich bis an die Nase zugedeckt; eine schwarze Seidenmütze hatte er sich über die Ohren und bis über

die Augenbrauen herabgezogen. Neben ihm am Fußboden lag ein feines spanisches Schwert, ein Stoßdegen mit einer Toledoklinge. Fern von ihm auf dem Tische brannte ein Talglicht mit großer Schnuppe, röthlich trübe schimmernd. Er hatte ein großes Buch Blandini's so vor das Licht gestellt, daß der röthliche Schein nicht auf sein Antlitz fiel, und das Antlitz hatte er nach der Wand gekehrt. Medardo seinerseits hatte mehrere Versuche gemacht, sich im Winkel am Fenster dergestalt unter die ledernen Mantelsäcke Blandini's zu betten, daß man nur die ledernen Säcke sähe, ihn selbst aber nicht. Es war ihm nicht gelungen. Obwol er klein war, guckte doch immer irgendwo ein Theil seines Körpers vorwitzig heraus. Endlich hatte er sich zu einem kühnen Versuche entschlossen. Nicht weit von Norberts Lager stand ein großer Ofen in der Mauer. Er war aus Backsteinen zusammengesetzt und trat nur einen Schritt breit aus der Mauer hervor. Wahrscheinlich reichte seine andere Hälfte mit der Feuerung ins angrenzende Zimmer. Um diesen Ofen war von Latten ein hölzernes Gerüst errichtet hoch über ihn hinaus, eine Obstdarre, denn hier in den Bisthümern spielte die Obstpflege eine große Rolle. Er hatte die Latten geprüft, ob sie einen leichten Menschenkörper tragen könnten, und die Noth hatte ihn sagen lassen: ja, sie können's. Unter Beihilfe Norberts hatte er da oben hinauf die mit Pflanzen angefüllten ledernen Säcke Blandini's transportirt, und er selbst war ihnen nachgeklettert, um sich dort oben nahe an der Decke hinter diesen Säcken nieder zu legen. Das war Alles nicht leicht gewesen; die ausgetrockneten Latten hatten bedenklich geknarrt, und wenn er sich oben hinter seiner Lederverschanzung nur im Geringsten rührte, so entstand ein unheimliches Geräusch. Aber was thut man nicht, um sein Leben zu retten! und er hielt geradezu sein Leben für bedroht, wenn hier mitten unter wilden Ketzern sein Erbfeind ihn entdeckte.

So war die Lage, als Mitzlau und Conrad ins Zimmer traten. — Conrad schritt sogleich zum Lager Norberts, der leise schnarchte. Er suchte nur die „rothe Feder“. Dieser entsprach

der feine Mantel, die sichtbare feine Nase, der feine Degen gar nicht. Conrads Augen wendeten sich also rasch anderswo hin. Er ging nach dem Tische und nahm den Leuchter. Mit ihm suchte er alle Winkel ab. Nirgends war ein Mensch zu entdecken. Endlich kam er nach dem Winkel zurück, wo der Ofen mit dem Gerüste stand und wo in der Nähe Norbert lag. Dort stand er still und blickte auf Mitzlau, welcher an Norberts Lager getreten war und den Degen aufgehoben hatte. — Eine Toledoklinge! sagte er halblaut, indem er sie halb aus der Scheide zog. Conrad betrachtete nun auch den Stahl, und es wurde eine Weile ganz still. — Der Mensch bildet sich ein, er könne eine vorgeschriebene Stellung nicht lange aushalten; die Phantasie entdeckt Schwierigkeiten, welche gar nicht bestehen. So ging es Medardo oben. Er lag nicht gerade bequem, aber der Lattendruck auf seine Hüfte steigerte sich ihm zur Unleidlichkeit, er suchte eine kleine Veränderung seiner Lage, und dieser Versuch gerieth eben in die plötzlich eintretende Stille — die Latten knarrten! Conrad wendete sich flugs nach dem Ofengerüste und hielt das Licht so hoch wie sein Arm reichte. Er sah wol nur die Ledersäcke, aber seine Aufmerksamkeit war auf diesen Punkt erweckt. Er holte sich einen Sessel und stieg auf ihn, um näher hin zu schauen.

Medardo oben merkte das und schwitzte Blut, seine Hüfte verwünschend, die jetzt nicht weniger litt und jetzt doch mäuschenstill liegen konnte. Auch auf dem Sessel reichte Conrads Haupt nicht so weit, daß er über die ledernen Verschanzungen hätte wegsehen können. Er wartete unbeweglich, ob sich das Geräusch wiederholen würde. Unten aber ereignete sich indessen etwas Positives. Mitzlau nämlich, als er den Degen wieder an die Erde legte, ward betroffen von dem Lichtscheine, welcher von Conrads erhöhtem Standpunkte auf Norberts Kopf fiel. Das kleine Stückchen Antlitz, welches er jetzt beleuchtet sah, gemahnte ihn — er bückte sich sogleich, hob den Mantel vom Munde und Kinn und — erkannte Norbert. Er sagte aber kein Wort. Und als Conrad nun vom Sessel herabstieg und mürrisch brummte:

es war das ausgetrocknete Holz, das reißt und platzt — da erwiderte Mitzlau: Gehen wir weiter! Er ist nicht hier. Conrad stellte das Licht auf den Tisch, und sie gingen hinaus. Außen begegneten sie dem zurückkommenden Rehlingen, welcher sie schalt, daß sie sein Zimmer nicht verschont hätten. — Mitzlau tröstete ihn mit der Versicherung, daß der schlafende Herr nicht aufgeweckt worden sei. — Wo reist denn der fremde Cavalier hin? setzte er fragend hinzu.

„Nach Paris.“ — So, so! Gute Nacht, Herr Kanzler.

Rehlingen ging in sein Zimmer. Mitzlau und Conrad schritten weiter. Nach einigen Schritten aber sagte Mitzlau: „Sucht allein drüben, Conrad; ich will beim Herzoge eintreten und durch den Leibdiener umher spähen lassen.“ Sie trennten sich. Mitzlau, welcher mit dem Leibdiener Hoffmann befreundet war, dachte nicht mehr an Umherspähen; er wollte bei Hoffmann durchsetzen, daß er, der Mitzlau, unter die Begleitung aufgenommen würde, welche der Herzog zum Aufenthalte in Paris auserwählen würde.

Der nächste Morgen stieg sonnenklar empor. Frisch und kühl zwar, aber rein und kräftig in seiner Luft. Man meinte in dem Landstädtchen Frouard das Zwitschern der Lerchen zu hören, welche draußen vor dem Thore aufstiegen von den Saatfeldern. Auch in dem Zimmer des Kanzlers Rehlingen schienen Alle mit Befriedigung erwacht zu sein. Rehlingen hatte vortrefflich geschlafen, weil Blandini in der Nacht mit der Nachricht zurückgekommen war: der Hauptmann vom Regimente Starschädel sei außer Gefahr und werde wahrscheinlich gar nicht zurückbleiben dürfen in Frouard. Das war ja ein Triumph für die weise Erkenntniß Rehlingen's, welche die Kunst Blandini's dem Herzoge so dringend empfohlen hatte. Rehlingen hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als gleich hinüber zu schauen ins Haus des Hauptmanns, um dem Herzoge so herrlichen Bescheid zu

bringen. Blandini war zufrieden, weil die Wundercur so wohlfeil gewesen war. Die Krankheit des Hauptmanns hatte gar nichts zu thun gehabt mit der Pest, und nur die Furcht vor dieser grimmigen Krankheit hatte die Anzeichen des Uebelbefindens so grell ausgemalt. Medardo ferner hatte von der unbequemen Obstdarre herunterkriechen und auf dem glatten Fußboden wie im Himmel schlafen können. Jetzt stand er am Fenster und schaute vorsichtig auf den sonnenbeschienenen Marktplatz hinab, wo die Weimaraner zum Abmarsch antraten und aufsaßen. Er zuckte vor Freude zusammen, als er hoch zu Roß den nichtswürdigen Obderenser, den Bart-Conrad erblickte, welcher an der Spitze seines Zuges hinausritt aus dem Städtchen. Herz, was willst Du mehr?! Befreiung von nächster Gefahr gilt uns ja immer mehr als Befreiung von jeder Gefahr. Nur Norbert, bisher der Zuversichtlichste, schien nachdenklich zu sein. Er hatte natürlich trotz geschlossener Augen das Wegziehen des Mantels bemerkt, er war ziemlich der Meinung: von Mitzlau erkannt worden zu sein, und er überlegte, was das für Folgen für ihn haben könnte. Die Folgen traten schon ein; die Thür ging auf — Rudolph von Mitzlau schritt auf ihn zu. Norbert verhielt sich schweigend. Mit gedämpfter Stimme sprach Mitzlau: Einst Pater Norbert, ich grüße Euch mitten im Ketzerheere. Dürfen wir wissen, was der Jesuit unter uns sucht?

„Nichts sucht er“, antwortete Norbert ruhig, „er ist von dem Kriegsheere überrascht worden auf seiner Reise nach Paris, und er ist auch kein Jesuit mehr, sondern ein Cavalier des Namens Zierotin. Die damalige Novize, welche Ihr in Wien gesehen, hat nicht Beruf genug gehabt, in den Orden einzutreten und ist schon seit fünfzehn Jahren in den Laienstand zurückgekehrt. Ich freue mich, so unerwartet dem Landsmanne Rudolph von Mitzlau wieder zu begegnen, und es thut mir leid, daß sich derselbe seiner schönen Heimat Schlesien und seinen schönen Familiengütern so weit entfremdet hat, wie es scheint, für immer entfremdet hat.“ — Meint Ihr? — „Allerdings. Nach dem Prager

Frieden wär' es Euch ja ein Leichtes gewesen, Euren Frieden mit dem Kaiser zu machen und Eure Familiengüter in Besitz zu nehmen. Sie sind, so viel ich weiß, noch nicht endgiltig vergeben, und über den heimkehrenden verlorenen Sohn, sagt ja die Schrift, herrscht größere Freude als über neunundneunzig Gerechte." — Wer weiß?! — „Ich weiß es."

Nach diesen Worten ging Norbert auf die Fensterbrüstung zu, in welcher kurz vorher Medardo gestanden, und lud mit einer Handbewegung Mitzlau zur Nachfolge ein. Dort ließen sie sich auf zwei Sessel nieder und sprachen leise mit einander, während Blandini und Medardo und Blandini's Diener sich mit Einpacken beschäftigten, als ginge sie das Gespräch nicht das Mindeste an. Rudolph von Mitzlau, einst ein so glänzender Jüngling und glücklicher Nebenbuhler Norberts bei Ludmilla, hatte ein wüstes Ansehen bekommen und stach jetzt ungünstig ab neben dem schön verbliebenen Norbert. Haar und Bart in üppiger Verwilderung, war ohne Pflege in Luft und Wetter zu ungefälliger Farbe gediehen, es zeigte einen fuchsig-rothen Schnitt, und in das Antlitz hatten sich unschöne Leidenschaften eingegraben. Besonders das Auge war unruhig, grell und stechend geworden. Sein Schicksal hatte es mit sich gebracht, daß seine Entwicklung ungedeihlich hatte gerathen müssen. Mit dem haltlosen Winterkönige damals nach Holland gekommen, hatte er bald das Bedürfniß gefühlt, sich einer hoffnungsreicheren Partei anzuschließen. Sein nächster Stützpunkt war Mannsfeld geworden, und so war er in das wildeste Kriegsleben hineingerathen, welches heute Reichthum, morgen Mangel mit sich bringt, und nur Eins festmacht im Wechsel: die Unstätheit des Charakters. Solche freibeutende Krieger werden wie Spieler. Und Mitzlau war auch wie von einer Farobank zur andern, vom Mannsfelder zum Lüneburger, vom Lüneburger zum Hessen gelaufen, und als die schlaue hessische Landgräfin Miene machte, dem Prager Frieden beizutreten, aber doch nur so beizutreten, daß ihr jeden Augenblick der Rücktritt offen blieb, für ihre

Officiere aber keine Gewähr entstand, vom Kaiser wieder eingesetzt zu werden in ihre Besitzrechte, da hatte er sich endlich in der Wetterau dem Herzoge Bernhard von Weimar angeschlossen. Denn dieser bot die meiste Aussicht. Auf der einen Seite für einen erfolgreichen Krieg, auf der andern Seite für einen Frieden, welcher die Officiere nicht vergessen würde, da der Herzog für gewissenhaft galt in diesem Punkte.

Das letzte Jahr mit der Wendung nach Frankreich hatte auch diese Hoffnung arg erschüttert und die Officiere sahen trostlos in ihre Zukunft. Frankreich, meinten sie, wolle sie nur als Söldner gebrauchen und werde sich kein Haar weh thun, um in einem einstigen Frieden ihre heimatlichen Rechte auszubedingen; Herzog Bernhard aber werde dies als bloßer Feldherr Frankreichs nicht vermögen. Was war natürlicher, als daß Mitzlau beim Anblicke Norberts auf weitere Gedanken gerieth. Er wußte zwar nicht, was Norbert jetzt für eine Stellung habe, aber er war außer Zweifel, daß der österreichische Cavalier-Jesuit mannigfachen Rath wissen werde.

Um diesen Rath bewegte sich die leise Unterredung in der Fensterbrüstung. Und sie brauchte nicht lange zu dauern, da sich herausstellte, sie träfen sich binnen einigen Tagen in Paris. Leibdiener Hoffmann nämlich hatte Mitzlau soeben angezeigt: er dürfe sich der Suite des Herzogs anschließen. Außerdem wurden sie auch unterbrochen durch den geräuschvollen Eintritt Rehlingen's. Er verkündete freudestrahlend, der Herzog sei frisch und gesund, der Hauptmann drüben desgleichen, und fürstliche Gnaden wolle den außerordentlichen Doctor Blandini sprechen, um ihm den besten Dank auszudrücken. Kommt, kommt, lieber Herr Doctor, denn der Herzog will sogleich zu Pferde steigen, um gegen Mittag in Toul zu sein. Blandini, seiner Rolle getreu, lehnte ab. Seine Sammlungen seien in Unordnung gerathen, er müsse sie schleunigst ordnen, denn auch er habe Eile, nach Paris zu kommen. Rehlingen wollte das durchaus nicht gelten lassen. Blandini aber blieb standhaft. Und wo findet man

Euch wenigstens in Paris? — fragte verstimmt Rehlingen, welcher die segensreiche Bekanntschaft durchaus fortgesetzt sehen wollte.

„Im Palais Cardinal, lieber Herr, ich bin Gast des Cardinals von Richelieu", antwortete lächelnd Blandini. Rehlingen eilte zum Herzoge hinüber, um den unhöflichen Doctor zu entschuldigen. Mitzlau folgte ihm. Norbert und Blandini nickten sich lächelnd zu: es war Alles im besten Gange.

„Wir reiten aber seitwärts", sagte Norbert leise, „und lassen Toul und diese Soldatesca links. Wie denn überhaupt jener schwarzbärtige Corporal beseitigt werden muß, sobald die Stunde geschlagen und Euch, Blandini, an die Seite des Herzogs berufen hat." — Still! rief durchdringend Medardo — und wirklich, es flog die Thür auf und der Herzog Bernhard stand vor derselben und sprach: — „Ihr sollt Euch meinem Danke nicht entziehen, lieber Doctor. Ich rechne darauf Euch in Paris zu sprechen. Gott befohlen!"

Von unten hörte man Trompeten schmettern, und nach kurzer Weile sah man den Herzog, schön wie den Kriegsgott, auf dem schwarzen Rosse von dannen sprengen. Norbert und Blandini sahen ihm nach, und Blandini sagte ausdruckslos: „Ich habe lange nicht einen so gesunden Menschen gesehen! Fest und fein. Der könnte sehr lange leben und Viel ausrichten." — Anrichten! setzte Norbert hinzu.

2.

Etwa eine Woche später, wiederum an einem sonnenhellen Morgen, schritt langsamen, aber festen Schrittes ein normannischer Schimmelhengst durch eine einsame Pariser Straße. Sein Eisenhuf klapperte laut auf dem fast trockenen Pflaster, und der Reiter, massiv wie sein Roß, blickte kopfschüttelnd auf den

schlechten Steinweg. Nicht die Schlechtigkeit, sondern die Trockenheit desselben schien ihm aufzufallen. „Das große Schmutzloch will sogar trocken werden!“ brummte er vor sich hin und hielt an einer Mauer still.

Die ganze Straße zeigte vorzugsweise Mauern und zwischen diesen nur wenige geringe Häuser. Diese Mauern hatten ungefähr dreifache Mannshöhe und waren hie und da mit großen Thüren versehen, mit Thorthüren, welche geschlossen waren. Diese Gegend von Paris, am linken Ufer der Seine, also gegen Mittag gelegen, hieß damals und heißt heute noch Vorstadt, Faubourg St. Germain.

Der vierkantige Reiter stieg ab und führte sein Roß zu solch einem verschlossenen Thore. Dort zog er an einem Eisendrahte. Man hörte in der Ferne eine Glocke klingen; der Grauschimmel wieherte. — Merkst du's? — sagte der hochgewachsene Mann und streichelte dem Rosse das dicke Stirnhaar von den Augen. — Es dauerte lange, ehe man eine Wirkung des Glockenzeichens merkte. Endlich hörte man Schritte, und der Grauschimmel wieherte von Neuem. In dem Hausthore klapperte ein eisernes Thürchen, ein vergittertes Fensterchen öffnete sich und eine Stimme rief: „Gerechter Gott, Ihr seid's, Mathieu?“ — Allerdings. Du brauchst nur die Gehthür aufzumachen; deshalb bin ich abgestiegen.

Eine schmale Thür im Thorflügel wurde geöffnet; Mann und Roß drängten sich hindurch, und als sie hinein waren, fiel die Thür wieder zu in ein festes Schloß. Innen sah es freundlich aus. Links und rechts stockhohe Gebäude und hinten quervor ein zweistöckiges Schlößlein im italienischen Stile. Der große Hof sauber gepflastert. Mathieu fragte, ob die Herrschaft daheim wäre. „Freilich!“ war die Antwort. — Dann lass' mich melden, still und vorsichtig! Ich bringe indeß meinen Schimmel unter. — Der Pförtner wollte nach Diesem und Jenem fragen, Mathieu aber winkte mit der Hand und sagte: „Später!“ — Darauf schritt er links hinüber, wo in den einstöckigen Gebäuden die

Stallungen waren. Der Pförtner, ein kleiner Greis mit weißem Haar, schritt auf das Schlößchen zu. Dies Schlößchen war übrigens durchaus nicht klein, es erschien nur hier nach der Hofseite zu weniger ansehnlich. Seine Hauptfront ging nach der andern Seite und blickte dort nach einem Garten mit alten, mächtigen Bäumen. Bis da hinüber war es sehr tief und barg in sich eine Fülle von Raum, der für eine breite Marmortreppe und für weite, hohe Gemächer verwendet war. Wenn man es zuerst von der Gartenseite sah, wo die Morgen- und Mittagssonne es beschien, da machte es einen sehr schönen und vornehmen Eindruck. Der Garten lag ein Halbstock höher als der Hof, und aus den Gemächern trat man durch Fensterthüren über eine drei Stufen hohe Terrasse in den Garten hinaus. Eine solche Fensterthür stand jetzt offen und die Sonne fiel tief hinein in ein weites Gemach.

In diesem Gemach saß neben rundem Tische eine Dame. Sie hatte geschrieben und legte sich jetzt in den Lehnstuhl zurück, als ob sie sich besänne, was noch weiter zu schreiben wäre. Der Sonnenschein, der Gesang der Vögel — auch im Zimmer schmetterten zwei Canarienvögel in goldenen Bauern — das Grün der Bäume im Garten schien sie zu zerstreuen; sie blickte hinaus in das Sonnengold und in das junge Grün wie Jemand, der in sich spricht: es wird wieder schön in der Welt, warum kann nur ich nicht einstimmen in das fröhliche Zwitschern der kleinen Gesellen da oben in den Zweigen?! Ihr Antlitz, edel, aber streng, hatte etwas Trauriges um große graue Augen und um den bitter zuckenden Mund. Eine fein gebogene Nase, ein blasser, zarter Teint, ein weites schwarzes Sammetkleid gaben ihr etwas Vornehmes, und das ergrauende volle Haar deutete auf ein Alter von fünfzig Jahren. Sie war eine Tochter Sully's, des großen Ministers unter Heinrich dem Vierten, der ein Freund seines Königs und Protestant wie dieser gewesen war. Margaretha von Bethune, Herzogin von Sully war dem Hugenottenthume treu geblieben und hatte einen Gatten gefunden, welcher

lange Zeit das Haupt der hugenottischen Partei gewesen, Heinrich von Rohan. Ihre Ehe war eine glückliche, so weit treues Verständniß mit einem gemüthvollen, tüchtigen Manne Glück verbürgt. Aber sie hatte von neun Kindern nur eins am Leben behalten, eine Tochter, und das Schicksal ihres Mannes, der als kriegerischer Hugenott hartnäckig verfolgt wurde von der französischen Regierung, hatte tiefe Schatten auf ihr Wesen geworfen. Sie war sehr ernst geworden, und so hatte sie eben an ihren fernen Gemahl geschrieben. Fern war er, weil er unter der Regierung des Cardinals Richelieu seiner Freiheit und seines Lebens nicht sicher war. Ein Rohan war auf französischem Boden nicht sicher! Die Rohans gehörten zu den ältesten und ersten Familien Frankreichs. Abstammend von den einstigen Regenten der Bretagne, hatten sie den königlichen Häusern der Valois und Bourbons Stammgüter gegeben, und hießen „princes de naissance“. Nur Lothringen, Savoyen und Bouillon theilten in Frankreich diesen Titel mit ihnen. Ihre stolze Devise lautete: „Roy ne puys — Duc ne daygne — Rohan suys“, will sagen: König kann ich nicht heißen, Herzog mag ich nicht heißen, Rohan heiß' ich.

Der Gemahl Margarethens, Heinrich der Zweite, erster Herzog von Rohan, Prinz von Leon, Graf von Porhoët, Herr von Blein, hieß schon damals der „große Capitän“ der Familie. Siebenundfünfzig Jahre alt, war er seit vierzig Jahren Kriegsmann. Vor fünfzehn Jahren war er Generalissimus aller Reformirten in Frankreich gewesen und war vom Parlamente von Toulouse trotz seines hohen Ranges und seiner Pairswürde verurtheilt worden, von vier Pferden zerrissen und seines Adels verlustig erklärt zu werden. Das war wol an seinem Haupte vorüber gegangen durch die Waffenmacht der Hugenotten, und er hatte vor sieben Jahren einen Friedensvertrag mit König Ludwig dem Dreizehnten geschlossen. Aber seine Sicherheit in Frankreich blieb unter Richelieu, welcher unter Ludwig dem Dreizehnten regierte, tief gefährdet — er war ausgewandert und

hatte eine Feldherrnstelle in Venedig angenommen. Dann hatte er sich nach Padua zurückgezogen und in der Stille über Krieg und Kriegesdinge geschrieben. Hier war ihm überraschend ein Brief König Ludwig des Dreizehnten zugekommen, der ihn eingeladen, eine Kriegsaufgabe zu übernehmen im Interesse Frankreichs. Bei den Graubündtnern nämlich — grisons heißen sie bei den Franzosen — sollte er als Führer eintreten, um diesen Schweizern die Pässe vertheidigen zu helfen gegen die Spanier in Italien. Herzog Heinrich hatte dies gethan und war nach Chur gegangen. Die Anknüpfung an das französische Königshaus hatte ihn mit der Hoffnung erfüllt, es werde ein besseres Verhältniß zur Heimat überhaupt daraus erfolgen. Diese Täuschung hatte mehrere Jahre gewährt, aber sie hatte sich zuletzt doch als Täuschung erwiesen. Die Regierung Richelieu's, welche in Deutschland die Ketzer unterstützte, hatte es in Frankreich auf völlige Vernichtung der Hugenotten abgesehen, und Rohan entdeckte zu wiederholten Malen, daß ihm aufgelauert wurde und daß er gefangen werden sollte, sobald er die Schweiz verließ und französischen Boden betrat.

Ueber dies traurige Verhältniß hatte die Herzogin soeben an ihren Gemahl einen langen Brief geschrieben. Sie hatte ihn darin dringend gewarnt: er möge sich ja nicht verlocken lassen durch das Bündniß Richelieu's mit Bernhard von Weimar. Dieser selbst werde allerdings in Paris erwartet, und die hugenottische Partei erwarte allerdings für sich eine günstige Wendung von diesem Bündnisse. Aber es sei abermals Täuschung, wie damals des Königs Brief an ihn nach Padua. Ihre guten Quellen bei Hofe hätten sie darüber genau unterrichtet. Er solle sich ja nicht in falsche Sicherheit wiegen lassen. Sie selbst sei nach Hofe geladen zum Empfange des deutschen Herzogs und zu den Festlichkeiten, die man für ihn veranstalten wolle. Sie werde auch hingehen trotz inneren Widerstrebens, um die scheinbar freundliche Gesinnung in nichts zu stören. Aber sie wisse zuverlässig, daß Alles falscher Schein sei und daß man ihn, den

Hugenottenführer, kaltblütig in die Bastille werfen würde, wenn man seiner habhaft werden könnte, während man dem deutschen Protestanten Feste gäbe. Sie hoffe dagegen diesen Sommer zu ihm nach Genf zu kommen und ihm das liebe Kind zuzuführen, welches er Jahre lang nicht gesehen und welches in diesen Jahren zur anmuthigsten Jungfrau herangeblüht sei. Ueber diesen Reiseplan dachte die Herzogin nach, als sie in die junge Frühlingspracht des Gartens hinausblickte.

Da ging hinter ihr eine Thür auf und ein schwerer Sporentritt ward vernehmbar. Sie wendete sich um, rief „Mathieu!?" und erhob sich hastig vom Sessel. Es war jener Reiter vom Grauschimmel, ein Diener und Kriegsgenosse des Herzogs, welcher von Jugend auf alle Gefahren mit ihm durchgefochten, ein graubärtiger, fester Mann.

„Er schickt Dich selbst", rief sie, „was heißt das? Wenn Du erkannt wirst!" — Bin grau geworden, seit ich das letzte Mal hier war. Man erkennt mich nicht, und der Fürst wollte es. Er kommt selbst! — „Um Gottes willen nicht!" — Doch, erlauchte Frau! — „Gieb den Brief!" — Ich habe keinen. Deshalb komm' ich eben selbst. Briefe sind Verräther. Ich soll mündlich berichten und erklären. — „So sprich!" — Der Herr Fürst will und muß mit dem deutschen Fürsten, dem von Weimar, zusammenkommen. Er hat ihm einen Freund — Erlach heißt er und ist aus Bern — entgegengeschickt. Wir waren dem Erlach nach bis Nancy — „So weit herein?!" — So weit herein. In der Nähe von Dijon haust ein alter Freund, ein braver Hugenott, welcher den Herrn versteckte. Dort warteten wir auf Erlach's Antwort. Erlach kam und sagte: Paris. Hier in der großen Stadt könne man sich leichter unbemerkt sehen und sprechen als in freiem Felde. Der Herr nahm's an. Er sehnt sich nach Eurer Durchlaucht und der kleinen Prinzessin — „Schrecklich, schrecklich!" — Muth, Erlaucht! Der Herr reitet nur des Nachts, und ich habe alle Etappen gut bestellt. Ich reite auch gleich zurück bis nach Melun, wo ich ihn nächste

Nacht erwarte, um ihn spät am Abend herein zu bringen. Denn hier in der Nähe ist's am gefährlichsten; ich kenne die einsamen Richtwege. Der deutsche Herzog hat sich auch verspätet, wie ich höre, und kommt erst heute. Das paßt. Alle Welt guckt auf ihn und alle Hugenotten sind auf den Beinen. Jetzt kommt man leichter durch am Thore. Erlach kommt mit, und der hat einen Passirschein vom Weimar — „Still, Marguérite kommt!"

Die junge Prinzessin kam hereingesprungen, ein schlankes, feines Geschöpf von sechzehn Jahren. Sie umarmte die Mutter und blickte dann auf den Reitersmann. „Herr Gott, Mathieu!" rief sie und reichte ihm die Hand. Dem alten Reiter schossen Zähren über die braunen Wangen. Er küßte das feine Händchen und stammelte: „Prinzeß kennen mich alten Kerl noch?" — Freilich! Wie lange ist's denn her, daß wir einen Sommer lang in Chur waren? — „Fünf Jahre, Prinzeß, und Ihr waret ganz klein und mager — und jetzt —!" — Bin ich noch immer mager, nicht wahr? Aber groß, groß! — „Und schön! Wie wird sich der Herr Fürst Vater freuen!" — Du bringst doch gute Nachrichten von ihm? — „Die allerbesten. Er ist auf dem Wege —" — Mathieu! rief lebhaft die Herzogin dazwischen. — „Wohin auf dem Wege?" fragte Marguérite unbefangen. — Nach Bern! antwortete die Mutter, wo wir vielleicht diesmal mit ihm zusammentreffen werden statt in Genf. — „Sieht man von dort auch den Montblanc? Den großen weißen Mantel vergess' ich gar nicht." — Die großen deutschen Alpen sieht man von dort. Aber, Kind, hast Du an Deine Toilette gedacht? Du weißt, daß wir nach St. Germain geladen sind, daß Du mitfahren darfst und daß wir um zwölf Uhr aufbrechen. — „Daran gedacht? Ich hab' gar nichts Anderes im Kopfe gehabt seit gestern. Den deutschen Mars sehen, wie Dietrich sagt! — à propos, maman, der Dietrich ist da und will erzählen. Darf ich ihn herein holen? Ja? Ja!"

Und fort sprang sie, gar nicht hörend, daß die Mutter sie abhalten wollte.

„Der junge de Groot kennt Dich am Ende, Mathieu? Dann geh' rasch hinaus!" — de Groot? — „Der Sohn des schwedischen Gesandten hier in Paris." — Ah, der Vater war einmal bei unserem Herrn Fürsten, es war in Zürich. Man nannte ihn dort Hugo Grotius. — „Das ist derselbe. Unvorsichtiger Mathieu, vor dem Kinde erzählen, daß der Vater auf dem Wege hierher ist!" — Der Vater! — „Das Kind ist ja unbedacht! In irgend einer Aufwallung verräth sie sich bei Hofe, und verräth den Vater. — Also der junge de Groot —?" — Es war ein junger Bursch mit dem alten Herrn in Zürich — „Dann hinaus, Mathieu, hinaus!"

Es war zu spät. Prinzessin Marguérite trat eben ein mit dem jungen Dietrich, und ihr erstes Wort war: daß Dietrich den Mathieu kenne aus Zürich, und daß sie Mathieu fragte: ob der junge Mann auch mager gewesen und fleißig gewachsen wäre? Die Herzogin und Mathieu mußten sich drein ergeben. Am Ende war's ja natürlich, daß Botschaft hin und her ging, zwischen Mann und Frau; es war nur nicht gut, daß die Person des Boten bekannt wurde. Die Herzogin ermahnte also Dietrich, verschwiegen darüber zu sein. Dietrich dagegen, ein kaum zwanzigjähriger, blonder Bursche, mit neugierigen blauen Augen, versicherte treuherzig, daß sich dies von selbst verstünde. Dies sei das diplomatische ABC, in welchem er auferzogen würde, und des alten Dieners Anwesenheit sei übrigens höchst erwünscht.

„Wie das?" fragte unruhig die Herzogin. — Mein Vater, fuhr der junge Mann fort, hat gestern Abend draußen in Lagny den Herzog Bernhard gesprochen und hat heut' Morgen erzählt, daß Herzog Bernhard in Verbindung getreten sei mit dem Herzoge Heinrich von Rohan. — „Schwerlich!" — Doch, doch! In Frouard bei Nancy sei ein Vertrauter des Herzogs von Rohan gewesen, und hier in Paris solle die Unterhandlung weiter geführt werden. Da ist denn ein zuverlässiger Bote nach der Schweiz sehr willkommen. Meinem Vater liegt sehr viel an

dieser Annäherung. Als Vertreter der schwedischen Krone ist es seine Aufgabe, alle protestantischen Elemente in Verkehr mit einander zu bringen. Der alte Diener da, der Mathieu, mag nur ja einige Tage warten! Ich werd' ihm schon Aufträge bringen.

Der Herzogin war gar nicht wohl zu Muthe bei dieser Eröffnung. Ein blutjunger Mensch in Kenntniß solcher Verhandlungen, und zwar jetzt gerade, da ihr Gatte selbst erwartet wurde. Sie wiederholte also dringend ihre Warnung.

„Oh, Erlaucht sind viel zu ängstlich! Wir stehen jetzt in großer Macht. Frankreich ist verloren ohne den großen Kriegsfürsten Bernhard. Und das weiß auch alle Welt. Der Cardinal ist geschmeidig wie ein Aal, selbst der Poltron Pater Joseph schwärmt für Herzog Bernhard; die Jesuiten ducken tief, und die Hugenotten erheben überall ihr Haupt. Schaut nur hinaus in die Vorstadt St. Antoine, Erlaucht. Bis in den Wald von Vincennes hinein, von welchem der Einzug des deutschen Kriegsfürsten erwartet wird, steht Carrosse an Carrosse, weht Fahne an Fahne, und Seigneurs wie Manants im Putze, die Damen besonders, erwarten den Helden und sprechen vom neuen Henri quatre, der diesmal aus dem Norden komme, ein Sachse für den Bearner, um eine neue Zeit herauf zu führen über das unkriegerisch gewordene Frankreich. Ich bin hierher geeilt, Erlaucht, um Euch aufzufordern, an dieser großartigen Ovation Theil zu nehmen. Die große Carrosse wird eben in den Hof geschoben. Wenn Ihr Ordre gebt, so kommen wir noch zurecht, den Einzug mitzufeiern."

Die Herzogin lehnte das Anerbieten des jungen Enthusiasten sehr bestimmt ab, war aber nicht im Stande, den weiteren Erguß des Jünglings zu hemmen.

„Es wird gleich heute", fuhr er fort, „zu scharfen Scenen kommen. Die katholische Partei hat's durchgesetzt, selbst gegen den Cardinal, daß Herzog Bernhard im Arsenal einquartiert wird, nicht im Louvre, und der unwichtige Herzog Eduard von

Parma, der gestern angekommen ist, hat im Louvre absteigen dürfen. Das läßt sich der deutsche Reichsfürst nicht gefallen, der als Reichsfürst mehr ist als ein Herzog von Parma. Diesem Parma werden Trabanten vor die Thür gestellt und königliche Edelleute zur Bedienung bei Tafel gegeben. Das will man dem Reichsfürsten verweigern, weil er sich als französischen General betrachten solle. Das wird nicht geduldet. In St. Germain will ihn der König empfangen; der deutsche Reichsfürst wird darauf bestehen, daß er im Louvre empfangen werde —“ — Wie? Es wäre nicht sicher, daß heute in St. Germain —? — „Nicht sicher!“ fuhr der junge Mann fort, „durchaus nicht sicher. Mein Vater hat gerathen, den Empfang in St. Germain anzunehmen und auf einem zweiten Empfange im Louvre zu bestehen. Aber Herzog Bernhard ist sehr ärgerlich gewesen, und er verfährt kurzweg, wenn er zornig wird. Auch besteht er darauf, sich den Hut aufzusetzen, wenn dies der König thut, und sich zu setzen, wenn sich der König setzt. Das deutsche Reich sei eben vornehmer als irgend ein Staat in Europa, und das ist begründet im europäischen Völkerrechte. Kurz, es wird Scenen geben, scharfe Scenen. König Ludwig kann sich in Acht nehmen! Es bilden sich Gruppen, die bedenkliche Dinge sprechen. Man brauche einen tapfern König, sprechen sie, nicht einen melancholischen, kränklichen —“ — Monsieur Dietrich de Groot, unterbrach ihn die Herzogin, Ihr sprecht mehr, als Ihr vor Eurem Vater verantworten könnt. — „Aber er spricht schön, Maman, nicht wahr?“ rief Prinzessin Marguérite, „besonders wenn er von dem deutschen Herzoge erzählt. Wie freue ich mich, den zu sehen, den Helden von Lützen! So heißt's, nicht so?“ — Lützen, ganz recht, Prinzessin, wo er den Tod Gustav Adolphs gerächt und den Waldstein aufs Haupt geschlagen hat.

Die Herzogin, ängstlich und mißtrauisch geworden durch herbe Lebenserfahrung, sah jetzt zum ersten Male auch argwöhnisch auf den jungen Dietrich in Betreff ihrer Tochter. Er war ins Haus gekommen durch den Verkehr mit dem Vater seit

etwa einem Jahre. Marguérite war kaum fünfzehn Jahre alt und noch sehr unentwickelt gewesen. Der vielfach unterrichtete gutmüthige Bursche war ganz gern gesehen worden, weil das Mädchen Mancherlei von ihm lernte und sichtlich durch sein frisches Wesen belebt und gezeitigt wurde. In diesem Jahre aber war sie fast jählings bis an die Schwelle der Jungfräulichkeit gediehen, und gerade jetzt, als sie unter Dietrichs weiter ausgesponnener Schilderung des deutschen Helden mit ihm in den Garten hinaus ging, fuhr der Mutter der Gedanke durchs Herz, daß sich zwischen den beiden jungen Leuten ein wärmeres Verhältniß ausbilden könne. Mathieu erschreckte sie zudem mit der leise ausgesprochenen Bemerkung: „Vielleicht ein Paar!“

„Monsieur de Groot!“ rief sie hastig, als müßte gleich ein Ende gemacht werden, „wir müssen Euch verabschieden. Marguérite soll noch einen Brief an ihren Vater schreiben, ehe sie sich kleiden läßt, und Ihr versäumt ja auch den Einzug des Herzogs von Sachsen.“ — Das ist wahr, sagte, ins Zimmer zurückkehrend, Dietrich, ich hatte gehofft, Eure Durchlaucht würden meine Begleitung zu dem Einzuge in Anspruch nehmen. — „O nein! Wir müssen jede Demonstration vermeiden. Empfehlt mich Eurem Herrn Vater. Er geht wol auch nach St. Germain?“ — Ja wol. — „Ich lasse ihn bitten, mich dort nicht anzureden. Ich sehe die Lage der Dinge ernster an als Ihr und möchte die politische Aufmerksamkeit durchaus nicht auf mich lenken. Vergeßt es ja nicht; vergeßt aber den Namen Rohan dergestalt auf acht Tage, daß Ihr ihn nirgends aussprecht. — Wie?! — „Die Phantasie geht mit Euch durch, junger Staatsmann. Man muß ihr Fesseln anlegen. Gebt mir die Hand darauf, den Namen Rohan acht Tage lang nicht auszusprechen.“

Etwas bestürzt küßte er ihr die Hand und empfahl sich ein wenig linkisch.

„Jetzt wird er immerfort leise vor sich hinsprechen: Rohan! Rohan!“ sagte halblaut Marguérite, indem sie ihm lächelnd nachsah.

Diese Aeußerung beunruhigte die Mutter abermals. Sie schloß daraus, daß sie zu weit gegangen sei gegen Dietrich, und daß dieser, aufgeregt durch das Verbot, nun erst recht irgend was Thörichtes veranlassen werde. Und diese Besorgniß war wohl begründet. Sie hätte besser gethan, den jungen Schwätzer seiner Unbefangenheit zu überlassen. Unzufrieden mit sich selbst, schickte sie Marguérite auf ihr Zimmer und besprach mit Mathieu die Maßregeln, welche die geheime Ankunft des Herzogs nöthig machen könnte. Die Diener des Hauses waren wol alle treu und ergeben; dennoch schien es rathsam, nicht alle wissen zu lassen, daß der Herzog käme.

Dietrich de Groot kam etwas verdutzt auf die stille Straße der Hofmauern hinaus. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die Frau Herzogin ihn halb und halb fortgejagt habe. Und sie war sonst eine gar milde, gute Frau! —

Dietrich aber hatte die Fähigkeit, sich das zurecht zu legen. Er war ein Opiumraucher. Er rauchte zwar nicht und hatte auch kein Opium; aber seine Phantasie verschaffte ihm beides. Er war ein angenehmer Träumer, angenehm für sich. Was ihm auch begegnen mochte, es wurde ihm Veranlassung zu märchenhafter Gestaltung, und er selbst spielte natürlich immer die glückliche Hauptperson des Märchens. Im vorliegenden Falle hatte er binnen zehn Minuten, während er durch Querstraßen bis an die Seine hinaus geschlendert war, den Standpunkt gefunden, welcher für den Opiumrausch erforderlich war. Er hatte sich klar gemacht: die Herzogin besorge ein Liebesverhältniß zwischen ihm und der Prinzessin Marguérite. Und darin hatte er ja auch nicht ganz Unrecht. Dies Liebesverhältniß bildete er sich nun aus mit allen seinen Folgen. Nur mit den angenehmen. Die unangenehmen ließ er als unwesentlich bei Seite. Auch verweilte er nur kurze Zeit bei der jungen Prinzessin selbst und bei der gegenseitigen Liebe. Die Gegenseitigkeit zog er wenig oder gar nicht in Betracht.

Er nahm nur an, daß die Prinzessin ihn liebe und Himmel wie Erde in Bewegung setzen werde, ihn zu besitzen. Was ihr sicherlich gelingen werde, da sie ja das einzige Kind sei und Vater wie Mutter sie nicht würden verzweifeln lassen. Er selbst werde jedenfalls in angeborenem Edelmuthe sehr wohlwollend, aufmerksam und gütig für sie sein. Es ist wahr, er hatte keine Vorliebe für so junge schmächtige Mädchen, er hatte Vorliebe für pikante Gestalten und ausgebildete Frauen. Wollüstige Erfahrung im Liebesumgange war für ihn absonderlich lockend, überlegenes Spiel des erfinderischen Liebesgeistes schien ihm erforderlich für seine Sultanin. Er selbst war ganz unerfahren, und das mochte wohl zum Grunde liegen. Hilfe und Ergänzung mochte er suchen in Verhältnissen, welche ihm thatsächlich ganz fremd waren. So erklärte er sich wenigstens seine Neigung für ältere Frauen, das heißt für Frauen, die älter waren als er. Von heut' zu morgen, meinte er, werde sich auch seine Verheirathung mit Prinzessin Marguérite nicht bewerkstelligen lassen, und unterdessen werde ihm wol die schöne Deutsche unten im Marais, die er seit einigen Tagen am Fenster gesehen neben der Wohnung seiner Eltern, in die Arme gesunken sein, und die reizende Nichte des Cardinals, die fröhliche Herzogin von Aiguillon, welche so herausfordernd mit ihm zu scherzen liebe, werde ihn auch plötzlich geküßt haben. Kurz, alle vergnüglichen Vorrechte des Mannes würden ihm wol reichlich zu statten gekommen sein, bis er alle Hindernisse besiegt und als adoptirter Herzog von Rohan seine stattlicher gewordene Marguérite aus der alten bretonischen Capelle ins bemooste Schloß der Domnonée, und zwar ins stillste Gemach dieses Schlosses führen würde. — Er werde sich auch keineswegs faulen Genüssen der großen Rohan'schen Mitgift hingeben. Durchaus nicht! Er hatte das Bedürfniß, eine große Rolle zu spielen in der Welt und die Grundsätze zu verherrlichen, in denen ihn sein gelehrter Vater auferzogen. Dort in seinem neuen Stammlande, in der Bretagne, welche von Abkömmlingen der alten Celten bewohnt wird, dort sei der stärkste Kern für tiefe religiöse Reform,

dort werde das unterdrückte Hugenottenthum in neuer, vertiefter Gestalt durch ihn wieder erweckt werden, und mit einem unwiderstehlichen Volksheere werde er aufwärts ziehen an der Loire, ein moderner Gottfried von Bouillon, und bei Orleans werde er mit dem Herzog Bernhard zusammentreffen, welcher die unsaubere Herrschaft in Paris gestürzt habe nnd welcher sich nun mit ihm berathen wolle, wie das neue Reich einzutheilen und welcher Weg einzuschlagen sei, um das zerrüttete deutsche Reich in Beschlag zu nehmen. Er fühlte sich nicht abgeneigt, dem Bernhard die deutsche Kaiserkrone zu überlassen und sich mit der französischen Krone zu begnügen, aber —

Ho! ho! Aufgeschaut! rief es da, und ein empfindlicher Rippenstoß ernüchterte ihn. Er war an den Seinestrand gekommen und in das Gedränge hineingerathen, welches am Strome aufwärts wogte. Der Menschenstrom wälzte sich nach der Insel zu, über welche man hinüber mußte, um den Einzug des deutschen Herzogs zu sehen. Dietrich besaß die Fähigkeit, sogleich und vollständig aufzuwachen aus seinem Opiumrausche. Dabei war er gutmüthig, und bat um Verzeihung, daß man ihn in die Rippen gestoßen.

Das Arsenal, nach welchem das Gedränge stürmte, lag der Insel Louvier gegenüber an einem Arme der Seine, welcher jetzt verschüttet ist. Drüben vom rechten Ufer des Flusses bis dicht an die Wasserfläche heran schaute die Hauptfront des großen Waffenhauses mit Kanonensäulen der Masse entgegen, welche vom linken Ufer über die Brücke drängte. Es steuerte diese Menschenfluth nach dem Cölestinerkloster, welches mit einem großen Garten dem Haupttracte des Arsenals gegenüber lag. Durch die dazwischen liegende Cölestinergasse wurde der Einzug erwartet, und zwar in den zweiten Hof von dieser Seite, in die Cour du grand maître gegenüber dem Garten der Cölestiner. Dieser Hof war der größte von den sieben Höfen des Arsenals, und in ihm waren viele Wohnungen. Hier hatte Sully gehaust, der Hauptgründer des Arsenals, welches vom zweiten Heinrich

angelegt und unter dem vierten Heinrich ausgeführt worden war. Hierher in die Cour du grand maître und hinauf in die Wohnung Sully's war auch zuerst die Leiche Heinrichs nach Ravaillac's Dolchstiche gebracht worden. Es war ein besonderes Omen, daß der deutsche Herzog hier wohnen sollte.

Der Zudrang über die Brücken war groß, aber er hatte auch sein Vergnügliches für Dietrich. Dieser vertauschte flugs die Bilder der Einbildung mit den Bildern der Wirklichkeit. Mitten unter Bürgermädchen, welche lachten und schäkerten, ließ er sich mit Behagen schieben und quetschen, und spielte den jungen Cavalier, welcher lächelnd in muntere Augen schaut. In solchen Kreisen war er auch nicht auf den Unterschied bedacht, ob er ausgelacht oder angelacht würde, was ihn zuweilen vorübergehend beunruhigte in vornehmen Kreisen. Denn bei aller Eitelkeit war er doch kein Geck und gestand sich ein, daß es hübschere junge Männer gäbe als ihn. Er war etwas eckig im Bau seiner Gliedmaßen. Das wußte er und in dieser Wissenschaft hatte er sich die gelbe Farbe zur Lieblingsfarbe erkoren. Er meinte, ihr matter, lichter Schein runde ab. Gelbes Wams, orangegelber Mantel — letzterer eine Huldigung für das Haus Oranien, welches seinen Vater beschützte — ledergelbes Beinkleid zeichneten ihn allerdings aus. Aber die Bürgermädchen flüsterten sich zu, es stimme dies überherrschende Gelb zu sehr mit seinen starren, lichtblonden Haaren, welche ein siegreiches Widerstehen gegen jedwede Lockenkräuselung zeigten, und das rothe Gesicht mit langer Nase würde sich besser ausnehmen in dunkler Umgebung. Dietrich war anderer Meinung und lächelte kopfschüttelnd, als er so was hinter sich hörte. „Wie ein junger Löwe!“ sagte die Dreisteste kichernd, und er wollte sich eben nach ihr umwenden und ihr gnädig zuwinken — da wurde er und das ganze Gedränge durch einen Ruck festgehalten. Sie waren glücklich bis an das Cölestinerkloster vorgedrungen und der erwartete Einzug kam eben am Garten entlang. Das zudrängende Volk wurde jählings zurückgestaut. Dietrich hatte dadurch eine enge Stellung

erhalten, welche ihm auf die Länge gar nicht mißfiel. Erstlich war er so nahe an dem zweiten Hofe, der Cour du grand maître, daß er bis auf die Physiognomien Alles genau erkennen konnte, wenn der Zug hineinlenkte, und zweitens war er zwischen zwei Bürgermädchen eingepfercht, welche ihm gar nicht übel vorkamen. Besonders die zu seiner Rechten, ein Schwarzkopf mit spitzigen Augen und runden Körperformen. Sie war ziemlich barsch gegen ihn und machte ihm wegen der Annäherung Vorwürfe, welche er gar nicht verdiente. Denn er selbst war gar nicht selbstständig, sondern wurde hinten und vorn gepreßt. Er entschuldigte sich nach Kräften, und da er dies höflich und aufrichtig that, wie es seine sanfte Natur mit sich brachte, so beruhigte sich Louison allmälig. Die zur Linken nämlich nannte sie Louison und gab Dietrich die Gelegenheit, mit der vielfachen Anrede „Mademoiselle Louison" dem Bürgerkinde schmeichelhafte Dinge zu sagen. Sie wies dieselben zwar kurzweg zurück, lachte aber doch auch kurzweg darüber und erklärte endlich: wenn er ein Chevalier sei, so könne er's am Besten dadurch beweisen, daß er ihnen die Personen nenne, welche da vorüber führen und ritten. Denn als Chevalier müsse er sie doch kennen.

„Mit Vergnügen, Mademoiselle Louison! Die Reiter vorn, welche jetzt in den Hof einbiegen, sind königliche Gensdarmen, lauter Officiere." — Die kennen wir selber! entgegnete schnippisch Louison, aber die zwei Reiter, die jetzt kommen —? — „Der auf unserer Seite ist ein Kämmerling des Königs. Baron von Berlize, welcher im königlichen Staatswagen nach Champ an der Marne hinausgefahren ist, um den deutschen Herzog einzuholen." — Und auf der andern Seite? — „Den hab' ich auch wol gesehen, aber seinen Namen weiß ich nicht." — Na, so viel wissen wir auch. Und die Carrosse, die jetzt kommt, das ist doch offenbar der königliche Staatswagen, he? — „Allerdings. Und der ernste, junge Mann, welcher auf der Seite gegen uns her sitzt und sich so genau umsieht nach der Bastille hinüber, das ist —" — Na? — „Das muß der Herzog Bernhard sein. Ich

hab' ihn nie gesehen." — Auch das nicht?! Freilich muß er das sein. Der sieht gar nicht aus wie ein Franzose. Die Haare hängen so buschig um das braune Gesicht, und die Augen, seht, jetzt schaut er hierher! Die Augen sind ja nicht so dunkel wie — nein, die haben was Lichtes; nicht schlecht, nicht schlecht! Der kann Einen umstoßen, wenn er Einen ansieht. Aber 's ist gar nichts Blankes, gar nichts Gebürstetes an ihm — „Er kommt ja gerades Weges aus dem Kriege!" — Wenn auch! Ein Franzose hätte Kamm, Bürste und Pomade bei sich auch im Kriege. Seht nur den Herrn zu seiner Linken, wie der schimmert — wer ist der? — „Der Herzog von Tremouille, glaub' ich." — Na, endlich kennt Ihr einen! Tremouille, das ist sehr vornehm! Wir haben lange Zeit den Zucker in sein Hotel geliefert — „Euer Vater ist Gewürzkrä — händler?" — Epicier, ja, mein Herr, in der Rue St. André, die beste Firma im Quartier. — Der in der zweiten Carrosse, ah, das ist 'ne Pracht! Den kennt Ihr doch? — „Ja; das ist der Baron von Croisilles, der Haushofmeister des Königs." — Und die Reiter hinterher, brr! Das sind grimmige Kerle, die sich nie barbieren. Hu, hat der Riese einen Bart! Der ist zum Fürchten. Und was nun kommt in gewöhnlichen Kutschen, das ist nicht der Rede werth.

Das ist der schwedische Gesandte, und die Anderen sind wol die Staatsmänner des Herzogs. Eine neue geringschätzende Bemerkung Louisons belehrte Dietrich, daß er ganz wohl daran gethan, sich nicht als den Sohn des schwedischen Gesandten zu enthüllen, und da das Gedränge sich nun auflöste, er selbst aber in die Nähe seines Vaters trachten wollte, so empfahl er sich mit einer höflichen Wendung seiner scharfen Nachbarin. Sie erwies sich gegen Erwarten dankbar für seine Höflichkeit und hatte plötzlich einen ganz artigen Schwall von Redensarten, welche sie ihm geläufig spendete für seine guten Dienste. Dieser Erziehungsschatz jeder Französin gefiel Dietrich ungemein, und er drückte eiligst seinen Wunsch aus, ihr in der Straße St. André einmal wieder zu begegnen. — In der Straße nicht, aber in unserem

Laden, Herr Chevalier, wenn Ihr was Feines braucht von Colonialwaaren oder Specereien. Auch Farbewaaren, wenn Ihr einmal daran denkt, dem gelben Mantel eine andere Couleur zu geben. Blau zum Beispiel würde Eurem frischen Teint sehr vortheilhaft stehen.

Sie machte dabei eine so allerliebste schalkhafte Grimasse und zeigte so glänzende, weiße Zähne, und was die Hauptsache war, kleine Zähne,. daß Dietrich sie reizend fand und die Einladung ernstlich beachtete. Außerdem hatte er die Mädchen von der Place royale sprechen hören, wo die Bürgermädchen Sonntags zu promeniren pflegten. St. André und Place royale waren also seine Losung. Während er sich zum Arsenal hinüberdrängte, wiegte er sich bereits in einem neuen Räuschchen. Diesmal bürgerlich; Genreleben. Behagliche Existenz im lauschigen Hinterstübchen, munterer, derber Verkehr. Er war kein Kostverächter und hatte Verständniß für die verschiedenartigsten Lagen des Lebens. Im Grunde war er ein Demokrat von Gesinnung, und selbst das üppigste Phantasiren beschädigte sein menschenfreundliches Herz nicht. Er strotzte von Erziehung, er triefte von Kenntnissen. Sein Vater war einer der unterrichtetsten Männer Europas, seine Mutter eine lebenskräftige, begabte Frau. Nicht die Spur von irgend einem Vorurtheile war in seine Seele zugelassen worden. Alles Lebendige hatte seinen Werth und seine Berechtigung für ihn, und nachdem die Eltern ihn gründlich unterrichtet, überließen sie ihm die Wahl des Lebenslaufes ganz und gar. Er war der freieste Mann auf Erden, und vielleicht der glücklichste. Seine gefällige Phantasie war ja unerschöpflich. Von gutmüthigem Eigennutze getränkt, verwendete sie sein reiches Wissen zu den mannigfaltigsten Traumbildern des Glücks.

Auch jetzt, noch mit der pikanten Louison in Gedanken tändelnd, schritt er zuversichtlich in den großen Hof des Arsenals hinein, um ohne Weiteres in den Lebenskreis des berühmten deutschen Helden einzutreten. Vater Hugo hatte versprochen, ihn dem Herzoge sogleich vorzustellen und dringend zu empfehlen.

Wer mochte wissen, was sich da für eine interessante Laufbahn eröffnete! Er wurde ja zunächst Vermittler zwischen Bernhard und der Krone Schweden! Im Herrenhofe des Arsenals — um Cour du grand maître frei zu übersetzen — wurde eben die große Staatscarrosse umgewendet und es wurden ihr frische Pferde vorgelegt. Sie wartete, hieß es, bis oben eine kurze Mahlzeit abgehalten worden — dann werde der deutsche Herzog in gestrecktem Laufe nach St. Germain hinaus gefahren.

Dietrich fand überall Zutritt, da er sich als Sohn des Gesandten und zur schwedischen Ambassade gehörig auswies. Rausch und Räuschchen hatte er beim Eintritt in die Höfe hinter sich geworfen, er schritt einher mit sichtlichem Gefühle seiner ausgezeichneten gelben Persönlichkeit, und als ihm nahe an der großen Treppe der Secretär seines Vaters entgegen kam, um ihn hinauf zu geleiten, wie es der Vater angeordnet, da nahm er eine Haltung an, die nichts an gesandtschaftlicher Würde zu wünschen übrig ließ, obgleich die leise Mittheilung des Secretärs nicht gerade aufmunternd klang. Der Secretär flüsterte ihm nämlich zu: — jetzt und hier — lasse ihm der Vater sagen — könne von einer Vorstellung nicht die Rede sein. Er solle also in den Vorzimmern bleiben. Der Herzog Bernhard sei üblen Humors und zeige eigentlich gar keine Lust, nach St. Germain zu fahren. Er wolle im Louvre empfangen werden vom Könige. Er spreche sehr wenig und nur in herben Ausdrücken, die mit dem Herzoge von Tremouille schon einige Male bis zu Streitworten geführt hätten. Der Herzog von Tremouille sei als großer Seigneur, wie alle seine Standesgenossen, ein Gegner Richelieu's, werde also von den Seigneurs mit scheelen Augen angesehen. Herzog Bernhard merke das nur zu sehr, und es sei nicht unmöglich, daß ein „Eclat“ ausbreche.

Diese Mittheilung wurde unterbrochen durch einen Vorgang im Hofe. Ein bestaubter Reitersmann war da hereingesprengt und hatte die Pferde an der Carrosse scheu gemacht. Vorwürfe der Kutscher hatte er mit scharfen Worten abgewiesen

und nach den Ordonnanzen des Herzogs von Weimar gerufen. Eine Ordonnanz des Herzogs hatte sich unter Freudengeschrei sogleich eingestellt, und zwar der „Riese mit dem Barte zum Fürchten“. Er stürmte mit dem bestaubten Reiter an Dietrich vorüber die Stiege hinauf.

Oben auf dem weiten Treppenflur schrie der Bärtige mit Stentorstimme: „Hoffmann!“ und der Leibdiener des Herzogs, Hoffmann, trat aus einer entfernten Thür auf den Flur heraus. Er hob die Hände in die Höhe und rief: — Na, das wird fürstliche Gnaden aber freu'n! — und ließ den bestaubten Reiter sofort eintreten. — Der bärtige „Riese“ kehrte singend in den Hof zurück. Es war eine zahlreiche Flucht von Zimmern, welche dem Herzog Bernhard hier im Arsenale eingeräumt war. Im hintersten auf diesem Flure wohnte Hoffmann, welcher eben mit Auspacken beschäftigt gewesen und jetzt auf der Stelle bereit war, das unerwartete Eintreffen des Ankömmlings seinem fürstlichen Gebieter anzumelden. Er führte ihn durch ein weites Schlafzimmer in einen geräumigen Saal und bat ihn, da zu warten. — Er selbst schritt durch das anstoßende Vorzimmer, welches von französischen Herren angefüllt war, geradeein in den Speisesaal, wo sein Herr mit den vornehmen Seigneurs an der Tafel saß. Der Haufe von Dienern hinter den Sesseln ließ seine Erscheinung nicht auffallen, um so größer war das allgemeine Erstaunen, als Herzog Bernhard, nachdem ihm Hoffmann die Meldung ins Ohr geflüstert, von seinem Stuhle aufsprang und zu seinem Nachbar, dem Herzoge von Tremouille, sagte: — Entschuldigt mich, Herzog! Ein wichtiger Besuch nöthigt mich, die Tafel zu verlassen. Und ohne Weiteres ging er hinweg, dem vorauseilenden Hoffmann raschen Schrittes folgend. Die französischen Seigneurs sahen einander betroffen und beleidigt an.

Herzog Bernhard aber, als er in seinen Empfangssaal trat und des bestaubten Mannes ansichtig wurde, streckte diesem beide Hände entgegen und rief: „Grüß' Dich Gott, grüß' Dich Gott, Hans! Es freut mich ja herzlich, daß Du mir endlich gefolgt

bist, und zwar bis daher in wilde Fremde." — Ich fürchte, mein theurer Herzog, es wird Euch nicht freuen, was mich hierher getrieben hat. — „Ist in Weimar unter den Meinigen Jemand verunglückt?" — Nein, fürstliche Gnaden, dort ist kein Unglück geschehen. Aber dort wie überall in deutschen Landen herrscht Bestürzung, daß man den letzten Hort unseres Glaubens und unseres Reiches im wälschen Lande aufsuchen und in Paris finden muß. — „Wem sagst Du das! Seit Monden wurmt es Niemand so sehr als mich. Aber die Fürsten unseres Glaubens im deutschen Reiche haben mich dazu gezwungen. Komm' her, setz' Dich zu mir und lass' uns sprechen wie nüchterne Männer. Wie geht es Dir? Du siehst angegriffen aus." — Ich bin Tag und Nacht auf dem Pferde gewesen von der Grenze an, wo ich Euch noch zu finden hoffte und wo ich die Nachricht fand, der tapferste deutsche Herzog sei nach Paris. Das hat mich angegriffen. Um Gottes willen, Herzog, wohin gerathen wir?! — „Ins Unabsehbare, Freund, aber es ging nicht anders. Hör' mir zu!"

Es war Hans von Starschädel, zu welchem der Herzog sprach. Er war mit dem Herzoge aufgewachsen, oder vielmehr der um sieben Jahre jüngere Herzog war unter den Augen Starschädel's aufgewachsen. Hans war ihm ein Vorbild kriegerischer Fertigkeit, in manchen Dingen sogar ein junger Lehrer gewesen. Dergleichen vergißt sich nie, weil es mit dem Ideale einer jungen Seele verwächst, und deshalb schon hatte der berühmte Feldherr auch jetzt noch eine Theilnahme und Achtung für Hans, welche freundschaftlich und groß war. Dazu hatte Hans nach der Nördlinger Schlacht und nachdem der sächsische Kurfürst sich immer deutlicher dem Frieden zugeneigt, seine beiden Regimenter aus dem kurfürstlichen Heere zurückgezogen und dem Heere Herzog Bernhards zugetheilt. Zwei Regimenter waren nichts Geringes, und schon um deswillen hatte Hans Anspruch darauf, in der Frage um den Feldzugsplan gehört zu werden.

Der Herzog setzte ihm jetzt in fliegenden und schneidenden Worten auseinander, daß seit der Nördlinger Schlacht nicht

der geringste Halt mehr verblieben sei im Heilbronner Bunde. — Der Schwede tief geschwächt und doch voll eigennütziger Anmaßung, die evangelischen Stände furchtsam und zerfahren wie eine Taubenschaar, welche den starken Raubvogel über sich sieht. Was blieb übrig, Freund? Ein schmachvoller Untergang. Wenn ich mich damals ergab, so war es aus und ein siebzehn Jahre lang geführter Krieg mit all' seinen entsetzlichen Opfern vergeblich geführt. Der Kaiser überzog das ganze Reich binnen drei Monaten mit eisernen Klammern, er dictirte nicht den Frieden, nein, er vollzog lautlos die Unterwerfung und machte mit der deutschen Libertät, was ihm gut dünkte, mit der Kirchenfreiheit, was ihm und dem Papste gefiel. Konnte ich, durfte ich mich ergeben? Nein, tausendmal Nein, und auch Du, Hans, kannst in alle Ewigkeit nicht Ja sagen. Was blieb also übrig? Frankreich allein, welches mir die Hand entgegenstreckte.

„Nein, Herzog! Rückzug in den Norden, wo der Kaiser nur schwach vertreten war, wo ein Zusammenstehen mit dem Hessen, mit dem Welfen Anhalt genug bot.“ — Anhalt genug? Hast Du denn geschlafen, daß Du nicht gesehen hast, wie ich's versucht habe? Daß Du nicht inne geworden bist, wie der Welfe, ja wie selbst die hessische Landgräfin hinter meinem Rücken mit dem Kaiser unterhandelt und sich für den schlimmsten Fall sicher zu stellen gesucht? In der Luft hing ich, und nichts blieb mir übrig. — „Wenn Alles verloren war, blieb der Rückzug nach Holland übrig, wie Mannsfeld that. Zu Stammgenossen, zu Glaubensgenossen wenigstens wurde da unsere Fahne geflüchtet, nicht aber zu den Wälschen, zu den Katholischen. Was um Gottes willen bietet dieser Cardinal Richelieu für eine Bürgschaft?! Ist uns nicht selbst der feindliche Kaiser näher als dieser wälsche Cardinal?!“ — Warum nicht gar! — „Euer Haß gegen das Kaiserhaus hat Euch irre geführt, Herzog. Selbst der feindliche Landsmann bleibt doch unser Landsmann, ist doch dem gleißnerischen Fremden vorzuziehen. Und nun gar jetzt, wie sich's vorbereitet im Personenwechsel. Der jesuitische zweite Ferdinand

neigt sich zum Grabe; sein Sohn ist besser und wird sich wahrscheinlich den Jesuiten entziehen —" — Aber Hans, was sind das für Reden! Wer kann auf den Schlachtfeldern mit ferner Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit rechnen! Das Bedürfniß schreit und will befriedigt sein von heut' zu morgen. Ich stand am Rheine, die französische Hand war erreichbar bis morgen. Nach Osten hinüber war alles Land ausgesogen und konnte meinen Leuten keinen Bissen mehr liefern. Aber nach Westen hin lag unberührtes Land, und zunächst will und muß man leben. — „Was ist Leben, wenn es die Selbständigkeit kostet! Ihr habt Eure Selbständigkeit hingeben müssen." — Das ist nicht wahr. War ich etwa selbständiger mit dem Schweden? Hat dieser Oxenstierna mich weniger gelähmt mit seiner Uebermacht als Bundeshaupt, mit seiner Bevorzugung des Schwiegersohnes Horn? Wahrhaftig nicht. Bessere Soldaten hatte er, das ist wahr. Diese Franzosen sind erbärmlich. Aber darin liegt meine Stärke. Sie können das Feld nicht halten ohne mich, ohne uns. In Wahrheit also führe ich sie. — „Und dennoch werden sie Euch verwenden, wie man seinen Feldherrn, seinen Diener verwendet." — Dazu sind zwei nöthig. Ich bin dieser zweite nicht. Mein Pakt mit ihnen lautet anders. — „Wie lautet er, Herzog?" — Unbestimmt und zweideutig. — „Also!" — Aber so, daß auch ich ihn deuten kann. Was bedeutet denn ein Pakt im Tumulte? Die Thatsachen entscheiden. Giebt's Thatsachen ohne Thaten? Mit meinen Thaten aber war es aus. Jetzt erst, mit dieser Hilfe erst bin ich im Stande, wieder aufzutreten mit Thaten. Und entgegen kommen müßt Ihr mir, damit sie für uns ausschlagen, nicht durch Zweifel und Zagen mich schwächen. Des Kaisers Landgrafschaft, das Elsaß, ist mein nächstes Ziel. — „Der Cardinal, heißt es, hat Euch diese Landgrafschaft zugesagt?" — Das hat er. — „Und vom Franzosen wollt Ihr euch ein deutsches Reichsland schenken lassen!" — Schenken lassen! Erobern muß ich's. Die kaiserlichen Kriegsvölker bedecken es jetzt über und über. Dies Schenkenlassen kenn' ich! Hab' ich nicht Franken

besessen und von Würzburg beherrscht? Wo ist es? — „Eben weil Ihr Euch's von einem andern Fremden, vom Schwedenkönige, schenken ließet!“ — Eben weil die Schenkung nichts bedeutet, wenn man sich nicht die Macht bildet, es selbst und kräftig zu behalten. Durch Eure Mithilfe will ich's behalten. Hinüber nach Schwaben will ich Euch die Arme reichen. Dort sollt Ihr ein neues Bundesheer vorbereiten. Die zahlreichen Reichsstädte sollen sich anstrengen, wenn ihnen an ihrer Reichsfreiheit was gelegen ist und an ihrem Glauben. Die Würtemberger sind bereit. Ihr junger Herzog ist bei mir. Auf jenen Winkel also zwischen Rhein und Schweiz richtet alle Kräfte. Die stolze Feste des Breisgaues wird der Mittelpunkt meiner Thaten werden, Breisach will ich stürmen und erstürmen, oder des Todes sein. Dort soll und wird sich die neue Wendung des Krieges erfüllen, sei dessen sicher. Ich weiß, was ich will. Hat der Kaiser erst diese feisten Erbländer verloren, dann fehlt ihm das rechte Bein.' Das kann ich aber nur von hier aus. Bin ich erst wieder am Rheine, sitz' ich fest im Breisach, dann bin auch mit Euch wieder im festen Zusammenhange, und dann lege ich den Pakt aus mit dem Cardinal. Niemand kommt mir erwünschter dafür in diesem Momente als Du, mein ruhiger und kluger Starschädel. Du sollst die Fäden knüpfen mit all unseren Glaubensgenossen in Deutschland, welche noch halbwegs aufrecht sind, und sollst alles zusammen ziehen nach dem Schwarzwalde hin. — So sprich! Warum schweigst Du?

Da ging die Thür auf, durch welche sie eingetreten vor einer Viertelstunde. Kanzler Rehlingen schlängelte bescheiden seinen kleinen feisten Körper herein und erschrak höchlich, als der Herzog ihm entgegen rief:

„Ich will nicht gestört sein. Von Niemand.“ — Fürstliche Gnaden, sagte der erschrockene Kanzler mit sanftester Stimme, der Herzog von Tremouille schickt mich. Der König warte in St. Germain, die Wagen seien im Hofe bereit. — „Wenn mich der König im Louvre erwartete, dann würde ich bereit sein. Jetzt

hätte ich weder Zeit noch Lust." — Um Gottes willen, fürstliche Gnaden, das soll ich — „Das sollt Ihr sagen, wem Ihr wollt, und mich jetzt in Ruh' lassen."

Rehlingen zog sich zurück wie Jemand, der unter eine strömende Dachrinne gerathen ist und der zunächst weder hört noch sieht.

„Nun so sprich Hans," fuhr der Herzog fort, „begreifst Du mich? Verstehst Du meine Zukunft? Uebernimmst Du die Aufgabe? Bis zur Höhe des Sommers kann ich vor Breisach erscheinen." — Ich begreife Euren Gedankengang, lieber Herzog. Theilen kann ich ihn nicht. — „Hans!?" — Ihr hofft, diese abgefeimten wälschen Politiker täuschen zu können. Das wird Euch nicht gelingen. Denn Ihr werdet niemals so wahllos in den Mitteln der Täuschung sein, wie es diese Leute sind. Und wenn es Euch gelänge, so wäret Ihr Eures Lebens nicht sicher vor diesen getäuschten Pfaffen. Sie sind und bleiben Pfaffen, wie weltlich sie sich anstellen; dieser Richelieu ist ja doch das Frechste, was man sehen kann: die Hugenotten im eigenen Lande bis auf den Tod verfolgen, und mit den schwedischen und deutschen Protestanten Herzensfreundschaft heucheln! Die Lügenhaftigkeit ist ja doch offenbar. Politische Eroberung suchen sie, das steht außer Zweifel. Das deutsche Reich, unser Vaterland, wollen sie beschädigen und verringern zu ihrem Vortheile, und unser bester Mann im Felde, der Herzog Bernhard, soll ihnen dazu behilflich sein. Dies ist der Kern der gleißenden Frucht. — „Meinethalben. Aber der Herzog Bernhard weiß das und hat das Schwert in der Hand." — Dies Schwert aber ist nur geliehen. Es wird Euch in der Hand fest gehalten werden, wenn Ihr Breisach erobert habt und nun fortkämpfen wollt im Zwecke unseres vaterländischen Streites. Denn alsdann dient Euer Kampf den Franzosen nicht mehr. Sie wollen nur durch Eure Hilfe die Länder besetzen, welche zwischen Frankreich und dem Rheine liegen, Lothringen, Elsaß, Hochburgund. Habt Ihr ihnen dort festen Fuß verschafft, dann habt Ihr Eure

Dienste gethan, und sie werden dann dafür sorgen, daß Ihr in Deutschland selbst zu keiner neuen, ihnen bedenklichen Macht gelangt. — „Zugegeben. Deshalb soll von Breisach aus der zweite Abschnitt beginnen, deshalb sollst Du Alles vorbereiten, daß sich um den Schwarzwald unsere Partei zusammen ziehe, um mir die Hand zu reichen. Werfen wir dort den Kaiser, so ist es ein Kinderspiel, rückwärts die Franzosen aus dem Elsaß zu werfen." — Ich halte das nicht für ein Kinderspiel, wie schwach auch jetzt die Kriegsmacht Frankreichs sei. Sie wird von Euch lernen, und die Franzosen sind sehr begabt. Sie haben außerdem die einheitliche Leitung für sich, während bei uns zehn Einzelne leiten wollen. Sie haben das Geld für sich; wir sind durch den langen Krieg verarmt. Sie haben einen familienhaften engen Zusammenhalt für sich, welchen sie jetzt schon mit einiger Wirkung „Frankreich" nennen, und welchen wir nicht haben. Wir haben uns zu groß gewöhnt und zu weit, und werden an dieser Größe und Weite zu Grunde gehen. Ihr selbst, Herzog, seid mir ein trauriger Beweis dafür. Daß Ihr hier aus der neidischen Fremde Hilfe holen wollt gegen unser Vaterland, das ist ein trauriger Beweis, wie der Familiensinn unter uns Deutschen erstirbt und verdirbt. Und was soll denn am Ende helfen und dauern über die Parteistreitigkeiten hinaus, wenn nicht der herzliche Sinn der Familie, der Sinn natürlicher Zusammengehörigkeit! Nein, mein sonst hochverehrter Herzog, ich finde Alles traurig bestätigt, was mich in Furcht und Sorge hierher gesprengt, ich finde Euch auf einem Wege, welcher lebensgefährlich ist für unser Vaterland, und ich kann und darf nicht behilflich sein, ihn fortzuwandeln. Ich muß meine Regimenter von Eurem Heere trennen. — „Hans, das wirst Du nicht thun!" — Ich muß, Herzog, wie weh es mir thut. Dieser Weg widerstreitet meinem innersten Gefühle. — „Du, unser hingebendster Mann in sächsischen Landen, unser vermögendster obenein —" — Das bin ich schon nicht mehr. So viele Jahre lang zwei Regimenter erhalten, zehrt das größte Besitzthum auf. Mein Vermögen ist schon zusammen

geschmolzen bis auf einen kleinen Bestand. Das thäte nichts. Ich hab' es erhalten zu solchem Zweck, ich gäbe den Rest mit Freuden hin. Aber nicht für das Gedeihen der Franzosen.

Da öffnete Rehlingen zum zweiten Male die Thür. Sehr vorsichtig. Er war auf den unangenehmsten Empfang gefaßt. Denn der Herzog Bernhard war eine leidenschaftliche Natur. Vorherrschend ruhig, ja sanft, brach plötzlich stürmisches Wesen aus ihm hervor, wie ein Orkan, wenn die Unterredung oder die Schlacht auf einen Höhepunkt gekommen war. Diesen Höhepunkt fürchtete jetzt Rehlingen, und mit bescheidenstem Tone brachte er vor, was er vorzubringen sich gezwungen fühlte. Vorsichtig stellte er eine Schildwache vor seine Worte, den schwedischen Gesandten, den Herrn Hugo van Groot; denn er wußte, daß Herzog Bernhard intim mit diesem Manne zusammen hing und ein volles Vertrauen auf ihn setzte. Der schwedische Gesandte — hauchte Rehlingen in den Saal hinein, während der Herzog drohend auf ihn zuschritt — Excellenz van Groot, fürstliche Gnaden, zwingt mich, nochmals einzutreten und Eurer fürstlichen Gnaden auszurichten, was er für hochwichtig, ja für capital erachtet. Es sei eine Kriegserklärung, was fürstliche Gnaden mir da vorhin aufgetragen. Der König mit dem ganzen Hofe wartete in St. Germain. Er könne die Beleidigung Eures Ausbleibens nicht vergeben, auch wenn der Cardinal das wollte, auch wenn der König selbst es wollte. Der Stolz der Seigneurs, die draußen schon blaß vor Erbitterung durch einander laufen, ließe das nicht zu. Der König gälte für entwürdigt. Das könne er nicht hinnehmen ohne eigene Gefahr. Das Bündniß mit Euch sei dadurch gesprengt und Eure Person sei dem Aeußersten ausgesetzt. Ihr wäret nicht bei Eurem Heere, Ihr wäret hier allein; kurz, es sei dies eine Lage, welche die ganze niedergehaltene Macht der katholischen Partei zum Ausbruch bringen würde. Excellenz van Groot läßt Euch beschwören, sogleich nach St. Germain zu fahren, wenn Ihr nicht Eure ganze Sache, ja Euer Leben aufs Spiel setzen wolltet! — Der Herzog stand

dicht vor dem zitternden Rehlingen, als dieser mit obigen Worten schloß.

„Ihr seid ein furchtsamer Hase, Leder,“ sagte der Herzog mit überraschend ruhigem Tone, „und van Groot übertreibt wie ein Schriftgelehrter. Wartet!“

Dann ging er mit großen Schritten im Saale auf und nieder und blieb endlich vor Hans stehen.

„Nun abtrünniger Freund, wollen wir zu Pferde steigen und hinaus sprengen? Vielleicht erreichen wir Toul und mein Heer. Was dann? Dann commandir' ich Kehrt! und wir marschiren die Mosel abwärts und wehren uns so gut wir können, wenn die Kaiserlichen in unsere Flanke brechen, und am Ende lassen wir uns aufrollen und zusammenhauen, und das letzte evangelische Heer ist vernichtet, der Kaiser ist unumschränkter Herr. Ist damit Deinen patriotischen Gewissensskrupeln Genüge gethan?“

Hans schwieg. — Der Herzog ebenfalls. Er besaß die Kraft, seine erregte Leidenschaft jählings zu zügeln. Diese Kraft machte ihn zum Feldherrn. Er hatte sich Rehlingen gegenüber gezügelt, und jetzt reifte ein kühler Entschluß in ihm.

„Du schweigst?“ fuhr er fort, „Du bist unsicher, ob es mir Ernst ist? Doch! doch! Ich habe immer noch etwas in mir von der jugendlichen Begeisterung aus der weimarischen Zeit, wenn Ihr mir von der Weltgeschichte erzähltet und von den großen Opfern eines Leonidas, eines Regulus. Ich kann noch heute darüber hinweg sehen, daß jenes Todesopfer des Leonidas und der dreihundert Spartaner keine sichtbare Folge hatte; ich kann's noch immer billigen, daß mein Ahnherr Johann Friedrich die Kurwürde aufs Spiel setzte und verlor durch starren Trotz gegen Kaiser Karl; ich kann noch schwärmen wie Du trotz all' den Erfahrungen, die ich gemacht, trotz all' den Enttäuschungen, die ich erlebt. Wohlan denn! Ueberlassen wir das Vaterland seinem Schicksale und geben wir jedes verwegene Mittel auf zu seiner Rettung. Wir werden uns persönlich dabei besser befinden und am Ende noch ein himmelhohes Lob ernten für unsere

Enthaltsamkeit und Ruhe. Man wird von uns sagen: das waren gründliche deutsche Patrioten! Denn in einem Kriege, der schon lange von beiden Seiten mit ausländischen Truppen geführt wurde, sahen sie plötzlich ein, daß dies ein patriotischer Fehler sei. Bei Nördlingen waren sie durch die spanische Infanterie besiegt worden, aber sie hielten es doch trotz aller Schweden mit einem Male für undeutsch, das Geld der Franzosen anzunehmen, um ihre Sache vom Untergange zu retten, sie überließen aus feinem patriotischen Skrupel dem feindlichen Kaiser mit seinen Spaniern das Reich nnd die Kirche. Sie erretteten sich im letzten Augenblick vor übler Nachrede. Coriolanus hatte sie gewarnt, sie waren der Schulzeit treulich eingedenk. Topp! Entlass' Deine beiden Regimenter. Sie sind die besten meines Heeres. Einige andere werden ihnen folgen. Denn was sie thun, wird als schwer wiegendes Beispiel wirken. Und nun hört es auf mit meiner Selbständigkeit. Also geschwächt, werde ich ein französischer General. Das steht einem Herzoge von Sachsen nicht zu Gesicht. Ich werde deshalb wie eine Novize, die sich aus der Welt zurück zieht, nach St. Germain fahren und dem Könige von Frankreich meine Abdankung anzeigen. Was thun wir dann? Wir flüchten selbander nach Holland, wenn die durch mich getäuschten Franzosen nicht in ihrem Grimm mich festnehmen oder todtschlagen — gleichviel! Coriolan auf eine andere Manier, und der allmächtig gewordene Kaiser lobt am Ende noch selber meinen antiken Vaterlandssinn und läßt mich nach Weimar zurückkehren, daß ich dort Kohl baue und in der Stille sterbe als gerechter Bauer. So sei es denn! Ist es Dir recht?" Hans litt entsetzlich unter dieser Rede. Zwei große Thränen rollten über seine Wangen. Er gab dem Herzoge nicht Recht. Aber er mußte sich eingestehen, daß er ihn vernichte, wenn er jetzt auf seinem Rechte beharrte. Mühsam brachte er die Worte hervor: So behaltet meine Regimenter und —

„Und? — Du übernimmst die Aufgabe, all' unsere noch möglichen Kräfte zu einen und nach dem Schwarzwalde zu

führen?" — Das ist gewiß. Denn das ist ja meinen Grundsätzen und meiner Seele entsprechend. — „Wohl! Heut' Abend schreib' ich Dir die Vollmachten. — Leder! Ich hab einen Betsaal verlangt für unsern Prediger. Ist das in Ordnung?" — Noch nicht fürstliche Gnaden. — „So laßt es auf der Stelle in Ordnung bringen. Und zwar hier in diesem Saale. Ruft meinen Hofprediger. Er soll hier Gottesdienst halten. Und die Thüren werden geöffnet. Die Franzosen sollen es sehen." — Fürstliche Gnaden, der Eindruck — „Ich befehl' es. Sie sollen sehen, diese Hugenottentödter, was mir mein Glaube gilt. Ich bin als freier Gast hier, und der König draußen mag es erfahren, ehe wir Auge in Auge einander gegenüber stehen." Und — der Herzog von Tremouille, welcher wartet, fürstliche Gnaden? — „Soll warten, bis unser Gottesdienst beendigt ist. Eher fahre ich nicht. Vorwärts!"

Rehlingen gehorchte — voll Angst und Besorgniß. Denn es war eine schreiende Herausforderung der französischen Regierung, welche nirgends in Frankreich auch nur eine Andeutung protestantischen Gottesdienstes duldete. Nach Verlauf einer Viertelstunde war Alles im Gange. Der Hofprediger des Herzogs, äußerst bereit zu dieser herausfordernden geistlichen Handlung inmitten der katholischen Hauptstadt, hatte einen Tisch wie einen Altar herrichten lassen. Das Evangelienbuch wurde aufgeschlagen, die Abendmahlsgeräthe, Kelch und Brotschüssel, wurden aufgestellt, sämmtliche Begleitung des Herzogs bis auf den letzten Diener war herzu gerufen, der Prediger trat vor den Altartisch, im Halbkreise stehend gruppirte sich die Zuhörerschaft, der Herzog und Hans von Starschädel in der Mitte. Rehlingen hoffte noch, die ärgste Herausforderung, das Oeffnen der Thüren, vermeiden zu können. Denn auf seine leise Mittheilung draußen an den schwedischen Gesandten hatte dieser erschreckt ausgerufen: Das kann zu einer Katastrophe führen! Dieser Ausruf war gehört worden, die ohnehin schon gereizten Seigneurs hatten nachgefragt, hatten in scharfer Weise Auskunft verlangt. Grotius hatte sie

ihnen so schonend wie möglich gegeben, und es war eine stürmische Bewegung ausgebrochen unter den französischen Herren. Der Herzog von Tremouille hatte sogleich einen Boten abgesendet, wahrscheinlich um Verhaltungsbefehle einzuholen. Ein zweiter Bote war ihm nachgeeilt, ersichtlich von anderer Seite. Denn der Cardinal hatte trotz aller Vorsicht der Königlichen dafür gesorgt, daß auch für ihn ein Vertrauter vorhanden war in der Deputation, welche den Herzog empfing.

Grotius hatte Beides bemerkt und Rehlingen zugeflüstert: Sorgt nur daß es wenigstens rasch vorüber geht und — wie gesagt — daß die Thüren nicht aufgemacht werden.

Herzog Bernhard aber, wie geschmeidig und frei er sein mochte in politischen Fragen, war in Betreff seines Kirchenglaubens streng und eng. Man konnte nicht sagen, daß er intolerant gewesen wäre, nein, er zeigte sich oft nachsichtig und billig für Andersgläubige. Aber er gestattete nie, daß seinem Glauben etwas vergeben würde, er bekannte ihn überall unumwunden und mit vollem Nachdruck. Als er jetzt inne wurde, daß die Thür geschlossen blieb, winkte er dem Prediger mit der Hand zum Zeichen, es solle der Anfang des Gottesdienstes noch verzögert werden. Er selbst aber rief mit starker Stimme: Oeffnet die Thür! Conrad, der ebenfalls zugegen war, fühlte sich berufen dies auszuführen. Sein streitsüchtiges Naturell witterte, daß hier eine Herausforderung stattfinden sollte. Er begnügte sich also nicht mit dem Oeffnen, sondern rief den im Zwischenzimmer anwesenden Franzosen mit brutalem Stentorlaute zu: „Silentium!“ Dies lateinische Wort war ihm irgendwoher angeflogen, und da er nicht französisch reden konnte, so hielt er es hier den Wälschen gegenüber für besonders geeignet. Ausrufe und Murren antworteten ihm, und der Lärm wurde dadurch vermehrt, daß auf seinen grellen Ruf nun auch die Seigneurs aus dem Speiseraume in das Zwischenzimmer herein drängten. Er wiederholte deshalb in noch heftigerem Tone „Silentium!“ und sein wildes Aussehen erhöhte noch die drohende Herausforderung. Der Prediger nahm

keine Notiz davon. Ihm war es sichtlich eine besondere Genugthuung, evangelischen Gottesdienst zu halten mitten im katholischen Paris, und er war denn auch darauf bedacht, ihn so herausfordernd wie möglich zu halten. Die Abendmahlsfeier mit Brot und Wein von Seiten der Gemeinde war der herausforderndste Ritus. Die Thatsache sprach da deutlich genug, wenn der Franzose auch kein Wort verstand: er sah, daß auch dem Laien der Wein gereicht wurde, welchen in der katholischen Kirche der Priester allein genießt. Eben so unterscheidend ist die Betheiligung der Gemeinde durch den gemeinschaftlichen Gesang.

Der Prediger stimmte also das Lied Johann Heermann's an, welches als Abendmahlslied in damaliger Zeit in der lutherischen Kirche gebräuchlich war. Herzog Bernhard und die Seinigen, welche es sämmtlich auswendig wußten, stimmten in vollen Tönen ein, und durch den Hof des Arsenals klang aus den geöffneten Fenstern ein Choral, welcher seit Unterdrückung der Hugenotten ganz fremd geworden war:

Als Jesus Christus in der Nacht,
Darin er ward verrathen,
Auf unser Heil war ganz bedacht,
Dasselbe zu erstatten —

Da nahm er in die Hand das Brot
Und brach's mit seinen Fingern,
Sah auf gen Himmel, dankte Gott
Und sprach zu seinen Jüngern:

Nehmt hin und eßt, das ist mein Leib,
Der für euch wird gegeben,
Und denket, daß ich euer bleib'
Im Tod und auch im Leben.

Desgleichen nahm er auch den Wein
Im Kelch und sprach zu allen:
Nehmt hin und trinket insgemein,
Wollt ihr Gott wohlgefallen

Hier geb' ich euch mein theures Blut
Im Kelche zu genießen,

Das ich für euch und euch zu gut
Am Kreuze werd' vergießen.

Das macht euch aller Sünden frei,
Daß sie euch nicht mehr kränken;
So oft ihr's thut, sollt ihr dabei
An meinen Tod gedenken.

O Jesu! Dir sei ewig Dank
Für Deine Treu und Gaben:
Ach, lass' durch diese Speis' und Trank
Auch mich das Leben haben.

Als der Gesang beendigt war, wendete sich der Geistliche mit dem Gesichte nach dem Altar und goß Wein in den Kelch. Man sah, daß an Austheilung des Abendmahls gegangen werden sollte.

Während dieser Pause trat ein französischer Officier aus dem Zwischenzimmer in den Saal und schritt zum Herzoge Bernhard. Es war Guébriant, welcher schon seit längerer Zeit neben dem Herzoge im Felde gestanden, und von allen Franzosen dem Herzoge am vertrautesten geworden war. Er sprach mit gedämpfter Stimme: „Hoheit! Der Herzog von Tremouille sendet Euch durch mich die dringende Bitte: diesen Gottesdienst sogleich abbrechen zu lassen. Er macht ein drohendes Aufsehen. Der Hof unten füllt sich mit Zuschauern, unter denen wahrscheinlich zahlreiche Hugenotten. Man hört aufrührerische Aeußerungen und es steht ein gefährlicher Tumult zu besorgen. Ihr wißt, daß der König und die katholische Kirche in Frankreich solchen Gottesdienst nirgends gestattet, und daß —" — Genug! — unterbrach ihn der Herzog. — Sagt dem Herrn, daß ich Protestant und Gast des Königs von Frankreich bin. Mein Leib ist dahier nicht ohne meine Seele. Diese braucht Nahrung wie mein Leib. Ist dies dem Könige zuwider, so soll er mir's sagen lassen, er soll mir's sagen lassen. Dies wird mir Kündigung sein, daß wir nicht zusammen stimmen, und ich werde seine Hauptstadt, sein Reich und seine Sache verlassen stehenden Fußes. Bis er, der König, dies trennende Wort gesprochen, werd' ich

auch hier zu Lande meinem Gotte dienen wann und wo es mir gefällt, und wer das hindern will, wird unsere Schwerter fühlen. Dies für Euren Herrn von Tremouille. Gott befohlen!

Guébriant ging hinaus. Der Herzog aber winkte dem Geistlichen, welcher sich wieder zur kleinen Gemeinde herum gewendet, in seinem Amte fortzufahren. Es war eine große Stille eingetreten. Jedermann ahnte, was diese leise Unterredung der beiden Kriegsmänner zu bedeuten habe, und in dieser Stille klang es sehr feierlich, als der Geistliche jetzt die Einsetzungsworte des Abendmahls intonirte. Recitativisch, wie es der lutherische Ritus vorschreibt, ohne irgend eine musikalische Begleitung, die reine Menschenstimme. Ein wohlklingender Bariton des Geistlichen kam der Feierlichkeit zu statten, er drang sonor hinab bis in die ferneren Höfe des Arsenals. Es wehte wie ein tiefer Schauer des Gottesdienstes durch das alte Waffenhaus, als der Geistliche sang:

Unser Herr Christus — in der Nacht, da er verrathen ward — nahm er das Brot — dankte und brach's, und gab's seinen Jüngern und sprach: — Nehmet hin und esset — das ist mein Leib — der für euch gegeben wird — solches thut zu meinem Gedächtniß. —

Desselben gleichen nahm er auch den Kelch nach dem Abendmahl — dankete und gab ihnen den und sprach — Nehmet hin und trinket alle daraus — dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut — das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden. — Solches thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.

Nun schwieg er. Der Herzog trat einige Schritte näher zu ihm und kniete nieder. Hans und alle Uebrigen thaten eben so in einem Halbkreise, und der Geistliche reichte Einem nach dem Andern Brot und Wein, indem er in tiefem, gedämpftem Tone dazu sprach: Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden. Als Alle betheiligt wären, sprach er den Segen und die ganze Versammlung erhob sich wie ein Mann, ruhig stehen

Das ich
Am Kr

Das n
Daß s
So oft
An m

O Zei
Für T
Ach,
Auch

Als der Gesa
dem Gesichte nach
sah, daß an Austh
Während di
dem Zwischenzim
Bernhard. Es w
neben dem Herzog
dem Herzoge am
gedämpfter Stim
sendet Euch dur
sogleich abbrechen
Der Hof unter
scheinlich zahlr
rungen und
wißt, daß de
solchen Gotte
— unterbr

Dazu kam, daß Groot kein geborener Schwede war, also auch nicht bis zum Letzten parteiisch für sein Amt erfunden wurde, sondern Verständniß besaß und zeigte für des Herzogs deutsche Absichten und Pläne. Kurz, sie standen einander recht nahe, und als die Stiege herauf Hugos Sohn, der gelbe Dietrich, mit langen Schritten, immer über je zwei Stufen gehastet kam, da blieb der Herzog freundlich stehen, um sich ihn durch den Vater vorstellen zu lassen. —

Er hatte Dringendes zu melden. Unten entwickele sich ein Kampf. Schon die Volksmasse im Hofe habe sich gestritten, weil Hugenotten unter ihr lebhafte Sympathie ausgedrückt für den deutschen Herzog und für den Herzog da oben. Dann seien Reiter angekommen aus dem Louvre, und gleichzeitig mit ihnen Fußtruppen. Die machten einander den Eingang streitig, und allen Aeußerungen nach seien die Reiter von der königlichen Partei und gegen den Herzog von Sachsen gestimmt, die Fußtruppen aber von der Partei des Cardinals für den Herzog. — Hört Ihr den Lärm, ja das Degenklirren? — schloß er athemlos — das Volk wird Partei nehmen, es wird ein blutiges Gemetzel entstehen und fürstliche Gnaden werden hier unbeschützt in schlimmere Gefahr stürzen als in offener Feldschlacht. Bleibt im Hause, ich beschwöre Euch. Wir werden den Zugang zur Stiege vertheidigeu bis zum Aeußersten. Er machte dabei Miene, seinen Degen aus der Scheide zu ziehen. Der Herzog lächelte und legte die Hand auf seine Schulter, als wollte er den jugendlichen Ungestüm dämpfen. Als geborener Diplomat hatte Dietrich in der Sprache berichtet, welche den hinter Bernhard herabsteigenden Franzosen unverständlich war, in der deutschen, und der Herzog stieg weiter hinab, als ob er nichts erfahren hätte.

Seine Erscheinung im Hofe that ihre Wirkung. Neugier ist oft ein Beruhigungsmittel. Jedermann wollte den berühmten Fremdling in Ruhe sehen, Jeder rief seinem Nachbar zu, sich still zu verhalten, und so gewannen die Trabanten, welche von den Seigneurs in Anspruch genommen wurden, Gehör und

Raum und konnten die Volksmasse zurück drängen. Der große Staatswagen fuhr vor; Herzog Bernhard stieg ein; der Herzog von Tremouille setzte sich zu seiner Linken und wollte rasch Befehl geben, daß das Viergespann in den Wirrwarr unter dem Ausgangsthore hinein sprenge. Denn dort standen sich wirklich Reiter und Fußtruppen mit gezückten Waffen gegenüber. Eine Handbewegung Bernhards hielt den Befehl auf. Mit starker Stimme rief er nach dem Stiegenhause hinüber: Meine Herren Officiere wollen mich zu Pferde begleiten und mein Pferd soll mitgenommen werden! Dann sagte er in französischer Sprache zu dem Herzoge von Tremouille: Alles ist fertig; laßt scharf fahren!

Die Truppen unter dem Thorwege wurden gewahr, daß der Wagen keine Umstände mit ihnen machen würde, sie räumten das Gewölbe, indem sie sich unter Scheltworten nach der Straße hinaus zogen, und die Carrosse sauste an ihnen vorüber.

Draußen im Lustschlosse St. Germain wurde diese Verspätung vielfach empfunden. Es war ein lieblicher Frühlingstag. Leichte weiße Wolken verdeckten die Sonne und gestatteten doch der Wärme eine milde Verbreitung. Die Winde schwiegen völlig, und auf der Terrasse am linken Seineufer wandelten die Hofleute in ihren schönen Kleidern umher, als ob sie in einem Saale sich befänden. Kein Staub, kein Schmutz; junger elastischer Rasen zu den Füßen, lichtgrünes neues Laub über den Häuptern und vor ihnen die reizende Aussicht nach der Pariser Ebene hinauf. Das linke Ufer der Seine erhebt sich hier, wo das Lustschloß steht, fast steil empor und gewährt eine weite Fernsicht über das wohl angebaute, reichlich mit Bäumen versehene Land. Dadurch unterscheidet sich dies alte Lustschloß von der späteren Schöpfung Ludwigs XIV., von dem stolzen Versailles. Es steht gleichsam in Verbindung mit dem Lande und umfaßt mit dem Blicke die Landschaft bis nach Paris. Versailles dagegen liegt in der Tiefe und seine Front ist abwärts von Paris gerichtet auf

den großen einsamen Park. Die Hofleute waren über sich selbst erstaunt, daß sie zu Naturgenuß berufen schienen. Als die Stunde geschlagen, welche zum Empfange bestimmt war, und sie sich eiligst dem Schlosse zugewendet, hatten sie zu ihrer Ueberraschung erfahren, daß von der Postenkette, welche bis Paris aufgestellt war, die Nachricht eingegangen: der deutsche Herzog habe Paris noch gar nicht verlassen, er sei also in einigen Stunden erst zu erwarten, und der König wolle die Herrschaften nicht veranlassen, sich jetzt schon in den Empfangssälen einzufinden. Sie hatten sich also wieder unter den Bäumen zerstreut und sonderten sich jetzt in Gruppen, welche sich hie und da niedersetzten. Eine der belebtesten Gruppen hatte sich um eine Dame gebildet, welche ein besonderes Ansehen zu genießen schien. Sie war schlank gewachsen und etwas frei gekleidet. Nur ein dünnes Spitzentuch bedeckte die wohlgebildeten Schultern, vielleicht nur um Luft und Sonne abzuhalten und drinnen im Saale abgelegt zu werden. Schwarzes Haar umrahmte in üppigen Locken ein geistvolles Antlitz, welches sich ungemein lebendig bald hierhin, bald dorthin wendete und in seinen Zügen eine auffallende Abwechselung zeigte. Bald streng, bald lachend, oft auch maliciös scharf richtete sich dies Gesicht am öftersten auf einen kleinen Mann mit grauem Haare, mit welchem sie zu streiten schien. Dieses graue Männlein war ein Gegensatz zu ihr. Sein schlaffes Gesicht war ganz unbeweglich. Seine Augen waren halb zugedeckt von Augenlidern, welchen die Kraft versagt schien, sich ganz in die Höhe zu ziehen. Und doch mußten die Antworten dieses apathischen Mannes immer schlagend oder herausfordernd sein, denn die Dame verrieth immer einen scharfen Eindruck, wenn der Graukopf mit leiser Stimme etwas gesprochen hatte.

Sie war die Nichte Richelieu's, Marquise de Combalet, Herzogin von Aiguillon geheißen, eine junge Witwe von etwa dreißig Jahren, welcher man nachsagte, daß sie sehr kokett wäre und den erwarteten deutschen Bären in ihre Netze einfangen wollte. Der kleine Graukopf hieß Desnoyers und war Minister,

also wohl eine Creatur ihres Oheims. Letzteres läugneten Manche. Sie behaupteten, Desnoyers sei dem Cardinal keineswegs ergeben und strecke seine Fühlfäden nach verschiedenen Seiten. So nach dem Könige wie nach den strengen Katholiken. Der Cardinal könne dieses Mannes aber nicht entbehren, weil er ein großes Regierungstalent sei, und wage es nicht, sich desselben zu entäußern, weil Desnoyers die mächtigsten Beschützer habe. Der Cardinal selbst war nicht zugegen. Er galt für unwohl und mußte das Zimmer hüten zu Rueil, seinem Landhause unweit Paris. An jene Gruppe trat jetzt ein Cavalier des Königs und bestellte die Ordre: Seine Majestät wünschte Herrn Minister Desnoyers zu sprechen. Dieser verbeugte sich leicht und ging langsamen Schrittes zum Schlosse. Die Herzogin von Aiguillon aber hielt den Cavalier mit der Frage zurück: ob etwas vorgefallen sei?

„Allerdings!" entgegnete der Cavalier, „die Nachrichten, welche der Herzog von Tremouille aus dem Arsenal heraus sendet, lauten sehr unerwartet. Er hat Truppen aus dem Louvre requirirt —" — Truppen? Wozu? fragte in hochfahrendem Tone die Herzogin von Aiguillon. — „Der Herzog von Sachsen hat sich brüsk benommen und hat öffentlichen Gottesdienst angeordnet im Arsenale, hugenottischen Gottesdienst."

Dies Wort verbreitete sich wie ein Lauffeuer; von allen Seiten drängte man sich an die Gruppe heran.

— Was ist da zu verwundern? rief die Herzogin; er ist ein Lutheraner, und wie es scheint ein frommer. Er kommt ja nicht zu einem Concil nach Paris, sondern zur Conferenz für einen Feldzug. — „Der König denkt nicht so frei hierüber," fuhr der Cavalier fort, „und nimmt das ganze Betragen sehr übel. Vor allen Dingen ist der König von Frankreich nicht gewohnt, zu warten."

Ein beistimmendes Gemurmel ließ sich ringsum vernehmen.

— Ah, Kriegsmänner sind keine Hofleute! sprach lachend die Herzogin, und die Fürsten des deutschen Reichs halten sich nach dem Kaiser für die vornehmsten Herren der Erde. Das Reich heißt eben heilig römisch-deutsches Reich. Man darf einen

Herzog von Sachsen nicht verwechseln mit unseren Herzögen. Diese deutschen Herzöge sind reichsunmittelbar. Das bedeutet sehr viel, sagt mein Oheim. — „Es bedeutet in fremden Landen," erwiederte der Cavalier, „so viel als man zugestehen will. Und der König scheint nach diesem Vorfalle nicht mehr geneigt zu irgend einem Zugeständnisse. Im Gegentheile. Er bedauert deshalb, daß Seine Eminenz der Herr Cardinal nicht zugegen ist bei der Feststellung strenger Maßregeln, und er hat deshalb den Herrn Minister Desnoyers rufen lassen, um diesem seine Befehle auszudrücken." — Gott gebe, daß sie passend sind! sagte die Herzogin mit maliciöser Schärfe, denn an der Schwelle eines Krieges mit Spanien und dem deutschen Reiche wird ein Feldherr schwerer wiegen als irgend eine Etikette.

Der Cavalier entfernte sich voll Aerger, und die Zuhörer zerstreuten sich, ebenfalls voll Unmuth über die dreiste Nichte des Cardinals. — Wer ist denn schuld, flüsterten sie einander zu, daß wir Spanien und das deutsche Reich gleichzeitig auf den Hals bekommen, als die schlechte Politik des Cardinals?! Dieser Cardinal hatte hier unter dem Hofadel gar keine Freunde. Eben so wenig aber gab es hier Hugenotten, wenn auch nur versteckte. Daß Ludwig XIII. der Sohn Heinrichs IV., des einstigen Hugenottenprinzen, sei, war in Niemandes Gedächtniß. In diesem kränklichen, melancholischen Könige lebte nichts von der Frische des Vaters, auch nichts von der Frische der Erinnerung, daß die Krone ja doch nur durch die tapfere Hilfe der Hugenotten an die Bourbons aus Bearn übergegangen war. Und diese tiefe Vergeßlichkeit hatte tiefe Entfremdung von beiden Seiten zur Folge gehabt.

Um so schwerer war für die Herzogin von Rohan die Aufgabe, jeweilig doch am Hofe zu erscheinen. Ihr Gemahl wollte es aus guten politischen Gründen, und sie hatte sich auch heute gefügt. Einsam saß sie mit ihrem Töchterlein auf abgelegener Seite unter den Bäumen, flüchtig, wenn auch respectvoll, gegrüßt von Vorüberwandelnden. Der gute und große Name Rohan, die hochgeachtete Tüchtigkeit des fernen Herzogs, die würdige

Haltung der Herzogin erzwangen diesen Respect. Ein alter Seigneur wagte es auch, eine kleine Weile bei ihr stehen zu bleiben und sie zu unterrichten über das, was mit dem Herzoge von Sachsen vorginge, der sich so herausfordernd gegen den König benommen und diesen in Zorn versetzt habe.

Die Herzogin war erschrocken über diese Nachricht, und doch gewährte ihr die Nachricht eine innere Genugthuung. Der öffentliche Gottesdienst ihres Glaubens, öffentlich mitten in Paris, die geringschätzige Behandlung des in allen Formen eitlen Königs — sie hätte eine Heilige sein müssen, wenn ihr Sinn davon nicht gelabt worden wäre.

Ihre Tochter jubelte geradezu darüber. Das junge Blut, aufgewachsen in den Gedanken und Wünschen der Eltern, fand ihr Ideal in diesem deutschen Herzoge und klagte nur darüber, daß er nun am Ende aus Geringschätzung für den König gar nicht käme und sie ihn nicht zu sehen krigte. Einmal über das andere lief sie an die zehn Schritte weit entfernte Barrière, um seitwärts hinab zu schauen auf den Fahrweg, wo der letzte Reiterposten aufgestellt war. So lange sich der nicht in Bewegung setzte, um das Herannahen des Gastes im Schlosse zu melden, so lange war an die Ankunft des Herzogs nicht zu denken.

Sie sah gar lieblich aus, die sechzehnjährige Marguérite im duftigen schneeweißen Gewande, wenn sie sich spähend über das Geländer lehnte und schmollend sagte: — Noch immer nicht, Mama! — Still, still, Mama! rief sie plötzlich — jetzt kommt drüben jenseits der Seine ein Reiter mit verhängtem Zügel gesprengt! Er winkt, er winkt! Der hier unten winkt zurück, wendet sein Pferd, sprengt herauf — Mama dort, dort! weit, weit! kommt eine Staubwolke geflogen, richtig! eine Carrosse mitten drin, das ist er, das ist er! Lass' uns ein wenig nach rechts hinüber gehen, Mama, da sehen wir ihn, wenn er über den Fluß kommt und herauf fährt. —

Das gestattete natürlich die Mama nicht. Denn gleichzeitig kamen auch die Hofherren mit der Meldung, und die Hof-

gesellschaft strömte ins Schloß. Die Herzogin folgte mit ihrer Tochter.

Zehn Minuten später hielt die Carrosse am Portale. Die Pferde trieften von Schweiß, und die herbei eilende Dienerschaft betrachtete die keuchenden Thiere mit Mißbehagen. So pflegte man nicht zu fahren in einer Staatscarrosse.

Der Herzog Bernhard stieg leicht und rasch aus dem Wagen und betrachtete die Pferde. „Ueberfüttert und ohne Uebung!“ sagte er in langsamer, sorgfältiger Betonung zu dem tief verdrießlichen Tremouille. Er sprach das Französische nicht mit besonders gutem Accent, aber grammatisch richtig. Er hatte es nicht in der Jugend gelernt. Damals war das Lateinische wichtiger, und in Oesterreich das Spanische. Der Kaiser Ferdinand II. zum Beispiel sprach nie französisch. Im protestantischen Norden war es während des letzten Jahrzehnts etwas mehr beachtet worden von den höher gestellten Personen, besonders seit der schwedische Verkehr mit Frankreich die protestantischen Führer auch in Verkehr gebracht hatte mit französischen Geschäftsträgern. Da hatte sich's denn auch Bernhard mit ziemlich leichter Mühe angeeignet, weil eine gründliche Sprachenbildung aus seiner weimarischen Jugendzeit ihm gute Grundlagen an die Hand gegeben hatte. Während des letzten Jahres war er täglich genöthigt worden, sich dieser Sprache zu bedienen, und so war er jetzt ziemlich vertraut mit derselben. Nur langsam sprach er sie, absichtlich. Er wollte nicht mehr sagen, als er eben sagen wollte. Er war zu sehr Staatsmann geworden, um nach eitler und müßiger Conversation zu haschen, welche ihn übereilen konnte.

Die Umgebung und das Schloß aufmerksam betrachtend, stieg er langsam die Stufen hinauf — zum Troste seines Leibdieners Hoffmann, der ihn einholen konnte! Hatte er doch, der sorgfältige Diener, in Paris Noth genug gehabt, seinem plötzlich davon fahrenden Herrn nachzukommen! Jetzt eilte er athemlos herbei und flüsterte dem Herzoge zu: er könne doch nicht mit dem verstaubten Halskragen vor den König und den Hof treten! Der

bleibend und lautlos ein Vaterunser betend. Bis daher war es unten im Hofe und im Zwischenzimmer ruhig verblieben. Jetzt erhob sich von unten Lärm, und im Zwischenzimmer brach ein rasselndes Geräusch los, als sollten die Waffen an die Reihe kommen. Herzog Bernhard reichte Starschädel die Hand und sagte: Auf heut' Abend! Dann ging er raschen Schrittes auf das Zwischenzimmer zu. Man wich zurück vor dem stattlich daher kommenden jungen Feldherrn, welcher tiefen Ernstes auf die Seigneurs blickte. — Herr Herzog von Tremouille! rief er. Dieser, ein schöner Mann, trat vor ohne ein Höflichkeitszeichen. „Ich bin bereit nach St. Germain zu fahren."

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt der Herzog weiter. Ein Mann von Mittelgröße, dunkel und einfach gekleidet, schloß sich ihm an und sprach leise Worte. Das magere Antlitz des Mannes war von einer stattlichen Nase und etwas starren Augen beherrscht. Eben so starr waren die Gesichtszüge und der schmallippige Mund. Aber feine Zuckungen liefen öfters vom Munde zu den Augen und verriethen, daß ein beweglicher Geist in diesem Kopfe waltete. Es war Hugo Grotius, welcher als schwedischer Gesandter den Herzog nach St. Germain begleiten wollte. Schweden war in engem Bündnisse mit Frankreich und hatte lange die Vermittelung geführt zwischen Richelieu und den protestantischen Häuptern in Deutschland. Hugo de Groot war also darauf bedacht, diese Vermittelung festzuhalten auch in dem vorliegenden Falle, obwol man sie nicht in Anspruch nahm. Denn Bernhard wie Richelieu wollten selbständig mit einander verkehren.

Hugo de Groot war aber nicht blos schwedischer Gesandter, er war eine große protestantische Autorität durch sein überlegenes Wissen in staats- und völkerrechtlichen Fragen, er war dem Herzoge auch als Privatmann und Glaubensgenosse ein willkommener Begleiter. Sie waren während der letzten Jahre fleißig im Verkehr mit einander gewesen, und Kanzler Rehlingen hatte Groot's Kenntniß und Rath vielfach in Anspruch nehmen müssen.

Dazu kam, daß Groot kein geborener Schwede war, also auch nicht bis zum Letzten parteiisch für sein Amt erfunden wurde, sondern Verständniß besaß und zeigte für des Herzogs deutsche Absichten und Pläne. Kurz, sie standen einander recht nahe, und als die Stiege herauf Hugos Sohn, der gelbe Dietrich, mit langen Schritten, immer über je zwei Stufen gehastet kam, da blieb der Herzog freundlich stehen, um sich ihn durch den Vater vorstellen zu lassen. —

Er hatte Dringendes zu melden. Unten entwickele sich ein Kampf. Schon die Volksmasse im Hofe habe sich gestritten, weil Hugenotten unter ihr lebhafte Sympathie ausgedrückt für den deutschen Herzog und für den Herzog da oben. Dann seien Reiter angekommen aus dem Louvre, und gleichzeitig mit ihnen Fußtruppen. Die machten einander den Eingang streitig, und allen Aeußerungen nach seien die Reiter von der königlichen Partei und gegen den Herzog von Sachsen gestimmt, die Fußtruppen aber von der Partei des Cardinals für den Herzog. — Hört Ihr den Lärm, ja das Degenklirren? — schloß er athemlos — das Volk wird Partei nehmen, es wird ein blutiges Gemetzel entstehen und fürstliche Gnaden werden hier unbeschützt in schlimmere Gefahr stürzen als in offener Feldschlacht. Bleibt im Hause, ich beschwöre Euch. Wir werden den Zugang zur Stiege vertheidigen bis zum Aeußersten. Er machte dabei Miene, seinen Degen aus der Scheide zu ziehen. Der Herzog lächelte und legte die Hand auf seine Schulter, als wollte er den jugendlichen Ungestüm dämpfen. Als geborener Diplomat hatte Dietrich in der Sprache berichtet, welche den hinter Bernhard herabsteigenden Franzosen unverständlich war, in der deutschen, und der Herzog stieg weiter hinab, als ob er nichts erfahren hätte.

Seine Erscheinung im Hofe that ihre Wirkung. Neugier ist oft ein Beruhigungsmittel. Jedermann wollte den berühmten Fremdling in Ruhe sehen, Jeder rief seinem Nachbar zu, sich still zu verhalten, und so gewannen die Trabanten, welche von den Seigneurs in Anspruch genommen wurden, Gehör und

Raum und konnten die Volksmasse zurück drängen. Der große Staatswagen fuhr vor; Herzog Bernhard stieg ein; der Herzog von Tremouille setzte sich zu seiner Linken und wollte rasch Befehl geben, daß das Viergespann in den Wirrwarr unter dem Ausgangsthore hinein sprenge. Denn dort standen sich wirklich Reiter und Fußtruppen mit gezückten Waffen gegenüber. Eine Handbewegung Bernhards hielt den Befehl auf. Mit starker Stimme rief er nach dem Stiegenhause hinüber: Meine Herren Officiere wollen mich zu Pferde begleiten und mein Pferd soll mitgenommen werden! Dann sagte er in französischer Sprache zu dem Herzoge von Tremouille: Alles ist fertig; laßt scharf fahren!

Die Truppen unter dem Thorwege wurden gewahr, daß der Wagen keine Umstände mit ihnen machen würde, sie räumten das Gewölbe, indem sie sich unter Scheltworten nach der Straße hinaus zogen, und die Carrosse sauste an ihnen vorüber.

Draußen im Lustschlosse St. Germain wurde diese Verspätung vielfach empfunden. Es war ein lieblicher Frühlingstag. Leichte weiße Wolken verdeckten die Sonne und gestatteten doch der Wärme eine milde Verbreitung. Die Winde schwiegen völlig, und auf der Terrasse am linken Seineufer wandelten die Hofleute in ihren schönen Kleidern umher, als ob sie in einem Saale sich befänden. Kein Staub, kein Schmutz; junger elastischer Rasen zu den Füßen, lichtgrünes neues Laub über den Häuptern und vor ihnen die reizende Aussicht nach der Pariser Ebene hinauf. Das linke Ufer der Seine erhebt sich hier, wo das Lustschloß steht, fast steil empor und gewährt eine weite Fernsicht über das wohl angebaute, reichlich mit Bäumen versehene Land. Dadurch unterscheidet sich dies alte Lustschloß von der späteren Schöpfung Ludwigs XIV., von dem stolzen Versailles. Es steht gleichsam in Verbindung mit dem Lande und umfaßt mit dem Blicke die Landschaft bis nach Paris. Versailles dagegen liegt in der Tiefe und seine Front ist abwärts von Paris gerichtet auf

den großen einsamen Park. Die Hofleute waren über sich selbst erstaunt, daß sie zu Naturgenuß berufen schienen. Als die Stunde geschlagen, welche zum Empfange bestimmt war, und sie sich eiligst dem Schlosse zugewendet, hatten sie zu ihrer Ueberraschung erfahren, daß von der Postenkette, welche bis Paris aufgestellt war, die Nachricht eingegangen: der deutsche Herzog habe Paris noch gar nicht verlassen, er sei also in einigen Stunden erst zu erwarten, und der König wolle die Herrschaften nicht veranlassen, sich jetzt schon in den Empfangssälen einzufinden. Sie hatten sich also wieder unter den Bäumen zerstreut und sonderten sich jetzt in Gruppen, welche sich hie und da niedersetzten. Eine der belebtesten Gruppen hatte sich um eine Dame gebildet, welche ein besonderes Ansehen zu genießen schien. Sie war schlank gewachsen und etwas frei gekleidet. Nur ein dünnes Spitzentuch bedeckte die wohlgebildeten Schultern, vielleicht nur um Luft und Sonne abzuhalten und drinnen im Saale abgelegt zu werden. Schwarzes Haar umrahmte in üppigen Locken ein geistvolles Antlitz, welches sich ungemein lebendig bald hierhin, bald dorthin wendete und in seinen Zügen eine auffallende Abwechselung zeigte. Bald streng, bald lachend, oft auch maliciös scharf richtete sich dies Gesicht am öftersten auf einen kleinen Mann mit grauem Haare, mit welchem sie zu streiten schien. Dieses graue Männlein war ein Gegensatz zu ihr. Sein schlaffes Gesicht war ganz unbeweglich. Seine Augen waren halb zugedeckt von Augenlidern, welchen die Kraft versagt schien, sich ganz in die Höhe zu ziehen. Und doch mußten die Antworten dieses apathischen Mannes immer schlagend oder herausfordernd sein, denn die Dame verrieth immer einen scharfen Eindruck, wenn der Graukopf mit leiser Stimme etwas gesprochen hatte.

Sie war die Nichte Richelieu's, Marquise de Combalet, Herzogin von Aiguillon geheißen, eine junge Witwe von etwa dreißig Jahren, welcher man nachsagte, daß sie sehr kokett wäre und den erwarteten deutschen Bären in ihre Netze einfangen wollte. Der kleine Graukopf hieß Desnoyers und war Minister,

also wohl eine Creatur ihres Oheims. Letzteres läugneten Manche. Sie behaupteten, Desnoyers sei dem Cardinal keineswegs ergeben und strecke seine Fühlfäden nach verschiedenen Seiten. So nach dem Könige wie nach den strengen Katholiken. Der Cardinal könne dieses Mannes aber nicht entbehren, weil er ein großes Regierungstalent sei, und wage es nicht, sich desselben zu entäußern, weil Desnoyers die mächtigsten Beschützer habe. Der Cardinal selbst war nicht zugegen. Er galt für unwohl und mußte das Zimmer hüten zu Rueil, seinem Landhause unweit Paris. An jene Gruppe trat jetzt ein Cavalier des Königs und bestellte die Ordre: Seine Majestät wünschte Herrn Minister Desnoyers zu sprechen. Dieser verbeugte sich leicht und ging langsamen Schrittes zum Schlosse. Die Herzogin von Aiguillon aber hielt den Cavalier mit der Frage zurück: ob etwas vorgefallen sei?

„Allerdings!" entgegnete der Cavalier, „die Nachrichten, welche der Herzog von Tremouille aus dem Arsenal heraus sendet, lauten sehr unerwartet. Er hat Truppen aus dem Louvre requirirt —" — Truppen? Wozu? fragte in hochfahrendem Tone die Herzogin von Aiguillon. — „Der Herzog von Sachsen hat sich brüsk benommen und hat öffentlichen Gottesdienst angeordnet im Arsenale, hugenottischen Gottesdienst."

Dies Wort verbreitete sich wie ein Lauffeuer; von allen Seiten drängte man sich an die Gruppe heran.

— Was ist da zu verwundern? rief die Herzogin; er ist ein Lutheraner, und wie es scheint ein frommer. Er kommt ja nicht zu einem Concil nach Paris, sondern zur Conferenz für einen Feldzug. — „Der König denkt nicht so frei hierüber," fuhr der Cavalier fort, „und nimmt das ganze Betragen sehr übel. Vor allen Dingen ist der König von Frankreich nicht gewohnt, zu warten."

Ein beistimmendes Gemurmel ließ sich ringsum vernehmen.

— Ah, Kriegsmänner sind keine Hofleute! sprach lachend die Herzogin, und die Fürsten des deutschen Reichs halten sich nach dem Kaiser für die vornehmsten Herren der Erde. Das Reich heißt eben heilig römisch-deutsches Reich. Man darf einen

Herzog von Sachsen nicht verwechseln mit unseren Herzögen. Diese deutschen Herzöge sind reichsunmittelbar. Das bedeutet sehr viel, sagt mein Oheim. — „Es bedeutet in fremden Landen," erwiederte der Cavalier, „so viel als man zugestehen will. Und der König scheint nach diesem Vorfalle nicht mehr geneigt zu irgend einem Zugeständnisse. Im Gegentheile. Er bedauert deshalb, daß Seine Eminenz der Herr Cardinal nicht zugegen ist bei der Feststellung strenger Maßregeln, und er hat deshalb den Herrn Minister Desnoyers rufen lassen, um diesem seine Befehle auszudrücken." — Gott gebe, daß sie passend sind! sagte die Herzogin mit maliciöser Schärfe, denn an der Schwelle eines Krieges mit Spanien und dem deutschen Reiche wird ein Feldherr schwerer wiegen als irgend eine Etikette.

Der Cavalier entfernte sich voll Aerger, und die Zuhörer zerstreuten sich, ebenfalls voll Unmuth über die dreiste Nichte des Cardinals. — Wer ist denn schuld, flüsterten sie einander zu, daß wir Spanien und das deutsche Reich gleichzeitig auf den Hals bekommen, als die schlechte Politik des Cardinals?! Dieser Cardinal hatte hier unter dem Hofadel gar keine Freunde. Eben so wenig aber gab es hier Hugenotten, wenn auch nur versteckte. Daß Ludwig XIII. der Sohn Heinrichs IV., des einstigen Hugenottenprinzen, sei, war in Niemandes Gedächtniß. In diesem kränklichen, melancholischen Könige lebte nichts von der Frische des Vaters, auch nichts von der Frische der Erinnerung, daß die Krone ja doch nur durch die tapfere Hilfe der Hugenotten an die Bourbons aus Bearn übergegangen war. Und diese tiefe Vergeßlichkeit hatte tiefe Entfremdung von beiden Seiten zur Folge gehabt.

Um so schwerer war für die Herzogin von Rohan die Aufgabe, jeweilig doch am Hofe zu erscheinen. Ihr Gemahl wollte es aus guten politischen Gründen, und sie hatte sich auch heute gefügt. Einsam saß sie mit ihrem Töchterlein auf abgelegener Seite unter den Bäumen, flüchtig, wenn auch respectvoll, gegrüßt von Vorüberwandelnden. Der gute und große Name Rohan, die hochgeachtete Tüchtigkeit des fernen Herzogs, die würdige

Haltung der Herzogin erzwangen diesen Respect. Ein alter Seigneur wagte es auch, eine kleine Weile bei ihr stehen zu bleiben und sie zu unterrichten über das, was mit dem Herzoge von Sachsen vorginge, der sich so herausfordernd gegen den König benommen und diesen in Zorn versetzt habe.

Die Herzogin war erschrocken über diese Nachricht, und doch gewährte ihr die Nachricht eine innere Genugthuung. Der öffentliche Gottesdienst ihres Glaubens, öffentlich mitten in Paris, die geringschätzige Behandlung des in allen Formen eitlen Königs — sie hätte eine Heilige sein müssen, wenn ihr Sinn davon nicht gelabt worden wäre.

Ihre Tochter jubelte geradezu darüber. Das junge Blut, aufgewachsen in den Gedanken und Wünschen der Eltern, fand ihr Ideal in diesem deutschen Herzoge und klagte nur darüber, daß er nun am Ende aus Geringschätzung für den König gar nicht käme und sie ihn nicht zu sehen krigte. Einmal über das andere lief sie an die zehn Schritte weit entfernte Barrière, um seitwärts hinab zu schauen auf den Fahrweg, wo der letzte Reiterposten aufgestellt war. So lange sich der nicht in Bewegung setzte, um das Herannahen des Gastes im Schlosse zu melden, so lange war an die Ankunft des Herzogs nicht zu denken.

Sie sah gar lieblich aus, die sechzehnjährige Marguérite im duftigen schneeweißen Gewande, wenn sie sich spähend über das Geländer lehnte und schmollend sagte: — Noch immer nicht, Mama! — Still, still, Mama! rief sie plötzlich — jetzt kommt drüben jenseits der Seine ein Reiter mit verhängtem Zügel gesprengt! Er winkt, er winkt! Der hier unten winkt zurück, wendet sein Pferd, sprengt herauf — Mama dort, dort! weit, weit! kommt eine Staubwolke geflogen, richtig! eine Carrosse mitten drin, das ist er, das ist er! Lass' uns ein wenig nach rechts hinüber gehen, Mama, da sehen wir ihn, wenn er über den Fluß kommt und herauf fährt. —

Das gestattete natürlich die Mama nicht. Denn gleichzeitig kamen auch die Hofherren mit der Meldung, und die Hof-

gesellschaft strömte ins Schloß. Die Herzogin folgte mit ihrer Tochter.

Zehn Minuten später hielt die Carrosse am Portale. Die Pferde trieften von Schweiß, und die herbei eilende Dienerschaft betrachtete die keuchenden Thiere mit Mißbehagen. So pflegte man nicht zu fahren in einer Staatscarrosse.

Der Herzog Bernhard stieg leicht und rasch aus dem Wagen und betrachtete die Pferde. „Ueberfüttert und ohne Uebung!" sagte er in langsamer, sorgfältiger Betonung zu dem tief verdrießlichen Tremouille. Er sprach das Französische nicht mit besonders gutem Accent, aber grammatisch richtig. Er hatte es nicht in der Jugend gelernt. Damals war das Lateinische wichtiger, und in Oesterreich das Spanische. Der Kaiser Ferdinand II. zum Beispiel sprach nie französisch. Im protestantischen Norden war es während des letzten Jahrzehnts etwas mehr beachtet worden von den höher gestellten Personen, besonders seit der schwedische Verkehr mit Frankreich die protestantischen Führer auch in Verkehr gebracht hatte mit französischen Geschäftsträgern. Da hatte sich's denn auch Bernhard mit ziemlich leichter Mühe angeeignet, weil eine gründliche Sprachenbildung aus seiner weimarischen Jugendzeit ihm gute Grundlagen an die Hand gegeben hatte. Während des letzten Jahres war er täglich genöthigt worden, sich dieser Sprache zu bedienen, und so war er jetzt ziemlich vertraut mit derselben. Nur langsam sprach er sie, absichtlich. Er wollte nicht mehr sagen, als er eben sagen wollte. Er war zu sehr Staatsmann geworden, um nach eitler und müßiger Conversation zu haschen, welche ihn übereilen konnte.

Die Umgebung und das Schloß aufmerksam betrachtend, stieg er langsam die Stufen hinauf — zum Troste seines Leibdieners Hoffmann, der ihn einholen konnte! Hatte er doch, der sorgfältige Diener, in Paris Noth genug gehabt, seinem plötzlich davon fahrenden Herrn nachzukommen! Jetzt eilte er athemlos herbei und flüsterte dem Herzoge zu: er könne doch nicht mit dem verstaubten Halskragen vor den König und den Hof treten! Der

Herzog lächelte und sagte zu Tremouille: — Mein Diener will etwas an meiner Toilette verbessern. Wir treten wol erst in ein Nebenzimmer, ehe ich vor den König geführt werde? Tremouille nickte schweigend.

Innen im großen Audienzsaale hatte sich indessen die Hofgesellschaft geordnet. Es war Bedacht darauf genommen worden, diesen Empfang nicht in großem Stile stattfinden zu lassen. Es war kein Thron zu sehen. Nur größere Sessel standen da für den König und dessen Bruder, den Herzog von Orleans. Der König wollte sich durchaus nichts vergeben an seiner Herrlichkeit einem deutschen Fürsten gegenüber, den man am liebsten nur als französischen General behandelt hätte. Wie weit Letzteres möglich sei, sollte von dem Betragen des Herzogs Bernhard abhängen. Man hoffte nichts Günstiges, denn der Herzog war als stolz und anmaßend geschildert worden in Betreff seiner fürstlichen Würde, und da man ihn brauchte, so wollte man ihn doch auch nicht geradezu beleidigen.

So stand Alles auf Schrauben in diesem Audienzsaale, und die letzten Nachrichten aus Paris hatten die Situation völlig vergiftet. Jetzt nun gar hatte Tremouille, welcher den Gast seinem Diener überlassen und sich zum Könige verfügt, jetzt nun gar hatte Tremouille mit Entrüstung das beleidigende Betragen des Deutschen und die Abendmahlsfeier im Arsenal berichtet — jetzt war der König beinahe fassungslos. Er war an und für sich sehr reizbar und zu despotischer Handlungsweise geneigt, sobald seine königliche Würde in Rede kam. Er hatte also zornig ausgerufen: — Ich will den Mann gar nicht sehen! — Desnoyers nur, obwol von vornhinein ein Widersacher Bernhards, hatte doch als Minister die Nothwendigkeit gefühlt, Seine Majestät auf die Politik des Cardinals hinzuweisen. Diese Politik bringe es nun doch einmal mit sich, solch ein Opfer zu leisten.

Der König haßte den Cardinal; aber er fürchtete ihn. Mehrfache Versuche, sich von seiner Leitung zu befreien, waren immer fehlgeschlagen. Es hatte sich klar herausgestellt, daß

Niemand fähig wäre, den Cardinal zu ersetzen und die Leitung des Staates zu übernehmen. So hatte sich der schwache Ludwig dem geistig überlegenen Richelieu immer wieder fügen müssen, und jetzt war in der That der ungünstigste Augenblick, um der Politik des Cardinals in den Weg zu treten. Frankreich war tief verflochten und war schwer bedroht — der König mußte sich ergeben.

So gestimmt trat er in den Audienzsaal, bleich in Zorn und Schwäche. Er winkte dem Herzog von Tremouille, den fremden Gast einzuführen. Ludwig der Dreizehnte, das schmächtige Männlein von Mittelgröße, ein Sohn Heinrichs des Vierten und der Maria von Medicis, die in der Verbannung lebte, hatte nicht eben ein königliches Aussehen, obwol eine gewisse Feinheit nicht fehlte in seinem Aeußern. Er war auch nicht ohne stolze Wallungen, welche das bleiche Antlitz zuweilen vornehm belebten. Aber der kräftige Nerv der Gesundheit war nicht vorhanden in ihm. Auf der Jagd, selbst auf dem Schlachtfelde hatte es manchmal den Anschein, als ob sein mattes Blut plötzlich aufsiede, die Stätigkeit jedoch und jegliche Dauer fehlten. Er sank immer wieder zurück in Schlaffheit, ja in Traurigkeit. Es war schwer zu entscheiden, ob er mehr gelangweilt als unglücklich sei. Ein junges Mädchen mochte solch einen König interessant finden, die Nation litt unter ihm.

Jetzt stand er neben seinem Bruder, der als unruhiger Prätendent gefürchtet wurde, vor dem Lehnsessel und vollbrachte mühsam die Aufgabe, sich zu beschwichtigen und zu fassen. Sorgfältige Haltung war ihm nöthig für den Empfang eines fürstlichen Kriegsmannes, der ihm in allen Punkten überlegen war und dem er doch diese Ueberlegenheit um keinen Preis einräumen durfte. Denn auch bis zu des Königs Ohr war das Geflüster gedrungen, daß die Hugenotten leichtlich einen Prätendenten in Bernhard erheben könnten, welcher viel gewichtiger werden dürfte als der unruhige Bruder.

Die Hofleute sahen mit Sorge den Kampf auf dem bleichen Gesichte des Königs und freuten sich erst, als er sich in Bewegung

setzte und einige der Anwesenden durch kurze, gleichgiltige Fragen auszeichnete. Sie sahen darin eine errungene Fassung. An der Reihe hinab gehend, blieb er auch vor der Herzogin von Aiguillon stehen. Vielleicht nur, weil sie in Miene und Bewegung deutlich ausdrückte, daß sie angeredet sein wollte. Sie war ihm zuwider, diese dreiste Nichte des Cardinals, und zum Theil deshalb blieb er vor ihr stehen. Der Instinkt rief in ihm: wecke die Schärfe in dir, ja die Malice, das wird dich anfrischen für den überlegenen Gast! Wirklich sagte er ihr eine Bemerkung, die maliciös genug war. Er beglückwünschte ihre Gesundheit, welche ihr bei dem noch kühlen Grundton der Frühlingsluft gestattete, so wenig bekleidet zu gehen. Sie hatte nämlich ihre Spitzenmantille unter die Schultern zurückgeschlagen.

„Majestät," erwiederte sie mit schlimmem Lächeln, „die schönen Arme der Frau Königin sind eben nicht Jedermann beschieden. Man thut, was man kann, um den Augen der Männer gefällig zu sein."

König Ludwig galt für schüchtern und schamhaft gegenüber den Frauen. Solch' dreiste Aeußerung jagte eine Röthe auf seine blassen Wangen, und er ging sogleich weiter. Nur einige Schritte. Da frappirte ihn das feine, liebliche Gesicht eines Mädchens, welches ihm neu erschien. Junge unschuldige Mädchen waren ihm sehr angenehm, und er fragte unsicher: „Hab' ich das Fräulein schon gesehen?" — Einmal, königliche Majestät. Wenigstens ist sie diesen Winter im Louvre vorgestellt worden, antwortete die Herzogin von Rohan, denn ihrer Marguérite hatte die Frage des Königs gegolten. — „Ah, Ihre Tochter?! — Und Ihr Gemahl, wann sieht man den im Louvre? Wann entsagt er endlich der Ketzerei?" — Sobald er wie Eurer Majestät Vater den Glauben seiner Väter und seiner Jugend für Ketzerei halten wird, antwortete mit überraschender Stärke die sonst so besorgte Herzogin. Sie war eben doch die Tochter Sully's und eine vornehme Dame, die vor einem ungerechten Könige stolz und unbefangen war.

Der König ließ sich an nichts so ungern erinnern, als daß sein Vater Hugenott gewesen. Der Zorn stieg auf in ihm und er wollte der Herzogin eben heftig erwidern — da wurden die Flügelthüren aufgerissen und der Melderuf schallte durch den Saal:

„Der Herr Herzog von Sachsen-Weimar!"

Eiligst ging der König nach seinem Lehnsessel zurück und erwartete dort stehend den Gast. Herzog Bernhard trat rasch ein und blieb dann stehen, sich ruhigen Blickes umschauend wie ein General, welcher das Terrain überblicken und erkunden will. Es ist wahr, Bernhard stach ab von dieser geputzten Versammlung in seinem Reitkleide von starkem Stoffe, welches den frischen Spitzenkragen Hoffmann's und die feine Schärpe recht nöthig hatte, um gehoben zu werden. Das gebräunte Antlitz, das reiche, ungepflegte Haar contrastirte mit den geschniegelten Köpfen ringsum. Dennoch wirkte ein unverkennbarer kräftiger Adel der Haltung auch auf die Hofleute, und das ruhige Auge, welches musternd über Alle hinweg ging, erweckte achtungsvolle Aufmerksamkeit. Als er nach kurzer Pause sporenklirrend mit leichtem, festem Tritte auf den König zuschritt, wehte etwas wie gesunde Landluft über die Versammlung hin, und es bemerkten es vielleicht nicht Alle sogleich, daß er den breitkrämpigen Hut nicht vom Kopfe nahm, obwol Niemand in der Gesellschaft bedeckt war als der König. König Ludwig aber bemerkte das sehr und zog seinen Hut vom Haupte, als der Herzog noch etwa zehn Schritte von ihm entfernt war. Sofort that Bernhard desgleichen, und bald standen sie dicht vor einander die so verschiedenen Gestalten, der kräftige Mann und der kraftlose. Bernhard erwartete schweigend eine Anrede des Königs, eine bewillkommnende. König Ludwig sprach auch einige Worte, welche ungefähr so klangen. Sie fielen aber kurz aus, und der Herzog meinte es dem Könige zu erleichtern, wenn er die rasch eintretende Pause dazu benützte, und dem Könige etwas Inhaltsvolles zu sagen. Der Inhalt betraf ihr gegenseitiges Verhältniß, welches ein Bündniß zwischen Fürsten

sein sollte. Bernhard sprach langsam, aber recht klar und nachdrücklich.

Sei es, daß der König es überhaupt für unpassend hielt, bei erster Begrüßung solchen Inhalt berührt zu sehen, oder sei es, daß er den in fremder Sprache vorsichtig redenden Herzog befangen und für das Ceremoniell unaufmerksam glaubte — kurz, er setzte während der Rede des Herzogs seinen Hut wieder auf. — Augenblicklich that dies auch Bernhard, ohne seine Rede im Geringsten zu unterbrechen. Sogleich nahm der König den seinigen wieder ab. Sogleich that Bernhard dasselbe, ungestört weiter sprechend von dem gemeinschaftlichen Feinde, welchen der König von Frankreich und der Herzog von Sachsen gemeinschaftlich und in loyaler Gegenseitigkeit bekämpfen wollten. Man sah es dem Könige an, wie sehr er unter dieser Anrede litt, denn die laute Stimme des Herzogs machte sie für Jedermann verständlich, und der Inhalt wurde nun gewiß von Bedeutung, ein Inhalt, welcher von Bundesgenossenschaft unter Gleichen ausdrücklich sprach. König Ludwig ergriff jetzt ein letztes Mittel, seine höhere Würde an den Tag zu legen: er setzte sich. Und das schien zu gelingen: Bernhard sprach ruhig weiter. Aber seine Rede ging allmälig mehr und mehr aus dem Stile einer Anrede in den Conversationston über, und diesem geänderten Tone entsprechend, griff Bernhard nach einem Stuhle neben dem Könige und setzte sich ebenfalls. — Dies war dem Könige zu viel. Er stand hastig auf und sagte lebhaft: — Mein Vetter! wir werden noch mehr Gelegenheit haben mit einander zu reden. — Nach diesen Worten nickte er mit dem Haupte und verließ den Saal. Sein Bruder und eine Anzahl Seigneurs folgten ihm.

Unter den Zurückbleibenden entstand eine große Aufregung. Man trat in Gruppen zusammen, man sprach überall halblaut und blickte auf den alleinstehenden Herzog. Dieser nahm sich aus wie auf dem Schlachtfelde, wo er seinem Gegner eine Schlacht angeboten. Der Gegner hatte durch eiligen Rückzug die Schlacht abgebrochen und der Herzog sah ihm lächelnd nach. Dann sah er

sich im Saale um und es schien ihm die Aufregung zu unterhalten. Dabei entdeckte er, daß der Herzog von Tremouille da geblieben war, seines Amtes eingedenk, welches ihn zur Begleitung des Gastes nöthigte. An diesen richtete er denn laut die Worte: — Ich danke für Eure fernere Begleitung, Herr Herzog; ich werde zu Pferde nach Paris zurückkehren.

Diese Worte dienten der Herzogin von Aiguillon zur Veranlassung, sich ihm zu nähern und ihn anzureden. Sie sagte ihm graziös, daß sie die Nichte des Cardinals sei, daß er den Rückweg über Rueil nehmen möchte, um ihrem kranken Oheim eine rechte Herzensfreude zu machen. „Denn auf diese Weise könnte mein Oheim," setzte sie hinzu, „das lang ersehnte Glück genießen, seinen besten Freund in Europa endlich von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihm auszudrücken, wie treu er dem deutschen Helden ergeben sei." — Und die Frau Herzogin glaubt, daß er mich trotz seines Unwohlseins, sprechen könne? — „Sein Unwohlsein, nur in den Nerven gelegen, wird sofort in der Freude untergehen, daß seinem Hause eine solche Ehre, seinem Herzen eine solche Genugthuung widerfahre." — Es wird auch mir eine Freude sein — „Dann sende ich sogleich einen Reitenden hinüber, und der Herzog möge gestatten, daß einer meiner Vorreiter Euch als Wegweiser diene. Um dies nicht zu verzögern, eile ich Befehl zu geben, und versage mir die längere Unterhaltung mit einem Helden, dessen Auftreten in Frankreich so neu und so fesselnd ist."

Mit dem liebenswürdigsten Ausdrucke verbeugte sie sich und ging. Sie hatte rasch zweierlei erreicht: sich anmuthig mit dem Herzoge bekannt gemacht und den Hofleuten dargethan, daß der berühmte Feldherr gegen ihren Oheim geradeso zuvorkommend sei, wie er soeben brüsk gegen den König gewesen war. Herzog Bernhard folgte ihr langsam, indem er rechts und links die zurückweichenden Hofleute grüßte wie ein Herr grüßt, der in ruhiger Stimmung höflich ist. Hugo van Groot, welchen draußen im Vorübergehen die Herzogin von Aiguillon unterrichtet hatte, kam ihm bis über den Saal herein entgegen. Er wollte sich ihm zur

Verfügung stellen, da er ihn nach den Aeußerungen der Aiguillon unter lauter fremden, feindseligen Leuten verlassen glaubte, und drückte ihm in deutscher Sprache diese Absicht aus. Der Herzog dankte lächelnd und schweigend mit einer Handbewegung und unterbrach sein Fortgehen nicht. Groot empfand aber als Diplomat das Bedürfniß, dies Fortgehen so freundlich und harmlos als möglich zu machen, und da er die Herzogin von Rohan ganz in der Nähe sah, so fragte er eilig, ob er Seine fürstliche Gnaden mit dieser verehrungswürdigen Dame bekannt machen dürfe —

„Die Gattin Rohan's in der Schweiz?" — Ja wol, fürstliche Gnaden. — „Ei, das wird mich sehr freuen."

Die Herzogin war sehr erschrocken. Es mußte ja großes Aufsehen machen und eine unliebsame Aufmerksamkeit der Königlichen auf sie lenken, daß der protestantische Fürst gerade mit ihr und mit ihr allein in vertraulicher Unterredung gesehen würde hier am Hofe, und nach solcher Scene mit dem Könige und nachdem sie selbst dem Könige so schwere Worte gesagt!

Sie war Weltdame genug, dies vor dem Herzoge zu verbergen und seiner freundlichen Anrede freundlich entgegen zu kommen. Wie erschrak sie aber, als er frei und laut nach ihrem Gatten fragte, seine warme Anerkennung für dessen militärische Talente aussprach und unumwunden hinzusetzte, daß er nächstens in engere Verbindung mit ihm zu treten hoffte. Ja, er sagte geradezu — glücklicher Weise mit halblautem Tone — daß er ihn bald sehen werde und seiner Allianz theilhaft zu werden wünsche.

Bei diesen letzten Worten meinte sie ihm in die Rede fallen zu müssen, damit er nicht noch Deutlicheres ausspreche — da, wer beschreibt ihr Erschrecken?! erblickte sie dicht neben ihm den Herzog von Tremouille. Unwillkürlich hob sie den Arm und deutete auf den unerwarteten Nachbar, der eben vom Könige zurück gekommen war. Sie selbst trat zurück und schritt verstört nach einer Fensterbrüstung, erfüllt von der Besorgniß, daß Tremouille die letzten Worte des Herzogs Bernhard gehört haben könnte.

Tremouille kam mit einem Auftrage vom Könige und ersuchte Bernhard, einige Schritte mit ihm hinaus zu treten aus der Nähe der Anwesenden. Bernhard folgte schweigend. Alsdann sagte Tremouille mit gedämpfter Stimme: „Seiner Majestät ist es leid, daß seine erste Begegnung mit dem Herrn Herzoge von Sachsen so rasch habe geendigt werden müssen. Es würde Seine Majestät freuen, wenn die nächste Begegnung bald folgen könnte unter voraus festgestellten Bedingungen des Ceremoniells. Seine Majestät sei bereit, den Herrn Herzog morgen wieder zu empfangen, und zwar in Gegenwart Ihrer Majestät der Königin, wenn —" — Anna von Oesterreich! Es ist ja sehr gnädig, daß die Frau Königin den Haß ihres Hauses gegen den sächsischen Widersacher hintan setzen will. Wenn also — „Seine Majestät wünscht also im Voraus zu wissen, ob sich der Herr Herzog in Gegenwart der Königin bedecken würde?" — Ich fühle mich zwar als deutscher Reichsfürst zu dieser Freiheit berechtigt, doppelt berechtigt, da ein Herzog von Parma diese Freiheit in Anspruch nehmen darf. Allein ich bin bereit, mit entblößtem Haupte vor einer Dame, vor der Frau Königin zu erscheinen.

Tremouille verbeugte sich; Herzog Bernhard schritt nach der Thür, in deren Nähe ihn Groot erwartete. Der Zufall fügte es, daß gerade jetzt erst die junge Prinzessin Marguérite von Rohan inne wurde, ihre Mutter sei hinüber getreten in die Fensterbrüstung. Marguérite war mit mädchenhafter Neugier allen Bewegungen Bernhards gefolgt und hatte deshalb die Entfernung der Mutter nicht bemerkt. Jetzt erst erwachte sie gleichsam und sah, daß sie ganz allein stand. Sie wollte eiligst zur Mutter hinüber und kreuzte dabei den Weg des rasch aufbrechenden Bernhard. Auge in Auge standen sie plötzlich vor einander, und erröthend flüsterte sie: — Verzeihung! indem sie sich zum Ausweichen wendete. Der Herzog stand betroffen still. Der jugendliche Zauber des Mädchens ergoß sich blendend über ihn, und der Kriegsmann, welcher bis daher die kühlste Ruhe in fremder, schwieriger Umgebung bewahrt hatte, erschien mit einem

Male auf das Tiefste bewegt. Sein Geschichtsschreiber sagt ausdrücklich: es befiel den Herzog in diesem Augenblick ein starkes Zittern. Und das war um so wunderbarer, da nie Jemand an ihm bemerkt hatte, daß Mädchen oder Frauen jemals im Geringsten seine Aufmerksamkeit erregt hätten.

3.

Der Weg von St. Germain nach Rueil führt an der Seineniederung leise aufwärts durch ein reich angebautes, baumreiches Land. Der Frühlingsnachmittag blieb warm und windstill. Die jungen Blätter und die Blüthen der Bäume dufteten frisch und lieblich. Herzog Bernhard ritt mit seinem Gefolge langsam dahin. Langsam! Sein Gefolge war darüber erstaunt. Er pflegte sehr rasch zu reiten, und wie ein Sturmwind war er auch von St. Germain hinweg gesprengt. Bald aber hatte er sein Roß verhalten. Man hatte gemeint, er wolle mit Jemand aus dem Gefolge sprechen, oder er wolle irgend einen Befehl ertheilen. Keineswegs. Einsam und schweigend ritt er im Schritt voraus. Seine Stimmung war tief verändert. Und er selbst gab sich keine eigentliche Rechenschaft darüber. Er war in jenem ganz naiven Zustande, welcher nicht fragt und nicht untersucht, welcher sich gedankenlos hingiebt. Herzog Bernhard gedankenlos! Er, dem seit der Jünglingszeit der Verstand in immerwährender, angestrengter Thätigkeit erhalten worden. Er, welcher von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat scharf und stätig getrachtet hatte, einem politischen Ziele nahe und näher zu kommen, er, welcher niemals Zeit und Muße gehabt, die feindliche Welt zu vergessen und sich in irgend eine Träumerei zu verlieren!

Namentlich die weiche, die friedliche Seite des Lebens war ihm bis jetzt ganz fremd geblieben. Nicht Mädchen, nicht Frau,

nicht Familie, nicht Hausstand war ihm bisher nahe getreten. Ueber dreißig Jahre hatte er gelebt, ohne in irgend einen Verkehr zu kommen mit den Frauen. Ein Sohn des Krieges und der Politik war er verblieben innen und außen. Selbst die schöne und reizende Ludmilla hatte nicht einen Moment lang als Frau seine Aufmerksamkeit erregen können — er galt in diesem Punkte für kalt und unnahbar, für empfindungslos. Es war ihm nahe gelegt worden, daß die kluge Landgräfin von Hessen bereit wäre, seine Gattin zu werden. Er hatte nicht darauf geachtet, wie sehr er sonst bestrebt war, einen Ersatz zu finden für sein verlorenes Herzogthum Franken. Frauen und Heirathen, wie fern lag ihm das, wie so völlig, völlig fremd seinem Gedankenkreise! War es ihm jetzt plötzlich nahe getreten? Ausdrücklich gewiß nicht. Er selbst wußte gewiß nichts davon. Aber es ereignen sich eben in jedem Menschen Dinge, welche nicht aus dem Gehirn stammen und mit den Verstandeskräften nichts zu thun haben. Bernhards Verstand mischte sich auch jetzt noch nicht ein mit der Frage: woher ihm die ungewöhnliche Stimmung zugeflogen sei? Er ließ sie unbekümmert gewähren.

Das erröthende Antlitz eines jungen Mädchens ging zuweilen vor seinen Augen vorüber, wie in einen Sonnennebel gehüllt, und verschwand zwischen den Bäumen. Es trug die lieblichen Züge Marguéritens von Rohan. Den Namen kannte er nicht, er wußte nicht, wer das feine, liebe Geschöpf gewesen war, welches so lieblich schüchtern vor ihm ausgewichen, welches ihn mit guten Augen so gut angesehen hatte. Woher sollte er sie kennen? Die Mutter war fern von ihr gewesen in der Fensterbrüstung. Wenn er darüber nachdachte, so mußte er sie für ein katholisches Fräulein halten, denn der Hofadel des Königs war durchaus katholisch. Was sollte ihm ein katholisches Fräulein —? aber er dachte darüber gar nicht nach. So klar bildeten sich ihm die Gedanken gar nicht.

Unter seinem erstaunten Reitergefolge befand sich auch Dietrich van Groot. Er hatte sich in St. Germain ein Pferd

verschafft, um in der unmittelbaren Nähe des bewunderten Helden zu bleiben. Sein Vater wollte zu Wagen nachkommen, um bei der wichtigen ersten Zusammenkunft mit dem Cardinal in Rueil sein förderndes Wort mitsprechen zu können. Dietrich hoffte von Minute zu Minute, der Herzog werde sich einmal umwenden und etwas fragen über Weg und Steg. Da hoffte Dietrich Auskunft geben und sich solcherweise nähern zu können. Es war ihm schon recht, daß der Herzog langsam ritt, denn wildes Reiten war nicht Dietrichs Stärke, in körperlichen Uebungen war er ungeschickt. Aber der Herzog wendete sich nicht um, und das Gefolge verhielt sich ganz schweigend.

Da kam eine Unterbrechung. Ein Viergespann sauste hinter ihnen her, die Reiter wichen zur Seite. Dietrich am langsamsten; sein Pferd wollte es nicht anders, und der Reitknecht auf einem Vorderpferde des Viergespanns mußte anhalten, um ihn nicht umzureißen. Dadurch blieb er dem Wagen näher, und aus dem Wagen rief ihm eine lachende Stimme zu: er möge entschuldigen, daß man ihn störe. Es war eine weibliche Stimme, war die der Marquise von Combalet, Herzogin von Aiguillon.

Sie ließ ihm nicht Zeit zum Antworten, der Herzog war ihr Augenmerk. Ihn einzuholen, befahl sie dem Kutscher, und dann langsam zu fahren. Sie rief den Herzog an wie einen alten Bekannten, wie einen lieben Freund, und dankte ihm, daß er ihr den Vorsprung überlasse, ihn anzumelden und einzuführen beim Oheim. Bernhard erkannte sie vielleicht erst beim Worte „Oheim" wieder, aber er war so sanft und freundlich, wie er sonst niemals gewesen war gegen eine Dame. Sie war entzückt von seiner sanften Freundlichkeit. Das der deutsche Bär?! Oh, dachte sie, der kommt dir ja prächtig entgegen, und mit einem Blicke, der alle ersinnliche Zärtlichkeit versprach, nahm sie Abschied und flog von dannen. Bernhard war roth geworden in seinem gebräunten Antlitz von diesem Blick. Sollte er in seiner Unklarheit diese entgegenkommende Dame verwechseln mit dem Bilde Marguéritens? Der Unklarheit, welche nicht weiß, was mit ihr vorgeht,

ist Alles zuzutrauen. Langsam wie vorher ritt er noch eine Zeitlang weiter. Dann schien er sich plötzlich aufzurütteln, sah sich um, als erwachte er, und setzte sein Pferd in Galopp.

Für Dietrich van Groot wurde das wichtig. Sein Pferd, durch die plötzliche Bewegung des Gefolges aufgescheucht, fand die Zügelführung des schwachen Reiters ungenügend und ging durch. Die gelbe Gestalt, welche sich unter nicht eben graziösen Anstrengungen im Sattel erhielt, flog wie eine große Kugel am Herzoge Bernhard vorüber, überholte den Vorreiter des Herzogs, ja auch das Viergespann der Herzogin. Sie rief ihm zu, er hörte nicht. Seine Bewegungen waren unverständlich und lächerlich, und er sauste endlich auch an Rueil vorüber, welches zu seiner Rechten erschien und welches er verächtlich liegen ließ, weil sein Roß noch Athem genug hatte, das in der Ferne winkende Paris vorzuziehen. Dies Rueil stellte sich unter hohen Bäumen dar wie eine Ritterfestung. Ein steinerner Feudalbau mit Thor und Thürmen, mit Zinnen und Erkern. Es sah wie Ironie aus, daß der furchtbare Feind aller Feudalherrschaft, daß Richelieu nahe bei Paris einen solchen Rittersitz für sich ausgesucht.

Aber das erklärte sich, wenn man mit dem Viergespann der Herzogin in das schmale Thor hinein fuhr. Das Viergespann rasselte durch einen Tunnel hindurch, welcher das Schlößchen seiner ganzen Breite nach durchfurchte, und kam drüben auf der sonnigen Südseite wieder heraus in einer lachenden Lage. Hier breitete sich ein Park mit prächtigen Bäumen, mit Springbrunnen und Wasserspiegeln; hier stand zur Rechten ein Palast in feinem Renaissancestil aufgebaut, und hier in diesem Palaste wohnte der Cardinal. Man meinte ihn lächeln zu sehen über das verlassene und nur zur Einfahrt benutzte Schlößchen, dessen Stil und Wesen überholt sei durch den Geschmack einer andern Zeit.

Dies Innere von Rueil ist denn auch das Vorbild geworden für das Versailles, welches Ludwig XIV. angelegt und ausgeführt. Palast und Park von Rueil sind Modell gewesen für den Nachfolger des dreizehnten Ludwig, so wie dieser Nachfolger

den absolutistischen Staat vollendet hat, welchen Richelieu dem Vater des vierzehnten Ludwig angelegt.

Es herrschte eine wohlthuende Ruhe und Stille hier innen, um den matt gefärbten Renaissance=Palast. Lautlos verschwand der vierspännige Wagen unter hohen tiefschattigen Bäumen, zwischen welchen ein Kiesweg zur Rückseite des Hauses führte.

Die hervorbrechende Abendsonne übergoß die wohlthuenden Linien der Architektur, die Baumkronen, die Wasserstrahlen und die Wasserflächen mit einem Goldscheine und wob einen lockenden Schimmer über das Baummeer eines Waldes, welcher hügelan stieg im fernen Hintergrunde des Parkes.

Als Herzog Bernhard aus dem Thorgewölbe des Schlößchens herein sprengte in diese schöne Welt der Stille, welche der künstlerische Geist des Cardinals sich bereitet, hielt er sein Pferd an mit einem Rucke. Solch ein Eindruck paßte ja überraschend angenehm zu seiner Stimmung. Und wie stach er ab, von den Wohnsitzen im deutschen Vaterlande, welche er seit Jahren, seit so vielen Jahren gesehen. Ach daheim war die Verwüstung eines langen, allgemeinen Krieges überall eingedrungen! —

Ehe er noch vom Pferde steigen konnte, öffneten sich zu seiner Rechten im Palaste die großen Flügel der Fensterthüren, zu welchen eine Marmortreppe vom Garten aus hinauf führte. Man sah diese Treppe im Innern fortgesetzt breit und prächtig, ein Stiegenraum, wie ihn die Renaissance=Baukunst mit besonderer Vorliebe ausführte. Und innen auf dieser Marmorstiege kam der Mann herab, welcher dies Land regierte und seine geistigen Netze über ganz Europa warf, kam Richelieu.

Seine Nichte, die strahlende Aiguillon, führte ihn. Blaß sah er aus, und das lange dunkle Gewand des Cardinals, das dunkle Käppchen auf langem feinem Haare, verstärkte noch die Blässe des Antlitzes. Aber es war nicht die Blässe drückender Krankheit, es war mehr die Farblosigkeit, welche ein überwucherndes Geistes= und Nervenleben mit sich bringt. Die mandelförmig geschlitzten Augen verriethen wie hinter einem Schleier rege

Lebendigkeit, und um den feinen Mund, welchen ein ergrauender Schnurr- und Knebelbart beschatteten wie bei einem Kriegsmanne, spielte ein verführerisches Lächeln. Dies Lächeln gab der französischen Welt viel zu denken, denn sie wußte nie ob es Leben oder Tod für sie bedeutete. Es begleitete die gnädige Aeußerung, wie es das erbarmungslose Todesurtheil versüßen sollte.

Jetzt bedeutete es „Willkommen! tausendmal Willkommen!" Am Fuße der inneren Marmortreppe begegneten sich der deutsche Herzog und der französische Cardinal, und dieser streckte ihm die zarten Hände, Hände so weiß und gleichsam durchgeistigt wie die einer Frau, entgegen, indem er mit wohllautender, weicher Stimme rief: Willkommen, Ihr mein bester Freund auf dieser Erde!

Dabei war sein längliches Gesicht mit der schön geformten Adlernase strahlend von Freude, als ob er das größte Glück erlebte. Von ihm und von der Herzogin geführt, schritt Herzog Bernhard die Stiege hinan, als ob er im Schooße seiner Familie wäre. Selbst die garstige Mönchsgestalt, welche oben wartete, grinste ihm nach Kräften freundlich entgegen. Dies war die sogenannte „graue Eminenz", Pater Joseph, der in seiner Jugend Soldat gewesen und Herr von Tremblay geheißen, dann Kapuziner und die rechte Hand des Cardinals geworden war. Er betrieb die Politik des Cardinals mit Fanatismus und unerschütterlicher Ausdauer. Während der letzten Jahre besonders in Deutschland. Er hatte noch im vorjährigen Herbste in der Frankfurter Gegend mit Bernhard unterhandelt und sagte jetzt mit heiserer Stimme: Willkommen Herr Herzog, auf dem Wege zum Siege! Der Cardinal führte seinen Gast in die inneren Gemächer. Er bat um Entschuldigung, daß er ihn in sein Krankenzimmer nöthigen müsse. Seine Gesundheit sei so geschwächt, daß er nur eine besonders gepflegte Luft vertrage, und nur der Drang, einen so theuren Gast würdig zu empfangen, habe ihn das Wagniß unternehmen lassen, ins Stiegenhaus heraus zu treten.

In diesem Krankenzimmer, einem großen Saale mit entzückender Aussicht auf Park und Wald, setzte man sich wie zu

intimer häuslicher Unterhaltung. Der Saal war angefüllt mit zahlreichen Möbeln, mit Lehnsesseln und Ruhelagern und mit Schreibtischen aller Gattung, und was den Cardinal von Neuem zu heiterer Entschuldigung nöthigte, mit kleinen Hunden und großen Katzen, welche sich kläffend und schnurrend zu ihrem Herrn drängten. Besonders that dies ein großer Kater — matou nennen die Franzosen diese große Katzenart — welcher aus dem gewaltigen Himmelbette des Cardinals herab sprang und sich ihm auf den Schooß setzte. Katzen, sagte er lächelnd, sind mir verordnet. Ihre Elektricität beschwichtigt meine Nerven.

Herzog Bernhard wäre noch vor einigen Stunden ungeeignet gewesen für solchen Empfang. Er wäre harsch aufgetreten und hätte verlangt, daß man von Politik und Krieg, von seinem Bündnisse, von Geldern und Truppen spräche, die ihm zu Dienst gestellt würden. Jetzt war er weicher. Diese familienhafte Aufnahme hatte etwas Trauliches für ihn, und das liebenswürdige Entgegenkommen der Herzogin, welche in der That liebenswürdig verführerisch sein konnte, wirkte eben so fesselnd auf ihn, wie das Wesen des Cardinals ihn wohlthuend anmuthete. Bernhard verhielt sich still und empfangend. Es schien ihm unzart, sogleich mit politischen Forderungen mißtönend in diese häusliche Begrüßung zu treten. Die ganze Gesprächswelt war ihm auch eine neue, und er war naiv genug, sie mit einer gewissen Achtung anzuerkennen. Richelieu nämlich war voll künstlerischen, voll literarischen Sinnes. Er schriftstellerte, er dichtete selbst, und die Gründung einer französischen Akademie beschäftigte ihn lebhaft. Diese Richtung gab seinem Wesen und seinen Reden einen Stempel, welchen der im Kriege aufgewachsene Bernhard noch gar nicht kannte. Er hörte zum ersten Male von Gesichtspunkten im Leben und Staate reden, welche ihm ganz unbekannt geblieben waren, und er hatte guten Sinn genug, um das Feine und Wichtige in diesen Gesichtspunkten zu erkennen und mit Aufmerksamkeit zu beachten. Es war ein wunderbarer Tag für ihn. Erst war sein Herz wunderbar berührt worden, jetzt wurde sein

Geist wunderbar berührt — er hörte allmälig mit Spannung dem mehr und mehr in geistvoller Rede aufgehenden Richelieu zu. Dieser wuchs, wie es bei nervösen Menschen zu geschehen pflegt, mit der aufgeregten Lebendigkeit und mit der sichtlich wachsenden Theilnahme seines Gastes. Er schilderte immer ausführlicher und reizender, wie das Staats- und Völkerleben sich ergiebig entwickeln werde, wenn man erst die jetzigen Streitigkeiten beendigt haben würde, und wie dann auch in dem großen deutschen Reiche der Sinn für Wissenschaft und Kunst wieder erwachen werde im Austausche und Verkehr mit Frankreich. Es wurde geradezu unmöglich für Bernhard, sich den geistigen Eindrücken zu entziehen und dem Anerbieten der Herzogin auszuweichen, welches sie plötzlich machte. Sie bat nämlich plötzlich, den Oheim nicht weiter reden zu lassen. Er erhitze sich und überreize sich ganz gegen die Vorschrift des Arztes, weil ihn ein so berühmter Gast ungewöhnlich anrege, und sie erbitte sich vom Herzoge die Gunst, eine Stunde lang mit ihrer geringeren Unterhaltung fürlieb zu nehmen, indem sie ihm den Garten und Park zeige und ihn dann zur Abendtafel führe. Die Sonne gehe eben unter, und dies sei der günstige Augenblick für ihren Lieblingspunkt im Parke.

Ohne Weiteres bot sie dem Herzoge ihren Arm. Auf Wiedersehen! sagte der Cardinal, dessen Antlitz jetzt geröthet war und der zugab, daß er sich durch einen solchen Zuhörer fortreißen lasse. Als sie auf den Vorsaal kamen, begegneten sie mehreren Männern, die eben eintrafen. Sie verbeugten sich höflich vor dem vorübergehenden schönen Paare. Ah, carissimo dottore! — rief die Herzogin — Ihr kommt à propos. Der Onkel hat gesündigt, er wird Eurer Kunst doppelt bedürfen, um in der Nacht einigen Schlaf zu finden. — Dieser Dottore war Carlo Blandini. Der Herzog erkannte ihn und begrüßte ihn freundlich. Er drückte auch noch viel höflicher, als es sonst seine Art gewesen, — der französische Umgang äußerte seine Wirkung — die Hoffnung aus, daß ihn der Herr Doctor im Arsenal besuchen werde. Blandini verneigte sich schweigend.

„Das ist ein außerordentlicher Mann," sagte halblaut im Fortschreiten die Herzogin, „ein geradezu wunderbares Talent in seiner Kunst und Wissenschaft. Mein Oheim leidet seit Jahren an einer aufregenden Schlaflosigkeit. All' unsere Aerzte erwiesen sich machtlos gegen diese gefährliche Pein. Dieser Blandini kommt, und binnen drei Tagen verschafft er dem Oheim einen erquickenden Schlaf!"

Blandini schritt indessen zum Cardinal hinein. Die zwei anderen Herren ließen ihm ohne Weiteres den Vortritt und traten in ein Nebenzimmer, obwol sie nichts Geringeres waren als Minister. Sie wußten zu gut, was der Arzt und die Gesundheitspflege beim Cardinal bedeuteten. Uebertreibung, Hypochondrie, weibisches Wesen nannten sie es wol und gingen oft achselzuckend mit den Worten hinweg: Er stirbt schon wieder einmal in der Geschwindigkeit, während er in Wahrheit uns Alle begräbt! — Aber sie wußten eben so gut, daß dagegen nicht anzukämpfen wäre und daß es sich nur unbeliebt machen hieß, wenn man die täglichen bedenklichen Anfälle nicht auch bedenklich und sorgenvoll aufnahm.

Von diesen beiden Ministern war der eine Desnoyers, das graue Männlein mit dem schlaffen Gesichte und den schlaffen Augenlidern. Er kam vom Könige aus St. Germain mit Aufträgen für den Cardinal. — Der andere war Chavigny, ein dürrer langer Mann, welcher für eine dem Cardinal sehr ergebene Creatur galt. Sie mußten wohl eine Viertelstunde warten. Dann kam der Doctor heraus und sagte ihnen im Fortgehen, daß Seine Eminenz bereit wäre, sie zu empfangen. Sie fanden ihn ausgestreckt auf einem Ruhelager, und er schien erschöpft. Ganz schwachen Tones fragte er Desnoyers: wie der Empfang in St. Germain abgelaufen wäre? Seine Nichte hätte ihm unerbauliche Dinge mitgetheilt, aber nur ganz in Kürze.

„Seine Majestät ist sehr ungehalten," sagte trocken Desnoyers. — Was?! rief Richelieu und hob den Kopf. Die Schwäche schien dem Aerger zu weichen. — „Der Herzog von

Sachsen ist dem Könige gegenüber mit einer Anmaßung aufgetreten, welche Seine Majestät geradezu empört hat —" — Ach! stieß Richelieu in steigender Ungeduld hervor — derselbe Herzog, welchen wir hier soeben als bescheidenen ruhigen Mann gesehen! — „So war er allerdings in St. Germain nicht, und der König befiehlt deshalb, daß er streng in die Schranken eines Generals gewiesen werde, der in des Königs Solde steht —" — So? — „Das soll ihm sogleich und durchgreifend angezeigt werden. Und wenn er sich dem nicht fügen will, so soll ein Ende mit ihm gemacht werden —" — Ein Ende? — Das heißt? — „Er soll fortgewiesen werden aus Paris, und wenn er Umstände macht, so soll man ihn festnehmen."

Richelieu stand bereits aufrecht neben seinem Lager. Er zitterte am ganzen Körper; die Augen sprühten, der Mund war zusammen gekniffen, und wie das Zischen der Schlange fuhr folgende Rede aus dem Munde hervor, welcher sich nur für einen Satz ein wenig öffnete und dann wieder schloß:

— Verwünscht sei dies Leben, sei dieser Dienst mit einem solchen Manne. — Aus dem Nichts hat er emporgearbeitet werden müssen gegen seinen Willen, gegen seine Einsicht. — Mit dem kläglichen Plunder äußerlichen Krams und nichtiger Etikette hat er mir die wichtigsten Actionen fortwährend beschädigt. — Wie Menschen thun, die nur Aeußerliches nachzuahmen wissen und vom Geiste nichts ahnen. — Man arbeitet sich todt für einen Knaben, der mit hundert Jahren nicht Mann wird. — Da liegen sie die harten Zügel des Reichs, welche mir die Hände zerreißen, da zu Euren Füßen, Herr Desnoyers. — Hebt sie auf, tragt sie hinüber nach St. Germain, wo Ihr ja doch lieber seid als neben mir. — Ich bin zu Tode müde dieser ewigen Durchkreuzung mit abgestandenen, unreifen Willensmeinungen, zu Tode müde! Adieu! Geht, geht! Ueberbringt meine Entlassung. Von heute an. Von dieser Stunde an. Adieu!

Und hastig zuckend, aber dem äußeren Anscheine nach mit großer Kraft ging der kränkliche Mann durch den Saal nach

dem großen Fenster und riß es auf. Er, welcher sonst jedes Lüftchen fürchtete, stand keuchend in der herein strömenden Abendluft. Chavigny, welcher enger zu ihm hielt als Desnoyers, folgte ihm und sprach leise: „Um Gotteswillen, Eminenz, warum diesem unzuverlässigen Manne solche Worte in die Hand zu geben! Er ist ja im Stande, sie wörtlich zu überbringen!" — Das soll er thun! Dazu sind sie gesprochen! rief Richelieu laut und kam zurück, auf Desnoyers zuschreitend. Wörtlich, mein Herr Desnoyers, wörtlich könnt Ihr ausrichten daß ich es satt habe, diesen Stein des Sisyphus zu wälzen, der immer wieder, wenn er mit unsäglicher Anstrengung zur Höhe hinauf gewälzt worden, durch eines Knaben Hand hinab gerollt wird. Satt, übersatt! Sagt alles getreulich und hofft auf den Botenlohn. Ich hab' nichts mehr zu verlieren als ein erbärmliches, aufgebrauchtes Leben, und der Tod wird mir den Anblick ersparen, wie Alles zusammenbricht was ich mühsam aufgebaut für diesen König. Die Mutter wird triumphirend heimkehren aus dem Exil und wird ihn in den Winkel stellen, der herrschsüchtige Bruder wird ihm auf die Schulter gesetzt werden, der freche Adel wird Alles wieder an sich reißen, was ich für seine Königsmacht errungen, die Kirche wird ihm die Politik vorschreiben, welche ihn an Spanien ausliefert, und das Frankreich, welches gewachsen und gewachsen ist und überall gebieterisch eingreift, wird zusammenschrumpfen zu einem Ritterstaatlein zweiter Ordnung, oh, oh, oh! und das Alles, weil ein Knabe Knabe bleibt trotz aller Erfahrung —!

Weinend brach er zusammen und mußte von Chavigny aufgehalten werden, daß er nicht auf den Fußboden stürzte. Die lange magere Gestalt Chavigni's war starkknochig, sie trug den leichten Körper des Cardinals auf das Ruhebett, wie man ein Kind trägt. Desnoyers sah alle dem mit einer außerordentlichen Gleichgiltigkeit zu. Er war es gewohnt, daß der Cardinal jedes Jahr einige Male in Verzweiflung und Verwünschungen ausbrach, und unter Vorwürfen gegen den undankbaren wie unver-

ständigen König sein Amt hinwarf und von seiner nothwendigen Entlassung sprach. Er war es gewohnt, daß die nervöse Natur des Cardinals bei diesen Gelegenheiten in Zuckungen und Krämpfe verfiel. Er ließ sich deshalb auch von der jetzigen Scene gar nicht weiter berühren, als daß er in ganz ruhigem Tone zu Chavigny sagte: Laßt doch den Pater Joseph rufen. Der ist ja daran gewöhnt und weiß wie die Eminenz bei solchen Anfällen behandelt werden muß, Chavigny that das; Pater Joseph kam, warf dem ruhig dastehenden Desnoyers einen seiner grimmigsten Blicke zu aus seinem ohnehin grimmig garstigen Antlitze und begann seine Manipulation mit dem zuckenden Körper Richelieu's. Diese nervösen Krisen, welche sonst nur Frauen eigen sind, wurden durch Bespritzen mit Wasser und Säuren, mit Einreiben an den Schläfen und in den Handflächen bekämpft, und Wasser wie Säuren standen immer bereit in dem Zimmer des Cardinals. Während die „graue Eminenz" in der groben Kapuzinerkutte solchergestalt die rothe Eminenz im seidenen Gewande behandelte, redete Chavigny leise in Desnoyers hinein. Er schien ihm Vorwürfe zu machen, Forderungen zu stellen, ja er schien ihm zu drohen. Desnoyers' niederhängende Augenlider zuckten nicht im Geringsten, und er erwiderte kein Wort. Er sah nur zuweilen nach den Eminenzen hinüber und flüsterte endlich lächelnd: „Ich habe ihm noch mehr zu sagen."— Nur jetzt nicht! — „Gerade jetzt. Und das wird besser wirken als Pater Josephs Essig."

Desnoyers fühlte sich sicherer in seiner Stellung, als Richelieu in der seinen. Er stand dem Könige näher, und war deshalb für Richelieu eine nothwendige Brücke. Er wich von Richelieu ab in der religiösen Frage und hing darin mit den Jesuiten zusammen.. Und zwar eng. Aber er verstand Richelieu's politische Gedanken und war ihm darin förderlich beim Könige. Er war eine Art Ueberseßer Richelieu's für den König. Das wußte Niemand so gut wie Richelieu, und da Richelieu dieser Uebersetzung und Vermittelung nicht entbehren konnte, so konnte

er und mochte er auch diesen Desnoyers nicht entbehren. Das wußte Desnoyers ganz gut und deshalb machte er so wenig Umstände mit dem Cardinal.

„Pater Joseph“, sagte er jetzt plötzlich, „Ihr seid fertig, wie mir's scheint, und Eminenz ist ruhig. Wir danken und bitten Euch, das Zimmer zu verlassen. Ich habe Seiner Eminenz noch weitere Mittheilungen zu machen.“

Wie ein borstiger Hund, welcher die Zähne fletscht, wendete sich Pater Joseph zum Abgehen, unterließ aber die Aeußerung nicht: „Tödtet ihn nur ganz, diesen Geist, an dessen Schuhriemen Ihr nicht reicht, Ihr — Alle!“

Richelieu's Körper hatte leise gezuckt bei Desnoyers' Rede von „weiteren Mittheilungen“. Das geistige Verständniß mochte also wol vorhanden sein bei ihm, obwol er noch mit geschlossenen Augen dalag. Es war eine Eigenthümlichkeit seiner Stellung oder seines hypochondrischen Gemüthswesens, daß er — der mächtigste Mann im Reiche! — sich keinen Augenblick sicher glaubte in seiner Stellung. Jedes halbe Wort aus der Umgebung des Königs erschreckte ihn, und jeden Tag fast sah er wie ein Gespenst den Untergang an sich heran treten. Und zwar den Untergang in grausamer Form. Geschichtliche Vorgänge bestärkten seine reizbare Phantasie nur zu sehr in dieser Angst. Der allmächtige Guise war in Blois wie von einem Blitzstrahle der Ermordung getroffen worden, und unter diesem schwächlichen Ludwig selbst — wie lange war es her? Nicht zwei Jahrzehnte! da war Concini, der Marschall d'Ancre, damaliger Premier und ein Gönner Richelieu's, jählings niedergeschossen worden auf Befehl des noch ganz jungen Ludwig. So was vergißt sich nicht. Am Wenigsten, wenn man so durchaus eigen und verwegen Politik treibt wie es Richelieu that, und die ganze alte Gesellschaft, den Königen immer am nächsten stehend, gegen sich erbittert weiß. Der Cardinal lebte sein Leben wie ein immerwährendes Wagniß, wie eine tägliche Lebensgefahr. Sein Geist aber war viel größer als sein Muth, der ja vom Körper äußerst

abhängig ist — wie mußten also Desnoyers' „weitere Mittheilungen" jetzt an sein Gemüth klopfen, nachdem er sich gerade jetzt zu so heftigen Ausbrüchen gegen den König hatte fortreißen lassen.

Es herrschte Todtenstille, als Pater Joseph zur Thür hinaus gegangen war. Der Cardinal lag regungslos. Chavigny blickte ängstlich auf Desnoyers, dieser auf den Cardinal.

Dann trat Desnoyers einige Schritte näher an den Cardinal. Aber nur einige Schritte; er blieb immer noch eine Strecke von ihm entfernt, als er zu sprechen anfing:

„Ich setze voraus, daß Ihr mich hört. — Der Herzog von Sachsen hat heute in St. Germain die Herzogin von Rohan ausgezeichnet. Und als der Herzog von Tremouille in das Gehör der Unterredung gekommen ist, da hat er gehört, daß der deutsche Fürst den Herzog von Rohan bald zu sehen hoffe. Das war an und für sich schon auffallend genug. Der Feldherr in des Königs Solde und Dienst Hand in Hand mit dem Hugenottenführer! Bald wurde es noch bedenklicher. Es traf ein Specialbericht ein von der Ostgrenze. Dieser besagt, daß der Herzog von Rohan aus Genf verschwunden sei. Man will ihn in der Gegend von Nancy gesehen haben; man vermuthet, daß er auf dem Wege nach Paris sei."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so schnellte der regungslos daliegende Cardinal auf seinem Lager in die Höhe und saß da wie ein gesunder Mann. Die Augen leuchteten, das bleich und schlaff gewordene Antlitz spannte und röthete sich, und schrill sprang aus seinem Munde der Ruf: Rohan, der Hugenott?! Man konnte denken, der ganze Krankheitsanfall sei nur Komödie gewesen. Das war aber nicht der Fall. Die Reizbarkeit seines Nervenlebens brachte so jähe Sprünge mit sich. Auf Gefährliches in den „weiteren Mittheilungen" Desnoyers' war Richelieu gefaßt gewesen; statt dessen kam das Hugenottenthum zum Vorschein. Darin war er einig mit dem Könige; jegliche Besorgniß also war im Nu von ihm gewichen, und er stürzte sich

wie ein Raubvogel auf eine Beute, die ihm so wohlgefiel wie dem Könige.

„Chavigny!“ fuhr er fort, „sogleich hinüber ins Castell und Tristan unterrichten. Er soll mit seinen sichersten Leuten auf der Stelle hinein nach Paris, und wenn er den Rohan fängt, wird er königlich belohnt.“

Unter dem Castell war das Feudalschlößchen von Rueil gemeint, wo die Leibwache lag, welche der König seinem Premier in freundlicher Stunde bewilligt hatte. Tristan war ein kundiger Fanghund in derselben.

„Noch einen Moment, Chavigny,“ setzte Richelieu hinzu, indem er aufstand, „vielleicht hat Freund Desnoyers noch nähere Angaben —?“ — Das kaum, Eminenz. Von einem Schweizer ist in dem Bericht die Rede, des Namens Erlach. Ein Patrizier und Kriegsmann aus Bern, der in voriger Woche mehrmals in Genf und im Hause Rohan's gesehen worden ist. Derselbe Mann hat den Herzog von Sachsen in Frouard aufgesucht bei Toul. Es scheint ein Zwischenträger zu sein und wird sich wol auch in Paris einstellen, wenn Rohan sich wirklich herein wagt. — „Ein Schweizer, Erlach — Du hörst, Chavigny! Versieh Tristan mit einer Summe; kein Geld, keine Schweizer! Ein Schweizer nimmt Geld. Aber der ist zu schonen, da er mit Herzog Bernhard verkehrt. Der deutsche Herzog überhaupt ist mit Vorsicht und mit Respect zu behandeln. Ihm gegenüber theil' ich die Ansichten in St. Germain durchaus nicht. Ich spreche darüber morgen mit dem Könige. Der Hugenott dagegen ist vogelfrei. Noch sonst was, Desnoyers?“ — Nicht daß ich wüßte! — „Laßt Eure Grillen, Desnoyers, gegen den ketzerischen Herzog! Wir brauchen ihn, brauchen ihn dringend. Ich weiß es. Meinem gebrechlichen Leibe, der mich zu thörichten Ausbrüchen fortreißt, mögt Ihr mißtrauen; meinem Geiste nicht. Er sagt Euch, daß wir dieses deutschen Herzogs gar bald dringend bedürfen werden. Ohne ihn kann uns der Reichsfeind im Laufe dieses Sommers aus Paris jagen, und das würde dem bequemen Desnoyers doch unbequem sein, nicht? Jetzt Adieu! Adieu!“

Chavigny und Desnoyers gingen. Der Cardinal sah ihnen nach und sank dann erschöpft auf sein Ruhelager, der Verbindung Rohan's mit Bernhard nachdenkend. Solcher Verbindung mußte um jeden Preis gesteuert werden. Zu Toulouse auf offenem Markte war einem Montmorency der Kopf abgeschlagen worden, weil er rebellisch aufgetreten war gegen die Politik des Cardinals — auch gegen einen Rohan wird dieser Cardinal kein Bedenken tragen.

4.

Was war unterdessen mit dem gelben Dietrich geschehen, dessen Pferd durchaus nicht auf gewöhnlichem Wege nach Rueil wollte? Mit diesem Pferde hatte es eben seine eigene Bewandtniß. Es war Mustapha geheißen und war ein Original. Die Stallknechte in St. Germain kannten es sehr gründlich und waren eben so gründlich dagegen eingenommen, daß dem Ersten Besten ein Reitpferd angewiesen wurde, und nun gar einem so curiosen gelben Fremdlinge. Corporationen pflegen unter sich einen stehenden Schabernack. Unter diesen Corporationen besonders die Dienerschaft eines großen Marstalls. Letztere betrachten die Pferde ihrer Herrschaft als ihr Eigenthum, wenigstens als ihre Belehnung, und wenn ungewöhnlich über sie verfügt wird, so ärgern sie sich und meinen sich rächen zu müssen.

In den Ställen von St. Germain wurde unter gemeiner Heiterkeit an jenem Abende alles das besprochen, was der eigensinnige Mustapha mit dem gelben Fremden wol Alles anstellen würde.

Und Mustapha hielt ihnen Wort. Der Schimmel gilt sonst für das ruhigste, zuverlässigste und dauerhafteste Thier unter den Pferden. Nur der schwärzliche Eisenschimmel macht eine Aus-

nahme. Er gilt für tückisch. Mustapha war kein voller Eisenschimmel, denn er war in vorgerücktem Alter stellenweise ganz weiß geworden, was beim Eisenschimmel eigentlich nicht vorkommt. Stellenweise grell weiß, so daß er wie ein gescheckte Roß leuchtete und deshalb nicht eben vornehm aussah. Aber die eigensinnigen Grillen einer Eisenschimmelnatur lebten in ihm. Und da er nicht mehr jung war, so zeigten sich diese Grillen nicht flüchtig, sondern recht standhaft.

Als Mustapha mit seinem bewegten Reiter an Rueil vorüber war, hielt er es für rathsam, die Straße zu verlassen und sich nach rechtshin zu wenden in Feld und Wiese. Er that dies so jählings, daß Dietrichs ohnehin geringer Schluß völlig überrascht wurde von dieser Wendung und zu Nichts wurde. Das heißt, die Beine Dietrichs verließen seitwärts den Rücken Mustaphas und suchten den Erdboden. Sie fanden ihn auch sehr geschickt; Dietrich fiel nicht und lief auf der Stelle dem Schimmel nach, als ob er ihn so beiläufig einholen könnte. Dietrich war ganz berechtigt zu diesem Gedanken, denn Mustapha, des wilden Laufens müde, blieb bald stehen, sah sich nach seinem Kameraden um und wieherte. Er schien Dietrich einzuladen. Sobald dieser aber in die Nähe kam, machte Mustapha, wunderlich quiekend, einige Bocksprünge und ging in kurzem Galopp weiter. Das wurde bei der warmen Frühlingsluft bald schweißtreibend für Dietrich, und er überlegte endlich, ob er den Racker von Schimmel nicht seinem Schicksal überlassen und zu Fuß umkehren sollte. Aber von Rueil war er schon sehr weit entfernt, der Abend sank nieder, am Ende fand er den Weg gar nicht mehr dahin, und das Pferd konnte ganz verloren gehen. Reich war Vater Groot nicht, lächerlich war es auch, wenn dem Reiter das Pferd unter den Beinen auf Nimmerwiederfinden abhanden kommt, er entschloß sich seufzend, Mustapha aufs Neue zu folgen. Beim Aufsteigen in St. Germain hatte er vom Stallknechte die Worte gehört: Nun, Mustapha, thu' deine Schuldigkeit! Er wußte also den Namen des Ausreißers und hoffte, es würde eine gute Wirkung

machen, wenn er den Namen fleißig ausriefe. Das schien gar nicht unrichtig. Denn er sah jetzt den Schimmel gar nicht mehr, es standen Gesträuche vor seinen Augen und die Sonne war untergegangen; als er aber mit guten Lungen „Mustapha! Mustapha!“ ins Leere geschrieen, hörte er in weiter Ferne das Wiehern des Pferdes. Ein gewisser Rapport zwischen Beiden war also hergestellt, und besseren Muthes trabte Dietrich der gefundenen Richtung nach. So kam er an eine große Wiese, auf deren Mitte Mustapha friedfertig mit dem jungen Grase beschäftigt war. Er sah sich kauend nach dem herankommenden Dietrich um und wieherte offenbar freundschaftlich. Jetzt, meinte Dietrich, sei der Friede hergestellt und Mustapha werde sich besteigen lassen. Mustapha aber betrug sich kindisch, als wollte er spielen wie ein junger Hund. Er quiekte wieder, als Dietrich nahe war, und sprang bockend eine Strecke zur Seite, sofort wieder grasend. Das wiederholte sich, bis es nun wirklich dunkel wurde und Dietrich hoffnungslos stöhnte. Endlich war der Zügel über Mustaphas Kopf herunter gefallen und hatte sich in den Vorderbeinen des Thieres verfangen. Jetzt war Mustapha im Fortspringen gehemmt, und — was mehr sagen will — Mustapha schien einzusehen, daß ein weiteres Spiel unter solchen Umständen für ihn selbst, das heißt für seine Knochen, mißlich sei, denn dies Roß war augenscheinlich ein ganz verständiges Beest. Es blieb jetzt stehen, ließ Dietrich an sich, ließ seine Beine befreien, ließ alle Anstalten zu seiner Besteigung geschehen und biß nur ein einziges Mal herum, als Dietrich sich mit letzter Kraft aufschwang. Bei dieser Gelegenheit riß es ihm freilich einen großen Fetzen aus dem gelben Mantel. Aber Dietrich saß doch nun wieder oben und hatte es im Zügel. Leider wollte es nun trotz aller Hilfe nicht von der Stelle und schüttelte den gelben Lappen, der ihm nicht schmeckte, und schlug hinten aus. Hier in dunkler Einsamkeit griff Dietrich getrost zum Sattelknopfe, um sich festzuhalten, und als Mustapha die Ueberzeugung gewann, daß der Kamerad nicht mehr herunter zu bringen wäre, so

entschloß er sich, weiter zu schreiten. Aber wohin? Dietrich selbst wußte kaum noch, auf welcher Seite Paris liegen mochte, und er konnte sich auch nicht verhehlen, daß Mustapha sich nicht lenken ließ. Er grunzte dann immer, wenn Dietrich nach links den Zügel zog, wo er Paris vermuthete. Mustapha ging eigentlich im Schritt mit ihm durch. Allah ist groß, dachte Dietrich, er erleuchtet auch die Thiere, und dieser niederträchtige Mustapha wird dich wol irgendwo hin bringen zu menschlichen Stätten.

So geschah es auch. Sie kamen auf eine Heerstraße, und Mustapha wendete sich jählings links. Zugleich ging der Mond auf und Dietrich meinte in der Ferne die dunklen Schatten der Stadtwälle zu sehen; er lobte innerlich den Verstand Mustaphas. Richtig, nach einigen Minuten lag das Thor vor ihm, Mustapha wieherte und schritt hinein.

Am Ausgange des Thorgewölbes war die Thorwache, und vor ihr saßen bei dem warmen Abend in lichtem Mondscheine die Truppen, welche Wache zu halten hatten. Sie waren von der Leibwache Richelieu's, welche von Tristan gerade an dies östliche Thor geführt worden waren, weil der Herzog von Rohan mit Wahrscheinlichkeit von dieser Seite erwartet werden konnte. Tristan saß unter ihnen. Er, so wie mehrere Andere, hatten vor einigen Stunden den durchgehenden Mustapha am Schlößchen von Rueil vorüberlaufen sehen, sie kannten Alle das verrufene Roß aus der Stallung des Königs persönlich, sie erkannten es jetzt auf der Stelle, als es im grellen Mondlichte aus dem Thorbogen schritt, und begrüßten es mit einem schallenden Gelächter und dem vielstimmigen Rufe: Mustapha! Mustapha!

Das Gelächter war natürlich. Von der entgegengesetzten Seite kam Mustapha jetzt am späten Abend wieder zum Vorschein. Jeder Reitersmann hatte sogleich die Vorstellung: was für Umwege mag Mustapha während der Zeit mit seinem Reiter gemacht haben! Mustapha aber nahm dies Gelächter und Anschreien übel, denn scheu und stätisch war er auch, kehrte auf der Stelle um und jagte schallend durch den Thorbogen wieder hinaus

ins Freie. Kein Zügel half, Dietrich entfernte sich auf der Heerstraße mit reißender Schnelle von Paris. Wohl eine Viertelstunde weit. Plötzlich hielt Mustapha inne, und Dietrich hörte und sah einen kleinen Trupp Reiter vor sich. Diesen schloß sich Mustapha aus eigener Machtvollkommenheit wiehernd an, indem er nach der Stadt zu umkehrte. Den Reitern schien dies gar nicht gleichgiltig zu sein. Sie wußten ja nicht, daß dieses Umkehren und dieser Anschluß nur Sache des Pferdes war und nicht des Reiters. Sie drängten ihre Rosse nach der Seite und sprachen leise mit einander. — Aber Mustapha suchte Gesellschaft, er drängte ihnen nach. Es waren vier Männer zu Pferde. Zwei in erster Reihe, der Eine stattlich und von vornehmer Haltung, der Zweite breitschulterig und alltäglicher. In zweiter Reihe kräftige Gestalten, welche Diener sein mochten. Dietrich bemerkte, daß man sich vor ihm zurückzog, und bat um Entschuldigung für seine Zudringlichkeit. Sie rühre nicht von ihm her, sondern von seinem störrigen Pferde, welches durchaus nur in Gesellschaft anderer Pferde fortzubringen sei. Das mochte den Reitern, die keine Gesellschaft wünschten, sehr unwahrscheinlich und befremdlich klingen. Sie hielten still. — Ah, seh' ich recht? — rief einer der Diener — da ist ja der junge Herr von heute Morgen, der Herr van Grotius —?

Dieser Diener war Mathieu, welcher Dietrich am Morgen bei der Frau Herzogin von Rohan gesehen, und welcher jetzt halblaut den zwei vorderen Reitern zuflüsterte: Mit dem hat's keine Gefahr, der ist Protestant und unserm Hause ergeben! — Der stattliche Reiter machte aber doch Mathieu ein Zeichen, nicht weiter zu gehen in der Vertraulichkeit, und flüsterte seinem Nachbar zu: das Wort zu führen.

Dietrich seinerseits war übrigens bereits aufgeklärt. Im Palais Rohan hatte er wie oft! ein lebensgroßes Bild des Herzogs gesehen, und der lichte Mondschein zeigte ihm deutlich, daß der stattliche Herr niemand Anders sei als Herzog Heinrich. Der junge Mann war aber doch so gut erzogen und diplomatisch

geschult, daß er ein Geheimniß nicht aussprach, so lange man ihm das Stichwort dafür nicht brachte. Er war nur beflissen, sich angenehm zu machen. Er erzählte also, da man die Pferde wieder in Schritt gesetzt, was heut' Alles in Paris und St. Germain vorgegangen wäre mit dem Herzoge Bernhard. Hätte er sich lieber nützlich gemacht! Er ließ aber getrost den Herzog auf das Thor zureiten, hinter welchem Tristan mit seinen Trabanten auf diesen Herzog lauerte. Er wußte freilich nicht, daß dieser Tristan sogar heraus spaziert war durch die Thorwölbung und ins Feld heraus blickte. Der Mond spiegelte sich schimmernd auf seinem mit Silber ausgelegten Wehrgehänge.

Der breitschulterige Reiter neben dem Herzoge — es war Erlach von Bern — hatte ein sehr scharfes Auge und entdeckte auf etwa hundert Schritt Entfernung diesen Schimmer. „Was blinkt denn da vor dem Thore?" sagte er mit tiefer Baßstimme, „sind denn auch außen im Felde Wachen aufgestellt?" Bei dieser Frage endlich schoß Dietrich das Blatt und er kam auf den richtigen Gedanken. — Holla, meine Herren, einen Augenblick Halt! Ich habe vorhin beim Einreiten gesehen, daß die Leibwache des Cardinals hier im Thore stationirt ist —

„Nachmittag war sie nicht da!" sagte hastig Mathieu — „das hat was zu bedeuten!" — Es ist ganz ungewöhnlich, setzte Dietrich hinzu, und sehr auffallend! — „Der blinkende Mann dort verschwindet im Thore," sagte Erlach, „als eilte er, uns anzumelden." — Links ab zum nächsten Thore! rief mit gedämpfter Stimme Mathieu. — „Ruhig! Mit Bedacht!" entgegnete Erlach, „der Mann hat uns kommen sehen. Wenn Niemand einreitet, so entsteht Verdacht und erfolgt vielleicht Nachsetzung. Ich reite hinein mit meinem Knechte. Ade, meine Herren!

Und mit einem vielsagenden Blick auf den Herzog ritt er nach dem Thore. Mathieu ritt links, der Herzog und Dietrich folgten ihm.

„Wollt Ihr uns ferner begleiten, junger Herr?“ fragte der Herzog. — Wenn Ihr's gestattet, ja! Ich kenne Paris, vielleicht kann ich Euch nützlich sein.

Dietrich war selig über diese Begegnung. Er meinte den Herzog zu erretten, und die reizenden Folgen dieser That knüpften sich so natürlich an seine Träume von der jungen Marguérite und von der großen, vornehmen Laufbahn. Wenn's nur nicht die Geschichte mit dem Milchtopfe wurde! Erlach fand an der Thorwache so aufmerksame Leute, daß der Herzog sehr eilen und sehr glücklich sein mußte, wenn er seinen Häschern entkommen wollte. Erlach wurde sogleich von der Wache umringt und nach Namen und Ausweis gefragt.

„Ihr kamt ja in größerer Begleitung,“ sagte ein kleiner, glänzend ausgerüsteter Officier, Tristan, „wo bleibt die?“

Erlach, ein erfahrener Kriegsmann, sah dem fragenden Tristan ruhig ins Auge wie Einer der langsam versteht. „Ich heiße von Erlach,“ sprach er, „und bin ein Patrizier aus Bern in der Schweiz.“ — Also Erlach! Und wo bleibt die Begleitung, mit der Ihr kamt? — „Braucht's noch weiteren Ausweis?“ — Ich frage nach Eurer Begleitung! — „Dieser Knecht hier ist meine Begleitung, und einen weiteren Ausweis hab' ich auch. Muß ich ihn vorzeigen?“ — Armand, hinaus vors Thor und zusehen, wo die Anderen bleiben! Ein Gardist ging in die Thorwölbung. — „Ob ich den Ausweis vorzeigen muß, Herr?“ — Das versteht sich. — „Eine kleine Geduld. Man verwahrt so was sorgfältig, und Mondschein ist kein Sonnenschein.“

Er wollte Zeit gewinnen für den Herzog, nestelte also langsam eine Tasche auf, nahm Papiere heraus und verglich sie beim Mondenlichte erst aufmerksam, ehe er ein Blatt hinreichte. Es war ein Passirschein vom Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar. Eine sichere Bestätigung für Tristan, daß der richtige Fang eintreffen müsse. Ungeduldig schrie er: wo Armand bleibe? und schickte einen zweiten Gardisten hinaus. Armand kam aber schon zurück und meldete: draußen sei Niemand zu sehen!

„Was soll das heißen?! Ich hab' Euch ja herankommen sehen, fünf, sechs Reiter breit!" — Mich? Da hat der Mond einen Hof gemacht. Doch halt, ja! Drei Mann breit, ja! Ein junger Cavalier auf einem scheckigen Schimmel kam uns entgegen gejagt und hat uns fast umgerannt. Der Schimmel ging durch. Dem haben wir, ich und mein Knecht, geholfen. Davon werden wir breit ausgesehen haben. Aber zum Thor war der Schimmel nicht hereinzubringen, er machte wieder Kehrt und sauste fort. — Dabei wies er nach rechts hinüber. — „Nichts da! Pferde vor! Aufsitzen! Ihr, Herr von Erlach, folgt mir, wenn ich bitten darf." — Wohin? — „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Euch nur so ungenügende Auskunft geben kann, wie Ihr mir."

Tristan war bekannt als sehr höflich. Aber er war auch geschickt. Er vermuthete ganz richtig, daß der Herzog, wenn er dabei gewesen, links abgebogen sein werde, um auf dem nächsten Wege zum Faubourg St. Germain zu kommen. Dorthin sendete er ihm zwei berittene Gardisten nach. Zwei andere wurden im Innern nach den Palais Rohan gejagt. Alle Vier unterrichtete er leise und schnell. Desgleichen die zurückbleibende Wache, wenn der Erwartete etwa doch noch hier einpassiren sollte. Dann stieg er selbst zu Pferde und lud Erlach sehr artig ein, ihn zu begleiten. Wenn der Herzog eingeholt wurde, so trug Dietrich die Schuld. Beim nächsten Thore nämlich, bis zu welchem sie rasch geritten waren, machte Dietrich die richtige Bemerkung: es wäre rathsam, zu recognosciren, ob hier ebenfalls Garden des Cardinals die Wache bezogen hätten.

„Sehr richtig!" sagte der Herzog, „hättet Ihr die Freundlichkeit, das zu übernehmen und uns rasch Auskunft zu bringen?" — Mit Entzücken! — sprach Dietrich und sprengte eiligst hinein. Unbedacht! Mustaphas wegen.

Dietrich fand keine Trabanten Richelieu's und wollte umkehren. Mustapha aber wollte nicht. Ein Stall mochte ihm jetzt wünschenswerth sein; er nahm den Zügel resolut auf die Zähne

und jagte geradefort nach der Stadt. Der Herzog und Mathieu warteten und warteten. Die kostbarste Zeit verging, denn trotz Erlach's geschickter Zögerung waren doch jetzt die zwei Gardisten unterwegs, welche den Herzog einholen sollten. Mathieu hörte ihren Galopp und machte den Herzog auf das näher kommende Pferdestampfen aufmerksam.

„Wer reitet,“ sagte der übrigens sehr ruhig bleibende Herzog, „wer reitet bei Mondlicht in solchem Tempo? Verfolgte oder Verfolger. Das gilt mir. Da ist nichts mehr zu verlieren. Also vorwärts! Durchbrechend mit Schnelligkeit und Gewalt, wenn man uns im Thore aufhalten will. Du kennst den Zug der Gassen recte zu unserer Straße hinüber besser als ich. Vorwärts! Erst Schritt, um die Thorwache nicht vorzeitig durch den Lärm der Pferde in der Wölbung zu alarmiren; am Ende der Wölbung aber beide Sporen einsetzen und nöthigen Falls das Schwert gebrauchen. Vorwärts!“

So thaten sie. Es war die höchste Zeit. Die Verfolger kamen am äußeren Thore an, als sie dicht vor der Wache ihre Pferde in Carriere setzten. Die Wache stand im Wege, noch in heiterer Betrachtung über Mustapha, der die artigsten Capriolen gemacht hatte. Sie prallte erschreckt auseinander vor den sausenden Reitern. Der Herzog und Mathieu jagten ungehindert in die Vorstadt hinein. Kaum hatten die Wachen kopfschüttelnd sich gefaßt, da kamen in Galopp die beiden Gardisten. An diesen wollten die Wachen gut machen, was sie eben versäumt: sie griffen den mäßiger galoppirenden Gardisten in die Zügel. — Hand fort! Gardisten Seiner Eminenz! — schrieen diese, und setzten fragend hinzu: — ob kurz vor ihnen einige Reiter durchs Thor passirt wären? Wenn sie geschwiegen hätten, so wäre ihnen der ferne Hufschlag von den Rossen des Herzogs und Mathieus noch zu Ohren gekommen. Da aber die Antwort nicht blitzschnell erfolgte, so schalten und fluchten sie und betäubten damit ihre Ohren. Die Antwort zögerte, weil die Truppen die anmaßenden Leibgarden des Cardinals nicht leiden mochten. Sie waren

deshalb gar nicht beeilt, diesen betreßten Cardinalisten zu einem Fange behilflich zu sein. So gaben sie nur verschwommene Auskunft. — Allerdings, hieß es, seien in der letzten Viertelstunde zu wiederholten Malen Reiter einpassirt.

„Links oder rechts hinein?“ — Geradeaus. —

Der Herzog und Mathieu waren aber nach links geritten. Und nach links lautete auch der Auftrag für die Gardisten des Cardinals, denn das Hotel Rohan war auch ihr Endpunkt.

Mürrisch trabten sie nach links. Mathieu und der Herzog hatten einen tüchtigen Vorsprung. Aber sie konnten nicht mehr so schnell reiten in den engen Gassen. Ein Sturz hätte Alles verdorben. Die Gassen waren zwar ganz leer, denn das sogenannte Couvrefeu war längst vorüber, es war in der elften Stunde, aber sie waren schlecht oder gar nicht gepflastert und das Mondlicht drang nicht herab in die engen Schluchten; die trabenden Pferde strauchelten oft. Sie gelangten indessen unbehelligt bis in die Nähe der Straße, wo das herzogliche Hotel stand. Vor dieser Straße hielt Mathieu plötzlich still. „Was ist?“ fragte der Herzog.

— Wir müssen horchen, Hoheit. Wenn Freund und Feind gleichzeitig reiten, so hören sie nichts von einander. In diesem Steinhaufen schallt es ja mörderlich. Lauschen wir, damit wir erfahren, ob der Feind kommt und von wo er kommt.

Sie horchten. Hinter sich in ziemlicher Ferne hörten sie Hufschlag. „Ehe das Thor aufgemacht wird, sind sie da; wir müssen mein Haus aufgeben —“

— Still, Hoheit! Dort rechts hört nur, dort rechts kommt auch Hufschlag näher und näher — — sie kommen von beiden Seiten.

Er hatte ganz Recht. Es waren die anderen Gardisten, welche von innerhalb des Thores kamen.

„'s ist gerad' noch Zeit, vorwärts!“ — Nein. — „Ich mein' es anders. Nicht vor unser Hotel. Auf die Gartenseite! Vorwärts! — Ich höre sie beide, deshalb hören sie uns nicht.“

Mathieu ritt quer über die Straße, in welcher das Hotel stand, in ein ganz enges, finsteres Gäßchen hinein. Der Herzog folgte ihm. Es war eigentlich nur ein unbewohnter Weg zwischen Gartenmauern und blinden Häuserflächen, und so schmal, daß kaum ein Pferd Platz hatte, sie also hinter einander reiten und ganz langsam reiten mußten. Als sie schon eine Strecke hinein gedrungen waren, sagte der Herzog: „Halt, Mathieu! Was haben wir vor?“ — Von unbewachter Seite ins Hotel kommen! — „Das hat keinen Sinn, wenn die Verfolgung wirklich mir gilt. Denn alsdann wird sie nicht vor meinem Hotel still halten, sondern wird eindringen, wird durchsuchen, wird mich finden, auch wenn ich unbemerkt hinein gekommen bin.“ — Nicht so leicht, Hoheit. Ich hab' im Hotel schon Vorsorge getroffen. — „Das Nothwendigste ist: wir müssen ausspähen, ob die Reiter wirklich vor mein Haus kommen.“ — Pst! Hört Ihr? Die hinter uns waren, reiten eben an unserm Gäßchen vorüber, und — richtig, die Anderen kommen auch. 's gilt uns! Wenn nur mein Pferd stehen bliebe, so stieg ich ab und schlich zurück bis an die Straße, um zu spähen. Aber Hoheit können's nicht halten, 's ist zu eng; ich kann kaum an Eurem Rosse vorbei. — „Steig ab, tritt vor den Kopf Deines Pferdes. Ich steig' ebenfalls ab und trete vor Dein Pferd; mein's kann sich ja nicht umwenden, muß also ruhig stehen bleiben — und nun geh!“

Nach zehn Minuten kam Mathieu zurück. Er berichtete, daß eine Anzahl Reiter vor dem Hotel Rohan hielten, und laut sprächen. Er habe zu verstehen geglaubt. Im Namen des Königs. Da sei wahrscheinlich das Thor aufgemacht worden, denn die Reiter seien verschwunden, also sicherlich hinein geritten in den Hof. Jetzt durchsuchen sie jedenfalls das Hotel und finden nichts.

„Und dann durchsuchen sie die Umgegend.“ — Schwerlich. Wenn wir nur unsere Pferde los wären; die sind uns jetzt garstig im Wege. — Die nächste halbe Stunde, während die Schufte da das Hotel durchsuchen, sind wir am sichersten. Was meinen, Hoheit? Dies Gäßchen führt drüben zu einer schlechten Gasse,

und dort ist ein kleines Fuhrmannswirthshaus. Den alten Wirth kenne ich aus früherer Zeit. Er war einmal Hugenott. Kann sein, daß er hat katholisch werden müssen; ehrlich ist er's gewiß nicht. Unsere Leute sind auch gewiß noch seine Hauptkunden; 's war ein braver Kerl, der bucklige Giroflay. Dort stellen wir die Pferde ein und lassen uns für Hoheit eine Schlafstelle geben. Ich nehme dann den Giroflay vor und fühl' ihm auf den Zahn. Ist er brav geblieben, wie ich glaube, dann hat's gute Wege. Seine Stallung nämlich grenzt an die Gartenmauer unseres Hotels. In früherer Zeit bin ich oft des Nachts auf dem Wege heim gekommen, wenn wir zersprengt worden waren, und die Leiter wird sich auch heut' noch finden. Da steig' ich in unsern Garten, schleiche ans Palais und recognoscire. Sind die Racker noch drin, so wart' ich. Sind sie mit langer Nase abgezogen, dann hol' ich Hoheit und dann seid Ihr viel sicherer im Palais, als wenn gar nichts geschehen wäre. Denn alsdann lauern sie wol auf der Straße auf Eure Ankunft, hinein kommen sie aber nicht mehr. Wie? — „Meinethalben ich weiß keinen bessern Rath."

So ritten sie denn langsam hinüber bis vor das Wirthshaus. Es war verschlossen und finster. Mathieu kannte aber den Riegel am Hofthor, welches zu den Stallungen führte. Durch ein Loch griff er hinein und schob ihn auf. So kamen sie zum Stall und stiegen ab. Mathieu ging nun zurück und schloß das Thor wieder mit dem Riegel. Dann öffnete er den Stall und führte die Pferde hinein. Zwei schwere Fuhrmannshengste standen darin. Sie wieherten, und ein Fuhrmann, seitwärts auf einer Streu schlafend, richtete sich auf. Mathieu rieth ihm in plattem Französisch, weiter zu schlafen. Es seien drei Stände leer, und so viel brauche er nicht einmal. — Der Fuhrmann ließ sich das gesagt sein und legte sich wieder aufs Ohr.

„Wartet hier, Hoheit, hier im Dunkeln ist's am sichersten. Ich klopfe Giroflay heraus."

Er blieb lange. Endlich kam er und flüsterte: „Es geht! Folgt mir nur". — Sie gingen schweigend über den Hof und

in die offene Hinterthür des Hauses. Niemand war zu sehen, und im Finstern tappten sie eine niedrige hölzerne Stiege hinauf. — Rechts! — quiekte eine feine Stimme. Man sah Niemand, aber man hörte eine Thür öffnen. Mathieu nahm den Herzog an der Hand und führte ihn durch diese Thür in ein kleines, niedriges Zimmer, die Thür dann hinter sich schließend. „Das war Giroflay," sagte er dann. „Er ist brav. Nun werft Euch getrost hier aufs Lager. Der Mond scheint herein. Sonst sucht Euch hier Niemand. Ich geh' recognosciren."

Er ging und tastete draußen vorsichtig nach der Treppe. Da fühlte er sich angefaßt. Der bucklige Giroflay stand im Hemde neben ihm und sagte mit quiekender Stimme: „Aber nur Unterstand, Mathieu, nur Unterstand. Mein bischen Nahrung steht auf dem Spiele. Wenn sie was suchen und was merken, dann visitiren sie jetzt immer gleich das ganze Viertel, und mich armen Gesellen haben sie auf dem Strich. Der Herr drin kann nicht bis Sonnenaufgang bleiben. Sie sind schon manchmal da, wenn der Morgen erst graut." — Nur ein paar Stunden, guter Giroflay, länger nicht. — Futter für die Pferde ist im Stallkasten? — „Ja."

Mathieu ging in den Stall, fütterte die Pferde und suchte dann die Leiter außen. Er fand sie. Neben dem Hühnerstalle legte er sie an. Sie reichte gerade aus bis zur Höhe der Gartenmauer, wo hohe Ulmenbäume von jenseits herüber ragten. Das Mondlicht that gute Dienste; er vollbrachte Alles, wie er's in jüngeren Jahren oft vollbracht hatte, und oben auf der Mauer angekommen, fühlte er sich auch noch rüstig genug, wie in früherer Zeit die Leiter drüben zu lassen auf Giroflay's Seite und am Ulmenbaume hinab zu klettern. Glücklicherweise ging dies etwas langsamer als früher. Glücklicherweise! Denn er war erst zur Hälfte hinab in den Zwinger, als er Stimmen hörte. Sie kamen vom Palais Rohan nach dem Hintergrunde des Gartens. Es waren Gardisten des Cardinals, welche bei der Durchsuchung des Palais nichts gefunden hatten und jetzt nachsehen wollten, ob nicht vielleicht in der Tiefe des Gartens unter den breitästigen

Bäumen derjenige aufzufinden wäre, der vor ihren Schritten aus dem Hause geflüchtet sein könnte. Diener des Hauses mußten ihnen mit Windlichtern dazu leuchten.

Mathieu erschrak und kletterte hastig wieder aufwärts. Aber ein trockener Ast brach unter ihm mit Geräusch. Er mußte inne halten und in Umklammerung des Stammes hängen bleiben. Gar lange, dies fühlte er, war das mit den angespannten Kräften nicht durchzusetzen. Wenn sie nur nicht schon das Krachen des heillosen Astes gehört hatten, der noch dazu langsam, vielfach anschlagend zu Boden fiel. Wahrscheinlich! Denn sie kamen geraden Wegs auf den Baum zu, an dessen Mitte er oben angeklammert hing. — Das waren peinliche Minuten. Wenn nur Keiner aufsah! Das geschah wol. Aber Windlichter und Mondschein mochten einander nicht unterstützen, sondern eher blenden. Er ward nicht entdeckt, und sie gingen weiter. Eins war klar: er war zu zeitig gekommen und mußte warten. Das Warten war aber sehr mißlich geworden: er hatte gehört, daß einer der unten suchenden Gardisten fluchend geäußert, nun müßte eben das ganze Viertel abgesucht werden, was in der Nacht eine sehr lästige Arbeit wäre. In der nächsten Viertelstunde also schon war Giroflay's Haus gefährdet und mit ihm der Herzog. Was thun?

— Der Herzog muß gleich geholt werden! Hier ist er jetzt sicherer als drüben — sagte sich Mathieu, und kletterte hinauf, kletterte drüben hinunter und eilte zum Herzoge.

Dieser saß nachdenkend im kleinen Zimmer. Auf Mathieus Mittheilung schwieg er eine kleine Weile, dann sagte er sanft:

„Nun denn! Etwas Besseres ist doch nicht mehr zu thun. Mißlingt es, so hab ich wenigstens Weib und Kind noch einmal umarmt."

Er war an die sechzig Jahre alt, und die Leiterexpedition war eine körperliche Zumuthung für ihn. Denn er mußte oben auf der Mauer reitend verweilen, bis Mathieu die Leiter mühsam und langsam aufgezogen und nach der Gartenseite wieder angestellt hatte. Aber er war noch ein rüstiger Kriegsmann, welcher seine

Glieder immer in Uebung erhalten hatte. Eine schlanke, geschmeidige Gestalt über Mittelgröße, ging er an die Escalade wie zum Ersteigen eines Festungswalles und besiegte auch oben den Schwindel. Er kam glücklich in seinen Garten hinab.

„Giroflay muß fürs Nächste seine Leiter einbüßen," flüsterte Mathieu, indem er sie niederzog und zwischen den Bäumen hinlegte, „denn wenn sie drüben beim Visitiren gefunden würde, so kämen sie wol auf den richtigen Gedanken. Unsere armen Pferde sind ohnedies schlimm genug daran. Man wird nach ihren Reitern fragen. Gott weiß, ob ich meinen Grauschimmel wiedersehe! Verfluchtes Pack, diese Götzenknechte! Aber da weiß ich nicht zu helfen. Vielleicht nehmen sie's nicht so genau! — Hoheit müssen jetzt hier warten, denn ich muß erst nachschauen im Hause und die Frau Herzogin unterrichten — sie wird schön außer sich sein!"

Nach einer längeren Weile schlich er auf das Haus zu. Kaum war er fort, so hörte der Herzog aus Giroflay's Hofe herüber Lärm — die Verfolger waren dort eingefallen. Mathieu kam bald zurück mit der Nachricht: das Hotel sei rein, die Frau Herzogin erwarte mit Schmerzen den Herrn Gemahl. Der Herzog machte ihn aufmerksam auf das, was in Giroflay's Hofe vorginge, und daß nun, wenn sie die herrenlosen Pferde entdeckt, die Nachforschung aufs Neue beginnen würde.

„Drin im Hause ist gut vorgesorgt, dort finden sie die Hoheit nicht, aber freilich," fügte Mathieu ächzend hinzu, „den Grauschimmel verschmerz' ich nicht."

Und nun gingen sie rasch durch den Garten und traten in den offenen Saal, wo heute Morgen Mathieu den nichtswürdigen gelben Junker gesehen. Denn ihm schrieb er den Verrath zu.

Der arme Dietrich! Er hatte Noth genug bestanden. Mustapha war mit ihm in unaufhaltsamem Tempo nach der Seine zu über die Brücke und durch den Louvrehof in den Stall gelaufen. Hier war er im Winter zu Hause, hier hatte er an der Stallthür

unter lustigem Wiehern zum letzten Male seinen Gastreiter abgestreift durch eine maliciöse Capriole. Dietrich war so erschöpft gewesen, daß er kaum wieder aufstehen gekonnt und noch am Boden sitzend den lachenden Stallknechten nur unvollständig erzählt hatte, wie dies schlimme Roß ihm in St. Germain anvertraut worden wäre. Die Stallknechte hatten ihn aufgehoben unter unangenehmen Mitleidsbezeigungen, und als sich nach Befühlung aller Gliedmaßen herausgestellt hatte, daß nichts zerbrochen und daß er nur, wie sie es nannten, unschädlich gerädert wäre, da war er fortgehumpelt, nichts mehr suchend als seines Vaters Haus und sein gutes Bett.

Er brauchte auch noch gutes Glück, um diesen Zweck zu erreichen. Denn er nahm seinen Weg über die Straße St. Honoré und wollte durch das Palais Cardinal gehen, welches schon damals nach seinem kaum vollendeten Aufbau zum allgemeinen Durchgange benutzt und gestattet wurde. Eben hinkte er unter die Arkade im ersten Hofe, da kam in der Honoréstraße Tristan angeritten mit Erlach. Denn hier im ersten Hofe des Palais Cardinal war der polizeiliche Mittelpunkt des Premierministers, hieher brachte Tristan den verdächtigen Schweizer. Wenn Tristan hier den geräderten Dietrich erwischte, so konnte sich die geheimnißvolle Angelegenheit mit dem Herzoge von Rohan rasch und übel aufklären. Dietrich war ja vier Reitern begegnet, während Erlach nur von zweien hatte wissen wollen — und Tristan erkannte schon von Weitem den sehr kenntlichen gelben Junker, der unter den Lampen der Arkade langsam dahin hinkte; er rief ihm zu, er beorderte im Absteigen einen der Wache haltenden Gardisten, den gelben Herrn aufzuhalten. Der Gardist machte auch sogleich Anstalt dazu, aber der warme Frühlingsabend unterstützte Dietrich. Der zweite Hof des Palais nämlich, reichlich mit Bäumen bepflanzt, mit Springbrunnen versehen und einen Park bildend, war gleich bei seinem Entstehen eine beliebte Promenade der Pariser geworden, und Richelieu, der bei den Bürgern populär zu sein wünschte, hielt streng darauf, daß Niemand durch seine Wachen belästigt wurde.

Da nun an diesem milden Abende diese Pariser schaarenweise in den neuen Park drängten und Dietrich rasch von der Menge verdeckt wurde, die Wache aber, ihres Auftrages eingedenk, kein störendes Aufsehen machen wollte, so entkam er dieser Gefahr und gelangte unangefochten in sein Haus und in sein Bett. —

Am andern Morgen glaubte er Alles geträumt zu haben. Das große Loch im Mantel aber widersprach. Es belehrte ihn, daß Mustapha wirklich mit ihm in Berührung gewesen. Er hatte ein sehr kindliches, naives Verhältniß zu Vater und Mutter. Ihnen erzählte er beim Frühstücke den ganzen Vorgang. Sie waren sehr erschrocken darüber. Der Vater besonders zeigte sich betroffen von den politischen Folgen, welche der Vorgang für Dietrich haben könnte. Wenn es wirklich der Herzog von Rohan gewesen, — und nach Dietrichs Angaben war das kaum zu bezweifeln, — so konnte hundertfacher Verdacht und widerwärtige Untersuchung entstehen. Der Sohn des schwedischen Gesandten konnte für den Helfershelfer gelten bei Einschmuggelung eines geächteten Hugenottenführers. Und auf der andern Seite war Grotius ja ganz und gar für diesen Hugenottenführer — es wurde beschlossen, Dietrich sollte in den nächsten Tagen das Haus nicht verlassen.

Der Vater aber rüstete sich, die Runde zu machen an allen Quellen der Pariser Politik. Quellenstudium nannte er selbst diese diplomatische Aufgabe. Er war und blieb ein Gelehrter. Vermittelung zu üben in dialektischer Form war ihm amtliches Geschäft. Sanft und leise dabei vorzugehen war ihm Bedürfniß. Dogmatische Hartnäckigkeit in spitzfindigen Unterscheidungen war ihm als jungem Manne gar zu übel bekommen; in den Sectenstreitigkeiten der holländischen Protestanten war er damals in Lebensgefahr und Verbannung gerathen, und das hatte ihn vorsichtig gemacht. Dialektische Uebung macht nachgiebig, wenn man nicht cholerischen Temperaments ist. Es hat Alles mehrere Seiten! sagt man sich, und wenn man alle Seiten prüft, so kommt man zu einem Ausgleiche! Seine Stellung in Frankreich

war ja auch sehr schwer und nöthigte ihn zu lauter kleinen Schritten. Selbst Protestant und Vertreter des vorkämpfenden protestantischen Schweden, hatte er ein Bündniß mit Frankreich aufrecht zu erhalten, mit dem katholischen Frankreich, welches die protestantischen Hugenotten erbarmungslos ausrottete. Derselbe Richelieu, welcher jetzt gleißend freundlich mit ihm unterhandelte, hatte ihn noch vor wenig Jahren grimmig verfolgt, als er von Holland nach Frankreich geflüchtet war. Jetzt mußte er artig und zuvorkommend mit diesem Cardinal verkehren über Politik und Grundsätze. Welche Aufgabe!

Groot's Frau, Dietrichs Mutter, redete ihm auch zuweilen dringend ins Gewissen, seinen Charakter nicht zu verlieren, seiner Religion nichts zu vergeben. Sie war strenger in Glaubenssachen als er, wie denn Frauen überhaupt enger und treuer sind in ihren Grundgedanken. Dabei war sie sehr muthig. Mit Gefahr ihres eigenen Lebens hatte sie ihn, der in eine Bücherkiste gesteckt worden war, aus dem holländischen Gefängnisse errettet und hatte in Noth und Gefahr tapfer und werkthätig zu ihm gehalten. Maria von Reigersburg war ihr Mädchenname gewesen; Maria van Groot war jetzt in Paris eine muthige Beschützerin manches armen Hugenotten, welchen Huge van Groot als Gesandter ohne Trost und Unterstützung abweisen mußte. Auch jetzt, als ihr Mann aufbrach, rief sie ihm zu: Zeig' Dich nicht so nachgiebig, Hugo, bei den Leuten vom Hofe und beim Cardinal selber! Hüll' Dich wenigstens in vieldeutiges Schweigen. Sie brauchen die schwedischen Heere, sie brauchen den Herzog Bernhard. Und es ist gar zu niederträchtig, wie sie gegen den Rohan verfahren. In das Haus eines so vornehmen Mannes einzubrechen mir nichts dir nichts! Eines Mannes, der nicht angeklagt ist, mit dem sie in officiel freundlicher Verbindung sind. 's ist nichtswürdig! Laß das geschrieben stehen auf Deiner hohen, schönen Stirn, Hugo!

„Das werd' ich schon, meine brave Maria! Und Du, Dietrich, setze während meiner Abwesenheit die Schilderung auf

von gestern, die Schilderung für die Königin bis zum Besuche von Rueil. Ich denke den Herzog Bernhard zu sprechen und von ihm zu erfahren, was er mit dem Cardinal abgemacht. Denn ich selbst kam gestern zu spät nach Rueil; der Cardinal empfing Niemand mehr, und der Herzog war im intimen Hauskreise für mich unnahbar. Die Königin wartet auf diese Nachrichten, ich sende heute Nacht einen Courier. Sei fleißig und unterhaltend mit Details. Sie liebt es, das weißt Du, und Du kannst es ja sehr gut, mein begabter Sohn. Gott behüte Euch!"

Sie bewohnten ein kleines Haus im Marais, dem jetzt so abgelegenen Theile von Paris, welcher damals noch von den Zeiten des zweiten Heinrich her ein gesuchtes Stadtviertel war. Es hatte dieser niedrig gelegene Stadttheil — und hat sie zum Theil jetzt noch — eine vom übrigen Paris abweichende Physiognomie. Giebelhäuser mit kleinen Gärtchen. Auch ein bescheidenes Vermögen gestattete den selbstständigen Besitz eines eigenen Hauses; denn die Häuser waren von bescheidenem Umfange und waren nicht angethan zu Vermiethungen.

Solch ein bescheidenes Haus bewohnte die Groot'sche Familie allein. Unten war die Gesandtschaftskanzlei. Oben war Alles holländisch eingerichtet, sauber und einfach. Da waltete die lichtblonde Maria und verzog ihren Sohn. Sie lächelte, wenn man ihr das andeutete, aber sie lächelte überlegen. 's ist meine Freude so — pflegte sie zu sagen — und wer weiß, ob es nicht das Beste ist! Die Freiheit ist in allen Dingen gut, auch in der Erziehung. Ich sag' meinem Dietrich schon, was ich für fehlerhaft halte; er mag sich's selbst zurecht legen; nur so wird es ehrlich und wird es wahr, was ich ihm rathe. Unterdeß genieß' ich ihn uneingeschränkt. Zanken würde meinen Genuß an ihm einschränken und bedrohen. Was kann man denn Besseres haben auf dieser Welt, als ein begabtes Kind?! Daran will ich mich laben früh und spät.

So sprach sie und küßte den blonden Jungen, den sie auch für schön hielt. Sie mußte — was sonst selten nöthig war —

ihn heute aufrichten und aufheitern. Der gestrige Tag hatte seinem sonst unerschütterlichen Selbstvertrauen doch einen kleinen Stoß versetzt. Namentlich seine jetzige Stellung im Rohan'schen Hause machte ihm Kummer, seit er vom Vater gehört hatte, daß am späten Abend noch die Trabanten des Cardinals dort eingebrochen waren. Denn diese Nachricht hatte sich blitzschnell am Morgen verbreitet, und Glaubensgenossen hatten sie frühzeitig unten in der Kanzlei mit allen möglichen Ausschmückungen erzählt. Die Frau Herzogin sei ohnmächtig geworden, die junge Prinzessin habe herzbrechend gejammert, und als schon lange Alles vorüber gewesen, sei gegen Mitternacht noch einmal der berüchtigte Tristan eingedrungen und habe neuerdings visitiren lassen. Er habe sich darauf berufen, daß ein bekannter junger Protestant den Vorreiter gemacht für den Herzog, um die Wachen irre zu führen. — Das war's, was Dietrichs Heiterkeit umwölkte. Dieser junge Protestant konnte er sein!

Die Mutter redete ihm das aus, indem sie ihm bewies, daß ja Alles nur Phantasiegebilde von ihm sein könnten. Die Reiter, denen er begegnet, seien weder der Herzog noch dessen Reitknecht gewesen. Den Herzog habe er ja nie gesehen, und über den Reitknecht habe ihn das Mondlicht getäuscht. Der Beweis liege ja vor: der Herzog sei nicht angetroffen worden trotz mehrfacher Visitation. Wo sollte er denn hingekommen sein?! Er sei's gar nicht gewesen. Das sei die Aufklärung. Am Ende gab Dietrich der immer klugen Mutter Recht und ging an die Arbeit. Die Mutter setzte sich ans Fenster, das aufs grüne Gärtchen schaute, und behandelte den von Mustapha arg zugerichteten gelben Mantel. Er mußte verkürzt werden; die Arbeit erforderte auch Erfindungskraft. Aber diese fehlte ihr nicht. Da saß ja der Liebling und schrieb, daß die Feder nur so flog! Der Anblick dieses Genies machte sie glücklich, und so vergingen die Stunden. — Es war Nachmittag geworden; da kam der Vater zurück. Er war erschöpft. An allen Enden von Paris war er gewesen. Frau Maria beeilte sich in liebenswürdiger Gutmüthigkeit ihm den Schweiß abzu-

trocknen und einen mit Genevre abgefrischten Wassertrunk aufzunöthigen, ehe sie seine Schilderung zuließ. Dann setzte sie sich nähend zu ihm — sie war durchaus gegen Störung des Gleichmuths — und nun erst erzählte er:

„Ich war zuerst drüben beim Herzog Bernhard. Der ist sehr verändert, ist still und sanft. Seine Umgebung ist mürrisch. Sie deutet an, der Herzog habe sich fangen lassen in Rueil: der Cardinal, und besonders dessen Nichte hätten ihn eingelullt. Auch der König sei nachgiebiger geworden und habe den Herzog heute in den Louvre zur Tafel geladen, um ihn der Königin vorzustellen. Die Nichte! die Nichte! die verführerische Aiguillon war das Stichwort in Aller Munde. Circe wurde sie genannt, französische Circe, und man war ganz rath- und weglos, da der Herzog bis gestern sich nie um Weiber gekümmert. Ein Schweizer, Namens von Erlach, kam, als ich weg ging. Ein trockener, kurz angebundener Mann. Es ist derselbe, mit dem Du, Dietrich, gestern Abend bis ans Thor geritten bist. Tristan hat ihn auf die Polizeistube im Palais Cardinal gebracht, und dort ist er verhört worden. Er ist kurz und grob gewesen und hat sich darauf berufen, daß ihn Herzog Bernhard nach Paris bestellt. Wenn der in Paris so wenig bedeute, daß man seine Leute wie Spitzbuben behandle, nun, so wüßte der Herzog nun sammt seinen Leuten, woran sie wären mit der Freundschaft Frankreichs, und man möge ihn nur kurzweg wieder zum Thore hinaus transportiren, er brauche Paris nicht. Von Begleitung, von einem Herzoge von Rohan hat er nichts wissen wollen. Man hat ihn während der Nacht im Palais behalten, man hat nach Rueil berichtet. Der Cardinal ist böse geworden, hat auf den ungeschickten Tristan gescholten und ist heute Morgen früh herein gekommen ins Palais. Erlach ist dann sogleich entlassen worden, und Tristan hat sich verantworten müssen. Dieser Tristan ist aber ein Pfifficus. An zwei Pferden hat er nachgewiesen, daß er berechtigt gewesen, ins Hotel Rohan einzudringen. In einer Kneipe hinter dem Hotel haben diese gesattelten Pferde herrenlos gestanden

und — nun kommt die Hauptsache — in den Satteltaschen sind zwei kostbare Pistolen gefunden worden mit der fein ciselirten Rohan'schen Chiffre!" — Ah! — „Das hat durchgeschlagen, und man hat eben zum dritten Male das Hotel überfallen wollen, da ist Ordre vom Könige gekommen, solche Proceduren zu unterlassen. Wie das? Ja, der vornehme Adel hängt eben doch unter sich zusammen wie Kletten, auch wenn die Familien ganz verschiedenen Parteien angehören; und der König respectirt den Adel, auch wenn er wüthend auf ihn ist. Kurz, die Herzogin von Rohan — die übrigens keineswegs in Ohnmacht gefallen ist, die sich im Gegentheil sehr vornehm widersetzt hat — diese Tochter Sully's, hat heute Morgen durch irgend einen großen Seigneur einen Brief an den König gebracht, der meisterhaft geschrieben sein soll. Er beschwert sich aufs Bitterste über solche Behandlung von Seiten untergeordneter Trabanten. Es sei am Ende noch anständiger, einen Montmorency öffentlich hinzurichten, als einem Rohan nachzustellen wie einem Diebe. Wohin werde der König kommen mit dieser Herabwürdigung des Adels! Wenn der Adel nichts mehr bedeute, was werde am Ende der Höchste des Adels, was werde der König bedeuten, wenn das Ränkespiel der Emporkömmlinge à la Richelieu einmal zum Ziel gelangt wäre und den König vereinsammt hätte?! Nicht blos einsam, machtlos werde der König dastehen und den gemeinen Massen preisgegeben sein. Von der Verhöhnung jeglicher Treue zu schweigen. Denn was sei denn das wahre Verhältniß Rohan's zum Könige? Rohan sei nicht verbannt, sondern sei in officiellem Verhältnisse mit dem Könige. Im Dienste des Königs habe er die Graubündtner angeführt gegen die Spanier, die von Italien herauf die Pässe forciren gewollt; im Auftrage des Königs habe er Verträge geschlossen, lauter Aufträge des Königs seien Rohan nach Genf zugekommen, und der letzte Verkehr zwischen dem Könige und dem Herzoge habe in Unterhandlungen bestanden, ob und wie Rohan das Commando in Hochburgund übernehmen solle gegen die Kaiserlichen. Und gegen diesen Mann, gegen einen

der ersten Seigneurs des Reiches setze man bei nächtlicher Weile Häscher in Bewegung, als die unbegründete Meinung auftaucht: er sei in Paris eingetroffen. Sei das loyal? Sei es royal? Die Tochter Sully's habe von früher Jugend auf gelernt, was diese Worte bedeuten. Der Sohn Heinrichs des Vierten werde ihr gegenüber nicht verläugnen, was Treu' und Glaube des Königthums zu bedeuten habe. Dieser Brief hat einen tiefen Eindruck auf den König gemacht. Vor einer Stunde hab' ich Richelieu im Louvre gesehen, als er aus den Zimmern des Königs herauskam. Er war blaß wie eine Leiche. Ich hörte, wie er Chavigny zuflüsterte: Drei Tage Ruhe für Rohan! — Und dann ging er lächelnd an mir vorüber, nervös lächelnd, während ihn die Galle verzehrte, und sagte im Vorübergehen: Wir müssen drei Tage warten mit unseren Geschäften. Unterhalten wir uns indessen. Ihr seid nach Rueil geladen, Herr Ambassadeur! Im Fortgehen sprach ich einen alten Kammerdiener, der mir zuträgt, und der sagte: 's ist viel im Werke!"

— Nun also zunächst giebt's Frieden — sagte Frau Maria — kommt zu Tische, Ihr Herren! Dein Mantel ist auch wieder hergestellt, Dietrich. Kommt!

Im Nebenzimmer war eine bescheidene Mahlzeit aufgetragen nach holländischer Manier, und das Grotius'sche Dreiblatt stärkte sich in kürzester Frist. Feinschmecker war keins von diesen drei Gliedern, und nur über den Moment nach Tische herrschte eine kleine Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn. Der Vater nämlich wollte nichts wissen von der neuen Sitte des Tabakrauchens, welche in Holland eingerissen war. Vor allen Dingen — sagte er — kann man ja mit der Thonpfeife nicht schreiben, man muß sie halten. Die Mutter aber meinte: was die jungen Patriziersöhne im Haag thäten, das schicke sich auch für ihren Dietrich, und der Geruch des Tabakrauches sei gar nicht übel. Dietrich also rauchte nach Tische aus langer Thonpfeife, und die Mutter fand, daß er sich würdig dabei ausnähme. Diese Würde sollte heute auf die Probe gestellt werden. Ein Mann nämlich, ein

Kriegsmann, hatte sich unten um die Kanzlei gar nicht gekümmert, und war stracks heraufgestiegen in den ersten Stock. Er stand plötzlich und sehr überraschend im Speisezimmer. Sehr überraschend: denn Vater und Sohn erkannten auf der Stelle diesen geputzten Kriegsmann mit schwarzem Krauskopfe und glänzendem schwarzem Schnurr- und Knebelbarte. Es war Tristan, der gefürchtete Häscher des Cardinals. Er bedeutete nirgends was Gutes, wie höflich er auch auftrat.

Er kam wegen seines Ueberfalls im Rohan'schen Palais. Die neueste Ordre des Königs hatte ihm einen strengen Verweis zugezogen wegen dieses Ueberfalls. Sein Gebieter, der Cardinal hatte schelten müssen, und dies Schelten der höchsten und hohen Herrschaften poltert die Leiter abwärts, und wird immer ärger, je näher es den untern Organen kommt, welche die Befehle auszuführen haben. Tristan kannte das, und wußte auch recht gut, wie viel das zu bedeuten hätte. Morgen konnte die Eminenz in der Stille von ihm wissen wollen: wie eigentlich die Sache gewesen wäre, ob man sich wirklich übereilt hätte, oder ob doch Grund genug vorhanden wäre, den hugenottischen Herzog von Rohan in Paris zu vermuthen. Für diese wahrscheinliche Nachfrage in der Stille sammelte Tristan trotz der königlichen Ordre seine Beweise. Er hielt die Pferde und die Pistolen mit Rohanscher Chiffre in Bereitschaft, und den kleinen buckligen Wirth, den Giroflay desgleichen. Alle möglichen Polizeimittel waren für solche Zwecke zur Hand im Palais Cardinal, und die Haftstuben waren sogar behaglicher als in der Bastille unter königlicher Gerichtsbarkeit. Giroflay befand sich da nicht übel und es war ihm bis jetzt nichts Arges widerfahren für seine harmlose Aussage: zeitig am Abende seien zwei Reiter eingekehrt bei ihm und gleich ausgegangen. Er kenne sie nicht, und sie seien noch nicht zurück gekehrt gewesen, als er sammt den beiden Pferden abgeführt worden sei durch die Trabanten seiner Eminenz. Tristan hatte das höflich hingenommen mit der Andeutung: es werde nicht gut werden für den kleinen Gastwirth, wenn er sich nicht

bis zum nächsten Verhöre auf die ganze Wahrheit besänne. Denn man kenne ihn als einen Ketzer, welcher sich langsam zu besinnen pflege. — Von Giroflay weggehend, hatte Tristan sein Augenmerk auf den Mustaphareiter gerichtet. Er war in den Louvrestall hinübergegangen und hatte sich in seiner Meinung versichert, daß man den Mustapha in St. Germain dem Sohne des schwedischen Gesandten anvertraut habe, und mit dieser festgestellten Thatsache kam er jetzt zu diesem Gesandten, um ein artiges Verhör anzustellen.

— Entschuldigen Eure Excellenz, — begann er — einige schüchterne Anfragen in Sachen des Königs an die junge Excellenz Euren Herrn Sohn.

Dietrich vergaß weiter zu rauchen. Der Tabak hatte ihm schon heiß gemacht und einige Unbequemlichkeit in der Verdauung zugezogen — jetzt überfiel ihn ein unangenehmer kalter Schweiß.

— Die junge Excellenz — fuhr Tristan fort — ist gestern Abend auf dem königlichen Pferde Mustapha in Gesellschaft von drei Reitern vor dem Thore erschienen. Die eine dieser drei Personen, einen Schweizer des Namens Erlach, haben wir kennen gelernt. Die zwei anderen Personen haben sich unserer Bekanntschaft entzogen. Wenigstens entziehen wollen, denn die Hauptperson kennen wir doch. Die junge Excellenz wird nun um Auskunft gebeten, ob sie selbst diese Hauptperson erkannt habe.

Tristan machte eine Verbeugung und harrte auf Antwort. Dietrich schien sich vergebens auf eine Antwort zu besinnen, und statt seiner nahm endlich Frau Maria das Wort.

„Mein Sohn," sagte sie, „hat uns genau erzählt was ihm gestern Abend begegnet ist auf einem durchgehenden, bösen Pferde. Aber von weiteren Personen, mit denen er zusammen getroffen sei, weiß er nichts. Das schlimme Pferd hat all' seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen." — Sehr glaublich — entgegnete Tristan — dennoch hat es eine Weile gegeben, während welcher das Pferd ruhig und friedlich gegangen ist. Ich selbst

habe zufällig diese kurze Weile beobachten können. Ich stand vor dem Thore und sah die vier Reiter neben einander ankommen. Das Pferd Mustapha, auch von Weitem und im Dunkeln erkennbar, ging da ganz vertraut neben den fremden Pferden, und ich bäte die junge Excellenz um die Notiz: wie der älteste vornehme Herr unter den drei Reitern ausgesehen und wohin er sich gewendet habe? — „Wie soll ich das wissen!?" stieß Dietrich hervor, „es war ja finster!" — Ah! Also das Nebenherreiten bestätigen hiermit Excellenz. Schön, schön. — Und als der von Erlach sich trennte, und geradein ins Thor ritt, da wendete sich Excellenz mit den zwei anderen Reitern nach links? „Ich mit den zwei —? Ich weiß nichts von anderen Zwei. Mein Beest ging am Thore wieder durch, ich glaube nach rechts." — Bitte um Verzeihung! Links ist erwiesen. Die Wache am Thore links hat Eure Excellenz hereinsprengen sehen in die Stadt, und zwar in kurzer Distanz vor den zwei anderen Reitern. Wenn Mustapha schon vor meinem Thor durchgegangen wäre, so hätte die Distanz beim Einsprengen ins Thor links eine viel größere sein müssen. Excellenz sind mit den zwei Reitern vertraulich von einem Thore bis zum andern geritten und haben sich mit dem älteren Herrn unterhalten. Das wird Excellenz schon einfallen bei näherem Besinnen. Mustapha ist ferner nicht durchgehend durch das Thorgewölbe gekommen, sondern erst vor der Wache ausgerissen, als Excellenz umkehren gewollt, wol um den außen harrenden Reitern einen Bescheid zu bringen. Wenn sich Excellenz darauf besonnen haben, so bäte ich recht dringend um einige Merkmale des ältesten Reiters von den zweien — recht dringend, wie gesagt in Sachen des Königs, denn dieser älteste Reiter soll ein Hochverräther gewesen sein.

Die ganze Familie Grotius schrie auf.

— Mein Gott, — fuhr Tristan fort, — Excellenz bringt sich da nur durch Kürze des Gedächtnisses in Mißhelligkeiten! Denn bei fehlender Aussage nur werden die junge Excellenz in Gerichtsverhandlungen über Hochverrath verwickelt. Bei klarer

Aussage nicht. Untersuchungsrichter hegen Verdacht, auch wo er nicht angebracht wäre, wie bei dem Sohne eines vornehmen Gesandten. Aber wenn erwiesene Thatsachen vergessen sind, da spricht der Untersuchungsrichter gleich davon, daß man einen Mitschuldigen vor sich habe, und alsdann — „Herr Tristan!" sprach jetzt Hugo van Groot mit dem ganzen Nachdrucke eines hochgestellten Mannes — „unterlaßt solche Suppositiones! Ihr steht hier ohne eingeladen zu sein auf neutralem Boden, auf dem Boden des Königreichs Schweden. Hier inquirirt man nicht. Auch ist nichts zu inquiriren. Mein Sohn weiß nichts von Eurem Hochverräther. Auch Seine Majestät weiß von keinem, und eben so wenig Seine Eminenz. Ich bin erst vor einer Stunde im Louvre gewesen und habe da von Eurer ungnädig aufgenommenen Beflissenheit gehört in Bezug auf den Herrn Herzog von Rohan. Wenn Seine Majestät durch mich erfährt, daß ein Agent Seiner Eminenz den Herrn Herzog so sans façon als Hochverräther bezeichnet, so würde das selbst für den sehr geschickten Herrn Tristan störende Folgen haben. Wollt Ihr die vermeiden, so mögt Ihr völlig vergessen, daß mein Sohn da draußen auf einem unregierbaren Pferde unwillkürlich herum und herein geritten ist. Ihr versteht mich? Total vergessen! Ganz so wie Ihr vergessen habt, daß ein Gesandter, und obenein der Gesandte einer mit der Krone Frankreich alliirten Macht eine durch das Völkerrecht geheiligte Person ist. Eminenz hält Euch für einen feinen Kopf; ich zweifle also nicht, daß Ihr mich genau verstanden habt. Guten Abend, Herr Tristan."

Tristan hatte ihn genau verstanden und ärgerte sich. Er ärgerte sich, daß er das Wort „Hochverräther" gebraucht hatte. — Stumm und tief verneigte er sich, und ging durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der vornehme Reiter der Herzog von Rohan gewesen und daß die junge Excellenz in Kenntniß sei von dem Einpassiren dieses Hugenottenhauptes.

Mutter und Sohn waren voll Bewunderung über die staatsmännische Haltung des Gatten und Vaters und umarmten

ihn. Er selbst war recht zufrieden über seine Fassung, verschwieg aber nicht, daß die Sache doch lästige Folgen haben könnte für Dietrich, wenn der König oder der Cardinal davon erführen. Und Letzteres werde nicht ausbleiben, denn Tristan sage dem Cardinal Alles. „Deshalb," setzte er nach kurzem Schweigen hinzu, „bin ich jetzt geneigt, Deinem Wunsche nachzugeben, Dietrich, und Dich der kriegerischen Laufbahn zu überlassen. Ich will morgen schon mit dem Herzoge Bernhard sprechen, ob er Dich mitnehmen und an seiner Seite behalten will."

Die Mutter war nicht besonders eingenommen für die kriegerische Laufbahn ihres einzigen Sohnes. Diese Laufbahn öffne gar zu viel Thüren für sein vorzeitiges Streben. Aber der weise Gatte Hugo winkte ihr mit den Augen und sagte ihr im Weggehen leise: „Sprich jetzt nicht dagegen! Dietrich kommt in üble Lage durch jenen Tristan und braucht einen Anhalt. Der Herzog Bernhard allein kann ihm dieser Anhalt werden. Wenn morgen der Cardinal den König umstimmt, — und das kommt ja in jeder Woche vor! — so greift er nach dem Haupte Rohan's und Dietrich wird inquirirt und compromittirt trotz meiner Gesandtenwürde. Ich kann ja nicht nachdrücklich auftreten; Kanzler Oxenstierna verläugnet mich bei unserer jetzt so schwächlichen Lage; er setzt mich allenfalls ab! Politik ist ein Spiel nach Klugheitsregeln, nicht aber eine Wissenschaft nach Grundsätzen. Also ausweichen! Jedem Extrem ausweichen! Den Dietrich anschließen an eine Potenz, wie der Herzog Bernhard eine ist. Und das schon morgen. Hindere nicht! Im Gegentheile rede zu. Benütze den Abend; ich muß arbeiten, habe den ganzen Tag versäumt." —

So entfernte sich der Vater. — Die Mutter war weniger ängstlich als er. Sie hatte nichts einzuwenden gegen die Hingabe Dietrichs an den Herzog Bernhard. Aber das sollte nur ein Uebergang sein, sollte mit Vorsicht geschehen in Bezug auf Krieg und Schlacht. Eine Mutter denkt zuerst und zuletzt an die Verheirathung ihres Kindes. Und da hatte Frau Maria einen ganz

bestimmten Plan. Sie war mit ihrem Dietrich wie eine Schwester, welcher der Bruder Alles erzählt, Alles anvertraut. Von dem Umgange mit der jungen Prinzessin Marguérite von Rohan hatte Dietrich ihr Alles, aber auch Alles berichten müssen, und mit ihren Vergrößerungsgläsern für Alles, was den Sohn betraf, hatte sie sich ein Liebesverhältniß Dietrichs und Marguéritens zusammengeblickt, welches ihr die Zukunft des geliebten Sohnes bedeutete. Dies war ihr Augenmerk, alles Andere war ihr Nebensache. Darauf steuerte sie denn auch jetzt, als sie sich zum niedergeschlagenen Dietrich setzte. Sie suchte ihm klar zu machen, daß er zu allernächst im Rohan'schen Hause Aufklärung geben müsse über sich und über das, was man durch den Herrn Tristan erfahren — Warum? — Wie so? — „Darum, mein Kind," sagte sie ausdrucksvoll, „weil im Rohan'schen Hause Dein Glück aufwächst, und weil jetzt in jenem Hause ein mißtrauischer Zweifel über Dich herrschen muß. Du bist am Thore plötzlich verschwunden und hast dem Herzoge keinen Bescheid gebracht. Du mußt aufklären, daß nur das abscheuliche Pferd daran schuld gewesen ist. Du mußt jetzt in der Noth zeigen, daß Du zu diesem Hause hältst, kurz, Du mußt heut' Abend noch hingehen!" — Ah?! — „Ja. Und Du mußt was leisten!" — Was denn? — „Höre! Zuerst machst Du's ihnen klar, daß der Herzog trotz des Königs morgen schon überfallen werden kann, daß er also nicht in seinem Hotel bleiben dürfe. Du mußt ihn verbergen!" — Ich?! — „Du! Bring' ihn mit heut Abend, bring' ihn hierher!" — Mutter! — „Ich weiß, was ich sage. Ich hab' schon lange ein eigenes Zimmer für Dich haben wollen. Gestern hat man mir's zugesagt. Dort, siehst Du, wo der Schrank steht. Hinter dem Schranke führt eine Thür ins kleine Nebenhaus. Das anstoßende Zimmer im Nebenhause hab' ich gemiethet; heut' Abend richt ich's ein. Da ist der Herzog sicher wie in Abrahams Schooß. — Mach' Dich auf! Es wird schon dunkel. Geh in's Rohan'sche Hotel, und im Finstern, unscheinbar, zu Fuß bring' nach zwei Stunden den Herzog her. Das ist eine Leistung, ist eine Rettung,

und das kann und wird Dir die Familie nie vergessen!“ — Mutter, Du bist eine Heldin! — „Für Dich, mein Sohn, sonst nicht. Für Dich und Deine Marguérite, verstehst Du?“

— Für deine Marguérite — sagte Dietrich leise vor sich hin, als er nun bei sinkendem Abende seinen Weg antrat hinüber nach dem Faubourg St. Germain. Der Weg war weit, denn der „Marais“ — einst wol eine sumpfige Niederung — liegt am rechten Ufer der Seine, und zwar ziemlich weit aufwärts nach der Richtung der Bastille und des Arsenals. Dietrich hatte Zeit, nachzudenken, ehe er bis zum Hotel Rohan gelangte. Es schien auch, als wollte er erst reiflich nachdenken, denn er ging gleich über die nächste Brücke und stieg in den engen Gassen am linken Ufer hinauf, was nicht gerade der nächste Weg war. Dieser Träumer hatte einen trefflichen Instinct bei aller Träumerei. Sobald man die einzelnen Figuren seiner phantastischen Bilder nannte, und so nannte, daß sie in eine praktische Berührung mit ihm traten, da rief es in irgend einem praktischen Winkel seines Innern plötzlich: „Nein! Mit dieser Figur können doch wol deine Bilder nicht in Erfüllung gehen!“ Und eine solche Figur war Marguérite Prinzessin von Rohan für ihn. Er schüttelte den Kopf zu dem Ausdrucke seiner Mutter: „Für deine Marguérite“. Er glaubte nicht an seine Zukunft mit ihr.

Das hinderte ihn nicht, sich morgenden Tages wieder den Zukunftsbildern mit ihr getrost hinzugeben, wenn der praktische Anstoß vorüber war; aber jetzt, wo er sie sehen und sprechen und mit ihr wie mit den Ihrigen thatsächlich verkehren sollte, jetzt trat der praktische Instinct in seine Rechte und brachte ihm das Kopfschütteln zu Wege. Seine Träume waren eine Art Mondsucht: rief man ihm die Namen seiner ausschweifenden Phantasie im nüchternen Verkehr an die Ohren, dann erwachte er und die Mondeswelt war wie weggeblasen.

Vielleicht ganz im Zusammenhange mit diesem praktischen Instincte, mitten in luftiger Traumseligkeit, war er so weit oben über den Fluß gegangen und war er in den engen Gassen aufwärts gestiegen. Das Innere des Menschen ist ja ein Uhrwerk, welches fortwährend geht und arbeitet, ohne daß wir mit Verstand und Willen etwas beitragen. Zufällig war es gewiß nicht, daß er plötzlich mitten in der Straße St. André stand und einen Kaufladen betrachtete, welcher einen Mohren zum Schilde hatte. Der Mohr deutete auf tropische Gewächse, deutete auf Spezereien. Das Wort Spezerei hatte in Dietrichs Kopfe gewuchert seit gestern, und jetzt stand der Keim im Halme. Hier in oder hinter diesem Kaufladen konnte das pikante Mädchen wieder zu finden sein — Louison hatte sie geheißen — welches er gestern beim Einzuge des Herzogs Bernhard kennen gelernt. Sie hatte so lustige Augen gehabt! Vielleicht waren diese Augen wieder zu sehen!

Trittst du in den Laden und kaufst Mandeln? Nein! nein! Pfui, Dietrich — rief der nüchterne gesunde Sinn in ihm — schäme dich! Dort bei den Rohans hast du Schaden angerichtet; es ist deine erste Schuldigkeit, diesen Schaden gut zu machen! Er versetzte seinem Innern einen herzhaften Ruck und ging am Spezereiladen vorüber, und machte die längsten Schritte, um rasch ans Hotel Rohan zu kommen. Er war innerlich ein braver Junge und hatte ein feines Gewissen. — Mutter hat Recht! — sagte er sich — was mögen die Rohans von dir denken! Und es kann wirklich Gefahr im Verzuge sein. Die hübsche Louison siehst du doch vielleicht morgen unter den Bäumen im Marais auf der Place royale wo die Bürgermädchen nach der Messe an Festtagen so gern herumspazieren. Vorwärts! vorwärts! Er gerieth so ins Laufen vor Gewissensdrang, daß er athemlos und schweißtriefend im Hotel Rohan ankam. Und doch wäre es besser gewesen für die Rohans, wenn er in der Straße St. André in den Spezereiladen getreten und die Bekanntschaft der hübschen Louison gepflegt hätte! Denn in seiner phantastisch herum-

tappenden Weise konnte er den Rohans nur neuen Schaden bereiten. Er läutete heftig am äußeren Thore.

Der Pförtner kam und öffnete zögernd. Es war neun Uhr vorüber und der Pförtner hatte aus einigen Aeußerungen Mathieus geschlossen, daß sich der gelbe junge Mann schlecht aufgeführt hätte. Aber der Pförtner hatte keinen Befehl, ihn abzuweisen, und geleitete ihn schweigend über den Hof bis zum Palais. Dort wurde im Vorzimmer die Meldung angebracht, der junge Herr de Groot wünsche in so später Stunde die Frau Herzogin noch zu sprechen. Der Diener, welcher anfragen sollte, ging schweigend nach dem Innern, der Pförtner zog sich in den Hof zurück, Dietrich blieb allein in dem spärlich erleuchteten Vorzimmer. Er stand kaum eine Minute mitten im Zimmer, da hörte er einen schweren Sporentritt und sah Mathieu eintreten. Mathieu grüßte nicht und wollte an ihm vorüber.

„He, alter Freund!" rief Dietrich. — Freund? stieß Mathieu grollend hervor, den Teufel auch! Der junge Herr hat wahrhaftig nicht als Freund an uns gehandelt. Nach vierundzwanzig Stunden kommt Ihr uns wol sagen, ob wir ins Thor hinein reiten können! Oder habt gar noch Schlimmeres vor! He? Nehmt Euch in Acht, Herr —

Nun versuchte zwar Dietrich alle Kraft der Wahrheit, um sich zu entschuldigen — der alte Reitersmann schüttelte aber den Kopf dazu, und der Diener kam obenein mit der Nachricht zurück: — die Frau Herzogin empfange Niemand mehr. Dietrich stand tief bestürzt da. Es ging gegen sein ganzes Gefühl und Wesen, einer Unredlichkeit für fähig gehalten zu werden. Das meinte er gar nicht überstehen zu können, denn er war ein grundehrlicher Mensch. Mathieu, wie unwirsch er auch war, bemerkte das und sagte trocken: „Nun, so beweist uns das Gegentheil!" — Wie kann ich das? — „Thut etwas für uns, was wir Euch nicht mehr zutrauen." — Was denn? — „Verschafft mir meinen Grauschimmel wieder, den die Häscher mit dem andern Pferde fortgeschleppt haben." — Wohin? Ach ja, wahrscheinlich in den

Trabantenstall des Palais Cardinal. — „Holla! Das wißt Ihr also?" — Tristan glaub' ich, hat so was gesagt. — „Na, da kommt's ja heraus, daß Ihr mit der Hauptcanaille auf Du und Du seid. Pfui, junger Herr! Eines Gesandten Sohn! Eines hugenottischen Gesandten, pfui!" — Wenn Ihr noch einmal Pfui sagt, Mann, so hau' ich Euch mit meinem Degen über den Schädel — — aber nein, nein, lassen wir so brutale Dinge. Dadurch stell' ich den Glauben an meine Ehrlichkeit nicht her in diesem Hause. — „Gewiß nicht, Herr. — Zieht Ihr aber meinen Grauschimmel aus Tristan's Stall, so will ich denken, ich hätte Euch zu viel Schlechtigkeit zugetraut. Ja?" — Ja.

Beide Männer waren thöricht und waren im Begriff, thöricht zu handeln. Dietrich mit seiner aufwallenden Zuversicht, als könnte er im Machtgebiete des Cardinals Richelieu etwas durchsetzen. Mathieu mit seiner Caprice für den Grauschimmel, welche ihm und seinem Herrn sehr gefährlich werden konnte. Dietrich besann sich aber doch, daß solch ein Unternehmen in einen seiner Opiumräusche gehöre und daß er hergekommen sei, den Herzog zu warnen und abzuholen.

„Wir sprechen noch davon!" sagte er zu Mathieu und lief dem Diener nach. Er sollte nochmals hinein zur Frau Herzogin und sollte melden: es sei von der allergrößten Wichtigkeit was er der Frau Herzogin mitzutheilen habe, von Wichtigkeit für das herzogliche Haus. Er ließe sie beschwören, ihn vorzulassen.

Das machte gar keinen Eindruck auf den Diener. Dieser hatte einige Aeußerungen Mathieus gehört über die Treulosigkeit Dietrichs; er hielt es für seine Pflicht, den bedenklichen jungen Patron abzuhalten vom Innern des Hauses, in welches jetzt nach dem Befehle der Frau Herzogin nicht einmal ein gleichgiltiger Mensch zugelassen werden sollte. Er schüttelte verächtlich den Kopf zu Dietrichs Bestürmung. Verächtlich. Dietrich bemerkte das und gerieth außer sich. Er meinte denn auch das Aeußerste thun zu müssen und — ohne Erlaubniß, ungemeldet hinein zu dringen. Mit hastigen Schritten eilte er auf die Thür, zu aus

welcher ihm vorhin der Diener die Abweisung gebracht. Der Diener aber und Mathieu stürzten ihm nach, kamen ihm zuvor, hielten ihn fest. Die braven Leute sorgten getreulich dafür, daß ihrem Herrn nicht nöthige Hilfe zukäme, welche Dietrich wirklich brachte.

Bei solcher handgreiflichen Thätigkeit ließen sie es denn nicht an Aeußerungen fehlen, welche es Dietrich sonnenklar machen mußten, daß man ihn für einen Verräther des Herzogs hielt. Unmächtig stand Dietrich da. Er meinte nicht eine Stunde lang leben zu können unter dem Verdachte eines unredlichen Betragens. Und doch wußte er keinen Rath.

„Es wird hier geschlossen!" sagte endlich der Diener und wies nach der Ausgangsthür — er wies ihn deutlich genug hinaus.

Dietrich blieb nichts übrig, als das Vorzimmer zu verlassen. Auf einen Wink des Dieners folgte ihm Mathieu. Der Wink schien zu sagen: Sieh nur zu, daß er auch wirklich aus dem Hause geht! Zorn und Verzweiflung übermannten Dietrich an der Hausthür: er wandte sich um und fuhr mit heftiger Rede gegen Mathieu los. In dieser Rede kam vor, daß die thörichten Diener dieses Hauses vielleicht morgen schon dies Mißtrauen gegen einen ehrlichen Burschen bitter bereuen würden! Mathieu stutzte vor dem wahrhaftigen Accente dieser Rede und erwiderte: „Gut; ich hab' ja schon gesagt, wie Ihr uns beweisen könnt, daß Ihr's ehrlich mit uns meint: schafft mir den Grauschimmel dann führ' ich Euch zur Frau Herzogin, und wenn ich sie mitten in der Nacht wecken müßte!" — Wie kann ich denn das! Tristan und Consorten haben mich ja auf dem Rohre so gut wie Euch.

Das verfing nicht bei Mathieu. Er war eigensinnig wie ein stätisches Pferd in gewissen Dingen. Der Verlust des Grauschimmels ging ihm jetzt über Alles. Ja, wenn das Thier verunglückt wäre, da hätte er sich drein ergeben Aber so hundsföttisch drum kommen, weil der papistische Häscher es aus einem Stalle in den andern gezogen — nimmermehr! — Auf die

Wichtigkeit der Meldung, welche dieser junge Fant der Frau Herzogin bringen könnte, gab er gar nichts, wol aber hielt er es für möglich, daß der Gesandtensohn in den Pferdeställen des Palais Cardinal durch irgend eine Ueberraschung was ausrichten könnte bei später Abendzeit. Es fiel ihm nicht ein, daß er durch solch' einen kecken Handstreich sich und seinen Herrn neuerdings bloßstellen und verrathen könnte. Er wiederholte also hartnäckig: „Den Grauschimmel, Herr, oder es traut Euch hier kein Mensch!" Dietrich mußte sich eingestehen, daß Alles nichts hälfe und daß ihm nichts übrig bliebe, als auf die tolle Forderung Mathieus einzugehen. Wie das geschehen sollte, davon hatte er keine Vorstellung. Letzteres sprach er aus in trübseligem Tone.

„Wenn Ihr nur guten Willen habt," erwiderte Mathieu, „Wege und Mittel wollen wir schon ausfindig machen, bis wir drüben sind über'm Wasser. Ich geh' mit Euch, gehen wir also!"

Sie gingen. Dietrich schwieg rathlos; Mathieu sprach. Er setzte auseinander, daß die gestohlenen Pferde gewiß in den Ställen des Palais Cardinal stünden, und zwar auf der Seite rechts, wenn man von der Honoréstraße einträte. Der kleine Stalljunge Jaquette, ein Hugenottenkind, der dort in den Ställen Handdienste verrichte, habe es heute Mittag drüben dem alten Hausknechte Giroflay's angezeigt. Den Jaquette — fuhr Mathieu fort — findet Ihr im Stalle, und den vornehmen Racker Tristan findet Ihr gewiß nicht. Der kommt nicht leicht in den Pferdestall, am wenigsten spät Abends. Jaquette hat auch gesagt, daß Giroflay dicht neben dem Stalle eingesperrt ist. Jaquette weiß, wo der Schlüssel hängt, er schließt auf und führt mit Giroflay beide Pferde heraus. Denn wenn wir einmal so weit sind, dann wollen wir auch das Pferd des Herrn Herzogs wieder haben, wenn's auch lange kein Grauschimmel ist. Ihr braucht also nur als vornehmer Herr in den Stall zu dringen, was ja eine Kleinigkeit ist, und dort zu befehlen wie ein vornehmer Herr. Dann können wir in einer Stunde die Pferde herüber haben übers Wasser bis in unsern Stall, und dann verschaff' ich Euch Audienz bei der Frau

Herzogin, und müßt' ich sie aus dem Bette holen, denn dann glaub' ich an Eure Ehrlichkeit; sonst nicht.

Diese Angaben waren höchst gefährlich für Dietrich. Jetzt hatte seine phantastische Fähigkeit Grundlagen und arbeitete, wie sie das bei seinen sonstigen fabelhaften Wünschen zu thun pflegte. Der nüchterne Verstand, welcher das verwegene Unternehmen bekämpfte, ward übertäubt, und als sie bis in die Nähe des Louvre kamen, hatte Dietrich einen ausgebildeten Plan. Oder vielmehr der Plan hatte ihn.

„Und Ihr, Mathieu?" fragte er. — Ich darf wol nicht gesehen werden. Wenn man mich erkennt, dann entsteht Verdacht und es könnte schief gehen. Richtig! So machen wir's: hier unter dem Vordache der l'Auxerrois-Kirche warte ich. Hierher schickt Ihr die Pferde und kommt Ihr selbst. Dann sprengen wir hinüber zur Frau Herzogin. In einer halben Stunde können wir drüben sein. — „So sei's!" sagte Dietrich, tief Athem holend, „also auf Wiedersehen!"

Mit langen Schritten eilte er über die Honoréstraße hinüber nach dem Palais Cardinal. Eins kam ihm wirklich zu statten für dieses abenteuerliche Unternehmen; er war in diesem neuen Palaste des regierenden Premierministers nicht übel bekannt. Sein Vater erfreute sich eines oft vertraulichen Umgangs mit dem Cardinal Richelieu gerade darum, weil es dem Kirchenfürsten übel genommen wurde, daß er mit der protestantischen Macht Schweden in Allianz stand gegen die katholische Macht in Deutschland. Was sich nicht gut zu schicken scheint, das stecken wir oft recht absichtlich auf den Hut, um recht deutlich darzuthun, daß wir besonders gute Gründe haben und daß wir Vorurtheilen keinen Werth beilegen. Es bot sich auch noch ein anderer Grund zu näherem Umgange zwischen dem schwedischen Gesandten und dem Cardinal Richelieu. Hugo Grotius war nicht blos Gesandter, er war ein berühmter Gelehrter, und Richelieu legte einen großen Werth darauf ebenfalls ein Gelehrter zu sein und Wissenschaft wie Kunst ersichtlich zu fördern. Er

hatte die französische Akademie in diesem Sinne gestiftet, und sein Haus war ein Sammelpunkt für die Männer von Kunst und Wissenschaft. Die Soiréen im Palais Cardinal und draußen in Rueil waren berühmt durch ihren politisch-neutralen Charakter, welchen sie zur Schau trugen. Da war ja ein Mann wie Hugo Grotius unter allen Umständen am Platze, und als sorgfältiger Vater hatte er nicht unterlassen, auch seinen Sohn Dietrich einzuführen als einen hoffnungsvollen Sprossen freier Künste und Wissenschaften. So war denn Dietrich im Palais Cardinal eine wohlbekannte Figur. Er schmeichelte sich sogar, ein Günstling der Cardinalsnichte, der Herzogin von Aiguillon, zu sein, welche bei diesen Gelehrten-Soiréen niemals fehlte, da man auch damals schon in Frankreich die Angelegenheiten der Literatur in freier geselliger Form unter Theilnahme von Damen betrieb. So begrüßte ihn denn der Thürsteher mit respectvollem Bückling und stand bereitwillig Rede, als Dietrich sich erkundigte, ob Gesellschaft oben anzutreffen und namentlich die Frau Herzogin zu finden wäre.

„Allerdings, es ist ja Sonnabend," lautete die Antwort, „der Abend für die Herren Künstler und Gelehrten!" — Ah ja! — Und ist wol Herr Tristan drüben in den „Communes" anzutreffen? fragte Dietrich weiter. — „Ich meine nicht, Excellenz; vor etwa einer Viertelstunde hab' ich ihn nach der Straße St. Honoré hinaus gehen sehen."

Das war Dietrich volle Erleichterung — Ich hab' erst eine Bestellung zu machen! — sagte er zum Portier und wendete sich stracks nach den „Communes" rechts hinüber, das heißt nach den Localen zu ebener Erde, in welchen Trabanten und Diener hausten und neben welchen auch rückwärts die Pferdeställe angebracht waren. In jenen Ställen sollte also der famose Grauschimmel untergebracht sein, und in Abwesenheit Tristan's hoffte jetzt Dietrich selbst das Roß mit kurzer Hand befreien zu können.

Er ging denn auch mit ganz geschickter Kürze an die Aufgabe, das heißt: er maschirte stolz an der Trabantenstube vorüber

und ging unmittelbar in die Ställe. Hier rief er kurz und hoch: — Wo steht der Grauschimmel, welcher in vergangener Nacht hergebracht worden ist? — Die Stallknechte erwiesen dem jungen Cavalier alle Höflichkeit und führten ihn zum Stande des Grauschimmels mit dem Bemerken, daß dies wol das bezeichnete Roß sein werde. Nebenan im Arrestlocale sitze ein buckliger alter Knabe, welcher mit zwei Pferden eingeführt worden sei; der würde am sichersten Auskunft geben können. „Ich bitte, den buckligen Mann zu holen!"

Dazu hielten sich die Stallknechte doch nicht für befugt, weil er quasi in Arrest sitze.

„Es ist ein Irrthum mit den Pferden vorgefallen," fuhr Dietrich fort; „man hat sie für herrenlos gehalten. Sie gehören aber einem meiner Freunde, welcher jetzt oben bei Seiner Eminenz ist und mich herab sendet, die Pferde in Empfang zu nehmen. Sattelt sie nur! Der Reitknecht wartet draußen."

Die Stallknechte kratzten sich in den Haaren. Bei allem Respect für den jungen Cavalier meinten sie doch nicht so weit gehen zu dürfen, und endlich sagte Einer von ihnen zu einem Jungen, welcher Mist beseitigte aus den Ständen: — Jaquette, spring 'nüber in die Trabantenstube und melde es!

Jaquette, ein rothhaariger Krauskopf, mußte genau zugehört haben: er ging ohne weitere Frage, indem er Herrn Dietrich einen eigenthümlichen Blick zuwarf. Dietrich ward dadurch gestärkt in seiner Zuversicht — er verlangte, daß man ihn zu dem buckligen Manne führe, während die Pferde gesattelt und der Jaquette erwartet würden. Aber die Stallknechte erwiderten, der Mann wäre eingeschlossen und der Schlüssel hänge drüben bei den Trabanten. Das mit dem Schlüssel kam unerwartet. Nun stand Dietrich da und wartete. Warten taugte nicht für ihn. Einem Träumer fehlt die Ruhe und die kühle Ausdauer beim Handeln. Er springt in eine Handlung hinein; wenn sich diese Handlung aber nicht im Handumkehren erledigt, so geräth er ins Zappeln. Dietrich zappelte. Wenn Tristan käme, oder

auch ein geringerer Trabant von einiger Einsicht, so war's vorbei mit dem Unternehmen, welches nur durch Ueberraschung dummer Stallknechte gelingen konnte. Das wurde ihm klar und klarer unter dem Warten. Und dann, wenn die Ueberraschung nicht gelang, dann hatte er sich selbst tief hinein geritten in die Verdächtigkeit, welche Tristan heute Mittag schon deutlich genug ausgesprochen, und hätte dann durch seine Einmischung die Rohan'sche Angelegenheit nur verschlimmert. Denn was gingen ihn die Pferde bei Giroflay an, wenn sie nicht mit Rohan zusammen hingen, und wer war der Eigenthümer oben in den Gesellschaftsräumen, welchen er in der Geschwindigkeit vorgeschoben?! Wenn Tristan kam, so wurde er garstig verwickelt! Er zappelte mehr und mehr. Um nur etwas zu schaffen, half er die Pferde satteln und wurde es gar nicht gleich gewahr, daß eine Hand an ihm herum tastete. Es war die Hand des kleinen Jaquette, welche seine, Dietrichs, Hand suchte, um den Schlüssel hinein zu drücken, den Schlüssel zu Giroflay. Er hatte ihn drüben still weggenommen und flüsterte jetzt Dietrich zu: — Laßt meinen Vetter heraus! Für solche Plötzlichkeit war Dietrich geeignet. An rasch beweglicher Phantasie fehlte es ihm nicht. Dem Jaquette flüsterte er also eilig zu, daß drüben an der l'Auxerrois-Kirche die Pferde erwartet würden von einem alten Reitersmanne, und er selbst trat aus dem Pferdestande in den breiten Gang des Stalles hinaus und sagte laut mit bemerkenswerther Fassung zum Gehör der sattelnden Stallknechte: „Bin ich aber zerstreut! Der Schlüssel ist mir ja drüben schon eingehändigt worden zum Laufenlassen des armen Teufels! Und da ist ja auch der kleine Jaquette zurück! Es steht nichts im Wege, nicht wahr, Kleiner?" — Nenni! kreischte Jaquette. — „Also vorwärts! Führt die Pferde hinaus. Der arme Teufel von da drin kann sie hinüber bringen, wo sie der Graf erwartet. Jaquette kann mitgehen, um ein Trinkgeld zu verdienen. Ihr beiden Sattler kriegt eins von mir."

Dies sagend, schritt er an die nahe Thür, hinter welcher Giroflay stecken sollte, und schloß auf mit fliegender Hand. Denn

seine Hand zitterte vor Aufregung — das dreiste Unternehmen war dem Gelingen ganz nahe. Giroflay, der sich an der Thür aufgehalten haben mochte, kugelte heraus und griff schweigend nach dem Zügel des Grauschimmels, welcher eben aus dem Stande geführt wurde. Jaquette brachte das andere Pferd, und Dietrich zog seinen Beutel hervor, indem er die beiden betheiligten Stallknechte zu sich rief, damit sie nicht zu weiterer Ueberlegung kämen. Giroflay und Jaquette führten unterdeß die beiden Pferde der Stallthür zu, welche in eine Seitengasse mündete. Während aber Dietrich jedem Knechte ein Silberstück einhändigte — in der Angst ein viel größeres als er eigentlich geben wollte — entstand ein Lärm in der Gegend der Stallthür. Zunächst nur von Knechten, welche kein Tringeld bekommen hatten und welche riefen: So dürften die Pferde nicht fortgeführt werden! Es müßte ein Trabant dabei sein; sie könnten das nicht verantworten! Der Neid hatte seinen redlichen Theil an der Störung. Hätten die Stallknechte alle ein Trinkgeld erhalten, so wäre kein Lärm entstanden. Das war jetzt kaum gut zu machen, denn unter geringen Leuten artet die verschiedene Meinung sogleich aus in Zank und Streit, und vor Allem in Geschrei.

Nichts war in dieser Lage schlimmer als Geschrei — es rief Trabanten herzu, und ihnen gegenüber konnte die Expedition nicht mehr gelingen. Dietrich verlor den Kopf, und was schlimmer als Alles war: — Tristan erschien. Jetzt war Dietrichs Lage recht unangenehm; Tristan betrachtete ihn mit einer höflichen Genugthuung, welche unbeschreiblich war und welche zunächst ganz bestimmt sagte: — hatte ich heute Morgen wol Unrecht, als ich der jungen Excellenz eine befremdliche Theilnahme für die Rohan'sche Affaire nachsagte? Nach einem so beredten Blicke auf den lästig verwirrten Dietrich, und unter einer fein abgemessenen Verbeugung für die junge Excellenz fragte Tristan recht harmlos: „Das sind ja wol die wahrscheinlich Rohan'schen Pferde, welche fortgeführt werden sollten?"

Ein Trabant antwortete: Ja, das sind sie.

„Und dieser junge Herr Chevalier nahm sie in Anspruch?" — Ja! riefen die Stallknechte. — „Darf ich Eure Excellenz fragen, unter welchem Titel oder Rechtsanspruche?"

Ehe Dietrich antworten konnte, riefen die Knechte: — Sie sollen einem Grafen gehören, welcher oben ist bei der Eminenz!

„Darf ich die junge Excellenz um den Namen dieses Grafen fragen?" fuhr Tristan fort mit einem fast impertinenten Lächeln.

Dies Lächeln ärgerte Dietrich dergestalt, daß der Aerger Herr wurde über die Bestürzung und er mit plötzlicher Dreistigkeit antwortete: „Die Reihe des Fragens, Herr Tristan, soll sogleich an andere Leute übergehen. Zunächst werde ich oben bei Seiner Eminenz anfragen, ob die Weisungen Seiner Majestät für Herrn Tristan nichts bedeuten? Ich gehe augenblicklich hinauf. Wollt Ihr eine directe Weisung abwarten?" — Gewiß, Excellenz. Ich bin ein gehorsamer Diener meiner Herrschaft. — „So erwartet mich hier mit der Weisung!" sprach er mit einem ganz prächtigen Trotze, der leider recht unbegründet war und ging von dannen, um gerades Wegs hinauf zu steigen in die Gesellschaftsräume des Cardinals.

Er hatte gar keine Idee, wie er es da oben anstellen sollte, und er hörte mit Schrecken, daß Tristan gleich bei seinem Weggehen fragte: — Wer hat den Giroflay frei gelassen, der dort hinter dem Futterkasten kauert? Und wo sollten die Pferde hingebracht werden? Es war klar: nun begann da im Stalle eine Untersuchung, welche schlimme Resultate haben konnte. Der kleine Jaquette werde sich verplappern und werde verrathen, daß Jemand drüben an der Kirche auf die Pferde warte. Nun werde man Mathieu fangen und fassen, und es werde jetzt erst unzweifelhaft zu Tage kommen, daß die Pferde wirklich die Rohan'schen Pferde seien, welche der Herzog selbst nach Paris gebracht. Statt zu nützen, habe Dietrich nun erst recht geschadet. Das Blut stieg ihm zu Kopfe und er stürmte die große Treppe hinauf, als brennte es hinter ihm. Kein Gedanke, gar kein Gedanke entwickelte sich

in seinem bestürzten Kopfe: an wen er sich wenden, wie er die Aufgabe anfassen sollte? Das nur wußte er: Eile ist nöthig, die größte Eile. Den Herzog von Rohan hatte er fortführen sollen nach dem Befehle seiner Mutter, damit er sichergestellt werde, und statt dessen lieferte er neue Beweise für die Anwesenheit desselben, und der freche Tristan benützte vielleicht diese neuen Beweise und drang zum zweiten Male in das Rohan'sche Hotel, und das Alles hatte er verschuldet, er, welcher ohnehin schon so verdächtig war im Rohan'schen Hause! That er nicht wenigstens besser eilig hinüber zu laufen an die Kirche und Mathieu zu unterrichten, wie die Dinge stünden? Ja! — Ach, da kam ein alter Herr die Treppe herauf und redete ihn an, und faßte ihn, und zog ihn hinein in den Vorsaal und in die Zimmer, Fragen an ihn stellend. Das dürre Männchen mit grauem Haar und pergamentenem Antlitze beantwortete sich zwar die Fragen immer selber, aber es ließ ihn nicht los und berief sich immer auf die letzte Unterredung, welche es mit Dietrich geführt.

Dietrich nämlich hatte eine treffliche philologische Erziehung genossen und war über sprachliche Streitpunkte der Grammatik gründlich unterrichtet. Das dürre Männchen aber war ein Grammatiker des Namens Baugelas, welcher in der neuen Akademie das große Wort führte über Reinigung der französischen Sprache. Sein Stolz waren die „que's", welche er dutzendweise in das damals noch einfachere Französisch einzustreuen lehrte und über welche er mit Vater und Sohn de Groot zu disputiren pflegte in Bezug auf die verwandten griechischen Partikeln.

Dietrich hatte augenblicklich geringes Interesse für die Nothwendigkeit der „que's", aber Baugelas ließ ihn nicht los. Das jetzige Palais royal ist aus einem Hause entstanden, welches in der Straße St. Honoré gelegen war und dem Cardinal Richelieu gehörte. Dies hatte er niederreißen lassen, und mit Benützung eines tiefen Hof- und Gartenraumes, sowie angekauften benachbarten Terrains hatte er das längliche Viereck aufbauen

lassen, welches ihm zu Ehren Palais Cardinal genannt wurde. Er vermachte es in seinem Testamente dem Könige, und dadurch hat es später auch seinen Namen verloren. Es war, wie dies in Frankreich seit einem Jahrhundert Mode war, unter Aneignung italienischen Geschmacks erbaut, und da es ein Staatsmann bauen ließ, so wurde auch sorgfältig auf praktische Zwecke Rücksicht genommen. Die Arkaden zu ebener Erde nach dem inneren Hofe waren damals zum Theil noch im Ausbau begriffen und auch da, wo sie fertig waren noch nicht in dem Maße zu Verkaufsläden benützt wie später. Das Kaufs- und Verkaufsleben war in dem bei weitem weniger bevölkerten Paris noch zurück in der Entwickelung. Auch war diese Gegend in der Nähe der Tuilerien und des unausgeführten Louvrebaues durchaus nicht die modische und vorzugsweise besuchte. Diese modische Gegend lag damals im Marais und ihr Hauptpunkt war dort die Place royale.

Cardinal Richelieu bewohnte die schmale Seite nach der Straße St. Honoré zu, und links wie rechts nach den langen Gartenseiten hin wurden die Räume für Gesellschaftszwecke geöffnet. Dietrich wurde von Baugelas in die Räume links gezogen, wo die Gelehrten und die Künstler einzutreten pflegten an Gesellschaftsabenden. Es zweigten sich hier Cabinette ab nach der Gartenseite, und die verschiedenen Berufsclassen pflegten sich bestimmte Cabinette auszusuchen, und dort unter sich, das heißt unter Berufsgenossen zu sein. Da verständigten sie sich über das, was vorgetragen werden sollte, wenn später eine gesammelte Vereinigung im großen Salon an der Frontseite des Palais stattfand. Dies geschah immer, wenn die Staatsgeschäfte dem Cardinal Muße ließen, auf einige Zeit im Salon zu erscheinen und Vorträgen beizuwohnen, oder sich doch mit den Notabilitäten der Literatur und Kunst zu unterhalten. Es war ein besonderer Stolz Richelieu's, den Mäcen zu spielen, und er selbst dilettirte in schöngeistiger Literatur. Man sagte ihm nach, daß er den jungen Corneille lebhaft um den Cid beneidet und Allerlei

angestiftet habe, um sich einen Antheil zuzueignen an der Schöpfung dieses Dramas.

„Wir werden heute wol den Cardinal nicht sehen und uns mit Boisrobert begnügen müssen!“ hörte Dietrich, als ihn Baugelas an einer Gruppe vorüber zerrte. — Warum nicht, warum nicht? — rief Baugelas und ließ dabei endlich Dietrich los. „Der deutsche Herzog, der von Weimar,“ lautete die Antwort, „ist vom Diner aus dem Louvre herübergekommen und sitzt drüben auf der rechten Seite mit seiner Eminenz. Es kommt darauf an, ob und wann sie fertig werden. — Kriegsfragen aber werden nie fertig unter den Menschen, sagte ein kleiner, feiner Herr leise zu seinem Nachbar. Rochefoucault, der Herzog von Marsillac, welcher später die „Maximes“ schrieb, sprach diese Worte zu einem untersetzten Manne mit großem Kopfe, der Balzac hieß und als Prosaist hier im Richelieu'schen Kreise nicht eben heimisch war. Er wiederholte die Bemerkung laut gegen einen starken, jovial aussehenden Cavalier. Dies war der aus Lothringen stammende Marschall Bassompierre. Er wiederholte lachend: — Was sollte denn auch aus uns leichtsinnigen Patronen werden, wenn's keinen Krieg mehr gäbe, nicht wahr, junger Held aus Niederland? — Die Frage galt Dietrich, und der gutmüthige Lothringer setzte bei näherer Betrachtung Dietrichs rasch hinzu: — Aber wen sucht Ihr denn mit so verstört drein schauendem Antlitz? „Den Herzog von Weimar!“ stieß Dietrich hervor, weil er plötzlich dachte: dieser könnte helfen. — Ah, diable! Dann wendet Euch an die Herzogin von Aiguillon, die wartet im rothen Cabinet ebenfalls auf den Herzog. „Danke, Herr Herzog!“ rief Dietrich und wollte eiligst fort. — Halt! halt! sprach Bassompierre — nicht auf dieser Seite! Hier liest Chapelain in offenem Cabinet ein endloses Gedicht vor und Voiture preßt alle Vorübergehenden zum Zuhören. Schwenkt dahinüber, gelehrter junger Herr von chinesischer Farbe!

Dietrich befolgte den Rath. Die Herzogin, ja, die wollte er bitten, dachte er in seiner Angst — was denn? Einen Befehl an

Tristan auszuwirken? Ach, alle träumerische Zuversicht verließ ihn jetzt in der praktischen Noth und der Verstand stöhnte nüchtern: das ist ja alles Chimäre! Aber etwas wagen mußt du doch, rief es in ihm, und hier sind so viel einflußreiche Personen! Der da zum Beispiel! Da geht er hin von Gruppe zu Gruppe der Abbé Boisrobert, Richelieu's ausführende Hand für alle häuslichen Geschäfte. Ein Wort von der Nichte des Cardinals an diesen wichtigen Abbé, und die Sache wäre abgemacht! Aber dieser Abbé ist ja nur ein erhöhter Tristan! — Das sah er ein, aber er folgte ihm doch. Man meint doch etwas zu thun, wenn man nur geht.

Er war in die Gemächer auf die Frontseite getreten. Hier war es stiller und vornehmer. Hier kamen die literarischen Berufsleute erst her, wenn sich der „Cercle" vereinigte. Hier fanden sich die vornehmen Dilettanten zusammen aus dem Umgange der Herzogin von Chevreuse und der Marquise von Rambouillet. Das Hotel Rambouillet besonders machte der entstehenden Akademie Concurrenz. Dort rühmte man sich, natürlicheren und besseren Geschmacks zu sein als Richelieu, den Niemand leiden mochte und den man bombastischer Neigungen in der Poesie beschuldigte. Da saß sie auf einem kleinen Sopha, die graziös würdevolle Marquise von Rambouillet, und ein Kreis von Männern umgab sie. Sie sah zuweilen nach dem rothen Cabinet hinüber, in welchem die Cardinalsnichte, die Herzogin von Aiguillon, thronte, und ein fast spöttisches Lächeln spielte um den Mund. Das sah man gar selten an ihr, denn sie war eine edle Frau, geläutert durch wahren Antheil an Kunst und Wissenschaft. Aber es war doch wirklich herausfordernd, daß man ihren literarischen Salon mit großen Staatsmitteln überbieten wollte hier im Palais Cardinal, ja daß man die Nachahmung sogar nicht scheue. Ihr „blaues Cabinet" war berühmt als das Innerste und Vornehmste ihres Salons, und nun errichtete man hier ein „rothes Cabinet" mit jener Madeleine d'Aiguillon, dieser leichtfertigen Dame, welcher man die unanständigsten Dinge

nachsagte, das heißt eine Liebschaft mit ihrem leiblichen Oheim, dem Cardinal.

Es gab nichts Ehrenrühriges, was dem verhaßten Cardinal nicht aufgebürdet wurde, denn die Aristokratie bildete die öffentliche Meinung, und Richelieu mißhandelte die Aristokratie bis zur Vernichtung. Sie rächte sich durch die giftigste Nachrede. Ein herzloser, rachsüchtiger Mann wie Richelieu gab freilich alle Tage Veranlassung. An jenem Abende zum Beispiel flüsterte man in allen Gruppen: es ist jetzt außer Zweifel, daß Richelieu den deutschen Herzog fangen will für seine Nichte. Man muß dem Könige einen Wink geben — hieß es — denn dieser Heirathsplan hat die Beseitigung des Königs zum Ziele. Dieser Weimar ist ein großer Feldherr, und ist gewaltsam. Hand in Hand mit dem Cardinal räumt er auf in Frankreich und beseitigt zunächst die Bourbons. Wer weiß, wer weiß! obwol Kirchenfürst, ist Richelieu doch ein grundschlechter Katholik und ein Feind des Papstes, wer weiß, ob er nicht mit dem deutschen Protestanten eine unerwartete neue Kirche Frankreichs beabsichtigt! Dietrich hörte etwas von diesen Reden, als er langsam vorüberschritt am Cirkel der Marquise von Rambouillet. Langsam, weil er den Abbé Boisrobert aus dem Gesicht verloren hatte. — Holla! — dachte er — wenn die Aiguillon den Herzog von Weimar heirathen will, dann wird sie auch geneigt sein, einem Freunde Weimars gefällig zu sein — — nein, nein! — stöhnte wiederum der nüchterne Verstand — dennoch marschirte er auf das rothe Cabinet los. Vielleicht — dachte er — ist der Herzog von Weimar schon da, und dann ist er in ihrer Nähe, und er — das gab auch der nüchterne Verstand zu — er könnte helfen. Ihm bist du schon vorgestellt, ihn redest du an. Das rothe Cabinet war belagert von jungen Männern; die rothsammetnen Vorhänge an der Thür sogar waren zur Seite geschoben' und zerknüllt, weil auf jeder Seite der Thür immer noch ein junger Elegant zudringen wollte. Kaum, daß er zuweilen zwischen den Köpfen hindurch das Innere überblicken, die strahlende Herzogin sehen konnte. So viel sah er

aber doch, daß Herzog Bernhard noch nicht da war — und die Zeit verstrich, unten aber handelte wahrscheinlich Tristan schon mit großen Schritten und festen Griffen? Was thun? Was thun?

Während er so geängstigt da stand in dem glänzend ausgestatteten Saale und sich mitunter auf die Zehen hob, um über die Männerköpfe hinein zu blicken in das Cabinet, fühlte er zu seiner Linken eine leise Berührung. Was ist?! Der Abbé Boisrobert stand neben ihm und sah in lächelnd an.

„Immer wo die Schönsten sind, ist der junge Herr auf dem Qui vive," sagte der kurzgebaute Weltpriester, auf dessen markirtem Angesichte alle Leidenschaften eingegraben waren. „Gestern eine Rohan," fuhr er fort, „heute eine Aiguillon!"

Und dabei drohte er mit dem Finger und schlurfte beschwerlichen Schrittes weiter nach den Gemächern auf den rechten Flügel hin, wo der Cardinal und der Herzog verweilen sollten. Dietrich schoß der Gedanke auf, ob es nicht am Ende gerathen wäre, sich an diesen Faiseur des Richelieu'schen Hauses zu wenden mit der Bitte — ja wol! Er hatte ja gehört, der Herzog Bernhard wäre auf jenem Flügel. Der Abbé konnte ihm Auskunft geben, ob der Herzog herüber käme, ob er im Vorübergehen einen Moment zu sprechen wäre. — Dietrich ging nach kurzem Besinnen dem Abbé nach. Im nächsten Zimmer, dem ersten auf dem rechten Flügel war er nicht mehr. Es war hier leer, man konnte weit sehen, da auch das zweite Gemach in voller Beleuchtung offen stand. Dort im zweiten wendete sich der Abbé — Dietrich sah noch den fliegenden Schweif des Abbécostüms — dort im zweiten Zimmer wendete sich der Abbé nach rechts. Rechts hinaus ging's auf den Corridor und das Treppenhaus des rechten Flügels. Dietrich machte große Schritte, ihn einzuholen, er trat auf den Corridor hinaus und wollte eben rufen, da lehnte sich der Abbé über das Stiegengeländer, welches von unten herauf führte, und sprach hinab: „Ich habe Zeit, kommt herauf, Tristan!" Der Name war denn doch hinreichend, das neueste Luftschloß Dietrichs sogleich zu beseitigen und ihn auch

selbst aus dem Sehkreise zu bringen. Die Stiege nach dem zweiten Stockwerke war ihm zunächst, und da sie nicht beleuchtet war, so machte er mit seinen langen Beinen einen weiten Schritt über drei Stufen hinauf ins Dunkle. Er hatte nicht ans Horchen gedacht, aber jetzt mußte er hören, er mochte wollen oder nicht. Denn der Abbé kam mit Tristan einige Schritte zurück, und ganz in der Nähe Dietrichs begann das Gespräch. Zunächst erzählte Tristan, was unten im Stalle vorgegangen mit den eingefangenen Pferden und dem curiosen jungen „Schäker" des schwedischen Gesandten, welcher mit der Drohung fortgegangen wäre, von hier oben einen Auslieferungsbefehl zu bringen.

„Ah? Der „Schäker" ist allerdings hier. Und darauf wartet Ihr unten?" — Oh nein, durchaus nicht, erwiderte Tristan. Seit er herauf ist, hab' ich die Spur verfolgt, auf welche uns der Schäker geleitet. Es war vorauszusetzen, daß Jemand in der Nähe des Palais wartete, um die Pferde in Empfang zu nehmen. Ein Stallknecht hatte auch richtig ein Wort gehört, welches der „Schäker" einem Stalljungen zugeflüstert. Das Wort hatte gelautet: l'Auxerrois. Also bei der Kirche drüben wartete man. Ich nahm zehn der Mousketair-Trabanten und ließ die Kirche umschlagen. Resultat war, daß wir auf einen der hartnäckigsten Hugenotten stießen, den Mehrere von uns aus früherer Zeit kennen. Und zwar ist er ein Leibdiener des Herzogs von Rohan. — „Also wirklich?" — Ganz gewiß. Es sind also auch ganz gewiß die Pferde, welche den Herzog herein gebracht nach Paris. Und deshalb — „Ihr habt den Leibdiener des Herzogs gefaßt?" — Ja; aber mit schwerem Verlust. Der alte böse Hugenott wehrte sich wie der Satan und hat unsern flinken Dubois niedergehauen, ehe wir seiner Herr werden konnten. Verwundet sind außerdem drei andere Mousketairs, und die Wuth unter unseren Leuten ist groß. Sie schreien nach Vergeltung. Und jedenfalls mein' ich, die Sache muß gleich weiter und zum Ende geführt werden. Der Herzog von Rohan, das ist jetzt deutlich, ist in seinem Hotel. Gestern haben wir wahrscheinlich zu früh gesucht; er wird

erst nach unserm Abzuge einpassirt sein. Jetzt also bitt' ich um Erlaubniß, ihn fassen zu dürfen. Es steht Alles unten auf dem Sprunge. — „Sachte, sachte, Tristan! Die Stimmung des Königs, und wenn die auch nicht wäre wie sie heute und wahrscheinlich morgen noch ist — der deutsche Herzog, welcher da drin mit der Eminenz zu Rathe sitzt — wart' eine Minute, ich will sehen, ob es noch lange dauert!"

Abbé Boisrobert ging den Corridor entlang, und Dietrich hörte ihn eine Thür öffnen. Tristan blieb stehen und sah nach der dunklen Stiege hinauf, auf welcher Dietrich in schlechter Haltung stand. Wahrscheinlich hatte Dietrich diese Haltung verbessern wollen und dadurch ein kleines Geräusch verursacht. Dies hatte Tristan gehört und trat deshalb einen Schritt näher. Die heillose gelbe Kleidung Dietrichs war leider geeignet, auch im Dunkeln zu leuchten — aber Tristan wurde abgelenkt: Boisrobert kam zurück, und zwar so schnell, als sein schwerfälliger Gang es zuließ. Von ferne schon rief er: „Sie sind eben aufgestanden und werden hier vorbeikommen. Treten wir aus dem Wege! Widerwärtig solch ein barbarischer Kriegsmann," murmelte er mehr für sich hin als für Tristan, „Alles besser wissen wollen! Taugt nicht für uns! Pater Joseph zeigte auf die Landkarte und auf die Orte, die genommen werden müßten, da erhob sich der Barbar sans façon und schrie lachend: Ja, wenn sich die Städte mit den Fingern nehmen ließen! — Aber es hilft nichts, Eminenz will's, und Eminenz sieht weit. Also, Tristan, warten, bis der deutsche Herzog fortgeht, aus der Gesellschaft fortgeht. Da drin mit den Frauenzimmern soll es noch — kurz, bis er fortgeht, wird sich's zeigen, ob er in die Pläne Seiner Eminenz tief genug eintaucht. „Dann —" — Dann? Sie kommen, Herr Abbé! — „Dann muß leider auch der Rohan geschont werden, denn dies Ketzervolk hängt unter sich zusammen, auch der Weimar und der Rohan. In einer Stunde also, Tristan, wieder nachfragen. Vielleicht entschließ ich mich auf eigene Hand — hinunter, da sind sie!"

Tristan ging eilig die Stiege hinab. Der Abbé blieb stehen und verbeugte sich tief vor den Vorübergehenden: dem Herzoge Bernhard und dem Cardinal von Richelieu. — Hinter ihnen kam Pater Joseph, sehr finstern Angesichts. Er blieb beim Abbé stehen und sagte leise, grollenden Tones: Der spielt den Herrn! Dann folgte er mit dem Abbé den beiden Gebietern, welche in die Gesellschaftsräume eintraten. Mit einem einzigen, äußerst langen Schritt war Dietrich unten auf dem steinernen Corridor, als die beiden Geistlichen in den Zimmern verschwanden. Was hatte er hören müssen! Mathieu gefangen, nachdem er durch blutigen Widerstand vielleicht das Leben verwirkt! Und der Herzog von Rohan nun unzweifelhaft nächtlichem Ueberfall ausgesetzt, wenn der deutsche Herzog nicht für ihn eintrat! — Herzog Bernhard sollte es erfahren! Dietrich wollte es ihm sagen, und wenn es vor den Ohren des Cardinals selber geschehen sollte. „Schäker" genannt zu werden von diesen Pfaffen und Pfaffenknechten, das wurmte Dietrich absonderlich. Der Ausdruck dünkte ihm so verachtungsvoll spöttisch. Hinein! rief's in ihm, und mit weit ausgreifendem Schritte trat er in die glänzenden Gemächer zurück.

Hier hatte das Erscheinen des deutschen Herzogs an der Seite des Cardinals Alles in Bewegung gesetzt; die Cabinette hatten sich geleert, von allen Seiten war man herzu geströmt und hatte sich aufgestellt wie zur Revue.

Herzog Bernhard stach sehr ab in seiner schlichten Kriegstracht unter diesen geputzten Franzosen. Er war gewohnt, Truppen, Festungen und Schlachtfelder zu mustern, sein Auge war klar, fest, ruhig; es ruhte aufmerksam auf jedem Einzelnen, welchen ihm der Cardinal vorstellte. Langsam schritten sie dahin, immer wieder stehen bleibend vor jedem neu Herzutretenden. Mit der Rede war er sparsam. Richelieu bestritt alle Unkosten des Wortes, und dieser that es ausgiebig, verbindlich, liebenswürdig, wie man ihn selten sehen und hören mochte. Er glich kaum entfernt dem gestrigen Richelieu draußen in Rueil. Der sorgenvolle, gereizte Staatsmann war verschwunden, der heitere Lebemann,

der Mann von literarischer Bildung schritt leicht, ja graziös einher neben dem Kriegshelden. Er war auch in der Kleidung nicht der purpurrothe Cardinal, als welchen man ihn immer und überall darstellt. Die Cardinäle tragen ja diese rothe Amtstracht nicht bei jeder Gelegenheit. Nur das rothe Käppchen auf dem feinen, erbleichenden Haare und der rothe Strumpf bezeichneten den Cardinal, der übrigens in schwarzem, halbpriesterlichem Kleide einherging und sich hier vorzugsweise als Gründer der Akademie vor seinem Gaste ausbreitete. Bei jedem neu Vorgestellten ging er auf die specielle Wissenschaft oder Kunst ein, welche dem Vorgestellten einen eigenen Stempel gab, und so sprach er über Poesie, über bildende Kunst, über Grammatik, Mathematik und betonte fein, wie all' dies Einzelne gepflegt würde und zusammenwirke zur Erhöhung des französischen Staates, welcher in gründlicher neuer Bildung begriffen sei. „Am Ende kommt es auch der Kriegskunst zugute," sagte er mit einem lächelnden Seitenblicke, „welche uns der Held von Weimar bis jetzt nur sehr bedingungsweise einräumen will."

— Ja wol! erwiderte dieser sehr ernsthaft, indem er stehen blieb. Er dachte ans deutsche Vaterland, das in Schutt und Asche lag unter blutigem Kriege und das alle stillen Triebfedern des wohlthätigen Staatslebens seit lange und auf — wer wußte es! — auf wie lange zerbrochen hatte. Er war ja ein Sprößling jenes sächsischen Hauses, das stets tieferen Sinn für geistiges Leben in sich gepflegt und entwickelt hatte, es trat ihm der traurige Gedanke an die Seele: hier sammeln sie und bereiten sie vor für innere Zukunft — und wir?! Was wird, was kann die Folge sein?! Dies leichtere Volk, welches trotz aller Parteiung zusammen gehalten wird, es wächst von innen heraus, während wir innen verdorren, und am Ende kommt der Tag, daß seine gesammelte Kraft sich stärker erweist als die unsrige, obwol unsere einzelnen Kräfte weitaus gewaltiger sind. Eilen muß man, eilen, Alles benützen, um den deutschen Krieg an ein Ende zu führen, damit die deutsche Nation von beinahe zwanzigjährigem

Schlachten sich erholen und wieder innerlich festigen kann. Du hast Recht, trotz Hans von Starschädel, Hilfe von hier zu borgen, denn nur mit ihr ist ein rasches Ende zu erreichen —

Eine Frauenstimme unterbrach seine Gedanken. Die Herzogin von Aiguillon war ihm zur Seite und begrüßte ihn mit gewinnender Höflichkeit. Ja mit Herzlichkeit. O, sie war eine Circe, an Lebensklugheit dem modernen Odysseus weit überlegen. Und ihr Herz sprach wirklich mit. Dieser ernst sinnende Kriegsmann in seiner jugendlichen Kräftigkeit gefiel ihr wahrhaft. Daß er so einfach und so schweigsam einherschritt in der bunten, beflissenen, redseligen Menge, das machte ihn vornehm; sie konnte ihm ganz ehrlich schmeichelhafte Dinge sagen über den imponirenden Eindruck eines Helden, welchen er im ganzen Saale mache auf Männer und Frauen.

Und wie gut verstand sich Oheim Cardinal mit ihr! Wie geschickt wußte er seine Aufmerksamkeit gleich anderswohin zu richten und ihr allein den Gast zu überlassen. Sie führte ihn nach dem linken Flügel durch die Räume hindurch, wo zu Anfang der Soirée die Gelehrten und Poeten gewesen waren. Hinter diesen Räumen, sagte sie, liegen die Kunstsäle, welche der Oheim angelegt hat vermittelst der Maler und Bildhauer, welche sich unter seinen Rathschlägen ausbilden, damit die Renaissance in den Künsten gedeihe und sich entwickele. Der Schweif der Begleiter verringerte sich von Zimmer zu Zimmer. Sie empfanden alle, daß längeres Begleiten und Zuhorchen unschicklich werde. Auch Dietrich empfand das, der fortwährend vergeblich auf die Gelegenheit gewartet, vor den Herzog zu treten, der auch bis in die Prachtsäle unerbittlich gefolgt war. Aber es brannte ihn auf der Seele, den Herzog um Hilfe anzusprechen, er folgte dem Paare unerbittlich. Hinter diesen Sälen lag die Wohnung der Herzogin. Als sie auch da hinein schritt mit dem Herzoge und die Thür hinter sich in's Schloß warf, da schien es doch auch ihm unmöglich weiter zu folgen. Sie mußten ja — meinte er — desselben Weges zurück — er wollte sie stehenden Fußes erwarten

und dann den Herzog anreden. Der letzte Blick der Herzogin hatte ihm übrigens deutlich genug verkündet, daß er wohl thun würde, zurück zu bleiben. Ehe sie die Thür zuschlug, hatte sie sich umgeschaut, aber mit einem Antlitze, das er gar nicht kannte. Das feine, sonst immer freundliche Gesicht hatte wie ein scharf geschriebenes Nein! ausgesehen. Als sie es im abgesonderten Zimmer Bernhard wieder zuwendete, strahlte es sogleich wieder im lieblichsten Sonnenlichte.

„Hier wohne ich," sagte sie ohne Schüchternheit, „und hier habe ich Eure Bekanntschaft gemacht." — Wie das? — „Die Beschreibung Eurer Heldenthaten hab' ich hier gelesen. Schaut, dort auf dem Tische liegt eine Landkarte, daneben ein geschriebenes Heft. Auf der Landkarte bin ich Euren Feldzügen gefolgt, in das Heft hab ich seit Jahren geschrieben, was ich mir dabei gedacht, wie ich mir den jungen Mann vorgestellt, der vom zarten Jünglingsalter an ins Feldlager und in tägliche Lebensgefahr geworfen wird. Ich habe mir klar zu machen gesucht, wie es in der Seele solch' eines nur Krieg führenden Mannes aussehen möge. O nein! schaut nicht in die verworrene Schrift, tretet lieber mit mir dort in mein Boudoir, laßt Euch einen Augenblick dort nieder und schenkt mir einige Antworten auf meine Fragen. Es ist gar zu reizend für eine Frau meiner Art, einen Blick thun zu können in das Innere eines Mannes, der sich nie um Frauen gekümmert hat. Ich bitte!"

Sie reichte ihm die Hand und führte ihn seitwärts in das schwach beleuchtete kleine Zimmer, wo ein Sopha, kaum breit genug für zwei Personen, zu traulichem Gespräche sich darbot. Sie nöthigte ihn, sich zu setzen; sie setzte sich neben ihn. Man kann nicht sagen, daß sie volle Tagesbeleuchtung schon zu scheuen hatte. Sie war nicht mehr in erster Jugend, aber sie war noch frisch und elastisch. Dennoch gewann sie bei matter Beleuchtung. Sie war den Stimmungen ihrer Nerven unterworfen. Des Abends war sie belebter als zu einer andern Tageszeit, und ihr mandelförmig geschlitztes dunkles Auge — es glich ganz dem

ihres Oheims — sprühte ein magnetisches Feuer aus, wenn es ins Helldunkel hinein blickte. Dazu ein kleiner, schön geformter Mund mit vollen Lippen und glänzenden Zähnen, eine Büste fein und anmuthig wie die einer griechischen Statue, ein Arm von mäßiger aber hinreichender Fülle, und Büste wie Arm, die sie entblößt trug im großen Putz, von weißer Frische. Der runde französische Rücken allein hätte den deutschen Geschmack befremden können, aber der blieb abgewendet von Bernhard, und Bernhard war ganz unerfahren in diesen Unterschieden weiblicher Schönheit. Auf ihn wirkte diese unmittelbare Nähe einer reizenden Frau uneingeschränkt. Aufgeregt wie er zum ersten Male war seit gestern für den Zauber eines weiblichen Wesens, überließ er sich gleichsam den Lüften, wie Jemand, der von unsichtbaren Händen in die Höhe gehoben wird. Die Herzogin übernahm denn auch, als ob er durch keinerlei Anstrengung der Sprache, und noch dazu einer ihm fremden Sprache gestört werden sollte, sie übernahm allein die Aufgabe eines Gesprächs, welches ihm nur leichte Zustimmung abnöthigen sollte. Sie fuhr fort, wie sie begonnen, ob es denn wirklich möglich sei, dreißig Jahre gelebt zu haben, ohne von der Liebe berührt worden zu sein? „Denn so sagt man von Euch, Herzog! Ist das wirklich wahr?"

— Das ist wahr. — „In Frankreich begreift man das gar nicht. Hier beginnt die Liebe, wenn das Herz erwacht, und das Herz erwacht sehr früh. Was ist denn geschehen mit Eurem Herzen? Wohin hat es sich gewendet? Was hat es ersehnt, was hat es erstrebt?" — Mein Herz? Ei! das hat in frühester Jugend einer trefflichen Mutter angehört. Dann kamen die Waffen mit ihren Uebungen, denen all' meine Wünsche zuflogen. Dann kam der Zweck dieser Waffenübung: das Vaterland und der Glaube, welche die Seele erfüllten. Dies füllt ein Herz reichlich aus. Mir scheint auch: was man hier zu Lande Liebe nennt, hat mehr mit der Unterhaltung zu thun und mit der Sinnlichkeit, als mit dem Herzen. — „Ah, da sind wir! Unterhaltung und Sinnlichkeit gilt Euch für etwas Geringfügiges, wol gar Verächtliches. So

hat man mir erzählt von den Deutschen, die an alle Freuden die Moral anlegen zum Maßstab." — Ja, seid Ihr denn keine Christen? Die christliche Lehre, gleichgiltig ob katholisch oder evangelisch, verlangt ja doch die Bekämpfung der Sinnlichkeit und nennt den Sieg über dieselbe Tugend. Was macht man denn in Euren zahlreichen Klöstern? „Da habt Ihr Recht! Ich habe ja selbst ins Kloster gehen wollen vor einiger Zeit, weil ich in verzweiflungsvoller Stimmung war. Es erwies sich aber, daß es nur körperliche Verstimmung war. Uebrigens mag es wol so sein, wie mein Oheim der Cardinal oft sagt. Er sagt, wir romanischen Völker hätten viel mehr Heidenthum in unseren Adern und Sitten als die Völker im deutschen Reich. Ihr wäret, setzt er hinzu, auf dem andern Extrem, Ihr wäret allzu unsinnlich. Daraus entstünde eine trockene Rechthaberei, und die führte zum Untergange des Reichs; denn Keiner von Euch gäbe sich einem allgemeinen Zuge hin, Jeder wollte eine Welt für sich, kurz, Ihr wäret eben deshalb nicht gesellig. Franzosen und Deutsche, pflegt er seine Rede zu schließen, müssen sich gegenseitig heirathen. Dann würde die Race entstehen, welche die Welt beherrscht." — Und seid Ihr der Meinung Eures Oheims, Herzogin? — „Das wol. Aber ich bin zweifelhaft, ob ich mir Würdigkeit dafür zutrauen darf." — Würdigkeit? — „Aus Eurem schönen Auge dringt ein Strahl bis in das Innerste. Man meint, Ihr sähet alle Fehler und Schwächen, die Einem je widerfahren sind im Leben. Man meint, Ihr sähet Alles, und man fühlt sich beschämt und schüchtern. Die prachtvolle Wölbung über Eurem Auge, beschattet von der dunklen Braue, erhöht die Strenge des forschenden und richtenden Blicks — o, ich bitte Euch, senkt die langen Wimpern ein wenig und lächelt einmal nachsichtig!"

Dabei strich sie ihm weich und leise mit der Hand über die Augen und über die Wange und setzte mit ganz kindlicher Stimme hinzu: „Ich warte aufs Lächeln".

Bernhard bebte wie von einem elektrischen Fluidum berührt. Jener Zauber der Sinnlichkeit, welcher waltet zwischen Mann

und Weib, fiel zum ersten Male auf seine Nerven, und in einer Zeit, welche eben erst, nur einen Tag früher, die Empfänglichkeit dafür in ihm geöffnet hatte. Vielleicht wäre die gewandte Herzogin machtlos neben ihm verblieben, wenn nicht gestern in St. Germain der Anblick Margueritens von Rohan die Organe der Neigung in ihm erweckt hätte. Jetzt waren sie offen, und der unerfahrene Mann war nicht geeignet, Unterscheidungen anzustellen. Ein Element kam über ihn, und er ahnte nicht, daß er fragen müßte: ob es auch diejenigen Bestandtheile des Elementes wären, welche den edleren, höheren Menschen in ihm befriedigen könnten. Dazu die geistige Schmeichelei, in welche die Herzogin ihn hüllte wie in einen weichen Schleier! Das von ihr begehrte Lächeln stellte sich naturgemäß ein, und die Herzogin konnte sich dafür bedanken, und sie konnte sich dabei steigern in ihrer Annäherung. Sie nahm seine Hände, sie küßte sie. Alltägliche Schicklichkeit von seiner Seite brachte es mit sich, daß er das ablehnte, daß er ihre Hand suchte und küßte, daß er den weichen Druck ihrer Hand erwiderte, daß er die so nahe liegende Schulter, weiß und lockend, mit seiner Wange, mit seinem Munde berührte. —

Jetzt war es doch gut, daß der fabelhafte Dietrich so nahe war. Seine Nähe brachte eine Störung, welche dem trunkenen Herzoge Bernhard gar sehr zu wünschen war. Sein Gewissen schüttelte ihn da außen im Saale unbarmherzig, daß er Mathieu ins Unglück gestürzt, die Gefahr für Rohan aufs Neue herauf beschworen hatte. Und noch eine Noth stieg in ihm auf wie ein Komet. Solche Verbindung Bernhards mit der Cardinalsnichte stand plötzlich wie ein drohendes Himmelszeichen vor ihm. Vielleicht stachelte er sich selbst mit dieser Sorge, um recht unparteiischen Grund zu haben für seine Verzweiflung. Wir Menschen suchen gern, unsere Entrüstung mit edlen Tendenzen zu bewaffnen. Wie dem sein mochte, er war unter allen Umständen ein guter Protestant und protestantischer Politiker, und eine Ehe des protestantischen Feldherrn mit dieser katholischen Dame erschien ihm jetzt wie ein Gräuel. Jetzt, denn vor einer halben Stunde hatte er

nicht darauf geachtet bei der gesprächsweisen Ankündigung dieser Verbindung. Vor einer halben Stunde war er zu bestürzt gewesen über seine eigene Lage, und jene Ankündigung hatte ihm keinen Eindruck gemacht.. Jetzt aber wußte er das Liebespaar hinter jener Thür, jetzt hatte ihm das Betragen und der Blick der Herzogin von Aiguillon deutlich genug gesagt, daß es ein Liebespaar sei, oder doch werden könne. Jetzt belastete er seine Gewissensangst auch noch mit dieser politischen Angst und rannte im Saale umher, in welchem er allein geblieben, wie ein Toller. Am liebsten hätte er geschrieen. Die kostbaren Bilder und Statuen, mit welchen der Saal geschmückt war, tanzten vor seinen Augen, wie die Eumeniden vor den Augen des Orest. Und richtig! da war ja auch ein großes Bild, welches den Orest darstellte, als er entsetzt floh, verfolgt von den Furien. In dies Bild starrte Dietrich hinein, und seine wuchernde Phantasie nahm ihn nun beim Schopfe. Orest wurde ihm Herzog Bernhard, die drei Eumeniden wurden Richelieu, Abbé Boisrobert und die Herzogin von Aiguillon. Freilich, die nächste da drüben an der Schulter des Orest, die so nichtswürdig lacht, das ist des Cardinals Nichte! Sie hat den deutschen Herzog verführt und hat ihn zum Traualtar geschmeichelt. Er hat ihr Ehegemahl werden müssen, damit der Cardinal ein langes, mächtiges Schwert in die Hand bekomme gegen alle Widersacher in Frankreich. Dem Herzoge hatte man alle möglichen Herrlichkeiten versprochen; kirchliche Freiheit und die Krone von Frankreich. Aber es ist ja Alles nicht wahr! Seht nur in das Auge der Eumenide Richelieu. Er will das Schwert des Herzogs nur benützen, um den Herzog, wenn der Sieg erfochten ist, in den Abgrund zu stoßen. Er ist ja verlogen bis ins innerste Herz hinein, dieser Cardinal; Freiheit des Gewissens und der Kirche ist ja für seine tyrannischen Gelüste ein Unding, ein Wahnsinn! Den letzten Helden des Protestantismus also, den einzigen Simson, welcher noch übrig, muß Delila entmannen, damit er erschlagen und vernichtet werden könne. — So jagten die Gedanken und Vorstellungen durch sein Hirn. Was Wunder,

daß er endlich wirklich aufschrie, als sich plötzlich von hinten eine dicke Hand auf seine Schulter legte. Er schrie laut und unanständig, denn er war in fieberhafter Bewegung und war erschrocken. Ja, er polterte in geschrieenen Worten weiter — aus lauter Schreck — als er sich nun mit zwei Händen gefaßt fühlte, und als er inne wurde, daß man ihm den Mund zuhalten wollte.

Es war der Abbé Boisrobert. Dieser hatte ihn beobachtet, weil er überhaupt verhindern wollte, daß die Herzogin und der Herzog gestört würden; dieser war herzu geschlichen, als er die immer steigende innere Lebhaftigkeit des monologisirenden und gesticulirenden Jünglings beobachtet hatte. Nichts war ihm widerwärtiger, als daß dieser Jüngling nun doch schrie. Und er hatte Grund, dies widerwärtig zu finden.

Der Herzog und die Herzogin hatten innen das Schreien gehört. Der Herzog war aufgesprungen und an die Thür geeilt. Die Herzogin war ihm gefolgt. Die Thür ging auf. Herzog Bernhard trat mit der Herzogin von Aiguillon in den Saal. Bernhard war aufgeschreckt worden wie Jemand, der einer verbrecherischen Handlung nahe gerathen. Aber nur aufgeschreckt; er stand noch mitten im Gewitter. Vor seinen Ohren donnerte es, vor seinen Augen blitzte es, mitten in elektrischer Strömung wandelte er daher, und der weiche Arm der Herzogin, welcher sich in den seinen legte und schmiegte beim Heraustreten, erhöhte noch die Spannung seines inneren Wirrwarrs. Er war ganz und gar nicht in der Lage, das klar in sich aufzunehmen, was Dietrich ihm aus der nüchternen Außenwelt zutragen wollte.

Dietrich nämlich fand die Fassung, als er seinen dicken Angreifer erkannte, den handgreiflichen Abbé ohne weitere Beachtung zu lassen, um schnurstracks dem Herzoge Bernhard entgegen zu eilen und ihm die Gefahr Rohan's und Mathieus und alles das zu schildern, was damit zusammen hing von protestantischer Brüderlichkeit und von Verpflichtung eines Helden, welcher die Seinigen in der Fremde schützen solle durch augenblickliche, kräftige Einsprache.

Aber wie that er das? Er begann französisch. Und da fiel ihm ein, daß die Herzogin und der Abbé es nicht verstehen sollten, und da sprang er ins Germanische über, aber nicht mit einem Sprunge ins Deutsche, was dem unaufmerksamen Bernhard vielleicht erweckt hätte, nein, er erzählte holländisch. Bernhard verstand das wol auch, aber der Inhalt traf ihn nicht in seiner jetzigen Stimmung. Dazu unterließ der Abbé nicht, welcher die Wichtigkeit des Moments gar wohl zu würdigen wußte, dreinzusprechen von der befremdlichen Aufregung dieses jungen Mannes, und die Herzogin verfehlte auch nicht, fragende Ausrufungen einzuschieben. Es entstand ein wüstes Durcheinander, bis Dietrich endlich, durch einen Laut Bernhards gelenkt, in deutsche Rede überging. Das wirkte ersichtlich. Bernhards Auge wurde ruhiger, wurde fester. Aber Dietrich versäumte es, von vorn anzufangen in seiner Darstellung und Schilderung, es wäre selbst dem aufmerksam zuhörenden Bernhard kaum möglich gewesen, den vollen Zusammenhang aufzufassen, und der schlaue Abbé sorgte für neue Störung. Er entfernte sich so eilig, als seine schlotternden Beine es hergaben, und winkte nach den Frontzimmern hinüber. Eine rauschende Musik war die unmittelbare Folge dieses Winks, und dies Rauschen und Klingen, betäubte nicht nur, es zog auch die Aufmerksamkeit Bernhards wieder ab, indem es dem Nervenrausch in ihm wieder die Oberhand gab.

„Die Musik gilt Euch, Herzog,“ sprach die Herzogin, „man erwartet uns.“

So bestürmt und gedrängt schloß Bernhard die Scene, indem er sagte: ich verstehe nicht ganz junger Herr, was Ihr wünscht. Ich bin zerstreut und bin hier Gast. Wollt Ihr mich morgen aufsuchen, so werdet Ihr mich aufmerksamer finden. Euer Name? Dietrich war bestürzt, daß ihn der Herzog, nicht wieder erkannte und stotterte —

„Man erwartet uns, Herzog, ich bitte!“ wiederholte die Herzogin, und fort rauschte sie mit ihm zu einer Tafel, welche gegen alles Herkommen dieser literarischen Soiréen gerüstet worden

war. Gegen alles Herkommen. Der fremde Held sollte gefeiert werden, und Richelieu durfte voraussetzen, daß die Schriftsteller und Künstler ein Souper nicht verschmähen würden. — Mit schmetterndem Tusch wurde das Paar empfangen, und unter der allgemeinen Ueberzeugung, daß der deutsche Held als Bräutigam der Cardinalsnichte in diesem Tusch gefeiert würde, setzte man sich geräuschvoll zu Tische. Cardinal Richelieu strahlte von angenehmer Genugthuung, und das ursprünglich schöne Antlitz, welches ihm die Natur geschenkt, und welches er durch leidenschaftliche Absichten nur verstellt zu zeigen pflegte, erschien den Künstlern mit einem Male so überraschend schön, daß Einer zum Andern flüsterte: Schau' hin, schau' hin! er ist ein wahrhaftiges Kind der Götter!

Richelieu nahm Platz neben dem Herzoge Bernhard und nickte lächelnd nach der andern Seite, wo Abbé Boisrobert ihm etwas ins Ohr raunte. Die leise Mittheilung besagte, daß der deutsche Herzog soeben nicht die geringste Absicht gezeigt habe, sich des Herzogs von Rohan anzunehmen. Die Nachrichten seien aber schlagend: man könne sich des Rohan in der nächsten Stunde bemächtigen. Wenn Eminenz nicht Nein sage, so geschehe es. Die Eminenz hatte nicht Nein gesagt, sondern genickt, und der Abbé wälzte sich durch die Diener hinter der Tafel entlang nach dem Corridor rechts hinüber, wo Tristan des letzten Wortes harrte. Dietrich war in seiner Bestürzung in den Saal gefolgt. Er sah stieren Auges dem Abbé zu, als dieser zu Richelieu sprach, er sah ihm entsetzten Blickes nach, als der Abbé fortging. Er wußte: jetzt schickt er Tristan hinüber ins Hotel Rohan; die Katastrophe tritt ein für dies edle Haus, und — du bist schuld! Ein Ruck fuhr durch den langen, knochigen Körper des jungen Mannes, und ohne Rücksicht auf servirende Diener, denen er die Schüsseln von den Armen stieß, drängte er sich nach der Hausthür und stürzte hinaus, die Stiege hinunter auf die Straße St. Honoré hinab und am dunklen Louvre vorbei nach der Brücke hin, in den Faubourg St. Germain hinüber. Er lief, was er laufen

konnte, obwol es stockfinster war und er zu wiederholten Malen stolperte und fiel. Er meinte Tristan hinter sich zu hören mit der Meute von Musketieren.

5.

Um diese späte Abendstunde saßen sie noch zusammen, die drei Personen, welche sich herzlich liebten und welche jetzt schwer bedroht waren durch den heranziehenden Tristan: der Herzog Heinrich von Rohan, seine Frau und seine Tochter Marguérite. In einem weiten Gemache des zweiten Stockes saßen sie. Auf einem Sopha den Fenstern gegenüber Vater und Mutter, neben dem Vater auf einem Tabouret das einzige Töchterlein Marguérite, dem Vater so nahe, daß sie seine Hand halten und mit einer leichten Bewegung ihm um den Hals fallen konnte. In geringer Entfernung vom Sopha beleuchtete von einem runden Tische eine Lampe die Familiengruppe. Die Lampe war mit grünem Schirme verhängt und strahlte ein gedämpftes Licht, welches den Gesichtern ein bleiches Ansehen verlieh.

Das Gemach war sonst ziemlich leer an Möbeln; nur ein sehr großer offener Schreibtisch stand vor einem der drei Fenster, welches nicht recht symmetrisch abschloß. Denn unsymmetrisch nahe bei diesem Eckfenster trat die Querwand ein, welche Bücherschränke und offene Fachwerke voll Bücher zeigte. Es war das Arbeitszimmer des Herzogs, und der Schreibtisch war den Büchern so nahe gerückt, daß sie dem literarisch arbeitsamen Herrn leicht erreichbar waren. An den Wänden hingen Landkarten und Waffen. Der Herzog Heinrich liebte die Einfachheit, und der Aufwand von Luxusmöbeln war gegen seine Neigung. Er hegte die Neigungen eines Kriegsmannes, welcher wenig Bedürfnisse zu haben wünschte. Das Hugenottenthum hing damit zusammen. Es unterschied sich durch anspruchsloses Wesen im Haushalte und in der

ganzen Lebensweise von dem Luxus der in Frankreich einzureißen begann und unter dem folgenden vierzehnten Ludwig darin tonangebend wurde für Europa.

Das Zimmer war auch darin bezeichnend für den Herzog Heinrich, daß der Schreibtisch am Fenster mit frisch geschriebenen Papieren bedeckt war. Bei aller Zärtlichkeit für Frau und Kind hatte er doch während vierundzwanzig Stunden schon Zeit gefunden, schriftlich zu arbeiten. Er war stets mit Studien beschäftigt, namentlich mit geschichtlichen und kriegswissenschaftlichen, und er unterhielt eine ausgebreitete Correspondenz mit den protestantischen Führern aller Länder, sowie mit den hugenottischen Häuptern in Frankreich. Das Regiment Richelieu's hatte von seinem Standpunkte ganz Recht, diesen Rohan als einen gründlich gebildeten und deshalb gefährlichen Gegner auf Tod und Leben zu verfolgen. Es besorgte keinen Handstreich von ihm, wol aber Kriegspläne in großem Stile.

In schlichtem Hauskleide saß er da, und der Blick des wohlwollenden Antlitzes ruhte auf der einzigen Tochter, welche in einem Jahre sich ungemein entwickelt hatte und dem Jungfrauenthume ganz nahe gekommen war. Noch fehlte etwas an der vollen Reife, an der Fülle der Formen, aber das Angesicht des schlanken Geschöpfes war schon belebt vom vollen Ausdrucke des schalkhaften und sinnigen Mädchenwesens. Besonders das große braune Auge leuchtete und sprach schon klug und lieb. Ihre Hautfarbe war von einem gelblichen Blaß, hatte aber nicht das Mindeste gemein mit dem kränklichen Blaßgelb leidender Naturen. Im Gegentheil, es war kräftig, und wenn eine Erregung feine Röthe darüber hauchte, so zeigte sich eine satte, tief wirkende Farbe, wie man sie auf guten Oelbildern südlicher Meister als prachtvolles Colorit anstaunt. Dabei war das Näschen so fein, der Mund voll perlender Zähne so graziös, Hals und Schulter so schlank und zierlich geschwungen, wie man sich eine junge Diana vorstellt, und die Altstimme ihres Redetons klang voll und sonor. Sie lehnte sich über das Knie des Vaters zu ihm hin und nestelte mit den fein

gestalteten Fingern an einer Quaste seines Kleides, indem sie zu ihm aufblickte und die Frage wiederholte, welche der Vater unbeantwortet gelassen, weil er eben eine Bemerkung gegen die Mutter ausgesprochen hatte. Diese Frage betraf den Herzog Bernhard. Ob es wahrscheinlich sei, was die Diener heute aus der Stadt heimgebracht: daß der Herzog Bernhard die Nichte des Cardinals heirathen werde?

„Das halt ich durchaus nicht für wahrscheinlich," antwortete jetzt der Vater. — Und warum nicht? — „Weil Herzog Bernhard ein ächter Protestant ist und die Nichte des Cardinals zur schlechtesten katholischen Sorte gehört." — Er war aber sehr freundlich mit ihr. — „Wann und wo?" — Gestern in St. Germain. — „Er ist fremd und ist Gast, und der Cardinal ist sein eigentlicher Gastgeber." — Da ist man höflich, ja! Es war aber nicht blos Höflichkeit, was auf seinem braunen Gesichte stand, als er mit ihr sprach. — „Was weißt Du, junges Närrchen!" — Er sah ganz anders aus, als er mit der Mutter sprach. — „Hat er Dir überhaupt gefallen?" — Ja und nein. Er ist stattlich und stark neben den geputzten katholischen Hofleuten. Man meint's ihm abzusehen, daß sie Alle umfallen müssen, wenn er den Arm erhebt und links und rechts hinstreicht mit diesem Arme. Auch hat er einen Blick, der wie eine Kugel auf Einen los kommt, und die Stimme klingt wie eine Orgel. Aber — — „Nun, aber?" — Er sieht so über Alles weg, als wären die anderen Menschen alle nur Kleinigkeiten. Das ärgert Einen, wenn's eine Weile dauert. Man will doch auch was bedeuten. — „Auch wenn man noch nichts bedeutet. Du bist ja schon eitel, Du junges Ding!" — Ist man eitel, wenn man was bedeuten will? — „Freilich, so lange man noch nichts ist, soll man nur trachten, was zu werden, unbekümmert darum, ob die Leute davon Notiz nehmen oder nicht. Uebrigens hat mir ja die Mutter erzählt, daß der Herzog Bernhard von Dir Notiz genommen." — Ah! — „Aber, Heinrich!" schalt die Mutter dazwischen. — Wie denn das? fragte Marguérite. — „Du bist an ihm vorüber-

gegangen," fuhr der Herzog fort, ohne sich durch das Kopfschütteln seiner Frau stören zu lassen, „und da ist er einen Augenblick stehen geblieben und hat Dir nachgesehen wie Jemand, dem etwas auffällt oder gefällt." — Ah?! — „Die Frage ist nur eben, ob Du ihm nur aufgefallen bist oder ihm gefallen hast." — Das muß man ihn fragen! — „So? Es scheint Dir also von Wichtigkeit?" — Natürlich! Ein Mann, der so viel gesehen und erfahren hat, der muß gute Gründe haben, wenn ihm in großer Gesellschaft Jemand auffällt oder gefällt. Meinst Du nicht auch? — „Du wirst curios gekleidet gewesen sein!" — Das war ich gar nicht; ich war ganz einfach weiß gekleidet. — „Oder Du hast ein Gesicht geschnitten." — Aber, Papa! Erschrocken war ich vor seinen Augen, die auf mich fielen, und — ich hab's ja schon gesagt! wie Kugeln fielen. Da schneidet man kein Gesicht, sondern man ist betroffen und weiß nicht wo man hinsehen soll. — „Und wo hast Du denn hingesehen?" — Das weiß ich nicht. Ich hab' gar nichts mehr gesehen, und als ich mich später nach ihm umgesehen, da war er fort. — „Du würdest ihn also kaum wieder erkennen, wenn er hier einträte?" — O, doch!

Es trat bei diesen Worten wirklich Jemand ein, aber nicht Herzog Bernhard, sondern ein alter Diener, welcher meldete: der junge Herr de Groot sei wieder da. Er sehe ganz verstört aus, habe sich geradezu und mit Gewalt herein gedrängt und verlange trotz später Stunde die Frau Herzogin zu sprechen, absolut zu sprechen. Es sei Gefahr im Verzuge, lasse er sagen. Die Herzogin war nicht geneigt, ihn vorzulassen. Was Mathieu von ihm erzählt, hatte sie gar zu sehr eingenommen gegen die Tactlosigkeit Dietrichs, wenn sie auch nicht wie Mathieu an Verrätherei denken mochte. — Aber der Herzog war anderer Meinung. Trotz aller Wunderlichkeit hatte ihm der Bursche auf dem Mustapha gefallen, und er fand, daß die Lage nicht dazu angethan wäre, Mißverständnissen nachzuhängen. Der junge Mann hätte gewiß guten Grund, so spät im Hotel einzusprechen. Geht hinab — schloß er also — empfangt ihn unten und überlaßt mich meinem

Schicksale hier im Cabinet. Mutter und Tochter gingen. Letztere recht neugierig. Die Mutter wollte aber von dieser Neugier nichts wissen, sondern nöthigte Margueriten, auf ihr Zimmer zu gehen und sich schlafen zu legen. So trat denn die Herzogin allein in den dürftig beleuchteten Salon, welcher dem vor Ungeduld zitternden Dietrich geöffnet wurde. Der unpraktische Mensch begann aber trotz aller Ungeduld mit seiner Rechtfertigung und verlor die kostbare Zeit, bis ihn die Herzogin mit der Frage unterbrach: — ob er deshalb gegen Mitternacht einen Besuch erzwänge und von Gefahr im Verzuge gesprochen hätte.

„Um Gottes willen, nein!" schrie er und schilderte nun in Eile, was er im Palais Cardinal erlebt und erfahren und daß Tristan jeden Augenblick mit bewaffneter Macht eintreten könnte.

Da entstand Lärm im Vorsaale draußen. Tristan war schon da. Die Herzogin ließ Dietrich ohne Antwort stehen und eilte fort, um oben ihren Gatten zu unterrichten — halt! rief man ihr entgegen, als sie die nach dem Innern führende Thür des Salons öffnete: auch dort waren Tristan's Leute schon aufgestellt; sie waren an die zwanzig Mann hoch, stürmisch eingebrochen und hatten sich im Nu durch das ganze Hotel vertheilt. Aus dem Vorsaale trat Tristan selber ein, und der erste Gegenstand vor seinen Augen war wiederum der junge Dietrich de Groot.

„Pardieu!" rief er, „die junge Excellenz ist gut zu Fuß. Besser als zu Pferde. Ich werd' Euch wol bitten müssen, mit uns zu gehen, damit Ihr zu einiger Ruhe kommt." — Sehet nur zu, daß wir Euch nicht mit zum Könige nehmen, gegen dessen Willensmeinung Ihr und der Abbé Boisrobert hartnäckig handelt! schrie Dietrich in zorniger Aufwallung, welche wol durch die Anwesenheit der Frau Herzogin entstand. Denn er hatte das Bedürfniß, sich Rohanisch zu zeigen.

Tristan nahm keine Notiz davon und wendete sich zur Herzogin, sein Eindringen mit höherem Befehl entschuldigend und sie darauf aufmerksam machend, daß der störende Ueberfall

rasch und glatt vorübergehen würde, wenn die Frau Herzogin ihn dem Herrn Heinrich Herzoge von Rohan vorstellen wollte, der im Hotel anwesend wäre.

„Habt Ihr Auftrag von des Königs Majestät?“ fragte sie mit scheinbarer Ruhe und mit wirklich vornehmer Haltung. — Ich werde nicht ermangeln, mich Seiner Hoheit dem Herrn Herzoge darüber zu erklären. — „Dann werden wir, wie das jetzt herkömmlich in Frankreich, von der Erklärung einer Gewaltthat nichts erfahren, denn der Herzog ist nicht hier, sondern in der Schweiz. Entfernt Euch, oder ich rufe meine Leute und versuche Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.“

Dietrich trat entschlossen neben sie und zog seinen Degen. Solche Steigerung, obwol sie gar keine Aussicht auf Erfolg hatte, war seinem Naturell ganz angemessen. Es war Heroismus in die Luft hinaus.

— Eure Leute, erlauchte Frau Herzogin, entgegnete Tristan unter einer achselzuckenden Verbeugung, sind sämmtlich festgehalten. Der Grimmigste unter ihnen sitzt schon seit einer Stunde im Violon unseres Palais, und ich muß nun den Herrn Herzog unangemeldet aufsuchen, da Ihr mir die Meldung versagt, er aber seit gestern in diesem Hotel wohnt; nicht in der Schweiz.

Dies sagend, schritt er hinaus, wo die Herzogin aufgehalten worden war. Die Herzogin selbst sah ihm nach mit weit geöffneten Augen. Sie zitterte durch und durch. Was thun? Hinauf eilen und dem Herzoge zurufen? Wenn man sie hinauf ließ, so hieß das den Feinden nur den Weg zeigen. Und doch war seit ihrem Herunterkommen Alles so schnell gefolgt, daß der Herzog oben der Meinung sein konnte: es sei wol noch Zeit und seine Frau werde ihm wol noch nähere Kunde bringen. Jetzt konnte er geradezu jählings überfallen werden.

Es war nicht mehr möglich, zuvorzukommen — — doch! doch! Ein zweiter Gedanke zeigte ihr auch einen Weg zum Herzoge. Ihre Tochter fiel ihr ein, Marguérite, welche zu Bette geschickt worden. Der Mutter trat vor Augen, daß Marguérite

eben im Auskleiden begriffen und von den rohen Häschern dabei überrascht werden könnte. Das sollte verhütet sein. Und vom Zimmer Marguériten's führte ja ein Weg hinauf zum Vater. „Schafft mir Platz, Herr Groot, zum Zimmer meiner Tochter!" rief sie Dietrich zu und zeigte mit der Hand in der Richtung, welche Tristan eingeschlagen hatte. — Mit meinem Leben! sagte Dietrich und ging mit vorgehaltenem Degen ihr voraus.

Es trat ihnen Niemand in den Weg. Tristan hatte alle Aus- und Zugänge und Treppen besetzen lassen, und sobald dies vollendet war, ließ er die Frau Herzogin und ihren Paladin passiren, wohin sie wollten. Er folgte ihnen nur. Selbst nämlich untersuchte er gar nicht; er leitete wie ein Feldherr. Im Garten und Hofe standen seine Wachen, an ein Hinauskommen war gar nicht zu denken. Das Schicksal mußte sich erfüllen — war seine Devise — ob eine Viertelstunde früher oder später, das war gleichgiltig. Also denkend, schritt er in einer Entfernung von zehn Schritten hinter der Herzogin her; denn das war doch immerhin von Bedeutung, wohin sich die Gattin des gesuchten Herzogs wendete.

Sie öffnete hastig die Thür, welche in das Schlafzimmer ihrer Tochter führte, und bat Dietrich zu warten. — Die Muttersorge hatte ganz Recht gehabt: Marguérite war schon halb entkleidet, und Dietrich sah sie einen Augenblick wie er sie nie gesehen, ohne Oberkleid in bloßen Schultern und Armen, wie vom Bildhauer gemeißelt. Die Thür flog zu, und ehe noch dies angenehme Bild seinem heroischen Gedankengange eine andere Wendung geben konnte, stand Tristan bei ihm und ersuchte ihn mit artigen Worten, ihn eintreten zu lassen.

„Nicht eher, als bis die Frau Herzogin öffnet," erwiderte Dietrich barsch, „es ist das Schlafzimmer ihrer Tochter, und die Prinzessin soll ein Nachtkleid überwerfen." — So lange wollen wir warten! sprach Tristan, und winkte einem Trabanten, der ihn zu suchen schien. Dieser Trabant berichtete, daß in diesem unteren Stockwerke — mit Ausnahme des Zimmers, vor welchem

sie ständen — Alles durchsucht und der Herr Herzog nicht gefunden worden sei. Die Wachen bleiben stehen, die Uebrigen gehen an den oberen Stock! befahl Tristan, und der Trabant entfernte sich.

Im oberen Stock aber war der Herzog; jetzt nahte die Entscheidung. Mit impertinenter Ruhe begann nun Herr Tristan ein Gespräch, welches dem jungen Springinsfeld auseinandersetzen sollte, daß man sich stets Unannehmlichkeiten auf den Hals lade, wenn man sich in die Geschäfte anderer Leute einmische. In der vorliegenden Affaire zum Beispiele müsse die junge Excellenz mit verhaftet werden, weil sie sich geflissentlich, ja sorgsam der Verhaftung eines staatsgefährlichen Mannes widersetzte. Wenn die junge Excellenz eiligst nach Hause und zu Bett gehen wolle, so könne man vielleicht ein Auge zudrücken.

Dies war indessen ein Ton, welchen der junge holländische Republikaner gar nicht vertrug, und als Schriftgelehrter fand er die Worte, welche den „Herrenknecht", wie er Tristan nannte, ebenfalls recht unangenehm berührten. Unter diesen Worten kamen „Nasenstüber" vor, welche einem vorlauten Trabantenführer beigebracht werden sollten, sobald er sich unterstünde, ein Mitglied der schwedischen Gesandtschaft auch nur von Ferne anzutasten, und damit gegen das Völkerrecht zu verstoßen. —

Solche langathmige Rede hätte eigentlich der Herzogin da innen zu statten kommen sollen. Denn es bestand eine Verbindung zwischen dem Zimmer Margueritens und dem des Herzogs im oberen Stockwerke. Hinter dem Bett Margueritens in der Ecke des Zimmerraums führte eine mit dunklem Möbelstoff verkleidete Wendeltreppe hinauf. Die Herzogin konnte da hinauf eilen, wenigstens hinauf rufen. Beides wollte sie im ersten Drange, Beides unterließ sie bei näherer Ueberlegung. Sie konnte dadurch die Aufmerksamkeit der Verfolger gerade auf den gefährlichen Punkt lenken. Zweimal aber, dreimal sogar flüsterte sie Margueriten zu, unter allen Umständen kein Wort zu sprechen, denn ein junges Mädchen wäre außer Stande, das Verfängliche

aller Fragen zu übersehen, und so könnte sie den Schlupfwinkel des Vaters verrathen, obwol sie ihn selbst nicht kenne.

Marguérite kannte ihn wirklich nicht. Gerade um sie unbefangen zu erhalten hatten ihr Vater und Mutter denselben nie gezeigt. Er war oben neben dem großen Zimmer des Herzogs.

Die Hugenottenkämpfe in Frankreich hatten es mit sich gebracht, daß Jedermann in seinem Hause einen tief verborgenen Zufluchtsort brauchte. Mit Katharina von Medicis war freche Treulosigkeit alltäglich geworden im französischen Staatsleben, und die blutige Bartholomäusnacht hatte gelehrt, daß man trotz Schwur und Vertrag nie und nirgend sicher sei vor verrätherischem Ueberfall. Seit jener Nacht der Bluthochzeit war jeder protestantische Hausherr in Paris darauf bedacht, einen unentdeckbaren Schlupfwinkel in seinem Hause anzulegen. Herzog Heinrich Rohan war ein strategisches Talent, und hatte den Versteck seines Hotels vermittelst dieses Talentes ausgeführt. In seinem großen Wohnzimmer nämlich hatte er dicht neben dem dritten Fenster eine Holzwand aufrichten lassen durch die ganze Breite des Zimmers. Vor dieser Holzwand, die natürlich ebenso wie die andern Wände tapezirt wurde, war die Bibliothek aufgestellt worden, theils in Schränken, theils in Holzfächern. Letztere besonders waren eng und dicht mit Büchern verstellt, und gerade hier hinter doppelter Bücherreihe auf dem Holzfache war ganz unsichtbar unter einem beweglichen Tapetenfleckchen die Feder zu einer Thür angebracht. Diese Thür öffnete sich mit all' den fest eingerammten Büchern, und führte in einen ganz schmalen Raum ohne Fenster. Dort war ein Lager, war eine immer brennende Lampe — dorthin, hoffte die Herzogin, werde sich ihr Gatte geflüchtet haben. Ihre Sorge bestand nur darin, ob er die Meldung Dietrichs und ihr Weggehen für wichtig genug erachtet hätte, um sich zu flüchten, und ob er nicht vom jähen Eindringen der Trabanten überrascht worden wäre. Bei eiligem Oeffnen und Schließen der Tapetenthür konnte auch ein Buch herunterfallen, und das Tapetenfleckchen verrathen, unter welchem die Feder war.

Ob sie jetzt eilig die Wendeltreppe hinauf eilen, und zuschauen und verbessern sollte, das war die nächste Frage, als sie das Rufen verworfen hatte. Aber dann konnte die Wendeltreppe verrathen werden, die noch nützlich werden mochte und vielleicht gar nicht bemerkt wurde, und dann — — da klopfte es, und Tristan öffnete die Thür.

Er verbeugte sich artig vor Margueriten, welche sich in einen weiten Schlafmantel gehüllt hatte, und benützte die Gelegenheit, das Antlitz des jungen schönen Mädchens mit all' dem lüsternen Vergnügen zu betrachten, welches einem stets verliebten Franzosen nie ausgeht. Unmuthig drehte ihm Marguérite den Rücken. Sie ward sogleich dafür bestraft, denn sie war dabei einen Schritt zur Seite getreten und hatte die Aussicht frei gemacht auf die verkleidete Wendeltreppe. Nachdem Tristan mit langsam suchendem Blicke das ganze Zimmer überschaut hatte, ging er gerades Wegs auf die Wendeltreppe los, nickte mit dem Kopfe, als er erkannt hatte, was er vor sich habe, wendete sich noch einmal unter artiger Verbeugung gegen die erschreckt zuschauende Mutter und Tochter, als wollte er sich verabschieden und — verschwand in der Treppe. Man hörte ihn aufwärts steigen.

Die Herzogin sah voll Angst auf Dietrich, welcher hinter Tristan eingetreten war, und es kämpfte in ihr der Gedanke, ob sie den jungen Mann zum Vertrauten machen und ihn nachschicken sollte, mit der Furcht einen neuen Mitwisser zu schaffen, der am Ende nichts helfen und durch Ungeschicklichkeit nur schaden könnte. Sie winkte endlich mit der Hand — er nahm dies für einen Befehl und polterte sogleich ebenfalls die Wendeltreppe hinauf, immer mit gezogenem Degen. Es war finster oben in des Herzogs Zimmer. — „Wer da?“ rief Tristan dem halb fallenden Dietrich zu. — Kein guter Freund! — antwortete dieser.

Tristan hätte nun endlich beinahe einmal geflucht über die Zudringlichkeit des jungen Mannes. Aber er that es nicht. Es war nöthiger, die Thür zu finden und seine Leute mit Licht herbei

zu rufen. Er fand sie und seine Leute kamen mit Lichtern. Tristan überschaute den Raum. In seinem Gesichte prägte sich der Gedanke aus, daß er an der richtigen Stelle, daß er im Zimmer des Herzogs, daß dieser gewiß noch ganz vor Kurzem hier gewesen, vielleicht noch hier sei. Wo? Eine männliche Kopfbedeckung lag auf einem Sessel; auf dem Stuhle vor dem Schreibtische ein Taschentuch. Aber alle vier Winkel des Zimmers waren frei und leer, die herum leuchtenden Trabanten schüttelten die Köpfe. „Leuchtet hierher!“ rief Tristan und trat an den Schreibtisch. Dort nahm er ein beschriebenes Blatt in die Hand und las es mit halblauter Stimme: „Eurer Majestät innerer Widerwille gegen diesen Mann ist der Pulsschlag des wahren Königs, welcher vor den Feinden Frankreichs warnt“ — „Dies hat der Herzog geschrieben, und heute erst geschrieben, die Schrift ist frisch,“ sagte Tristan, indem er das Blatt zusammen faltete, um es in sein Wams zu schieben Auf dem Wege dahin wurde es ihm aus der Hand genommen. Das that Dietrich, welcher herzu getreten war. „Herr!“ rief Tristan. — Ihr habt vorhin gefragt — sagte Dietrich — was ich hier zu thun hätte? Ich gebe Acht, daß nichts gestohlen werde. Diese Worte gehören dem Könige, und er soll sie haben.

Diese letzte Wendung war Tristan wirklich unbequem. Er erwiderte nichts, sondern befahl seinen Leuten, die Wände langsam abzuleuchten. Die Bibliothekwand war die nächste. Ganz langsam schritten sie mit den Lichtern an ihr hin. — Ein Buch lag an der Erde. Es war herausgefallen, als der Herzog die Tapetenthür hinter sich zugeschlagen hatte. Man war also an der gefährlichsten Stelle. Man stand still. Das Buch wurde aufgehoben. Tristan griff mit der Hand in den leeren Raum, welchen das Buch hinter sich gelassen. Eine zweite, feste Reihe von Büchern war dahinter; das Klopfen mit gebogenem Finger klang trocken wie bei jedem ledernen Einbande. Tristan selbst — er war in seiner Jugend Diener gewesen — stellte das Buch ordentlich in die Lücke hinein. Man ging weiter; man untersuchte sorgfältig alle vier Wände: man fand keinen Anhaltspunkt.

„Stellt zwei Lichter auf den Tisch!“ sagte Tristan, „und untersucht das Stockwerk genau; hier ist der Herzog irgendwo verborgen.“

Die Leute gingen. Tristan blieb zurück und betrachtete aufmerksam das Zimmer. Dietrich — jetzt frei von Gewissensbissen — fühlte sich ganz in seiner Romanwelt, und war deshalb viel aufgeweckter und tüchtiger als im gemeinen, gewöhnlichen Leben. Er hatte sich gesetzt, und stützte Hände und Haupt auf seinen Degen. Es reizte ihn geradezu, was dieser kundige Häscher nun wol vorhaben möchte. Als Tristan's umherschweifender Blick auf ihn fiel, zuckte es durch die Augen dieses abgefeimten Patrons. Der naseweise Gesandtensohn, dachte er, kann vielleicht nützen! Und allen Aerger über den lästigen Mitlaufer beseitigend, redete er Dietrich freundlich an mit den Worten: „Was würde Eure junge Excellenz thun in meiner Lage?“ Dietrich schwieg.

„Es ist etwas in dem Zimmer, was mir zuraunt: hier fehlt etwas! hier ist was vorgegangen mit Wand oder Decke! hier herrscht was Unregelmäßiges! Was ist's? Wenn wir's finden, so finden wir auch den Herzog.“

Glücklicherweise wußte Dietrich nichts. Die Herzogin, welche lautlos innerhalb der Wendeltreppe horchte, segnete ihre Vorsicht, den Dietrich nicht ins Geheimniß eingeweiht zu haben. Er schwieg verächtlich weiter, aber nicht ohne Neugier, besonders da Tristan plötzlich ein Licht nahm, den Schreibtisch vom Eckfenster wegschob, das Fenster öffnete, das Licht und seinen Kopf links nach der Ecke, also nach dem Schlupfwinkel der Mauer hinaus streckte. War ihm der richtige Gedanke entstanden, daß diesem Eckfenster nach links hin freier Raum fehlte? Doch wol! Der Nachtwind aber draußen verlöschte das Licht und es regnete. Er gab die genauere Untersuchung auf und glaubte wol an die große Dicke dieser Eckmauer. Einer seiner Leute meldete, daß nichts gefunden würde.

„Er ist aber hier!“ schrie Tristan zum ersten Male ungeduldig. „Nun denn!“ sagte er nach kurzer Pause, „so müssen wir das Tageslicht zu Hilfe nehmen und den Hunger!“ — Wie

so den Hunger? — fragte unbedacht Dietrich, um doch irgendwie zu schaden. „Aha, ich hab's getroffen!“ rief Tristan. „Lemoine! Du bleibst hier in diesem Zimmer, das Zimmer selbst und die Wendeltreppe genau bewachend. Sobald der Tag graut, wirst Du abgelöst; wenn Du einschläfst wirst Du cassirt. Auf Wiedersehen!“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Diesmal nicht auf dem Wege der Wendeltreppe, sondern durch die Thür. Man hörte, daß er draußen Befehl ertheilte, alle Ausgangspunkte streng zu bewachen, und daß er Ablösung verhieß zum anbrechenden Morgen. Es wurde ganz still im Hause. Tristan hatte es verlassen. Dietrich saß dem Trabanten Lemoine gegenüber, welcher höflich um Erlaubniß gebeten hatte, sich auch setzen zu dürfen und sich gesetzt hatte, ohne die Erlaubniß abzuwarten. Nach einer langen Pause rief die Herzogin Dietrichs Namen. Hoch oben in der Wendeltreppe stehend, hatte sie Tristan's letzte Worte und Andeutungen gehört, und war in schwerster Besorgniß. Erstens war es deutlich, daß Tristan seine Aufmerksamkeit auf den gefährlichsten Punkt gerichtet hatte. Bei näherer Untersuchung am Tage konnte er den Zugang entdecken. Zweitens war die Idee des Aushungerns richtig und furchtbar. Ohne Speise und Trank mußte der Herzog in seiner engen Spalte verschmachten. Sie war jetzt entschlossen, von außen Unterstützung zu suchen, und zwar durch Dietrich. Aber auch jetzt noch war sie zweifelhaft, ob sie ihn ins Vertrauen ziehen sollte. Sie erwartete ihn unten im Zimmer Marguéritens und sah ihn schweigend an, als er vor ihr stand. Endlich sagte sie: „Uebernehmt Ihr's einen Brief in das Quartier des Herzogs Bernhard zu tragen?“ — Mit Gefahr meines Lebens! — „Ihr müßt ihn tief verstecken. Es ist möglich, daß man Euch visitirt, wenn Ihr das Hotel verlaßt.“ — Das verwehr' ich Jedermann mit dem Degen.

Die Herzogin setzte sich an den Schreibtisch ihrer Tochter und schrieb. Sie schrieb langsam, denn auch in diesem Briefe, der doch abgefangen werden konnte, wollte sie nicht direct sagen daß der Herzog da wäre und im Versteck säße. Dietrichs münd-

licher Bericht sollte ergänzen. Unterdeß wendete sich Dietrich mit leiser Rede an Marguérite, welche auf einem Sessel am Bett saß, und fragte sie: — ob sie sehr erschrocken wäre?

„Voll Zorn bin ich," antwortete sie eben so leise, „über diese dreisten Trabanten. Ihr hättet sie gar nicht herein lassen sollen, Monsieur de Groot." — Ich allein? Wie war das möglich?! — „Ihr seid ja doch schuld daran, daß sie gekommen sind. Mathieu hat es heut Abend gesagt."

Nach so viel Heldenmuth nicht weiter gerechtfertigt zu sein, war schmerzlich genug für Dietrich. Um sich zu rechtfertigen fing er an zu erzählen, was ihm begegnet sei, und wurde dabei lauter.

„Pst!" rief die Herzogin und machte eine Bewegung nach oben, leise hinzusetzend: „Der Trabant oben kann Euch hören. Ihr seid und bleibt unvorsichtig! — Ich bitte, tretet ganz nahe zu mir! — So. Und nun hört genau! In der Umgebung des Herzogs Bernhard werdet Ihr einen Schweizer finden Namens von Erlach. Er ist gestern Abend angekommen. —" — Mit dem Herz — „Pst! Mit Mathieu —" — Ja wohl, ich hab' ihn gesehen im Mondscheine und bin eine Strecke neben ihm geritten. — „Diesen Herrn von Erlach sucht jetzt mitten in der Nacht auf, und wenn Ihr ganz allein mit ihm seid, so übergebt ihm diesen Brief und erzählt ihm genau, was Ihr hier erlebt und wie es hier steht. Er soll den Herzog Bernhard veranlassen, uns Hilfe zu schaffen. Fändet Ihr Herrn von Erlach nicht, so übergebt den Brief an den Herzog Bernhard selbst, und erzählt ihm Alles — versteht Ihr, und wollt Ihr?" — Alles. Verlaßt Euch auf mich! — „Wenn ich das könnte!" — Soll ich und darf ich meinen Vater ins Vertrauen ziehen? Nach kurzer Ueberlegung antwortete die Herzogin: „Ja." — Und meine Mutter!? — „Wie?!" — Erschreckt nicht! Meine Mutter ist sehr sicher und praktisch.

Und nun berichtete er schnell, daß sie ihm aufgetragen hätte, den Herzog ins Gesandtschaftshotel zu bringen, wo er am sichersten und besten verborgen wäre.

„Wohl denn! es kann sein, daß uns dies von großem Werthe wird, wenn wir den Tag überstehen. Jetzt verbergt den Brief sorgfältig und eilt alsdann.“

Er versteckte das Blatt tief in sein Wams, küßte der Herzogin die Hand, steckte endlich seinen Degen in die Scheide und empfahl sich bei Marguériten. Sie drohte mit dem Finger und sagte ernsthaft: „Ich seh' Euch nie wieder an, wenn Ihr Eure Sache nicht diesmal ganz gut ausrichtet“. Man hielt ihn an auf dem Vorsaale und wollte ihn nicht aus dem Hause lassen. Er machte aber einen solchen Lärm und berief sich so drohend auf seine Gesandtschafts-Qualität, daß man nachgab. Die Vorrechte einer Gesandtschaft waren diesen Dienstleuten des Cardinals sehr wohl bekannt, und nach einigem Zögern gaben sie nach und ließen ihn hinaus. Er hatte unter ihnen bereits einigen Ruf als ein curioser junger Patron ohne besondere Consequenz. Er war jetzt recht in seinem Elemente. Das waren ja erhöhte romantische Zustände, wie seine Phantasie nur wünschen konnte, und er mitten darin als bedeutungsvoller Acteur. Welch' einen Eindruck mußte er auf die schnippische Prinzessin Marguérite gemacht haben, als er mit gezogenem Schwerte einhergegangen! Und dazu das reizende Geheimniß: ob und wo der Herzog verborgen sei! Er flog nur so durch die nassen nächtlichen Straßen. Nur einmal stand er still. Mathieu fiel ihm ein. Er konnte sich nicht ableugnen, daß er selbst den alten Reiter ins Verderben gesprengt und daß es am Ende leichter wäre, den vornehmen Leuten im Hotel Rohan Hilfe zu schaffen, als dem armen Diener, welcher im Violon saß. Er hatte mörderisch eingehauen, er war in directer Gefahr. Das Herz Dietrichs war so gut, daß ihm Mathieus Schicksal ernsthaften Kummer machte und seine ganze Phantasie in Beschlag nahm mit Plänen der Errettung. So war er etwas zu weit gerathen drüben in die alte Stadt hinein und wurde erst durch den Anruf einer Wache aufgeweckt. Er stand vor dem Walle der Bastille und mußte rechts hinüber schwenken nach dem Arsenale. Das Eingangsthor in die Höfe stand offen — wol des Gastes

wegen, welcher Tag und Nacht freien Zu- und Ausgang haben sollte; aber die Schildwachen gingen auf und nieder.

Auf seine Erklärung, daß er dringende Nachricht für den Herzog von Weimar brächte, ließen sie ihn passiren. Die Gewölbe und Höfe waren sehr dürftig beleuchtet, er fand aber die große Stiege, auf welcher er Tags vorher dem Herzoge ohne Erfolg vorgestellt worden war, er fand die Wachen im Vorzimmer beim Kartenspiele munter, er fand auch den arbeitsamen Leder, an welchen er gewiesen wurde, noch wach am Schreibtische und fand das aufmerksamste Gehör bei diesem alten Herrn. Die Gelehrsamkeit des jungen Herrn verrieth sich schnell und empfahl ihn dem gelehrten Kanzler ungemein, da der Sohn des Staatsgelehrten Hugo Grotius ohnehin willkommen war. Leder verehrte Hugonem Grotium wie ein Ideal. Es versteht sich von selbst, daß Dietrich solchem Entgegenkommen gegenüber jeden diplomatischen Rückhalt verlor und dem freundlichen Leder Alles haarklein erzählte, was er heut' Abend erlebt hatte. Glücklicherweise fand diese Rückhaltlosigkeit hier eine gute Stätte.

Die vorstehenden Augen Leder's blitzten Funken bei der Gefahr, welche eine protestantische Notabilität wie der Herzog von Rohan zu bestehen hatte, und er rief einmal über das andere: — Das kann sich unser Herzog durchaus nicht gefallen lassen, durchaus nicht. Das schlägt uns ja ins Gesicht. Aber, aber —

„Was denn?" — Der Herzog ist so apathisch, so schweigsam, so wunderlich seit wir hier sind — dennoch will ich gleich — ach ja so! Ihr seid an den Herrn von Erlach gewiesen. Der schläft drüben in einem Seitenzimmer. Wir wollen ihn wecken. Der hat Haare auf den Zähnen: sie haben ihn angehalten bei seiner Ankunft, er aber ist sehr grob geworden und man hat ihn gehen lassen. Den Herzog hat er übrigens noch nicht gesprochen. Kommt nur, kommt, den Erlach wecken wir zuerst.

Sie gingen hinüber und klopften an seine Thür. Er schien sehr leise zu schlafen, denn er antwortete sogleich, und nach einer Minute schon fragte er hinter der Thür: wer da sei und was

man wolle. Als Kanzler Leder sich genannt, öffnete Erlach und stand halbangekleidet da. Die schwache Beleuchtung des Vorsaals zeigte ihn als einen stämmigen Mann, welcher allen Anforderungen in jedem Augenblicke gewachsen ist. Er fragte kurz und trocken, was es gäbe? Dietrich überreichte ihm den Brief der Herzogin von Rohan. Er trat an die Lampe des Corridors und laß ihn. Sein breites, eckiges Antlitz verzog dabei keine Miene.

„Kann ich den Herrn Herzog von Weimar sogleich sprechen?“ fragte er sodann Leder. — Gewiß, gewiß! Ich weck' ihn, wenn er schläft. Aber der Hoffmann sagte vorhin, der Herr schlafe jetzt auffallend wenig. Kommt mit dem jungen Herrn von Grotius in mein Zimmer und wartet dort gefälligst auf mich.

Leder ging; Erlach trat in sein dunkles Zimmer, um sich vollends anzukleiden; Dietrich blieb im Corridor stehen. Trotz der Dunkelheit war Erlach im Handumkehren angekleidet und sein Schwert umhängend zurück. Er war in Kleidung wie Gewohnheiten ganz einfach und war immer kriegsmäßig fertig. Noch im Gehen bat er Dietrich, ihm zu erzählen, wie es hergegangen sei im Hotel Rohan, und als er dies erfahren, fragte er plötzlich: — „Ist denn der Herzog von Rohan wirklich in seinem Hotel?“ — Natürlich. — „Habt Ihr ihn gesehen?“ — Nein. — „Kennt Ihr ihn persönlich?“ — Gestern Abend draußen vor dem Thore habe ich ihn ja neben Euch gesehen! „Ah den? — Ja so!“ — Wie?

Da kam Leder zurück und überhob Erlach einer weiteren Antwort. Der schlaue Krieger hielt nicht für nöthig, dem jungen Menschen zuzugestehen, daß er gestern Abend den Herzog von Rohan gesehen. Leder berichtete, daß Herzog Bernhard ganz gegen seine Gewohnheit wirklich noch wach in seinem Zimmer auf und ab gegangen sei, was ganz unerhört bei ihm wäre, der sonst in seiner Wohnung nur arbeite oder schlafe. „Er erwartet die Herren.“

Sie fanden ihn am Fenster stehend; das Lager war unberührt. Er trat ihnen, die sich verbeugten, nur einen Schritt

entgegen und sprach nicht sogleich. Leder wollte die Herren vorstellen —

„Ich kenne ja Beide!“ unterbrach ihn der Herzog. Dann trat er näher und sagte: „Sprecht, Oberst Erlach!“

Erlach berichtete kurz, daß er nach dem Uebereinkommen in Toul den Herzog von Rohan hierher geleitet, um ihn dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar zu längerer Unterredung zuzuführen. Daß „man“ gestern angekommen und sogleich verfolgt worden sei. Das nähere melde dieser junge Herr. Herzog Bernhard winkte mit leichter Kopfbewegung gegen Dietrich, daß er seinen Vortrag halte. Dietrich that es rasch, ausführlich und mit starkem Farbenschmuck. Man bemerkte, daß der Herzog sich mit Anstrengung aus seiner bisherigen Stimmung heraus riß. Er gerieth in Bewegung, als Dietrich schilderte, wie die Trabanten im Hotel Rohan eingedrungen und vorgegangen, und Auge wie Miene gingen in strengen Ausdruck über. Dennoch schwieg er, als Dietrich geendet hatte.

„Ich gebe dem Herrn Herzoge von Weimar zu bedenken,“ sagte Erlach mit trockener Betonung, „daß es bei uns in der Schweiz und den ganzen Rhein entlang einen niederschlagenden Eindruck machen muß, wenn sich darstellt; daß Euer Bündniß mit Frankreich gar nichts bedeute für Eure Glaubensgenossen, nicht einmal etwas für Eure Verbündeten. Denn der Herzog von Rohan ist Euch ein Verbündeter, seit ich Euch in Toul gesprochen habe und Ihr die gegenseitigen Verpflichtungen gut geheißen habt.“ — Das bedenk ich selbst, Oberst von Erlach, ohne Eure Erinnerung! erwiderte der Herzog kurz und scharf. Leder! fuhr er fort, setzt Euch sogleich dort an den Tisch und schreibt an den Premierminister Frankreichs, an den Cardinal Richelieu, in meinem Namen. Ich hörte soeben mit dem größten Erstaunen von dem feindlichen Verfahren gegen den Herzog von Rohan. Es sei augenscheinlich, daß man nur den Protestanten in ihm verfolge; und dies sei obenein ein Kriegsmann, welcher in der Schweiz von wichtiger Kriegshilfe werden könne für mich, sobald

ich verabredetermaßen den Feldzug in der Freigrafschaft begonnen. Wessen ich mich unter solchen Umständen von der französischen Regierung zu versehen hätte, wenn ein so wichtiger Glaubensgenosse offenbar nur weil er mein Glaubensgenosse, behandelt werde gleich einem Räuber, und wie zum Hohne für mich unmittelbar neben mir in Paris! Ich betrachtete dies als eine schreiende Verleugnung unseres Bündnisses, und wenn die Trabanten Seiner Eminenz nicht auf der Stelle das Hotel Rohan räumten, so würde ich auf der Stelle Paris verlassen.

Ein leiser Ausruf voller Befriedigung wurde hörbar von Seiten Erlach's, Dietrichs und Leder's. Der Herzog, welcher ruhig stehend bisher gesprochen, fing jetzt an umher zu gehen und setzte hinzu: Dabei bringt an, daß obenein dies verletzende Aufgebot gegen eine hochverehrliche Dame, die Tochter Sully's, gerichtet wäre. Denn aller Wahrscheinlichkeit zu Folge sei der Herzog selbst gar nicht in Paris. Um so herausfordernder wäre die ganze Procedur, recht wie erfunden, um mich ins Angesicht zu schlagen. Ich aber sei nicht der Mann, solche Herausforderung unerwidert zu lassen.

„Gute Nacht, meine Herren!“ sagte er dann, stehen bleibend, zu Erlach und Dietrich. Sie verbeugten sich und gingen. Als sie an der Thür waren, hörten sie noch den Herzog zu Leder sagen: „Der Graf von Nassau soll morgen mit dem Frühesten dies Schreiben ins Palais Cardinal tragen und soll sich fünf unserer stattlichsten Leute zur Begleitung mitnehmen, unter ihnen den Bart-Conrad. Er verlangt in meinem Namen unmittelbar dem Herrn Cardinal vorgestellt zu werden, sobald dieser aufgestanden ist, und erklärt, daß er beauftragt sei, auf sofortige schriftliche Antwort zu warten.“ — Nun ist ja geholfen! sagte Dietrich auf dem Vorsaale zu Erlach. — „Der Herzog von Weimar thut brav was er thun kann,“ erwiederte Erlach, „ob er damit hilft? ist eine andere Frage. Richelieu ist klüger und zäher als irgend ein Mensch in der Welt. Warten wir's ab. Gute Nacht!“

Dietrich schüttelte ungläubig den Kopf zu solchem Mißtrauen des erfahrenen Schweizers und eilte nun endlich nach Hause. Die Eltern mußten ja unruhig und ängstlich seiner harren. Es war nach Mitternacht, und sie waren ja gewärtig, daß er ihnen den Herzog von Rohan ins Haus brächte. So war es. Der Vater ging in großer Unruhe umher. Die Mutter nur saß ruhig da und tröstete ihn. In ihrem besten holländischen Kleiderputze saß sie da seit sechs Stunden, um den vornehmen Herzog anständig zu empfangen, und als nun Dietrich allein eintrat, rief sie lachend ärgerlich aus: Hätte ich das gewußt, ich hätte mir's bequemer gemacht!

Bei Dietrichs Erzählung wurde indeß auch sie ernsthaft. Sie war ganz ihres Dietrichs Meinung, daß die Gefangennahme Mathieus die wundeste Stelle sei unter all' diesen Vorgängen. „Ihn hab' ich ans Messer geliefert!" rief Dietrich einmal um das andere, als er durch die Berichterstattung wieder an die Begebenheiten im Palais Cardinal erinnert worden war. Er hatte gegen Leder, Erlach und Herzog Bernhard Mathieus gar nicht erwähnen können, und so fiel des alten Reiters Schicksal jetzt mit doppelter Schwere in sein Gewissen, weil er sich vorwarf, es vergessen zu haben. Seine phantastische Thätigkeit malte dies Schicksal jetzt aus bis zum Schaffot, und er hörte nicht auf mit dem Rufe: Ich hab' ihn ans Messer geliefert. Vater Hugo, welchem die ganze Angelegenheit von Stunde zu Stunde peinlicher wurde, weil sie seine Ambassadeur-Stellung sicherlich compromittiren werde, stimmte dem Sohne bei und wußte Beispiel auf Beispiel anzuführen: wie unerbittlich und grausam diese geistlichen Politiker ein solches Schlachtopfer zu behandeln pflegten, welches in ihre Hände gefallen.

„Uebertreibt nicht!" rief die Mutter. „Wenn Dietrich auch die Veranlassung gewesen, so ist er doch die unschuldige Veranlassung gewesen. Da hätte man viel zu verantworten, wenn man auch das verantworten müßte, was zufällig neben uns geschieht! Wenn ein Pferd scheu wird von meinem weißen Kleide

und Menschen niederrennt, hab' ich dann das Unheil, vielleicht den Tod dieser Menschen zu verantworten?" — Mathieu ist aber nicht zufällig zum Palais hingekommen, ich hab' ihn hingebracht! rief Dietrich. — „Um ihm zu nützen und von ihm getrieben! Er hat Dich hingedrängt! Das sind kranke Scrupel, Ihr Herren van Groot. Aber sie sind zu benützen, wie auch der Kehricht benutzt wird zum Dünger. Sie dienen dazu, der Deputation morgen den Mathieu besonders zu empfehlen. Ihr geht beide mit Tagesanbruch zum Grafen von Nassau und unterrichtet ihn davon und legt ihm ans Herz, daß er die Befreiung dieses Mannes, eines Glaubensbruders, eben so scharf verlangt wie alles Andere. Ein Nassau versteht das und hat die nöthige Schärfe."

Das ward beschlossen, und so ging man endlich zur Ruhe. „Ich wecke Dich schon, Papa, bei Zeiten!" sagte die tüchtige Frau noch zu ihrem Manne, der in den Morgen hinein zu schlafen pflegte.

Der Morgen war regnerisch und windig. Das wirkte herabstimmend auf den Vater Hugo, dessen Körper sehr empfindlich, und besonders für Erkältungen empfindlich war. Er hüllte sich eng in seinen Mantel und empfahl Dietrich zu wiederholten Malen, die ganze Angelegenheit mäßig und vorsichtig zu betreiben. — Dietrich dagegen war rüstig gespannt. Sein Gewissen in Betreff Mathieus zu beruhigen, meinte er jedes Wagniß bestehen zu müssen, und er verstieg sich in Gedanken zu den stolzesten Reden vor dem Cardinal, ja vor dem Könige selbst. Er sah gar nicht auf den Weg und bespritzte sich und seinen Vater recht unnöthigerweise mit dem Inhalte aller Pfützen bis zum Eingange ins Arsenal. Hier fanden sie den Hof voll gesattelter Rosse, und der Graf von Nassau trat eben mit seinem Gefolge in den Flur an der großen Stiege. Dietrich empfand das Bedürfniß, auch ein Roß zu haben. Es kam ihm ungenügend vor, neben den Reitern zu Fuß durch die Straßen zu patschen. Aber die Erfahrung mit

Mustapha dämpfte das Bedürfniß. Das Gefolge des Grafen von Nassau sah martialisch aus. Es bestand aus lauter bärtigen Kriegsleuten, denen man Sonne, Wetter und Wind und erfahrungsmäßige Entschlossenheit ansah. Selbst der Bart-Conrad fiel nicht besonders auf unter diesen Recken. Der Graf von Nassau selbst war nur von Mittelgröße, und sein Antlitz war ohne Röthe. Aber das Auge war gebieterisch und sein wortkarges Wesen war das eines Herrn. Es wurde sehr hervorgehoben durch einen blonden Jüngling, der neben ihm stand und der ihn eben fragte, ob auch er das Wort ergreifen sollte vor dem Cardinal. Nein! — erwiderte der Graf von Nassau halblaut — ich hab' Euch nur zur Begleitung aufgefordert, damit Euer Name unser Ansehen erhöhe und damit Ihr die verschmitzten und verlogenen Pfaffenregenten einmal in der Nähe seht und dadurch eine Vorstellung gewinnt, wie es in Wien aussieht. Denn Ihr habt doch wol manchmal in der Stille Lust, dort Euer Glück zu versuchen.

O nein! entgegnete rasch der Jüngling. Es war der kaum mündige Herzog Eberhard von Würtemberg, welchem der Kaiser die Einsetzung in das Herzogthum verweigerte, und welcher mit Hilfe Bernhards sein Herzogthum zu erobern hoffte.

Auch Rudolph von Mitzlau war in dem Gefolge und er machte sich bemerklich, indem er dem Grafen von Nassau zurief: die eintretenden beiden Herren seien der schwedische Ambassadeur und dessen Sohn, von welchem Letzteren Seine fürstliche Gnaden Herzog Bernhard so eben gesagt, daß er die Localitäten im Palais Cardinal kenne und den Führer abgeben werde. Der Graf von Nassau trat Hugo Grotius sogleich grüßend entgegen, und hörte mit Aufmerksamkeit an, was dieser von Mathieu wünschenswerther Befreiung sprach.

— Zuerst holen wir den! schrie Einer aus dem Gefolge, welcher ebenfalls der Rede des schwedischen Ambassadeurs gelauscht hatte.

Der Graf von Nassau sah sich nach dem Schreier um ohne ein Wort zu sagen. Aber sein bloßer Blick bedeutete: die Reihen-

folge geht von mir aus. Der Schreier war natürlich der Bart-Conrad. Der Graf von Nassau fragte nun Hugo Grotius, ob er ihn begleiten wolle ins Palais?

„Ich nicht; meine Regierung könnte das herausfordernd nennen. Mein Sohn wird mich vertreten.“ — Also vorwärts! Bleibt an meiner Seite junger Herr und unterrichtet mich im Hinreiten. Ihr habt kein Pferd, scheint es. Ein Handpferd von mir vorführen! rief der Graf. „Nur keinen Mustapha!“ schrie in dem Getümmel, welches sich in den Hof hinaus drängte, der Bart-Conrad, und ein Gelächter folgte. Das Abenteuer mit Mustapha war auch in diesem Kreise bekannt. — Seid unbesorgt — sagte der Graf von Nassau — das Pferd, welches man da vorführt, ist ein ruhiges Thier. — Den Bart-Conrad aber traf diesmal kein strafender Blick. Rohe Kriegerspäße waren freigestellt; man war nicht in der Lage, die Freiheit zu beschränken durch Förmlichkeiten.

Man stieg zu Pferde. Selbst Dietrich nicht ohne tapfere Wallung. Er hatte die Unbefangenheit, den „Mustapha“ nicht übel zu nehmen und treuherzig zu äußern: er sei allerdings ein ungeübter Reiter und einem Racker wie Mustapha nicht gewachsen. — Das machte wie jede natürliche Bescheidenheit guten Eindruck, und das heutige Roß schien auch Mustaphas Gegenstück zu sein; es hielt sich von selbst zur Seite seines Herrn, des Grafen von Nassau. Dietrich konnte unbesorgt um Störung seinen Vater mit der Hand grüßen, während die andere recht vornehm nachlässig die Zügel hielt.

Die Straßen waren still bei dem schlechten Wetter und der frühen Tageszeit. Dennoch fiel der grimmig ausschauende Zug den Leuten auf, und ehe er die lange Strecke durch die Stadt bis ans Palais Cardinal gekommen, hatte sich die Nachricht von dieser kriegerischen Deputation an den Cardinal verbreitet und der Haufe mitlaufender Pariser war von Straße zu Straße angewachsen. Der Cardinal war männiglich verhaßt, man witterte heraus, daß diese Deputation etwas Scharfes gegen ihn bedeute,

und die heimlichen Hugenotten eilten von allen Seiten herbei. Denn die Verfolgten haben die feinsten Ohren und sind überall am schnellsten auf den Beinen. Als die Deutschen von der Straße St. Honoré einbogen in den ersten Hof des Palais, drängten Hunderte von Menschen ihnen nach und riefen: Es lebe die Freiheit! Nieder mit dem Cardinal!

Die Trabantenwache war übereilt worden. Ihr Hauptmann Tristan war nicht da; er war schon bei Tagesgrauen wieder hinüber zum Hotel Rohan. Dort hatte er auch seine aufgewecktesten Leute. Die am Thore des Palais Wache haltenden waren unsicher geworden durch des Grafen von Nassau Zuruf: „Gesandtschaft des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar!" und waren nicht im Stande gewesen, das Volk abzuhalten, welches unmittelbar nach der Reiterschaar eingedrungen war. Die Reiter stiegen ab unter zudrängenden Volksmassen und immer stärker anwachsenden Zurufen.

Das war besonders für Conrad sehr anmuthig. Er benützte redlich die französischen Brocken, welche er aufgelesen und unter welchen „liberté" und „prêtre perfide" eine Hauptrolle spielten, um sie unter zupassender Mimik den Stimmführern zuzurufen. Dadurch bestärkte er natürlich die Leute in dem Glauben, es gälte diese Deputation einer allgemeinen Sache und dem Hasse gegen den Cardinal, ja es sei dies Eindringen einer deutschen Reiterschaar der Anfang einer Revolution. Die Wichtigeren unter den Schreiern schickten geringere Leute mit Botschaft in die Stadt hinaus: man solle kommen und helfen, das Strafgericht des Cardinals beginne.

Der Graf von Nassau schien keine Notiz davon zu nehmen. Er forderte Dietrich auf, ihn gerades Wegs nach den Gemächern des Cardinals zu führen. Dietrich that das mit großem Vergnügen. Wie anders erschien ihm heute die Treppe, welche er gestern angstvoll erstiegen. Jetzt sah er in seiner eiligst gebärenden Phantasie den Sturz des Cardinals, den Anbruch einer neuen Welt in Frankreich vor sich. Er sah mit Behagen, als er mit

dem ganzen klirrenden Gefolge oben angekommen war, daß die Dienerschaft bestürzt durcheinander lief, ja von dannen eilte. Der Portier war schon lange oben und hatte das Entsetzliche berichtet, was heran nahe. Jetzt beugte er sich, von der Dienerschaft allein übrig bleibend im großen Vorsaale, tief zur Erde und richtete an seinen alten Bekannten, die junge Excellenz des Herrn de Groot, die ergebenste Anfrage: wen und was er zu melden habe?

— Ohne Antwort weiter führen! sagte leise der Graf von Nassau zu Dietrich. Der Portier ward zur Seite gedrängt, und Conrad, als er diesen Stil des Besuches mit feiner Nase sogleich erkannte, ergriff den großen, mit Goldborten überdeckten Thürsteher bei den Schultern und schob ihn ans Fenster, von welchem man hinabschauen konnte auf den ersten Hof und auf die schreiende Volksmasse. „Attention!“ schrie Conrad hinab, nahm dem Portier den Tressenhut vom Kopfe und schwenkte selbigen grüßend nach unten. „Révérence! Compliment?“ schrie er dabei dem Portier in die Ohren, und dieser machte gehorsam geradeso die Neigungen, wie sein Hut sie machte in Conrads Hand. Jubel und Händeklatschen erscholl von unten, wo die Menschenmasse immer dichter anwuchs.

Der Graf von Nassau war unterdessen schon mitten im nächsten Saale; Dietrich neben ihm, das Gefolge dicht hinter ihm. Die große Thür auf welche sie zuschritten, wurde von Dietrich als die Thür zum Appartement bezeichnet, welches der Cardinal selbst bewohne. Sie näherten sich ihr raschen Schrittes, so daß Conrad, welcher von der Hauptsache nichts versäumen wollte, sich aber mit dem Portier schon versäumt hatte, ihnen wörtlich nachtraben mußte, was mit rasselndem Poltern geschah und den Charakter eines aufständischen Ueberfalls noch deutlicher machte. Dabei gerieth er auf dem glatten Fußboden dergestalt ins Rutschen und Schieben, daß er eher an der Thür war als der Graf von Nassau selber. Dieser machte eine abwehrende Handbewegung gegen Conrad, in demselben Augenblicke aber ging die

Thür auf und Pater Joseph erschien in derselben. Drohend streckte er ihnen die Hand entgegen und rief: „Halt!“

Er war ein muthiger Mensch und hatte von innen den Abbé Boisrobert, welcher sich fürchtete und die Thür verriegeln gewollt, unsanft zurückgeschoben. Sein garstiges Antlitz hatte einen grimmigen Ausdruck, und die dunkle Kapuzinerkutte steigerte denselben noch mehr.

„Was wollt Ihr? Wie könnt Ihr's wagen, so ungeschlacht hier einzudringen bei Seiner Eminenz?!“

Die Weimaraner kannten und haßten ihn. Er war schon mehrmals im Kriegslager erschienen und hatte immer Befehle gebracht, welche den Kriegslauf hemmten und beschädigten. Die Allianz mit dem katholischen Frankreich war ihnen ohnedies zuwider, und daß nun gar so ein garstiger Mönch den entscheidenden Herrn spielen sollte, war ihnen unausstehlich. Sein jetziges Auftreten und Fragen wurde also mit einem allgemeinen mürrischen Ausrufe des ganzen Gefolges beantwortet.

„Geduld!“ sagte der Graf von Nassau zu den Seinen, und dem Pater Joseph erwiderte er: „Wir wollen Seine Eminenz sprechen, und zwar auf der Stelle“. — Das ist nicht die Form, für welche die Eminenz zugänglich ist. Was untersteht Ihr Euch?! — „Sprecht höflich, Herr Kapuziner,“ entgegnete der Graf von Nassau, welcher geläufig französisch sprach, „wir sind nicht die Leute, Unhöflichkeiten eines Mönches hinzunehmen. Seid Ihr der Kammerdiener Seiner Eminenz, so beeilt Euch, uns anzumelden. Wenn nicht, so geht aus dem Wege!“

Pater Joseph stieß heftige Zornesworte aus und trat ihnen entgegen und erst recht in den Weg. Der Graf von Nassau machte eine abweisende Handbewegung, welche der vorn stehende Conrad dahin deutete, daß der Mönch beseitigt werden sollte. Er ergriff ihn mit beiden Händen am Stricke, den er als Gürtel um die Kutte trug, hob ihn wie eine Feder in die Höhe, schwenkte ihn in der Luft nach rechts und setzte ihn dort auf einen Sessel.

Der Graf von Nassau schritt sammt dem Gefolge durch die offene Thür. Sie waren nun wirklich in einem Wohnzimmer des Cardinals, welches an das Schlafzimmer desselben grenzte. Der Abbé Boisrobert und ein Leibdiener des Cardinals standen zitternd vor der Seitenthür, welche ins Schlafzimmer führte. Dem Abbé flogen alle Glieder. Directen persönlichen Angriffen gegenüber war er ein muthloser Wicht, und er hielt dies Eindringen für einen persönlichen Angriff. Seine ohnehin schwerfälligen Füße versagten jeden Dienst; er fühlte sich wie angenagelt und war gar nicht im Stande, von der Thür wegzugehen. So war er gegen seinen eigenen Willen ein treuer Thürhüter seines Gebieters. Dietrich flüsterte dem Grafen von Nassau zu: wen er vor sich habe, und der Graf forderte nun den Abbé auf, dem Herrn Cardinal eine dringende Botschaft des Herzogs von Weimar anzumelden.

„Eminenz schlaf —" Mehr rang sich nicht hervor aus dem stammelnden Munde des Abbé, welcher den Luftpaß hinten im Schlunde verschlossen fühlte. Der Leibdiener vollendete den angefangenen Satz: „Eminenz schlafen noch — sind spät zur Ruhe gekommen — sind stets nervöser Natur — langen Morgenschlafs bedürftig".

Der Graf von Nassau war einen Augenblick zweifelhaft, ob er so weit gehen sollte, das Aufwecken des Cardinals zu verlangen. Da war Pater Joseph wieder zu hören. Selbst Conrad hatte ihn nur für eine kurze Zeit beseitigen können. Er kam nachgestürzt und schrie über die Maßen gegen die unerhörte „Frechheit barbarischer Söldner". Diese Bezeichnung veranlaßte den Grafen, keine weiteren Umstände zu machen. Er befahl Conrad, den vordringenden Kapuziner fest zu halten, und befahl dem Leibdiener, den Herrn Cardinal zu wecken. Der Graf hatte noch nicht ausgesprochen, da hörte man aus dem Zimmer des Cardinals ein heftiges Läuten mit der Glocke. Das Geschrei des Pater Joseph hatte Richelieu aufgeweckt, und gleichzeitig war von der andern Seite die Herzogin von Aiguillon in das Schlafzimmer ihres

Oheims geeilt, um ihm anzuzeigen, daß ein Volksaufstand im Hofe tobe und ins Palais eindringe. —

„Oeffne! der Herr Cardinal schläft nicht!“ herrschte der Graf von Nassau dem Leibdiener zu und schritt vor. Der Diener öffnete, und die Kriegerdeputation schritt in das Schlafzimmer, den entsetzten Abbé Boisrobert, welcher wirklich nicht von der Stelle konnte, wie eine Klippe umgehend.

Der Cardinal Richelieu lebte stets unter der Angst eines schlechten Gewissens. Eine plötzliche Ungnade des Königs, ein plötzlicher Anfall von Seiten der Aristokratie, eine plötzlich losbrechende Rohheit und Grausamkeit der Volksmasse stand täglich vor seiner Seele, sobald sein äußerst erregbares Nervensystem das Gleichmaß seines Befindens erschütterte. Deshalb war er immer und überall auf plötzlich zu ergreifende Schutz- und Fluchtmittel bedacht. Auch in seinem Schlafzimmer war eine unsichtbare Thür vorhanden, die in ein Versteck führte, und als er jetzt das Geschrei seines treuen Pater Joseph hörte und den Zuruf seiner Nichte verstand — denn im ersten Momente des Aufschreckens aus dem Schlafe war er ohne jedes Verständniß gewesen — hatte er sich aufgeschnellt, um aus dem Bette zu springen und durch die geheime Thür zu flüchten. — Es war zu spät gewesen: die bärtigen Krieger standen vor seinem Lager. Er zog die Beine wieder zurück, welche schon außer dem Bette gewesen waren, und suchte sich geistig zu fassen. Denn der Geist allein — flüsterten seine Gedanken — konnte ihm jetzt noch nützen, er mußte so frei als möglich erhalten werden. Bleich wie der Tod saß er da im Spitzenhemd. Die feine Hand krampfte sich in die rothseidene Decke; die Augenlider drängten sich abwärts und ließen nur die Hälfte der Augen frei. Er fand kein Wort der Frage. Aber seine Nichte fand ein befreiendes Wort. Sie erkannte einige der Krieger, welche mit Bernhard in St. Germain gewesen waren; sie rief also: Das sind ja Herren des Herzogs von Weimar!

Ah?!“ flüsterte Richelieu, „keine Franzosen?!“ — Verzeiht, Eminenz, die Störung, welche ohne unsere Schuld wie ein Ueber-

fall erscheint. Wir sind mit einem dringenden Auftrage unseres Herzogs an Euch betraut und fanden Eure Leute von einem tumultuarischen Eindringen der Pariser in Euer Haus so bestürzt, daß wir keine Meldung bei Euch erreichen konnten — „Tumultuarisches Eindringen der Pariser —?" unterbrach Richelieu. — Ja, Eminenz! Wenn Ihr uns rasch abfertigt mit zustimmender Antwort, so können wir vielleicht auf unserm Rückwege Palais und Hof säubern. Vielleicht lassen sie uns Zeit. Hier ist das Schreiben des Herzogs von Weimar, auf dessen Beantwortung wir warten.

Richelieu erbrach es mit fliegenden Händen. Man sah es ihm an, daß er kaum die Kraft in den Augen hatte, die Schriftzüge zu erkennen und zu verstehen; aber man sah auch, daß er sich moralisch Gewalt anthat. Es war ja die größte Eile nöthig wegen der Volksmassen, die der Graf von Nassau so geschickt zu seiner Reservearmee gemacht. Die moralische Anstrengung überwand auch die bebenden Augennerven: er erkannte, daß es sich um die Verfolgung Rohan's handelte, und ohne genau und bis ans Ende zu lesen, sprach er hastig: „Irrthum! Irrthum! Mißverstandener Diensteifer der Trabanten und Musketiere! Empfehlt mich Eurem Herzoge und sagt ihm von mir: ich gäbe auf der Stelle Ordre, das Hotel Rohan frei zu lassen, ganz frei. Sagt das, und eilt und haltet Wort, indem Ihr draußen die Pariser aus Haus und Hof hinaus expedirt!" — Ich bitte um Entschuldigung, Eminenz, erwiderte der Graf von Nassau, daß ich damit nicht zufrieden bin. Der Herr Herzog Bernhard glaubt auf einer schriftlichen und positiven Antwort wie Ordre von Eurer Eminenz bestehen zu müssen.

Man sieht dieser Graf von Nassau war ein sicherer Tactiker und verstand es, die Angst Richelieu's vor dem Volksauflaufe auszubeuten. Er war auch nahe am Gelingen dieser Tactik.

„O mein Gott," rief Richelieu, „das hat ja gar keine Schwierigkeit! Nur schafft erst Ruhe draußen, daß es hier innen ordentlich geschrieben werden kann!" — Der Lärm draußen,

Eminenz, mag wol ein Mißverständniß sein. Das wird sich aufklären, und das werden wir aufklären, wenn wir mit Eurer schriftlichen, positiven Antwort wie Ordre die Treppe Eures Palais hinab steigen, zu welcher die schlecht unterrichtete Volksmasse jetzt herauf drängt. — „Also Schreibzeug daher, um ans Ende zu kommen! Madelon, das Schreibpult und was dazu gehört dort vom Tische!“

Die Herzogin von Aiguillon, an welche diese Aufforderung gerichtet war, verrichtete eiligst dies Geschäft. Sie war vertraut mit allen Lebensgewohnheiten ihres Oheims und hatte ihn hundertmal auf einem Brettchen im Bette schreiben sehen. Er verließ oft Tage lang sein Bett nicht und hatte sich den Aufenthalt in demselben mit allen möglichen Hilfsmitteln eingerichtet. In der Sache selbst war sie ganz für Zufriedenstellung des Herzogs Bernhard und für eiligste Beseitigung der aufständischen Menge. Deshalb war sie auch nach dem Eintritt der Deputation im Zimmer geblieben. Denn übrigens war es ihr nicht angenehm, von diesen Kriegsmännern im tiefsten Negligé überrascht und betrachtet zu werden. Sie war sich indessen ihrer schönen Arme und ihrer schönen Büste vollkommen bewußt und vergaß es nicht, im Herzutragen des Schreibmaterials den Arm hoch zu heben und sich am Bette seitwärts nieder zu beugen, so daß ihr weißes Nachtgewand den lebensvoll weißen Arm und Busen einigermaßen, also doppelt lockend frei gab. Wenn diese Kriegsleute in der Gegenwart Bernhards von deinen Reizen murmeln — dachte sie — so ist auch dies ein Reizmittel! Das Alles geschah schnell und geschickt — der Cardinal begann zu schreiben. Aber Pater Joseph, welcher außen hatte bleiben müssen unter Conrads Obhut — der Graf von Nassau hatte Conrad einen verständlichen Wink gegeben — dieser tapfere Pater Joseph war anderer Meinung. Er kannte seinen Richelieu nur zu gut und mißtraute ihm völlig bei allen Ereignissen, welche Ueberfall und Volksaufstand betrafen. Da beträgt sich der Cardinal — und er pflegte ihm das ins Angesicht zu sagen — wie ein durchnäßtes Huhn, dem aller Muth abhanden gekommen ist, und

da braucht er mich wie ein Säugling seine Amme! — Er hatte nicht Unrecht. Richelieu war von dem verwegensten Muthe in Plänen und Entwürfen, ja auch in Durchführung derselben, so lange diese Durchführung in höheren, berechenbaren Sphären blieb. Selbst den Krieg bestand er leidlich, soweit er in demselben befehlen und sich selbst die Stellen seiner Mitwirkung aussuchen konnte. Aber vor unberechenbaren Gefahren hatte er eine unbezwingliche Angst. Er hatte den Muth des Geistes, und nicht den Muth des Herzens. Namentlich Volksmassen waren ihm erschrecklich. Sie knickten ihm alle Spannkraft der Nerven.

Dies wußte Pater Joseph. Sobald also die kriegerische Deputation rechts und links an der erbärmlichen Klippe Boisrobert vorüber zum Cardinal hineingedrungen war, machte er gar keinen Versuch, den an der Thür bleibenden Bart=Conrad zu stürmen, um selbst folgen zu können. Nein, er ging hastigen Schrittes zurück nach dem Vorzimmer und nach dem Treppenhause. Dort wollte er sich erst überzeugen, wie viel das Volksgeschrei zu bedeuten habe und ob das Heranziehen der Leibwache aus dem inneren Hofe nicht Abhilfe schaffen könne. Wirklich fand er auch schon die große Stiege zahlreich besetzt von den Musketieren und Trabanten und hörte von ihnen, daß man innen unbesorgt sein könnte. Dann riß er ein Fenster auf, um in den Vorderhof hinab zu schauen und sich über die Beschaffenheit der Schreier durch den Augenschein überzeugen zu können, namentlich ob sie bewaffnet wären. Ein skandalöses Schreien, Pfeifen und Brüllen empfing ihn, als man unten seiner ansichtig wurde, denn er war allbekannt und als des Cardinals rechte Hand allverhaßt. Daraus machte er sich gar nichts, sondern schrie grimmige Scheltworte in den Lärm hinein und drohte mit der Faust. Erst als Steine heraufflogen, zog er sich zurück, trotz der Steine mit der Ueberzeugung: dies ist ein zufälliger, unbewaffneter Zusammenlauf, eine „échauffourrée“, wie er vor sich hin murmelte, und diese Lage verdient nicht das geringste Opfer. Dies dem Cardinal noch rechtzeitig beizubringen, eilte er zurück, um an die

Seite des Cardinals zu gelangen. Des bärtigen Unbands halber, welcher an der Eingangsthür stand und welchem er sich körperlich nicht gewachsen fühlte, lenkte er aber vor den Augen Conrads rechts ab durch eine Seitenthür. Sie führte auf einen schmalen Corridor und am Ende desselben zu einer Tapetenthür, dem Schlupfloche Richelieu's aus seinem Schlafzimmer hinaus.

Conrad ahnte das Vorhaben des Mönches und setzte sich in Marsch hinter ihm her. Er fand aber die Seitenthür nach dem Corridor hinaus verriegelt. Pater Joseph hatte seinen Rückzug weislich gedeckt, und der Bart-Conrad stand betroffen da. Während nun im Schlafzimmer des Cardinals völlige Stille herrschte, weil derselbe mit Niederschreibung der verlangten Antwort beschäftigt war, stürzte Pater Joseph unter heftigen Scheltworten durch die Tapetenthür herein.

Er schritt, fortwährend sprechend, zum Bette des Cardinals und rief diesem zu: er solle nicht schreiben, er sei übereilt, getäuscht, überfallen! Vor allen Dingen sei der sogenannte Volksaufstand eine Seifenblase, die jetzt schon platze. Trabanten und Musketiere seien eben in Begriff, den Hof zu säubern von unbewaffnetem, bedeutungslosem Gesindel. Nichts bleibe übrig von der ganzen „échauffourrée“, als das Betragen dieser fremden Kriegsleute, ein Betragen, welches die Aufmerksamkeit und Ahndung von Seiten des Herrn Premierministers verlange. Diese Männer seien eingedrungen in sein Haus wie Rebellen, sie hätten den Pöbelhaufen hinter sich her gezogen, sie hätten sich thatsächlich und körperlich an ihm vergriffen, ja jetzt noch stehe an der Eingangsthür dieser Uebelthäter, ein riesiger Kerl, wahrscheinlich der Profoß dieser Weimaraner, welcher mit frechen Händen festgreife was ihm nahe komme. — Kurz und bündig — schloß er mit dem letzten Reste seines Athems — Ihr, Eminenz, seid ein Gefangener dieses Häufleins dreister Fremdlinge und seid, wie ich sehe, im Begriff, das zu schreiben, was sie Euch dictiren unter den gröblichsten Formen der Einschüchterung. Ermannt Euch, Eminenz, und hört vor allen Dingen auf zu schreiben!

Das war ein schwerer Schlag für die politische Action des Grafen von Nassau, welche ihm bis daher unter Benützung aller zufällig eintretenden Umstände trefflich gelungen war. Das entscheidende Unglück für ihn bestand darin, daß Richelieu auf einmal seiner Angst vor dem Volksaufstande entledigt wurde. Diese Angst allein machte ihn schwach, und hatte den Grafen von Nassau stark gemacht. Man sah es ihm an. Er hatte aufgehört zu schreiben bei Pater Josephs Rede, und dessen Versicherung, daß der Aufstand nichts bedeute, wirkte zauberhaft. Die gebeugte sitzende Stellung verschwand, der Oberkörper richtete sich kerzengerade auf und die niederhängenden Augenlider gingen in die Höhe. Der zuversichtliche Blick trat in die braunen Augensterne, welchen eine so seltene Mischung von süßer Milde und böser Schärfe eigen war. Mit der ganzen Schärfe ausgerüstet flogen sie jetzt im Kreise umher, als wäre der Mann erst jetzt aus dem Schlafe aufgewacht. So sehr bestätigte sich's, daß dieser Kapuziner Pater Joseph die muthvolle Ergänzung des Cardinals war für Alles, was thatsächliche Handlung betraf und thatsächliches Wagniß. Die eintretende Pause war sehr unangenehm für den Grafen von Nassau. Er sah, daß alle eroberten Vortheile verloren gingen, daß Richelieu die angefangene Schrift langsam zerriß mit seinen weißen Fingern. Er erkannte, daß er energisch gegen den Pater Joseph auftreten müßte. Das that er denn auch. Und zwar im Tone kriegerischer Rauhheit, die von höflichen Formen und Rücksichten nichts zu wissen braucht, wenigstens nichts wissen will. Dieser Graf war begabt mit der diplomatischen Kunst der Nassauer. — Was — rief er — was haben wir zu schaffen mit der Auffassung und dem Geschrei eines Mönches!? Wir sind Protestanten, zur Allianz eingeladen mit dem Königreiche Frankreich. Der erste Minister Frankreichs selbst hat uns eingeladen. Sind wir hier um Mönchspolitik anzuhören? Sollen wir demüthig im Vorzimmer harren, wenn ein wichtiger Glaubensgenosse von uns, wenn ein Rohan wie ein Dieb behandelt wird, und zwar dicht unter unserer Nase? Ein Zeichen was uns selbst bevorstehe,

wenn wir mißfällig würden. Wahrhaftig nicht! Solch' eine Allianz wäre kindisch von unserer Seite. Zum Teufel dann mit ihr! Und so denkt unser Herzog. Kein Band wird ihn alsdann auch nur eine Nacht länger in dieser Stadt zurückhalten. Nach alle dem aber, was ich hier höre und sehe, könnte das französische Mönchsregiment es versuchen auch uns à la Rohan zu behandeln, weil wir nur eine kleine Schaar sind. Ist ja doch auch Rohan der Form nach in regelmäßigem Freundschaftsverhältnisse mit der französischen Regierung. Schützt ihn das nicht, wie sollte uns unsere Allianz schützen vor der biedern Mönchspolitik! Nun denn, der Ritt vom Arsenal hierher hat uns gezeigt, daß unsere kleine Schaar sich wie eine Lawine vergrößern kann. Davon wollen wir Notiz nehmen, sobald wir dies gastliche Haus unbefriedigt verlassen haben. Also eine genügende schriftliche Antwort und Ordre, Herr Cardinal, oder Gott befohlen!

Ein energisches „Ja!" von allen Begleitern des Grafen von Nassau ausgerufen, unterstützte nachdrücklich diese Rede, und wie gerufen trat auch just der Bart-Conrad ein, der sich draußen gelangweilt hatte und der beim Anblicke des Pater Joseph unbekümmert um alle vornehme Umgebung ausrief: — Da ist sie richtig, die Kutte! Sie ist mir entwischt, Herr Oberst — fuhr er fort, gegen den Grafen von Nassau gewendet — soll ich sie hinaus befördern?

Dabei schritt er gegen das Bett des Cardinals, neben welchem Pater Joseph stand, und die riesige, schwarzbärtige Gestalt, welche sich dem Bette näherte, war wol angethan, Richelieu's Aengstlichkeit neuerdings zu wecken. Die ganze Scene erinnerte ihn nur gar zu sehr an Scenen der neuesten französischen Geschichte, welche plötzliche Ermordungen in geschlossenen Räumen genug aufwiesen, sobald die Politik keinen anderen Ausweg mehr vor sich gesehen. Richelieu winkte hastig dem Grafen von Nassau, diesem ungeberdigen Kerl Einhalt zu thun, und dieser machte lächelnd eine leichte, abwehrende Handbewegung gegen Conrad hin.

„Wir gerathen von beiden Seiten in Uebertreibungen,“ sagte nun Richelieu, „Ihr, indem Ihr die lebhaften Reden unseres Paters wörtlich deutet, der Pater aber, indem er Kriegsleute beurtheilt wie Hofleute. Ich bin ja gar nicht Willens, das Verlangen des Herzogs von Weimar abzulehnen; im Gegentheile. Verfügt Euch, ich bitte, in den anstoßenden Saal, aus welchem Ihr hier eingetreten seid; ich stehe aus dem Bette auf und binnen einer Viertelstunde ist die Ordre in aller Form redigirt, welche Euer Herzog wünscht.“ — Bitte um Verzeihung, Eminenz — erwiderte der Graf von Nassau — unser General Herzog Bernhard, hat befohlen, Euch selbst zu sprechen und Euch nur mit der bewußten Ordre zu verlassen, oder leer heimzukehren. Ich warte also bis ihr geschrieben, oder ich gehe ohne irgend etwas abzuwarten. Wählt und entscheidet! — Ehe der Cardinal antworten konnte erhob sich eine neue Stimme. Hinter dem Bart-Conrad war ein kleiner Mann eingetreten und im Hintergrunde geblieben. Jetzt schritt er langsam zum Bette des Cardinals und sprach:

„Im Namen des Königs! — Nur deshalb erlaube ich mir, diese anziehende Scene zu stören. Sie erinnert recht an die Zeit der Guisen. Seine Majestät vermuthete etwas Aehnliches und sendet mich deshalb an Seinen Premierminister den Herrn Cardinal mit der Anfrage, was der Volksauflauf und Lärm vor dem Palais Seiner Eminenz zu bedeuten habe? Man hat ihn drüben im Louvre bemerkt und gehört, und Seine Majestät können nicht glauben, daß die gemeldete Veranlassung dieser öffentlichen Ruhestörung auf Wahrheit beruhe. Man hat nämlich gemeldet, die ausbrechende Unzufriedenheit der Pariser betreffe einen Ueberfall des Hotels Rohan von Seiten der Garden Seiner Eminenz. Da nun aber Seine Majestät bei guter Zeit seine Willensmeinung dahin erklärt haben, daß ihm jegliche Verfolgung des Herrn Herzogs von Rohan, eines treuen Unterthans Seiner Majestät, durchaus unpassend und unstatthaft erscheine, so ist der Glaube von der Hand zu weisen, daß dennoch heute Nacht ein Ueberfall

des Hotels Rohan stattgefunden haben könne durch die Garden des ersten Ministers Seiner Majestät."

Diese Worte wurden eintönig und nicht besonders stark, aber recht deutlich und vernehmlich gesprochen, da Jedermann im tiefsten Schweigen zuhörte. Der kleine Mann, welcher sie sprach, war der Minister Desnoyers. Sein schlaffes Gesicht spannte sich nicht im Mindesten während seiner Rede und seine schweren, dicken Augenlider machten nicht die geringste Anstrengung, den auf ihn schauenden fremden Männern das verdeckte katzengraue Auge zu zeigen. Er traute den Worten allein hinreichende Gewalt zu.

Und er hatte Recht. Der deutschen Deputation konnte nichts Erwünschteres kommen, Richelieu konnte nichts Unangenehmeres begegnen. Aber in diesen Lagen, welche seine politische Machtsphäre berührten, war er durchaus nicht fassungslos wie bei einem brutalen Ueberfalle durch Volksmassen oder Soldaten; in diesen Lagen war er zäh und hartnäckig. Ueber sein Gesicht fuhren nur leichte Zuckungen, und statt selbst zu antworten wendete er sich gegen seine Nichte und nickte nur mit dem Haupte. Sie war trefflich eingeschult und verstand ihn sogleich.

„Aber um des Himmels willen," rief sie und blickte vortretend zuerst auf den Minister Desnoyers, dann auf den Grafen von Nassau, „wovon ist denn hier eigentlich die Rede? Mein Oheim hat ja gestern in meiner Gegenwart seinen Leuten die Ordre gegeben, die Nachforschungen gänzlich zu unterlassen, ob der Herzog von Rohan in Paris sei!" — Wie? riefen Alle. — „In meiner Gegenwart und bei früher Tageszeit." — So schlecht gehorchte man Seiner Eminenz? fragte Desnoyers mit einem süßsauren Lächeln. — „Leider mein guter Herr College," erwiderte Richelieu, „leider! Und wir werden allmälig jeglichen Gehorsam zerstören, wenn immer weiter von verschiedenen Seiten regiert und befohlen wird. Die Einheit des Commandos ist eben die Seele des Regiments." — Wer hat denn aber anders befohlen als Eure Eminenz? — „Das frag' ich Euch, Desnoyers! Hier

wirthschaftet wol religiöser Uebereifer sogenannter guter Katholiken. Dem Hugenotten Rohan mag es gelten. Und das solltet Ihr nicht ausfindig machen können, lieber Desnoyers? Zu Euch haben ja diese sogenannten guten Katholiken, denen ich nicht Cardinal genug bin, zu Euch haben sie ja gutes Vertrauen. Erforscht von ihnen, wer meine Garden veranlaßt hat, nach dem Herzoge von Rohan zu suchen! Was sag' ich meine Garden? Die stehen draußen an der Stiege und in den Höfen. Ein paar Mann von ihnen haben sich vielleicht verleiten lassen, an der Nachsuchung Theil zu nehmen, bestochen von übertreibenden Katholiken. Ich werde sie scharf zur Verantwortung ziehen. Aber kürzen wir diese unerquickliche Vorfrage ab. Alle Theile wünschen, wie sich zeigt, daß ein Ende gemacht werde. Endigen wir damit. Gestatten mir die Herren nur fünf Minuten Sammlung, indem sie sich ein wenig von mir entfernen. Eine Ordre hab' ich schon zerreißen müssen, weil ich zerstreut und deshalb verworren geschrieben hatte. Binnen fünf Minuten, meine deutschen Herren, hab' ich geschrieben was nöthig ist."

Die Deputation trat seitwärts. Desnoyers folgte ihr. Richelieu fing wieder an zu schreiben. Desnoyers ging an den deutschen Kriegsmännern vorüber und betrachtete sie mit seinen halb zugedeckten Augen von unten auf. Bei dem Einen hob er ein wenig die Augenlider und sagte leise: — Mein Herr! — Und hierauf folgte ihm dieser Eine etwas seitwärts nach dem Fenster zu. Desnoyers schien zu fragen und der Eine schien höflich zu antworten. Dieser Eine war Mitzlau. Dietrich, höflichst angesprochen von all' diesen Vorgängen und voll Bewunderung für den Grafen von Nassau, sprach leise in diesen hinein, daß nun die Gelegenheit ergriffen werden könne, beim Fortgehen — denn der Cardinal schreibt ja doch jetzt was wir brauchen! — um den Rohan'schen Diener zu befreien und mitzunehmen. Er sitzt gewiß unten neben den Pferdeställen, und die Volksmasse im Hofe wird mit uns strömen und uns unterstützen, wenn's nöthig ist. Trotz der leisen Rede hatte der nahe stehende Conrad dies gehört, und

mit einem unanständigen Ausbruch der Stimme gab er seine Zustimmung zu erkennen. Dieser Conrad'sche Aufschrei unterbrach die allgemeine Stille im Zimmer. Richelieu blickte auf und sagte dann: Der Herr Oberst! Der Graf von Nassau ging zu ihm ans Bett.

„Was gab's in Eurer Gruppe?" fragte der Cardinal. — Man erzählte, daß ein Rohan'scher Diener von Euren Leuten gemißhandelt und festgenommen sei — „Nachdem er — ah, lassen wir diese Bagatellen! Hier ist die Antwort und Ordre, welche Euer Herzog wünscht. Empfehlt mich ihm und erzählt ihm, wie Ihr gesehen, daß ich nicht allmächtig bin und oft gekreuzt werde in meiner besten Gesinnung für unsere Allianz. Ich hoffte dennoch, daß sie durch engere Bande zwischen uns verfestigt werde. Meine Nichte die sich Eurer Sache lebhaft angenommen, hofft dasselbe. Beim Fortreiten, lieber Herr Oberst, fegt Ihr wol auch den Straßentroß mit fort, welcher mit Euch gekommen ist. Nicht wahr? Dies Pariser Gesindel ist gesinnungslos und sucht nur Skandal. Und zum Abschiede schenkt mir Euren Namen, damit ich weiß, mit wem ich zu freundlichem Abschlusse verkehrt habe." — Ich heiße Graf von Nassau. — „Nassau!? — Verwandt mit dem regierenden Herrn in Holland?" — Allerdings. — „Nahe verwandt?" — Unsere Familie ist groß. — „Und thatkräftig, sehr thatkräftig. Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Graf von Nassau!"

Der Graf von Nassau machte eine leichte Verbeugung, blieb aber stehen und sagte: Eure Eminenz mögen mir gestatten, die Schrift zu lesen. Richelieu lächelte sauer, der Graf von Nassau las aufmerksam. Er fand, daß der Cardinal das Verlangen Herzog Bernhards vollständig billigte, und das Mißverhältniß in Betreff des Herzogs von Rohan sogleich nach Kräften beseitigen werde. Er mußte das für ganz genügend erachten. Daß bei lügnerischen Politikern kein Wort genügend wäre, klänge es noch so voll — das war ein Gedanke, welcher sich ihm wol aufdrängte, welchem er aber doch in seiner augenblicklichen Stellung

keine weitere Folge geben konnte. Er hatte in Händen was zu erobern ihm aufgetragen war, und so grüßte er jetzt mit soldatischer Höflichkeit und verließ mit der Deputation das Zimmer. Er war ein schweigsamer Mann. Er sagte kein Wort zu den lebhaften Aeußerungen seiner Begleiter, welche auf dem Wege bis zur Stiege das von Dietrich und Conrad angeregte Thema behandelten, unten beim Fortgehen den gefangenen Rohan'schen Diener zu befreien. Er sagte aber auch kein Wort dagegen. Wir sind hier im nichtswürdigsten Kriege trotz aller Allianz-Redensarten — dachte er — wir wollen also jeden Vortheil mitnehmen, der am Wege liegt.

Während er dann mit den Seinen die Treppe hinab stieg zwischen den unsicher drein schauenden Musketieren Richelieu's, ließ er sich von Dietrich die Oertlichkeit genau beschreiben, innerhalb welcher Mathieu gefangen säße, und sagte nun mit halber Stimme zum Bart-Conrad: Unter Führung dieses jungen Herrn und mit vier Männern von uns unten links abschwenken ins Innere nach den Pferdeställen! Geradeswegs bis zu der Thür, welche auf die Gasse führt. Dort erscheinen wir zu Pferde, wenn Ihr Hilfe braucht. Eure Rosse bringen wir mit. Dem Volkshaufen kann zugerufen werden: En avant avec nous! Verstehst Du? — Freilich! En avant avec nous! flüsterte feixend der Bart-Conrad und marschirte sogleich unten in der Halle voraus nach dem Hofe. Dietrich hatte Noth, ihm zu folgen.

Die Volksmasse war noch im Hofe; sie war an Zahl gewachsen. Sie begrüßte mit Vivat den bärtigen Riesen, von welchem bereits erzählt worden war, er hätte den Cardinal zum Fenster hinaus gehalten wie eine Flaumfeder, bis dieser seine Unterschrift zugesagt für die Verlangnisse der deutschen Hugenotten. Als er nun ihr Vivat mit den gebrüllten Worten beantwortete: En avant avec nous! da entstand Jubelgeschrei und stürmischer Zudrang. Conrad hatte gar nicht Platz noch Zeit, vier Begleiter zu wählen. Sie schienen ihm auch ganz überflüssig, er hatte Truppen genug. Und unter der Führung Dietrichs, der Schritte

machte in idealer Aufregung, als ob gar kein Erdboden unter ihm wäre, wälzte sich der Tumult nach den Ställen hinüber.

Die erschreckten Trabanten im Wachlocale und die Stallknechte wagten nicht den geringsten Widerstand. Letztere halfen sogar die Thür des Haftzimmers erbrechen, da der Schlüssel nicht vorhanden war, und Mathieu sammt dem schiefen kleinen Giroflay waren schon auf der Straße außen, als der Graf von Nassau mit den Seinen daher geritten kam. Auch der kleine Bub' war zur Hand, der Jaquette, welcher gestern hilfreich geschäftig gewesen war. Er hing sich an Dietrich und bat diesen, mitgenommen zu werden. Denn die Trabanten hätten ihn auf dem Striche. — Ich adoptire Dich! — rief Dietrich in seiner Seligkeit so prächtig gelingender Heldenthaten. — Lauf' mit uns bis zum Arsenale! — sagte er zu dem Kleinen, während er aufs Pferd kletterte — dann zupf' mich wieder, ich werde Sorge tragen für Dich. Fort ging der Zug unter Jubelgeschrei der Menge. Mathieu und Giroflay verloren sich auf des Grafen von Nassau Rath unter dieser Menge.

Leider hatten sie in dem Tumulte, welcher sie befreite, nichts weiter erfahren, als daß auch die Verfolgung im Hotel Rohan aufgehoben worden sei durch den Cardinal. Mathieu mußte also glauben, das Hotel wäre bereits geräumt von Tristan und Consorten, und indem er mit Giroflay hastig hinüber steuerte nach dem Hotel seiner Herrschaft, lief er Tristan und Consorten geraden Weges wieder in den Rachen. Denn Tristan konnte im glücklichen Falle erst im Laufe des Vormittags die Ordre erhalten, das Hotel freizugeben. Und das war der glückliche Fall. Der unglückliche Fall war aber auch in Erwägung zu ziehen. Er konnte darin bestehen, daß Richelieu, oder wenigstens die Umgebung Richelieu's sagten: die Ablassungsordre ist durch Ueberfall und Gewalt abgetrotzt worden, besinnen wir uns, ob wir verpflichtet sind, Folge zu geben, und gar sogleich Folge zu geben!

Daran dachte leider auch der Graf von Nassau nicht. Wie kurz er verfahren war, dieser treulosen Richelieu-Politik gegen-

über blieb er doch ein kurzsichtiger Soldat, der an der Ausführung einer schriftlich ausgestellten Ordre nicht zweifelte. Triumphirend kam die Deputation ins Arsenal zurück, und überreichte die Trophäe dem Herzog Bernhard. Der Graf von Nassau unterließ auch nicht, die warme Unterstützung der Cardinalsnichte zu schildern, welche in einem verführerischen Negligé zugegen gewesen sei und die Wünsche des Herzogs Bernhard vertreten habe. Der Herzog schwieg bei dieser Erwähnung. Aber sein Inneres, will sagen seine Sinnenwelt, war davon betroffen: ein feiner Beobachter konnte entdecken, daß eine leichte Röthe über sein gebräuntes Antlitz flog. Nur ein Mann war zugegen, welcher mißtrauisch blieb und die Lage so ansah, wie sie wirklich war. Dieser Mann war der Oberst Erlach. Ihn drängte es, darauf aufmerksam zu machen, daß sich Herzog Bernhard auch sofort der Ausführung dessen versichern sollte, was in Richelieu's Antwortsschreiben zugesagt war. Er trat vor. Aber Herzog Bernhard wendete sich eben, um aus dem Vorsaale in sein Gemach zurückzuschreiten. Der arme Herzog litt unter der sinnlichen Neigung, welche ihm mit der Herzogin von Aiguillon nahe trat. Die Seele des deutschen Herzogs war innerlichst durchaus nicht einverstanden mit dieser Neigung und warnte leise und nagend vor den Folgen solch' einer französischen, katholischen und pfäffischen Verbindung. Deshalb war Herzog Bernhard wortkarg, deshalb wollte er sich rasch in die Einsamkeit seines Gemaches zurückziehen. Und Erlach hatte eine zu fremde, untergeordnete Stellung, als daß er sich hätte erlauben dürfen, so unaufgefordert drein zu sprechen und den Herzog zurück zu halten. Er blieb unschlüssig stehen.

Der Herzog verschwand. Die Uebrigen zerstreuten sich. Kopfschüttelnd folgte ihnen Erlach. Draußen an der Stiege nur, wo Dietrich seinen Adoptivsohn, den Pferdestallbuben, hatte warten lassen, fragte er im Vorbeigehen Dietrich, den er ja als den Mustapha-Reiter länger kannte als die Uebrigen: ob man denn auch sicher wäre, daß aus dem Palais Cardinal sogleich hinüber

gesandt worden sei ins Hotel Rohan, um die Verfolgung aufzuheben? Dietrich, sanguinisch wie immer und oberflächlich in jeglichem Detail wie er war, antwortete mit Zuversicht: Natürlich! Er hatte Eile. Das Regenwetter war im Laufe des Vormittags von der Frühlingssonne zerstreut worden. Sie schien glänzend, ja heiß, und er hatte nicht vergessen, daß Louison heut' auf der Place royale promeniren und ihn treffen könne. Die Tagesgewohnheiten aber hatten in der damaligen Zeit alle einen frühen Termin, nicht blos bei den Bürgersleuten. Man speiste zur wirklichen Mittagszeit, und die Promenade fand gleich nach der Messe statt zwischen zehn und elf Uhr. Dazu wollte er auch noch vorher seinen Adoptivbuben zur Mama bringen, welche sich über diese Errungenschaft ebenso freuen würde wie über die Siegeskunde. So ging er denn mit langen Schritten unter der stechenden Sonne nach dem Marais zu. Die Errungenschaft neben ihm mußte Hundetrab gehen, um Strich zu halten. Aber Jaquette war sehr vergnügt dabei.

Unterwegs begegnete ihm ein goldig schimmernder Staatswagen, der von prächtig aufgeschirrten Rossen in Galopp nach dem Arsenale zu gezogen wurde. In ihm saß der Cardinal und dessen Nichte, die Frau Herzogin von Aiguillon. Sie machten dem Herzoge Bernhard ihren Gegenbesuch. Eine Dame, freilich unter dem Geleite ihres sehr ehrwürdigen Herrn Ohms, machte einem Junggesellen die persönliche Aufwartung! Welche feste Absicht mußte da zum Grunde liegen, welche feste Absicht, den deutschen Herzog dauernd einzufangen in weibliche und in politische Bande! Nach solch' einem Ueberfalle im Palais Cardinal entschloß sich Richelieu zu solchem Schritte! Und wahrlich mit geschicktester Politik. Der Ueberfall selbst erhielt dadurch eine ganz andere Färbung. Man war eben in so intimem Umgange, daß man in zwanglosester Weise gegenseitig verkehrte!

Der Cardinal fuhr Galopp, weil er das Volk fürchtete und mit überraschender Schnelligkeit durch die Straßen gebracht sein wollte.

Seine Nichte war heiter. Sie hatte in ungewöhnlicher Eile Toilette gemacht und hatte die Eile zur Entschuldigung genommen, daß ihre körperlichen Reize nicht sorgfältig oder gar peinlich verhüllt waren. Die Sonne schien ja so warm! Sie dankte dem grüßenden Dietrich recht freundlich. Auch der Cardinal that dies, indem er die saure Miene so süß als möglich machte. Er wurde gar selten gegrüßt auf der Straße, und er war aus Prinzip herablassend und liebenswürdig in seinem Dank. Dabei wurde doch der junge Groot fest ins Gedächtniß des Cardinals gestellt, wie Richelieu einen Schuldner in sein Gedächtniß stellte. Der junge Bursche war bei dem Ueberfall in erster Linie gewesen — das sollte ihm bei erster Gelegenheit angerechnet werden! Dietrich ahnte davon nichts; er war ganz erbaut vom Laufe der Welt, und der Bube neben ihm erfreute sein wohlthätiges Herz. Schmutzig sah er aus, der kleine Bursche aus dem Pferdestalle, das ist wahr. Aber Dietrich bemerkte dies kaum. Der Kern der Dinge war ihm wichtiger als die Schale. Costüm, pflegte er zu rufen, ist Nebensache. So erschien er denn triumphirend mit seinem kleinen Weltbürger aus dem Pferdestalle am Eingange der Place royale. Der Platz war schon belebt von Spaziergängern aus der Bürgerclasse; die vornehmere Classe pflegte etwas später zu kommen. Die Place royale war gepflastert, aber das Plaster war nach unseren heutigen Begriffen unvollkommen und bewahrte noch zahlreiche Pfützen des Morgenregens. Auch das fand Dietrich charmant. Die Mädchen mußten ihre Röckchen zierlich heben, um unbetupft über die schmutzigen Stellen zu kommen, und zeigten dabei ihre graziösen Bewegungen, vom zierlichen Fuß und hoch hinauf sichtbaren Strumpfe nicht zu sprechen. Man war ja überhaupt damals noch nicht der Meinung, daß die Kleider erfunden seien, um das Gehen zu erschweren; man trug sie kurz, und ein Liebhaber erkannte allenfalls seine Schöne auch am fein gefesselten Füßchen und am zierlichen Aufschwunge zur Wade. Louison sorgte außerdem dafür, das er sie erkenne: sie hüpfte so sicher, daß sie dabei noch den Kopf umwenden und dem suchenden

Dietrich das schalkhafte Auge entgegen senden konnte. Er war mit seinem Buben so eilig bei ihr, daß das schmutzige Regenwasser weithin spritzte. Darin leistete er etwas, und das Gekreisch der bespritzten Mädchen ging spurlos an seinem Ohr vorüber. Das saubere Mädchen hatte ihn also sogleich wieder erkannt! Das freute ihn sehr. Er trug sie ganz genau im Gedächtnisse, und er fand sie heute noch viel reizender. Wunderlich genug sah sie mehr auf den kleinen Jaquette als auf ihn und fragte schnippisch: — was er denn da für einen unsaubern Gassenjungen mit sich schleppe?

„Das ist mein Sohn!" antwortete er stolz. — Was? rief Louison, Ihr habt schon einen — „Einen Adoptivsohn! Seit einer Stunde." Und nun erzählte er ihr die wichtigen Vorgänge dieses Morgens.

Sie hatte die Freundin neben sich, welche beim Einzuge des Herzogs von Weimar an ihrer Seite gewesen war, und sie hörte nicht so freundlich zu, wie er gehofft hatte. Es machte ihr wol ersichtlichen Effect, daß der gelbe Chevalier, ihre Straßenbekanntschaft, eine so wichtige Person wäre, daß sie ins Palais Cardinal einreite und eintrete. Aber die „protestantische" Nüance schien sie stutzig zu machen, und außerdem schien der Junge aus dem Pferdestalle sie zu geniren, wenigstens sah sie öfters ärgerlich zu ihm hinüber und ersuchte Dietrich zu wiederholten Malen: er möchte nicht so schreien. Der Junge allein mache schon Aufsehen genug. — Und Aerger wird er Euch auch genug machen — setzte sie hinzu — denn es ist ein schlechtes Geschäft, die Kinder auf der Straße aufzulesen. Sie sind immer denen im Wege, welche im Hause zur Welt kommen, und Eure Frau Mutter wird nicht sehr erbaut sein von Eurer Niederkunft —

„Meine Mutter? Da irrt sich die schöne Louison! Schaut hin, da steht sie am Fenster und die Freude leuchtet ihr aus den Augen, mich und uns zu sehen. Meine Mutter hat ein weiches, uneigennütziges Herz, und das ist bei jedem Frauenzimmer die Hauptsache!"

Louison machte sich nicht viel aus diesem Vorwurfe, schon deshalb nicht, weil sie nur halb darauf hörte. Ihre Aufmerksamkeit ging hinauf nach dem Fenster, aus welchem Frau de Groot herabsah. Sie stand mit Dietrich inmitten des Platzes, der einst Tournier- und Carrousselplatz, jetzt mit Bäumen bepflanzt war, und war eben im Begriff gewesen, unter den Schatten eines Baumes zu treten. Sie blieb stehen, um Frau de Groot zu sehen und von ihr gesehen zu werden. Sie war ein praktischer Schelm. Ganz unerwartet machte sie ihm eine sehr zierliche und anständige Abschiedsverbeugung mit dem Bemerken, daß er die Frau Mutter nicht warten lassen dürfe, und — ließ ihn stehen.

Der Schelm wußte instinctmäßig, daß die „Frau Mutter" viel mehr davon erbaut sein würde, wenn das Bürgermädchen zurückhaltend und bescheiden erschiene, als wenn sie ihre Bekanntschaft mit einem jungen Edelmanne geflissentlich zur Schau brächte. Dietrich wollte nur eiligst seinen Adoptivsohn oben abgeben und kurzen Bericht erstatten über den Sieg im Palais Cardinal, dann aber wieder herunter kommen zu Louison. Er nickte vergnügt seiner Mutter zu und sprang mit seinem Jungen unter die Lauben, welche das Untergeschoß des Hauses mit ihrem Vorbau schützten, eine Bauart, welche in Paris nur hier an der Place royale versucht worden war. Die Mutter kam ihm oben entgegen, und zu seinem Erstaunen war auch ihre Aufmerksamkeit und ihr Fragen nur auf den „schmutzigen Buben gerichtet, den er mit sich herum schleppe". Ja, die sonst so gute und für ihn so nachsichtige Mutter äußerte sich höchst zornig, als Dietrich mit Emphase erklärte, was er mit diesem Buben vorhabe. Er sei ein Kind armer Hugenotten, welche in den Religionsverfolgungen zu Grunde gegangen, er habe instinctmäßig volle Anhänglichkeit an die Religionsgenossen bewiesen, er habe sich dadurch den Machthabern im Palais Cardinal verdächtig gemacht, er sei gefährdet. — Deshalb — hatte Dietrich geschlossen — habe er den armen Burschen adoptirt.

„Adoptirt?! Du bist geradezu verrückt!" rief die sonst so gütige Mutter und brach in einen Erguß aus, der alle Ver-

pflichtungen solch' einer Adoption aufzählte und dem Buben befahl, rasch etwas zu essen und dann seiner Wege zu gehen.

Dies kreuzte den Idealismus Dietrichs zu grell und er erklärte zum ersten Male heftig gegen seine Mutter, daß er kein Knabe mehr wäre, daß er wüßte, was er wolle, daß die schönen Lehren von Menschenfreundlichkeit nichts bedeuteten, wenn man sie blos im Munde führe, und daß er für den armen Buben sorgen würde, auch wenn Vater und Mutter dagegen wären. Der Vater war eben eingetreten. Ihn unterrichtete Dietrich kurz über den Stand der Dinge — und der Vater als ehrlicher, gutherziger Philosoph, erklärte sich für die Handlungsweise seines Sohnes, der seiner humanen Erziehung alle Ehre mache.

„Ihr Männer versteht eben nichts von den Forderungen eines Hausstandes!" rief die Mutter, aber ihre Stimme war milder und ihr Blick schaute auf den Sohn Dietrich, als ob das Lob des Vaters ihr ganz erwünscht gekommen wäre. Das gute Herz, die Liebe zu Dietrich und der Stolz auf ihn bekämpften sichtlich die rechnende Hausfrau, und es klang wie ein abziehendes Gewitter, als sie endlich den Buben ausschalt, daß er sich so unsauber halte, während ihm der Herrgott einen guten Wuchs und ein verständiges Antlitz geschenkt habe. — „Vor allen Dingen mußt Du gewaschen werden," schloß sie, „ehe von etwas Anderem die Rede sein kann. Marsch, fort mit mir in die Küche!" So führte sie ihn fort. Sie führte ihn, wenn auch ihr Arm steif dabei blieb.

Vater und Sohn sprachen nun über die politische Tragweite der Scenen im Palais Cardinal. Der Vater sah sie ganz eigen an. Es war eben ein Landsmann bei ihm gewesen, ein Holländer, der als reicher Mann große Verbindungen in Paris hatte. Der hatte ihm große Gesichtspunkte eröffnet. Sie gingen dahin, daß die protestantische Sache mit Verlust ihres besten Feldherrn, mit Verlust des Herzogs Bernhard bedroht wäre.

„Warum nicht gar! Nach dem Siege, welchen wir eben errungen!" rief Dietrich. — Das ist ein Sieg des Königs

Pyrrhus! antwortete der Vater — und Du erzählst mir ja eben selbst, wie der Cardinal ihn anfaßt, erzählst mir, daß er mit seiner Nichte den Herzog Bernhard besucht, mit seiner Nichte. Der Cardinal verhüllt und beschönigt seine Niederlage und verwandelt sie in einen Triumph, wenn es ihm gelingt, die Verheirathung seiner Nichte mit dem Herzoge durchzusetzen. — „Die Verheirathung!? Das hab' ich vergessen, vergangene Nacht im Palais ist es auch mir wie ein Blitz vor den Augen vorübergeflirrt —" — Die Verheirathung! Ich habe ganz intime Nachrichten. Der Minister Desnoyers hängt mit den Jesuiten zusammen, hängt eng mit ihnen zusammen. Ein Hauptfaiseur der Jesuiten, ein österreichischer Cavalier, ist in Paris. Er hat Desnoyers besucht. Desnoyers ist Richelieu's Gegner und ist Bernhards Feind. Er hat das Ohr des Königs und die ganze Unterstützung des Clerus. Der König haßt Richelieu, und wenn dieser eine politische Schwäche zeigt — Euer heutiger Ueberfall und Sieg zeigt aber eine solche Schwäche! — so beseitigt er den Cardinal. Das weiß Richelieu, und seine Gegenmine ist auf den Herzog Bernhard gebaut. Weder der König noch der Clerus läugnen, daß Bernhard das größte Feldherrntalent ist, welches jetzt in Europa existirt, und daß es eine gute Politik ist, sich seiner zu bemächtigen. Wäre es auch nur, um ihn unschädlich zu machen. Richelieu hat nun vor, letztere Ansicht zu überbieten. Er will ihn mit seiner Nichte verheirathen, und ihn dadurch eng an die französische Sache fesseln. Zu dem Ende soll ihm Wort gehalten werden mit dem Versprechen, daß ihm der Elsaß zufallen solle, ja man will ihm Theile von Hochburgund und auch wol von Lothringen dazu geben, damit er eine respectable Grenzmacht bilde in französischer Abhängigkeit. Um so größer soll diese Macht werden, je mehr Bernhard sich der französischen Politik hingiebt, um so größer, je näher die Möglichkeit rückt — „Welche?" — Kurz und gut, Richelieu hofft, den Herzog Bernhard mit der Zeit katholisch zu machen, wenn erst die Heirath abgeschlossen ist, und wenn alle Vortheile dann stromweise auf den ehrgeizigen

Herzog Bernhard herab regnen. — „Das thut Herzog Bernhard nie!“ — Wer weiß das?! Wir sind alle schwache Menschen. Und was hat Bernhard von dem erschöpften, zerklüfteten deutschen Reiche zu hoffen, dessen habsburgischem Kaiser er wie ein Erbfeind gegenüber steht?! — „Nie! nie!“ — Darüber entscheidet vielleicht schon diese Stunde. Mein Landsmann sagte: der Herzog Bernhard sei wie ein Knabe verliebt in die Aiguillon. Ist das wahr, dann wird vielleicht in diesem Augenblicke drüben im Arsenale die Verlobung abgeschlossen. Die weiteren Dinge mögen mehr oder weniger wahr werden, mit dieser Verlobung allein verliert die protestantische Sache ihren ersten Feldherrn, und der Herzog Bernhard verliert mit dieser katholischen Heirath das ganze Vertrauen der protestantischen Welt — er muß den Weg Heinrichs des Vierten gehen, und ob eine zweite Bluthochzeit erfolgt oder nicht, er muß wie der Bearner zur katholischen Kirche übergehen. — „Eilen wir hinüber, Vater, ins Arsenal!“ — Was können wir thun, mein Sohn, was können wir ändern? — „Wer weiß!“ — Du hast Recht! wer weiß, ob der Gesandte des protestantischen Schwedens nicht einen Augenblick findet, dem Herzoge ein wohl gemeintes Wort zu sagen, den Herzog zu ernüchtern, Du hast Recht, mein Sohn, eilen wir hinüber!

6.

Der warme Frühlingstag hatte sich zu dauernder Schönheit entwickelt in den Nachmittag hinein, als Hugo van Groot und sein Sohn Dietrich unter der steinernen Laube vor ihrem Hause auf die Place royale heraustraten. Die Wärme schwirrte und summte bereits und schwankte wie ein befruchtender Odem zwischen den Bäumen des Platzes dahin, so daß Vater Hugo sich sagen

zu müssen glaubte: diese Luft ist ganz dazu gemacht, in einem gesunden Kriegsmanne die sinnliche Liebeslust zu erwecken und hoch zu steigern. Wehe ihm, wenn diese kokette Aiguillon ihn heute einfinge zu einem einsamen Stelldichein!

Dietrich sah sich um, ob Louison vielleicht noch promenirte. Aber die Stunde des Umherwandelns war selbst für die vornehmen Stände längst vorüber, der Platz war leer, und die ersten jungen Mücken spielten ungestört im Sonnenscheine. Sie waren hier zu Hause auf dem alten Sumpfboden, von welchem dieser Stadttheil seinen Namen „Marais“ führt.

Weder Vater noch Sohn wurden es gewahr, daß man ihnen aufmerksam nachblickte. An einem Fenster nämlich dicht neben ihrem Hause stand ein schöner Mann und ein schönes Weib, und der Mann zeigte auf die fortschreitenden Holländer, und schien der Frau zu sagen: diese beiden groben Gestalten treiben Dinge in Paris, welche uns unbequem und nachtheilig sind.

Der Mann war Norbert von Zierotin und die schwarz gekleidete Dame, welche hier neben der schwedischen Gesandtschaft wohnte, hatte eine vollständige Aehnlichkeit mit Lady Ludmilla Seymour, gebornen Loß. Dietrich hatte diese schöne Dame schon öfters am Fenster gesehen. Sie gehörte in die Gallerie seiner Phantasiebilder. Jetzt aber sah er nicht rückwärts. Am Ausgange des Platzes begegnete den beiden Groots der langsam einher schreitende Doctor Blandini. Sie kannten einander nicht und der feiste Doctor, welchen die Frühlingssonne in Schweiß versetzte, ging schweigend an ihnen vorüber nach dem Hause der Lady Ludmilla zu. Im Hofe des Arsenals erfuhren Vater und Sohn, daß Herzog Bernhard mit dem Cardinal und dessen Nichte nach Rueil hinaus gefahren wäre zur Mittagstafel und zu ländlicher Erholung. Die Pferde des Herzogs gingen soeben nach. Die Frau Herzogin von Aiguillon habe von einer Reitpartie in die Wälder gesprochen. Hugo Grotius sah bekümmert drein und stieg mit seinem Sohne die Treppe hinauf, um wenigstens mit Rehlingen von Leder, dem Kanzler des Herzogs zu sprechen.

Dieser war dem berühmten Rechtsgelehrten Grotius sehr ergeben und war ihm schon lange durch brieflichen Verkehr befreundet.

Leder kam eben von der Tafel und war heiter angeregt. „Es läßt sich Alles hoffnungsvoll an," rief er Grotius entgegen, „mit unsern französischen Gastgebern. Der Intendant hier im Arsenale hat mir vorhin mitgetheilt, daß der Herr Cardinal beim Fortgehen lächelnd angezeigt: es sollte Alles aufgeboten werden, den Aufenthalt des weimarischen Gefolges angenehm und splendid zu machen, und es könnten täglich tausend Thaler dafür verausgabt werden, tausend „écus", der écu zu drei Livres. Das haben wir denn auch jetzt gleich an den Weinen bemerkt, und die Kriegsleute können sich drinnen nicht vom Nachtische trennen. Unsereiner ist doch mäßiger, wenn man auch ein feines Glas Wein zu schätzen weiß."

Er führte die beiden Groots in sein Zimmer und war geschmeichelt von Herrn Hugos Erklärung, daß dieser ein ernstes Gespräch mit ihm wünschte über die politische Stellung des Herzogs von Weimar.

Wenn zwei Gelehrte politisiren, so vergeht viel Zeit. Denn sie wollen nicht blos klug, sie wollen auch gründlich erscheinen. Und Leder wollte dem berühmten Manne gegenüber seine Tüchtigkeit erweisen. Er warf sich also mit ausgebreiteten Flügeln auf die schönen Zwischenlande, welche damals noch Frankreich und das deutsche Reich an unmittelbarer Berührung verhinderten. Denn das einstige burgundische Reich im Westen der Schweiz bis in die Niederlande hinab gehörte damals noch nicht zu Frankreich. Da herrschten noch Spanien und ein selbstständiges Lothringen, vom Elsaß, der großen Landgrafschaft des heiligen römisch-deutschen Reiches gar nicht zu sprechen, welche fernab lag von französischer Berührung. Waren doch selbst die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, durch welche Herzog Bernhard eingerückt war, noch keineswegs legaler Besitz Frankreichs, und es war nicht so chimärisch, wie es heute klingt, wenn der geschichtskundige Leder die Meinung ausdrückte: daß das große Zwischenreich vom

Mittelmeere bis an die Nordsee, das uralte ganze Lotharingien, die einstige Erbschaft des Kaisersohnes Lothar könnte wol wieder hergestellt werden unter dem Scepter Bernhards von Weimar.

„Habt Ihr Aeußerungen des Herzogs selbst in dieser Richtung vernommen?“ fragte Herr Hugo. — Das eigentlich nicht — entgegnete Leder — aber der Cardinal selbst hat mir heute diese Gedanken erweckt. — „Wie? Habt ihr ihn gesprochen?“ — Beinahe eine Viertelstunde. Eminenz ließen mich rufen, während unser Herzog mit der schönen Frau Herzogin im andern Zimmer verweilte. Eminenz meinte huldvoll, es liege ihm viel daran, den politischen Rathgeber des Herzogs von Weimar kennen zu lernen.

Und bei dieser Gelegenheit sprach er vom alten Lotharingien für den Herzog Bernhard?

— Nicht so ausdrücklich. Aber von der großen Dotation, welche dem Herzoge Bernhard zufallen müsse, sprach er, und die sich nicht auf die Landgrafschaft Elsaß beschränken könne, wenn der Herzog in seinem Hasse gegen die habsburgische Kaisermacht beharre, und wenn er durch engere Bande an Frankreich geknüpft werde. — „Und was diese engeren Bande betrifft?“ fragte Herr Hugo. — Oh, darüber herrscht kein Zweifel mehr. Der Leibdiener des Herzogs, Hoffmann geheißen — übrigens ein beschränkter deutscher Politicus, welcher in seiner Beschränktheit von den Franzosen nichts wissen will, — dieser Hoffmann hat drüben im Schlafzimmer einen Theil des Gespräches angehört, welches die Herrschaften im Saale geführt haben, und der deutsche Brummbär gesteht zu, daß der Cardinal sich geäußert habe, als ob der Herzog schon sein Schwiegersohn wäre, insofern er die Nichte wie seine Tochter ansieht. — „Wirklich?“ — Ja. Wir sind auch alle überzeugt, daß heute Abend draußen in Rueil die Sache fertig wird, will sagen die Verlobung. Denn die Frau Herzogin brennt lichterloh, das sieht man ihr an. — „Und der Herzog?“ — Mein Gott, er ist ein angehender Dreißiger, in voller Frische und Unschuld, der nie eine Liebschaft gehabt. Die Natur will ihr

Recht, man sieht es auch ihm an, daß seine Schäferstunde geschlagen hat.

Dietrich schrie laut auf. In der Politik seines Vaters aufgesäugt, war er voll davon, daß dies Alles nichts tauge, und als Enthusiast hielt er nicht zurück mit seiner Mißbilligung. Leder wurde dadurch unangenehm aus seinem politischen Rausche erweckt. Er war einer der beweglichen Politiker, die keinen starken Charakterkern haben, und mit denen die politische Speculation leicht durchgeht. Als ihm Herr Hugo nun erklärte, warum sein ehrenwerther Sohn aufgeschrieen, und warum er selbst als ergrauter Politicus diesen ganzen Weg für höchst gefährlich erachte, da wurde Leder nüchtern und kleinlaut. Besonders als Herr Hugo die religiöse Frage gründlich anfaßte und ihm auseinandersetzte, daß es auf einen furchtbaren Fallstrick für den Protestantismus abgesehen sei. In diesem Punkte war Leder empfindlicher als in dem Hinweise auf das „germanische" Element, welches tief bedroht sei durch die Schliche eines Cardinals, der am letzten Ende doch ein Cardinal bleibe, und in der Stille an Rom versprochen habe, den gefährlichen Weimaraner unschädlich zu machen.

„Unschädlich?" stöhnte Leder. — Katholisch! — rief Dietrich. — „O nein, o nein! das ist nicht möglich," erwiderte Leder rasch, „unser Herzog ist sogar fromm lutherisch!" — Er hat sich aber im Kriege oft tolerant gezeigt! Ist's nicht so? — sagte Herr Hugo. — „Das ist wahr!" — Nun also! Ich selbst bin kein Eiferer und habe als Politiker die Toleranz des Herzogs mit Vergnügen gesehen. Aber gestehen muß ich mir: der Weg zum Uebertritte geht naturgemäß durch die Toleranz. — „Nein, nein! Bei unserm Herzoge nicht. Das Lutherthum ist ihm Herzenssache —"

Da trat Hoffmann ein und meldete, daß ein Bote den schwedischen Gesandten Herrn van Groot suche, und daß dieser Bote sich sehr dringend und eilig geberde. Er komme aus der Wohnung des Herrn Gesandten und bringe diesen Zettel von

dessen Frau Gemahlin. Dabei überreichte Hoffmann einen Zettel. Es war dunkel geworden. Herr Hugo mußte ans Fenster treten, um ihn lesen zu können. „Ueberbringer dieses Zettels hat wichtige Nachrichten. Sprich ihn sogleich und geheim in Gegenwart Dietrichs.“ — So lautete der Zettel.

Leder beeilte sich, sein Zimmer abzutreten. Er war dem berühmten Grotius gegenüber in einiger Beschämung, daß er sich zu fehlerhafter Exaltation in politicis hatte hinreißen lassen, und machte sogleich Platz, dem mürrisch aussehenden Hoffmann auftragend, Licht in das Zimmer zu senden. Er und Hoffmann verließen das Zimmer. Der Bote trat ein; Dietrich erschrak. Es war Mathieu, und zwar in sehr aufgeregtem Zustande. Er war hilfesuchend in die schwedische Gesandtschaft geeilt, und von Frau Grotius herüber gesendet. Nachdem er sich versichert, daß der ältere Herr Dietrichs Vater und sonst Niemand im Zimmer wäre, erzählte er hastig, was ihm begegnet war seit der Befreiung aus dem Palais Cardinal. Tristan mit seiner Bande halte noch unverrückt das Hotel Rohan besetzt. Bei einem Haare wäre er ihnen mit dem armen Giroflay in den Rachen gelaufen; denn auch auf der Straße hätten sie Posten ausgestellt. Giroflay habe dies zeitiger bemerkt als er selbst, und so wären sie beide, Verrath merkend, bei Zeiten umgekehrt, und hätten sich nach Giroflays Behausung geschlichen. Gerade diese Behausung hätte Giroflay eigentlich vermeiden wollen, weil er gefürchtet, sie in fremden Händen zu finden. Das sei aber nicht der Fall gewesen, das kleine Wirthshaus sei in stillem regelmäßigem Gange verblieben unter Führung eines handfesten Hausknechtes. Von da aus habe er, Mathieu, trotz des hellen Tages über die Gartenmauer einen Versuch gemacht, dem Hotel nahe zu kommen und Kundschaft zu erlangen. Das sei gelungen mit Hilfe der schattigen Gebüsche und Bäume, welche bis ans Haus reichen. Er habe die junge Prinzessin Marguérite gesprochen, die ihn vom Fenster aus gesehen, und die auf seine Zeichen in den Garten hinaus gekommen.

So weit war Mathieu in seiner Mittheilung, als die Thür aufgerissen wurde und der Graf von Nassau und Erlach heftig eintraten. Erlach hatte außen gehört, daß der heute Morgen befreite Rohan'sche Diener in aufgeregtem Zustande erschienen sei, er hatte geahnt, daß der Cardinal nicht Wort gehalten, er hatte den Grafen von Nassau unterrichtet, und dessen ungestüme Frage lautete denn auch sogleich: — Ist es wahr, daß der Cardinal seine Häscher nicht abberufen hat aus dem Hause Deines Herzogs?

— Es ist wahr, Herr! erwiderte Mathieu, kein Mensch, keine Katze ist während des ganzen Tages aus dem Palais Cardinal in unser Haus gekommen. Tristan und seine Rotte sitzt in fester Belagerung drin und läßt Niemand hinein, Niemand hinaus. Er meint unsern gnädigen Herrn auszuhungern. Und wenn unser gnädiger Herr da ist, so gelingt ihm auch sein schändlicher Plan, denn mein Herzog stirbt eher, als daß er sich den Papisten überliefert.

Es folgte Stillschweigen. Der Graf von Nassau stampfte mit dem Fuße. Dann sagte er: — Du sprichst, als wüßtest Du nicht gewiß, ob der Herzog im Hause wäre.

Mathieu sah unsicher auf Erlach.

„Alter Narr,“ sprach dieser, „jetzt sind wir so weit, daß weiteres Versteckenspiel eine Albernheit wird. Hilfe ist nur hier aus diesem Hause möglich. Also heraus mit der Sprache! Wie sicher, oder wie unsicher ist der Zufluchtsort des Herzogs? Darnach wird der Herr Graf von Nassau seine Maßregeln bemessen.“

— Nun denn, sprach Mathieu leise, mein gnädiger Herr sitzt in einem engen Loche, zwei Schritte breit, sechs Schritte lang, ohne Luft ohne Licht, ohne Nahrung. Er ist an die Sechzig. Seit gestern Abend sitzt er so, wenn er noch sitzt! Ueber vierundzwanzig Stunden. Vielleicht liegt er schon ohne Besinnung da. Er ist an frische Luft gewöhnt, er braucht sie mehr als ich, das weiß ich. Das Loch bringt ihn um, wenn's ihn nicht schon umgebracht hat.

Neues Schweigen. Ein Mann wie der Graf von Nassau hatte ja im Kriegsleben List und Trug aller Gattung mannichfach erfahren. Aber Kriegsleben gehörte dazu, meinte er. Solch' ein Wortbruch in friedlicher Stadt erschien ihm wie etwas Neues und wie etwas besonders Freches, dem man ins Gesicht schlagen müßte, wenn's irgend möglich wäre. Und auf denselben frech wortbrüchigen Staatsmann war der Herzog Bernhard, und waren sie Alle mit dem Herzoge angewiesen. Das flog dem Nassau wie ein Hagelschauer durch den Kopf. — Er stampfte neuerdings mit dem Fuße und zupfte seinen buschigen Kinnbart. Endlich sagte er mit gepreßter Stimme: — Das ist so wichtig, auch für unsere Zukunft, daß ich nicht allein handeln kann und mag, wie sehr es mich reißt, mit einem raschen Streiche dazwischen zu fahren. Es muß aus dem Ganzen und Großen gehen. Ja, das muß es! Und so soll's geschehen. Du — wendete er sich zu Mathieu — bleibst hier, in einer Stunde hoff' ich wieder hier zu sein; dann brauch' ich Dich. Ich sprenge zum Herzoge Bernhard hinaus. Nichts sagen, nichts verlauten lassen, meine Herren! Ich selbst gebe Ordre, daß alle unsere Leute in bewaffneter Bereitschaft harren. Auf Wiedersehen! So ging er festen Schrittes hinaus. Dietrich war äußerst geneigt, ihm zu folgen. Aber das „Sprengen" hielt ihn ab. Das war auf ein anderes Reiten abgesehen als heute Morgen. Und wirklich sah und hörte man dies Reiten bald darauf. Die Fenster des Zimmers gingen auf den Hof, und aus diesem stürmte der Graf von Nassau in die Thorwölbung hinaus, daß die Funken hell aufleuchteten in der Dunkelheit. Ein französischer Gensdarm von der Arsenalwache ritt neben ihm, um den kürzesten Weg zu weisen. Ein Reitknecht des Herzogs Bernhard folgte mit dem ledigen Rosse des Herzogs.

Sie mußten vom Arsenal aus fast quer durch Paris, um nach Rueil zu kommen. Die schlecht beleuchteten Gassen gestatteten nicht so rasche Gangart; der Gensdarm schrie auch stöhnend, der Herr Graf möge sein Pferd verhalten. Jenseits der Tuilerien

aber, wo die Landstraße begann, war der Graf von Nassau seines Weges allein sicher und kümmerte sich nicht mehr um den Gensdarm, welcher denn auch sehr bald sammt seinem schlecht geführten Gaule im Straßengraben lag.

Der Graf von Nassau kam richtig ans alte Schlößchen von Rueil, flog richtig durch das erleuchtete Gewölbe und sprang an der Freitreppe des italienischen Schlosses vom Pferde. Des Herzogs Reitknecht hatte Schritt gehalten, übernahm des Grafen Roß und wartete. Der Graf stürmte hinauf, Thürsteher und entgegenkommende Lakaien bei Seite schiebend. Er war gestern mit dem Herzoge hier gewesen, als guter Soldat wußte er den einmal betretenen Weg und flog wie der Stoß eines Sturmwindes ins richtige Vorzimmer. Die Dienerschaft zögerte mit der Meldung — es sei vertrauter Zirkel in den Gemächern der Frau Herzogin; — Der Graf faßte den sprechenden Kammerdiener an beiden Schultern und schrie ihm ins Gesicht: Dem Herzoge von Weimar melden, daß der Graf von Nassau mit einer wichtigen Meldung auf ihn warte, oder ich renne die Thüren ein mit Deinem geputzten mageren Leichnam, vorwärts! Der Kammerdiener taumelte hinein. Der Graf folgte ihm bis ins nächste leere Zimmer und ging da sporenklirrend auf und nieder. Fünf Minuten dauerten ihm sehr lang. Nach fünf Minuten stand der Herzog Bernhard vor ihm. Der Kammerdiener schlich erschrocken vorbei und hinaus. Er hatte nichts verstanden — die Herren sprachen deutsch. Der Graf erzählte kurz und schlagend. Herzog Bernhard sprach kein Wort, aber es blitzte in seinem Antlitze. Der Graf von Nassau schloß mit den Worten: Soll Hans von Starschädel Recht behalten? Ich hab' ihn gestern gesprochen, als er aufs Pferd stieg, um heim zu reiten nach Deutschland. Er ist ein tüchtiger deutscher Mann, und er sagte: Ihr verliert das Vertrauen im Vaterlande, wenn ihr den Franzosen vertraut; Ihr verliert Eure und unsere Sache, denn sie betrügen Euch. Sie gehören nicht zu unserem Glauben, nicht zu unserer Sitte, nicht zu unserer Politik. Wozu können sie Euch, können sie uns dienen? Ihr holt für sie die

Kastanien aus dem Feuer und werdet dann auf die Finger geschlagen. Ihr werdet Vasallen, und das deutsche Reich zahlt die Unkosten. — Dies waren seine letzten Worte, und der heutige Wortbruch des Cardinals straft sie wahrhaftig nicht Lügen.

„Wahrhaftig nicht!“ wiederholte leise Herzog Bernhard und winkte dem Grafen, mit ihm hinein zu gehen in die inneren Gemächer.

Schon im nächsten begegnete ihnen der Cardinal mit seiner Nichte, welche gar verführerisch aussah in leichter Kleidung und in aufgeregter Theilnahme: ob dem „cher duc Bernard“ etwas Unangenehmes gemeldet worden sei?

„Allerdings, Frau Herzogin. — Ich höre soeben, Eminenz, daß Eure Zusage von heute Morgen nicht erfüllt worden ist. Im Hotel des Herzogs von Rohan ist die Belagerung nicht aufgehoben worden: es ist gar keine Weisung von Euch dort eingetroffen.“ — Das ist ja nicht möglich! rief Richelieu. — „Es ist gewiß!“ sagte mit scharfem Tone der Graf von Nassau, „was Ihr versprochen, ist nicht gehalten worden.“ — Das ist ja zum Verzweifeln, wenn man so schlecht bedient wird! sprach Richelieu mit sichtlicher Entrüstung, ich werd' es sogleich untersuchen lassen. Sobald Ihr, Herr Graf aus der Thür gingt, hab' ich die entsprechende Ordre ertheilt. Du mußt es ja selbst gehört haben, Madeleine! — „Ja wol, lieber Oheim!“ — Ich selbst bin bald darauf zu Euch gefahren, und vom Arsenal hierher; ich habe keine Gelegenheit gehabt, mich darum zu kümmern. Der Blitz soll auf den Abbé fahren, welcher die Ordre auszurichten gehabt hat. Ist er hier? — „Ich hab' ihn nicht gesehen, lieber Oheim. Lassen wir uns dadurch nicht stören, lieber Herzog, gehen wir hinein. Der Oheim giebt unterdessen die Ordre noch einmal, und nachdrücklich.“ — Ja wol, lieber Herzog, laßt Euch nicht stören! setzte Richelieu hinzu.

Das Auge Bernhards ruhte fest auf dem Cardinal und streifte nur einen Augenblick über die Gestalt des schönen Weibes hin. Der heiße Blick des Weibes begegnete dem seinen. Vielleicht

deshalb wendete sich sein Auge gleich wieder auf den Cardinal. Er fühlte sich diesem verführerischen Auge gegenüber in Gefahr und stärkte seine moralische Widerstandskraft im Anschauen Richelieu's, den er bereits hassen zu dürfen meinte.

Bernhards Seele kämpfte einen peinlichen Kampf, weil es ein unklarer Kampf war. Das ganze Verhältniß zu Frankreich war nur aus dem künstlich combinirenden Verstande entsprossen. Der eigentliche Bernhard, der deutsche Herzog, hatte nichts damit zu thun. Dem eigentlichen Bernhard klangen Starschädel's Warnungen in den Ohren wie Worte wirklicher Wahrheit. Aber die Verzweiflung rief: Was sonst? Und die Verzweiflung rief außerdem: Kannst du nicht eben so klug sein wie dieser Cardinal?! Kannst du nicht den Teufel austreiben mit dem Teufel?! Nein, antwortete eine klare Stimme, nein! Denn du kannst nicht Lug und Trug treiben mit den heiligsten Dingen wie dieser Richelieu!

Das Versinken in diese Gedankenreihe brachte eine Pause hervor. Richelieu mißdeutete sie: er meinte, Bernhard stockte, weil ihn Liebe und Klugheit zurückführten in die Arme der Nichte, in die Hände des Oheims. Er trat freundlich ganz nahe zu Bernhard, er nahm ihn unter den Arm und führte ihn nach einer Ecke des Zimmers, indem er seiner Nichte mit den Augen zuwinkte: sie möge folgen. Dort in der Ecke sprach er wie ein langjähriger Vertrauter halblaut: Ich bin entzückt, lieber Bernhard, über Eure jugendliche, feurige Auffassung der Dinge! Mit diesem Ungestüm, mit dieser Frische erobern wir die Welt und machen wir uns zu Herren dieser eroberten Welt. Hört nur dabei auf meinen Rath, auf den Rath kühleren Alters, längerer Erfahrung. Die vorliegende Frage zum Beispiel, den alten Fuchs Rohan betreffend, werdet Ihr ganz anders betrachten, wenn Ihr nur einen Monat lang hier in Frankreich neben mir gelebt habt. Da werdet Ihr gründlich inne geworden sein, daß diese großen aristokratischen Häuser, diese Rohans und Montmorencys und wie sie weiter heißen, das Haupthinderniß sind für die Staatsentwickelung in freier, aufgeklärter Weise, wie sie uns Beiden

vorschwebt. Diese Seigneurs lassen keine gesammelte Staatsmacht entstehen weder hier in Frankreich noch drüben im deutschen Reiche. Dort halten sie Euren Kaiser und machen die Freiheit unmöglich, hier umgarnen sie immer wieder meinen — thörichten König, welchem sie vorreden: sie stützten seinen Thron, während sie ihn schwächen. Sie leben von alten Traditionen, wir aber, wir Beide, mein tapferer Bernhard, wir wollen ja neue Schöpfungen.

„Mich dünkt," antwortete Bernhard, „die neue Schöpfung steht dem Rohan näher. Er gehört zur neuen Lehre, er ist Hugenott." — Ach, glaubt doch nicht, daß diese Hugenotten Eures Glaubens seien! Sie sind Calviner; das ist ja ganz was Anderes. Ihre Seele stammt aus den kleinen Gemeindestaaten in der Schweiz, ihr politisches Ziel ist eine Republik mit hundert Herren. Sie wollen die Größe zerspalten, weil jeder Einzelne unter ihnen nicht groß genug sein kann. Ist das Euer Fall, Herzog Bernhard? Fühlt Ihr Euch nicht berufen und berechtigt ein Großer zu sein auf dieser Erde, welcher über Millionen gebietet? — „Es ist dafür gesorgt, daß die Helden nicht aussterben!" setzte die Herzogin von Aiguillon hinzu, indem sie ihr lächelndes Auge gleichsam in das Antlitz Bernhards hinein schmeichelte und ihre warme Hand auf seinen Arm legte.

Sie fand auch Bernhards Aufmerksamkeit. Er vermied es nicht mehr, fest auf dies Weib zu blicken, welches allein noch ihn unsicher machte. Die Worte Richelieu's waren abgeprallt an seinem Kopfe. Er war klar darüber, daß im Munde dieses Mannes alles Redensart wäre, die sich drehen und wenden ließe, wie es der politische Handelsmann eben brauchte. Bernhard war ein klarer Kopf, Richelieu täuschte ihn nicht mehr durch künstliche Reden und Gründe. Aber dies Weib besing ihn noch. Er wußte noch nicht, daß auch ihr Zauber, welchem er sich unterworfen fühlte, aus einem Irrthum entsprungen wäre. Er wußte es nicht. Dennoch wagte er Widerstand. Ein Etwas in ihm — es stammte wol aus seinem deutschen Kerne — raunte ihm zu: das kann nicht

die Liebe sein, von welcher die Menschen erzählen, die Dichter singen, das kann sie nicht sein! Sie peinigt mich ja, indem sie vorgiebt, mich zu beglücken. Nichts paßt, wohin ich sehe, nichts fügt sich zu irgend einer Harmonie! Weder im Aeußeren noch im Inneren. Nein, auch im Inneren gar nicht! Ich sehe keinerlei Beruhigung, keinerlei Segen vor mir. —

Unter diesen Gedanken, die mit der Schnelligkeit des Sturmes in ihm vorüberflogen, sah er zum ersten Male dauernd, tief, gleichsam gewaltsam in ihr Auge hinein, als wollte er ihre Seele aufreißen wie er eine in Nebel gehüllte Schlachtordnung aufrisse durch grimmigen, todesmuthigen Angriff.

Diese Nichte Richelieu's war aber ein geübter, sehr starker Liebessoldat. Sie begriff und fühlte, daß ihre ganze Schlacht um den deutschen Herzog auf dem Spiele stand, und sie rief alle ihre Kräfte ins Gefecht. Das anmuthigste Lächeln, der schüchternste Seufzer, der nur wie ein Hauch flüsterte, der wärmste und doch bescheidene Druck der Hand stürmten ein auf Herz und Sinne Bernhards — das Stillschweigen, welches eine Minute lang herrschte, neigte ihrem Siege zu.

Ihrem Siege! Denn es kam ihr ein Element zu Hilfe, welches unter den Deutschen gerade nur einen Sachsenfürsten gefährlich war, das Element der feinen kleinen Züge im Umgange und Antlitze, welche in der französischen Höflichkeit eingebürgert sind, und welche in Deutschland nur dem obersächsischen Stamme eigenthümlich sind. Die Höflichkeit des Herzens könnte man es nennen, darf aber dabei nicht vergessen, daß dies Herz recht klein sein kann. Dieser heimathliche Zug in den bittenden, schmeichelnden und verheißenden Gesichtszügen der Französin wirkte noch einmal bestechend auf Bernhard — aber nur wenige Momente lang. Das Bedürfniß seiner Seele suchte sich loszuringen von den kleinen Fesseln. Und er war eben doch zu lange gewohnt, im Großen zu wünschen, zu wollen und zu handeln, als daß nicht die großen Gesichtspunkte die Oberhand gewonnen hätten. Sie feiten ihn gleichsam und schärften die Kraft seines

forschenden Blickes. Und jetzt entdeckte er deutlich hinter den lockenden Augen dieses Weibes ein selbstsüchtiges, ihm ganz fremdes Wesen, hinter den lächelnden Mienen eine leere Gleißnerei — er trat mit einer leichten Verbeugung zurück nnd sagte höflich wie ein Franzos: Verzeihung, Frau Herzogin, daß ich Eure Gastfreundlichkeit augenblicklich einer Pflicht nachsetzen muß, welche mich von dannen ruft. — Eure Eminenz bitte ich morgen — setzte er unmittelbar hinzu, indem er sich gegen Richelieu wendete — um eine schriftliche Vorlegung unseres Allianz-Abkommens, und ich bitte, das Wort „Allianz“ in dieses Abkommen positiv aufzunehmen. Ich kann nur als deutscher Fürst und Kriegsherr mit der Krone Frankreichs in Verbindung treten und meine, daß dieser Allianzvertrag bis morgen Abend ausgefertigt sein muß, wenn er überhaupt zu Stande kommen soll. Gelingt dies nicht, so wünsche ich übermorgen vom Könige, von Eurer Eminenz und von Paris Abschied zu nehmen. Nach diesen Worten grüßte er vornehm wie ein Fürst und ging mit dem Grafen von Nassau von dannen. Richelieu und seine Nichte blieben erstarrt zurück.

„Das ist die Empfindlichkeit, Oheim, weil Du nicht Wort gehalten mit Rohan!“ — Und er holt sich den Rohan! — sagte langsam und nachsinnend Richelieu — und das kann zu einem unabsehbaren Ausbruche führen mit Hugenotten, Seigneurs und dem Könige! — „Ah! was da! Löse Dein Wort, dies ist die Hauptsache.“ — Vertheidige Dich! mußt Du sagen; das ist die Hauptsache. Und das soll geschehen.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, und ohne seine Nichte irgend einer Aufmerksamkeit zu würdigen, ging Richelieu nach seinen Gemächern, und man hörte ihn schon im nächsten Zimmer nach dem Abbé rufen. Er hatte ganz recht vermuthet. Herzog Bernhard ritt spornstreichs nach dem Arsenale in Paris. Der Mond war aufgegangen und beleuchtete den Weg, welchen der Graf von Nassau neben ihm jetzt hinlänglich kannte. Der Herzog Bernhard schwieg, so lange sie außerhalb der Stadt rasch reiten konnten. Innerhalb der Stadt, wo das nicht möglich war, forderte

er Nassau auf: den Bericht des Rohan'schen Dieners zu wiederholen. Es war zehn Uhr vorüber, als sie in den Hof des Arsenals einritten. Der Herzog stieg ab und ging raschen Schrittes die Treppe hinauf. Oben auf dem Vorsaale schon gab er Befehl, sein ganzes Gefolge in den großen Saal zu berufen; auch den Obersten von Erlach und den Rohan'schen Diener. Als er Herrn Hugos van Groot ansichtig wurde, sagte er freundlich: — Ich warne den schwedischen Gesandten, an Dem Theil zu nehmen was ich vorhabe; es könnte seinen Amtscharakter beeinträchtigen, und dieser Amtscharakter kann uns morgen schon in all seiner ungeschwächten Kraft nöthig werden. Herr Hugo, sehr angenehm berührt von dieser Rücksichtnahme, verbeugte sich und deutete auf seinen Sohn Dietrich, welcher zu aller Thätigkeit empfohlen sein möchte im Dienste des Herrn Herzogs, sei diese Thätigkeit auch noch so bedenklich.

„Ja, großer Fürst, bis zu den Pforten der Hölle!" rief Dietrich in rücksichtsloser Wallung. — Wohl, junger Freund, dann macht Euch auf Zweierlei gefaßt. Erstlich, daß man leicht an die Pforten der Hölle kommt, damit aber nicht begnügt sein darf, sondern sie sprengen und überwinden muß, und ich fürchte, daß wir jetzt schon mit diesen Pforten zu thun haben. Zweitens, daß Ihr bald Abschied zu nehmen habt von der Frau Mutter, denn unsere Tage in Paris sind gezählt.

Hiermit trat er in den großen Saal, wo binnen einigen Minuten Alles versammelt war, was zu seinem kriegerischen Gefolge gehörte, an die zwanzig Männer, unter ihnen Mitzlau und Conrad. Sie waren so rasch beisammen, weil Nassau's Fortreiten bekannt geworden war, und Alles in Spannung versetzt hatte. Sie standen im Halbkreise und harrten der Rede ihres Herzogs. Man hörte ihn unter allen Umständen gern reden, weil er sehr fließend, sehr natürlich und immer sehr nachdrucksvoll sprach. Auch immer kurz und für Jedermann verständlich.

„Tapfere Landsleute!" sagte er jetzt, „Ihr wißt, weshalb ich Euch hierher geführt in die französische Hauptstadt. Eine

Kriegsallianz wollen wir schließen gegen das papistische Regiment im deutschen Reiche. Nichts als eine Kriegsallianz. Es kümmert uns nicht, ob man hier zu Lande auch katholisch ist. Sie mögen hier denken und glauben was sie wollen, wir verlangen nichts als redliche Kriegshilfe. Aber — merkt wohl auf! — diese Kriegshilfe darf uns nicht vergiftet werden. Man soll nicht unsere Glaubensgenossen unter unsern Augen mißhandeln zum Hohn für uns. Zum Hohn! denn man hatte mir zugesagt, den protestantischen Herzog von Rohan unverfolgt zu lassen. Heute Morgen hat man mir's zugesagt, und heute Abend erfahr' ich, daß diese Zusage nicht gehalten worden ist. Wortbruch und Verfolgung unserer Glaubensbrüder ist Gift unserer Allianz mit Frankreich, und eine solche Allianz können wir nicht brauchen. Der Kriegsmann ist das was er sich zutraut. Trauen wir uns zu, auch inmitten eines fremden Landes ehrliche evangelische Deutsche zu sein, und dem ganzen fremden Lande die Stirn zu bieten! Dieser Beweis thut noth. Wer den kleinen Finger läßt, der verliert allmälig die Hand. Und um den kleinen Finger nicht zu lassen, wollen wir jetzt auf der Stelle hinübergehen und unsern verfolgten Glaubensgenossen befreien —"

Ein donnernder Zustimmungsruf unterbrach ihn.

„Nicht ohne Noth," fuhr er fort, „drein schlagend, wenn's aber Noth thut tapfer und grimmig wie Ritter, die nicht darnach fragen, was morgen aus ihnen wird, wenn sie heute ihren Glauben und ihre Ehre mannhaft zu vertreten haben. — Und so folgt mir flugs. Wir gehen zu Fuß, und so geräuschlos wie möglich. Vorwärts!"

Mathieu und Dietrich gingen als Führer voran durch die stillen Straßen. Der Mond schien hell, und in seinem Lichte nahmen sich die bärtigen Kriegergestalten, die schweigend einher schritten, drohend genug aus. Dicht hinter den Führern schritt der Herzog. Neben ihm der Graf von Nassau, zu welchem er leise sagte:

„Ihr habt das Schreiben des Cardinals von heute Morgen bei Euch?" — Ja wohl, wie Euer Liebden mir beim Herein-

reiten befohlen. — „Dies sei der Paß, um unsere Gewaltthat in fremdem Lande zu beschönigen und die Schwerter in der Scheide zu lassen, so lange der Paß ausreicht. Richelieu's Gegenmaßregeln sind wahrscheinlich unterwegs; wir müssen eilen. Sie mögen sein, welche sie wollen, unsere Aufgabe ist, Rohan befreit und sicher gestellt zu haben, ehe sie eintreffen —" — Dies ist die Straße, Herr Herzog! sagte Dietrich halblaut, indem er sich umwendete. „Und die Wachen lehnen am Thore!" setzte Mathieu hinzu. — Halt! — sagte der Herzog mit gedämpfter Stimme und winkte den folgenden Kriegsleuten, dicht an ihn heran zu treten. Als dies geschehen, gab er ihnen seine Verhaltungsbefehle mit dem Bedeuten, bei Ausführung derselben kein Wort zu sprechen.

Dann ging der Zug weiter, als wollte er unbekümmert um die Wachen am Hotel vorüber. In einem Nu aber waren die Wachen umringt, war die kleine Thür im Hausthore durch Mathieu geöffnet, waren die zwei wachthaltenden Musketiere des Cardinals durch die kleine Thür hinein gedrängt. Auf ihr versuchtes Rufen wurden ihnen schwere Fäuste auf den Mund gedrückt und leise zugeraunt: Vom Cardinal selber!

Mathieu schloß Thür und Thor sorgfältig und eilte dann im Trabe dem Haufen nach, welcher über den Hof nach dem Schlößchen schritt, die Musketiere mit sich schiebend. Die armen Kerle wußten gar nicht wie ihnen geschah. In der Vorhalle des Schlößchens saßen wieder zwei Musketiere, die Wache halten sollten, die aber redlich schliefen. Ihnen widerfuhr dasselbe Schicksal. Aus dem Traume aufgeschreckt, wußten sie erst gar nicht, was mit ihnen vorginge, und waren sammt ihren Kameraden in einen gewölbten Raum des Souterrains hinein gedrängt, welchen Mathieu dem Herzoge Bernhard als geeigneten Platz zur Gefangenhaltung bezeichnet hatte. Es waren die großen Küchenräume des Hauses, und die niedrigen Fenster waren mit Eisengittern verwahrt. Das gebotene Stillschweigen bewährte sich. Wie Würgengel räumten die Weimaraner. Conrad trug einen Musketier, der schreien wollte, auf starkeignen Armen in die

Küche hinunter, nachdem er ihm ein nicht ganz sauberes Nastuch in den Mund gestopft hatte. Selbst die Herzogin hatte in ihrem Zimmer noch nicht bemerkt was vorginge, und nur Tristan war noch nicht aufgefunden. Auf des Herzogs leise Frage nach ihm antwortete Mathieu:

„Er sitzt gewiß oben im Wohnzimmer meines gnädigen Herrn auf dem Hauptposten." — Führ' mich hinauf!

Das geschah. Flur und Stiege waren schwach beleuchtet. — Mathieu öffnete behutsam die Thür des Wohnzimmers. Es war hell erleuchtet. Ein Officier lag auf einer gepolsterten Ruhebank und schlief; Tristan saß mit dem Angesichte gegen die Bibliothekwand und las in einem Buche, im Amadis, dessen bunte Romantik ihn wach erhielt. Er lächelte vor sich hin über ein Liebesabenteuer des Buches und wurde die Eintretenden nicht gleich gewahr, da er mit dem Rücken gegen die Thür gewendet saß.

Herzog Bernhard war schon nahe bei ihm, als er sich nach dem Geräusche umdrehte, und erschrocken vom Sessel auffuhr.

„Ihr heißet Tristan?" sagte der Herzog. — Zu Befehl, Hoheit —! — Er erkannte den Herzog. „Aus welchem Grunde habt Ihr, Herr Tristan, dies Haus nicht geräumt, als Euch Seine Eminenz der Herr Cardinal von Richelieu den Befehl dazu spätestens heut Mittag hierher gesendet? Aus welchem Grunde?" — Ich habe keinen solchen Befehl erhalten. — „Läugnet nicht unnütz!" — Bei meinem Leben —! — „Das kann auf dem Spiele stehen. Nassau! Zeigt dem Manne den Brief Seiner Eminenz von heute Morgen. — Lest ihn, Herr Tristan!"

Tristan las. Das Blatt zitterte ein wenig in seinen Händen. Er kannte die eigenhändige Schrift des Cardinals; er begriff, daß er in gefährlicher Lage wäre. Diese grimmig drein schauenden deutschen Krieger, deren Schlachtenfurie weltbekannt war, auf der einen Seite und auf der andern Seite sein Herr, der Cardinal, der wirklich nichts dem Briefe Entsprechendes befohlen hatte, und der ihn gewiß züchtigte, wenn er ohne ausdrücklichen Befehl wich.

Er hielt es für das Beste, nach sorgfältiger Lectüre des Briefes still zu schweigen.

„Nun", fuhr Herzog Bernhard fort, „habt Ihr die Stirn, nach Kenntniß dieses Briefes zu läugnen und den Herrn Cardinal des Wortbruchs und der Lügenhaftigkeit zu beschuldigen? Das sollt Ihr verantworten! Keinen Widerspruch! In Gegenwart Seiner Eminenz Eures Herrn, von welchem ich komme, werdet Ihr Euch verantworten. Jetzt schweigt und folgt jenem Officier!"

Die letzte Rede hatte der Herzog laut und stark gesprochen. Der Bann des Schweigens, welcher die Ueberrumpelung des Hotels erleichtert hatte, war hiermit zu Ende. Der Officier, welchem Tristan anheim fiel, war Rudolph von Mitzlau. Er hatte schon unten auf der Straße die Verhaltungsregeln erhalten, diesen Anführer Tristan nicht mit den übrigen Musketieren einzusperren, sondern in einem abgesonderten Zimmer der Bewachung Conrads zu übergeben. — Der Officier von der Ruhebank wurde in den Küchenraum geführt. So war die Einnahme des Hotels ohne sonderliche Gewaltthat und mit einiger diplomatischen Sicherstellung vollendet. Des Cardinals eigener Freibrief war ins Werk gesetzt worden. Die Kriegsmänner sahen mit zufriedenem Lächeln auf ihren Führer. Er hatte im Kriege den für Soldaten bestechenden Ruf, daß er bei ungestümster und wildester Tapferkeit doch immer und überall für feine Kriegslist und prächtig erdachte Nebenzüge ein Matador war. Dergleichen entzückt den Soldaten eben so sehr, wie ihn der Sieg einer großen Feldschlacht erhebt. Dergleichen fesselt vorzugsweise an die Person des Feldherrn, welcher gleichsam auch im Gedankenkreise der Soldaten heimisch und doch auch hier überlegen erscheint. Die Aufmerksamkeit des Gefolges wurde indessen sofort auf einen anderen Punkt gelenkt. Tristan war kaum zur Thür hinaus, da tauchte seitwärts vom Herzoge ein Frauenkopf aus dem Fußboden des Zimmers empor. Der Herzog stand unweit der Wendeltreppe. Durch diese hinab war die letzte laute Rede des Herzogs zur angstvoll lauschenden Herzogin von Rohan gedrungen. Sie hatte gefürchtet, der

Moment der Entdeckung sei oben eingetreten, und sie eilte jetzt herauf. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie in dem Manne, welcher sich nach ihr umwendete, den Herzog von Weimar erkannte. Ein unterdrückter Schrei rang sich aus ihrer Brust. Auch Herzog Bernhard erkannte sie sogleich und streckte ihr die Hand entgegen, um ihr das Heraustreten aus der engen Stiege zu erleichtern.

Ehe sie sprechen konnte, winkte er seinem Gefolge: sich zu entfernen. — Nassau! rief er nun den Fortgehenden nach — strengen Wachtdienst im Haus und Hofe, daß wir ungesehen hinaus können! Dann wendete er sich zur Herzogin, welche an seiner Hand schwankte von dem Uebermaße heftiger Eindrücke und sagte rasch: — Nun ohne Säumniß den armen Rohan befreien, ihm zu Licht, Luft und Nahrung verhelfen: er ist jetzt ungefährdet.

„Wenn er's nur überlebt hat!“ schluchzte sie, welche bis hierher standhaft und stark geblieben war.

Sie taumelte an die Bücherwand hin, warf mit zitternden Händen eine Reihe Bücher an den Boden und suchte tastend nach der scheinbar verborgenen Feder. „Ich habe keine Kraft in den Fingern, helft mir, Herr Herzog, helft mir.“ Und als Herzog Bernhard hinzutrat, rief sie mit künstlich gedämpftem und doch durchdringendem Tone gegen die bretterne Wand hin: „Heinrich, Heinrich öffne! Du bist erlöst“. Da fiel eine neue Reihe von Büchern an den Fußboden, die Thür ging auf, Herzog Heinrich von Rohan stand da und fiel in die Arme seiner Frau.

„Du lebst? Du lebst!“ rief diese unter strömenden Thränen, „aber wie?“ — Ganz leidlich, mein liebes Weib. Ein wenig schwach vom Mangel an Luft — öffne ein Fenster! Wer ist der Herr?

Herzog Bernhard stellte sich ihm selber vor, da die Herzogin hastig nach dem Fenster eilte.

Richelieu hatte unterdessen auch seine Anstalten getroffen. Nach dem Benehmen Bernhards war es ihm außer Zweifel, daß der verletzte deutsche Herzog sich ins Hotel Rohan begeben und dort etwas vornehmen würde, was für alle Theile die widerwärtigsten Folgen haben konnte. Die Staatsgewalt, namentlich Richelieu's Ansehen konnte arg bloßgestellt werden, wenn ein Fremder gewaltsam einschritt gegen die bewaffnete Macht des Cardinals. Und auf der andern Seite war es auch höchst mißlich, in offenen Waffenkampf zu gerathen mit Herzog Bernhard, welchem nicht Wort gehalten worden war und welcher die mächtigste Kriegshilfe in sich darstellte, namentlich für die Politik des Cardinals. So wichtige Interessen durften doch nicht preisgegeben werden um solcher persönlichen Dinge halber. Am Ende war es ja dem Cardinal nur um den Herzog von Rohan zu thun. Dessen wollte er habhaft werden, und dessen konnte er immer noch habhaft werden, wenn er auch jetzt durch Bernhard befreit würde. Ja, dann erst recht! Jetzt war er versteckt und vielleicht gar nicht aufzufinden. War er wirklich da, so würde er eben durch Bernhard zum Vorschein kommen, und dann blieb immer noch übrig, ihn nicht mehr aus den Augen, aus den Fängen zu lassen.

In diesem Sinne hatte der Cardinal einen Cavalier seiner Umgebung instruirt, welcher besonders geeignet war für delicate Aufgaben. Es war dies ein noch junger Mann, ein Chevalier de Lisle, ein wenig begüterter Edelmann von angenehmem Aeußeren, von höflichen Formen und von unzweifelhafter Treue für den Cardinal, unter dessen Gunst er eine größere Laufbahn zu machen hoffte.

Dieser war jetzt in einem Wagen des Cardinals unterwegs nach dem Hotel Rohan. Er kam an vor dem Hofthore, als oben der Herzog von Rohan aus seinem Verstecke trat. Die Weimaraner, welche Wache standen, bedeuteten ihm barsch, daß Niemand eingelassen würde. Umsonst berief er sich auf den ersten Staatsminister, den Cardinal, ja auf den König selbst — die Weimaraner sagten lachend: Nix français! und schoben ihn zurück.

Er hatte die Geduld eines Diplomaten und setzte sich in seine Kutsche, indem er dem Kutscher befahl, ruhig zu warten. Die Wachen hatten ihn belehrt, daß der Cardinal richtig vermuthet hätte, und daß die Deutschen das Hotel eingenommen hätten. — Sie werden endlich doch herauskommen — dachte er — und den Herzog von Rohan entführen, wenn er da ist, und dann wirst du ihn sehen und wirst ihm folgen, so weit es nur irgend möglich ist.

Daran dachte wol hinten im Hotel Niemand. Dort unterhielt sich in einem Hinterstübchen Rudolph von Mitzlau heiteren Tones mit Tristan, der sich längst wieder gefaßt hatte und dem ein fließend französisch sprechender Weimaraner ganz willkommen war, da er mancherlei Ausbeute geben konnte im rasch wechselnden Gespräche. Mitzlau war auch gar nicht auf seiner Hut, es schien ihm vorzugsweise daran gelegen zu sein, daß er einen freundlichen Eindruck bei den Leuten des Cardinals hervorbrächte. Conrad grunzte recht unwillig über dieses Gespräch. Er konnte es nicht hindern, und doch verstand er's nicht dies „fixe wälsche Geschnatter".

Im Wohnzimmer des Herzogs von Rohan aber hatten sich die beiden Herzöge so sicher niedergelassen, als ob die Welt außer ihnen ein machtloses Ding wäre. Dies ist vornehmen Leuten eigenthümlich. Sie sind im Gefühle der Ueberlegenheit und Herrschaft erzogen worden. Das Register „Furcht und Besorgniß" hat für sie viel weniger Artikel als für den niedriger gestellten Menschen, und Ruhe wie Behagen ist deshalb dem Vornehmen viel reichlicher zugemessen als dem Plebejer, der unter lauter Hindernissen aufgewachsen ist. Dafür ist der letztere an Erfahrung reicher und zu Erfindungen geneigter.

Dietrich van Groot stand in der Mitte zwischen den Vornehmen und den Plebejern. Seine stets kreisende Phantasie verschaffte ihm die Illusion des Vornehmen und die Besorgniß des Plebejers. Jetzt die Besorgniß um das weitere Schicksal des Herzogs von Rohan. Er hatte unten auf der Straße dem Herzog

Bernhard davon gesagt, daß daheim im väterlichen Hause ein ganz sicherer Aufenthalt vorbereitet wäre für Rohan; aber der Herzog Bernhard hatte nichts darauf erwidert. Hatte er es überhört? Jetzt mitten unter dem zechenden Gefolge der Weimaraner stieg Dietrich die Besorgniß höher und höher. Die Frau Herzogin oder der Haushofmeister hatten die Aufmerksamkeit gehabt, den Weimar'schen Herren im großen Salon Wein auftragen zu lassen. Sie tranken und schwatzten, er aber ging einmal um das andere hinaus auf die Gartenterrasse, um sich zu überzeugen, ob wirklich der Tag noch nicht dämmere. Wenn man so lange verweilt, dann war ja der Umzug des Herzogs von Rohan bis zum Marais hinüber gefährdet. Er durfte doch nicht gesehen werden, wenn er auf der Place royale ins Haus der schwedischen Gesandtschaft eintrat! Endlich theilte er dem Grafen von Nassau seine Sorge mit. Das war aber auch ein Mann von vornehmer Erziehung, er gab nichts auf Dietrichs Bemerkung und sagte: Herzog Bernhard selbst führt die Action, und der übersieht nichts. Nur Erlach, der die Bemerkung gehört hatte, stimmte bei, nahm Dietrich unter den Arm und führte ihn auf den Flur hinaus. — Ihr seid hier im Hotel bekannt — sagte er da — Ihr werdet ein Mittel finden, eine Warnung an die Herzöge hinauf zu bringen. Sie sind wahrscheinlich ins politische Gespräch gerathen und vergessen die gefahrvolle Lage. — Da öffnete sich dicht neben ihnen eine Thür. — Ah! Gott sei Dank, Prinzessin — rief Dietrich — Ihr erscheint wie ein Engel, um Euren Herrn Vater zu retten!

„Was ist?“ sagte Marguérite erschrocken, „was geht vor? Ich habe voll Angst mit der Mama gewacht, bin aber doch eingeschlafen. Jetzt wach' ich auf, sehe die Mama nicht und suche sie.“ — Sie wird oben sein im Wohnzimmer Eures Herrn Vaters! — Und nun erzählte er kurz, was während ihres Schlummers vorgegangen und wie der Herzog von Weimar Rettung gebracht, wie aber jetzt eiliger Abzug nöthig wäre. Oberst Erlach ließe den Vater dringend mahnen, an den Aufbruch zu denken, der junge de Groot sei bereit, ihn sicher unterzubringen, aber nur

so lange es Nacht am Himmel bleibe, und es dämmere schon. —
— „Sogleich!" antwortete Marguérite und trat ins Zimmer zurück, die Thür ins Schloß werfend.

Erlach blickte ihr betroffen nach. Er wußte nichts von der Wendeltreppe, die hinauf führte. Marguérite aber eilte die Wendeltreppe rasch hinauf. Ihr Schritt war leicht; man hörte sie nicht, Vater und Mutter saßen an einem Tische, so daß sie ihr den Rücken kehrten. Vor dem Vater standen Speisen, und er aß zuweilen, während die Mutter sprach. Neben der Mutter saß ein fremder Mann. Das sollte also der Herzog von Weimar sein. Sie hätte ihn ja kennen müssen von St. Germain her; aber sie erkannte ihn nicht sogleich. Sie sah ihn jetzt unter schwacher Kerzenbeleuchtung und sah ihn von der Seite. Nur sein Profil war ihr zugekehrt und war beschattet; er selbst konnte sie nicht sehen. Er gemahnte sie an ein griechisches Bild in des Vaters Gemäldesaale, an einen Kopf, welcher Hector genannt wurde. So glatt erschien das Profil von der Stirn über die Nase herunter bis zum Kinn, welches ein weicher Bart bedeckte. Jetzt sprach er! Tief wie eine Glocke klang die Stimme. Ist dies derselbe Mann? dachte sie. Sie war unwillkürlich stehen geblieben, als sie erst mit halbem Körper aus der Treppenöffnung hervorragte. Da, nach der Zögerung einer Minute, wurde ihr der Gedanke wieder lebendig, daß die größte Eile nöthig wäre, und sie sprach hastig:
— Lieber Vater, die Herren unten lassen sagen, daß der Morgen dämmere und daß Du eilig fort müßtest! Die Herzogin fuhr auf von ihrem Sessel. Bernhard aber sagte: — Der Morgen dämmert noch nicht. Aber es ist richtig, daß wir fort müssen, der Herzog und wir. Hier im Hause ist keine Sicherheit für ihn, und der Aufenthalt bei Hugo Grotius ist anzunehmen. Unter diesen Worten stand auch er auf und jetzt erst sah er sich um nach der Stimme, welche sich als Tochter Rohan's angekündigt hatte. Marguérite stieg eben die letzte Stufe herauf. Ein Wunderbild für ihn entstieg dem Boden! Wie Schuppen fiel es von seinen Augen. Dies Bild hatte er gesehen, aber wie im Nebel, wie im

spielenden Sonnenschimmer, der nicht gestattet, die Umrisse fest zu halten. Jetzt, jetzt drang es in seine Seele; so, ja so sieht es aus vom Haupt bis zu den Füßen das weibliche Wesen, welches deine Träume erfüllt und dein Herz in Sehnsucht weitet — da steht es vor dir!

Ein schüchterner Jüngling wäre einen Schritt zurück getreten, ein junger Kriegsheld wie er trat einen Schritt auf sie zu. Seine Augen leuchteten, sein Herz pochte, seine Seele jauchzte; aber eines Wortes war selbst der Kriegsheld nicht mächtig. —

„Unsere Tochter Marguérite, die Euch in St. Germain vorgestellt wurde!“ sagte die Herzogin. — Nicht vorgestellt — auch ich bin ihr nicht vorgestellt worden. Ich sehe sie eigentlich — zum ersten Male. — „Nun, hoffentlich seht Ihr, lieber Herzog, mein Kind noch oft,“ sagte der Herzog von Rohan, „jetzt hat sie wol recht, uns an den Aufbruch zu mahnen.“ — Ganz recht! erwiderte Bernhard. Der Eindruck, welcher über ihn gekommen, war der Eindruck der Wahrheit und wirkte rein, glücklich, harmonisch. Bernhard war in ganz ruhiger Fassung für alles das, was ihm augenblicklich oblag. Er forderte den Herzog von Rohan auf, ihm zu folgen, er verabschiedete sich einfach herzlich bei der Herzogin, er bot Marguériten die Hand und sagte zu ihr: — Auf Wiedersehen!

Wenn das Herz eines tüchtigen Menschen wie eine Knospe aufspringt in voller Liebe, so strömt ein Duft von ihm aus über alle Umgebung weithin. Wie hätte Marguérite davon unberührt bleiben können? Wie wohlthuende Freude verbreitete sich Bernhards Leben über sie. Sie brauchte nicht Liebe zu empfinden wie er — und das junge Mädchen empfand noch keine — dennoch empfand sie, daß dieser Mann edel, schön und wohlthuend wäre und Freude ausstrahlte über sie aus seinen leuchtenden Augen. — Auf Wiedersehen! — antwortete auch sie so lieblich, ja gleichsam so fröhlich, daß es eine Erquickung war für den scheidenden Bernhard.

Fort ging der Zug; unten in der kleinen Vorhalle waren bereits Alle vereinigt, und Rohan in ihrer Mitte. Niemand dachte daran, daß noch etwas zu thun, daß noch etwas vorzusehen wäre. Niemand? O doch! Der Kriegsführer verläugnete sich nicht: Herzog Bernhard fragte nach Conrad, und als dieser sich meldete, fragte er weiter: was aus Tristan geworden? und warum Conrad denselben ohne Abberufung verlassen habe?

„Des Herrn von Mitzlau wegen, Schwerenoth! Der setzte sich zu uns und parlirte mit dem Papisten!" — Und jetzt, Mitzlau? fragte der Herzog weiter. — „Ich habe ihn eingeschlossen und dem Haushofmeister angezeigt, wo er zu finden wäre," antwortete Mitzlau. — Gut. Haltet Euch zu mir, Mitzlau, und zu diesem Herrn, sagte Bernhard, indem er auf Rohan zeigte ohne ihn zu nennen, nahe am Arsenale werdet Ihr ihn mit dem jungen Groot dahin geleiten, wohin der junge Groot Euch führen wird.

Mitzlau war freilich keine glückliche Wahl. Der Herzog ahnte aber nicht, daß dieser mährische Edelmann seinen Frieden mit dem Kaiser und der katholischen Kirche vorbereitete vermittelst Norberts von Zierotin, den er täglich besuchte. Der Herzog meinte genug der Vorsicht angewendet zu haben, wenn die allenfallsigen Spuren Rohan's ins Arsenal führten, wo er doch nicht zu finden sein sollte. Er ahnte auch nicht, daß Richelieu's Aufpasser draußen vor dem Hofthore harrte, um bei dem Mondscheine Rohan's ansichtig zu werden. Davor indessen bewahrte den eingeübten Soldaten die zur andern Natur gewordene Wachsamkeit. Ehe er hinaus schritt auf den Hof, sendete er einen Officier vors Thor, um bei den Wachen Erkundigung einzuziehen, ob was vorgefallen wäre. So erhielt er Nachricht von der Kutsche. Es war ihm außer Zweifel, daß in dieser Kutsche ein Agent Richelieu's saß.

Nach kurzer Ueberlegung commandirte er „Vorwärts!" und das ganze Gefolge, der Herzog von Rohan inmitten desselben, schritt durch den Hof bis ans große Thor. Hier rief Herzog

Bernhard halblaut „Halt!“ und winkte jenen Officier wieder zu sich. Leise gab er ihm eine Ordre und hieß ihn warten, bis der Portier des Rohan'schen Hotels instruirt wäre. Der Mann war zur Hand und verbeugte sich gehorsam vor den Verhaltungsbefehlen, welche ihm Herzog Bernhard in kurzen Worten einschärfte. Er sah ja seinen gnädigen Herrn neben dem deutschen Herzoge stehen.

Hierauf ging dieser Portier ans Thor und schloß auf und riegelte auf, öffnete aber nicht. Das kleine Pförtchen jedoch im großen Thore öffnete er. Durch dieses schritt der Officier wieder hinaus und winkte die beiden Wachen zu sich. — Nachdem er ihnen ein paar Worte zugeflüstert, schritten diese zu den Köpfen der beiden Pferde, welche vor der Kutsche stehend schliefen, und weckten dieselben auf, indem sie in die Zügel griffen. Der Officier selbst trat zum Kutscher und sagte in gebrochenem Französisch: Zügel schlaff, oder ein Unglück! Die Wachen zogen, die Pferde folgten, der Wagen setzte sich nach rechtshin in Bewegung; der Officier ging neben dem Kutscher einher. Eine Minute später flog das breite Hofthor auf und die beiden Herzöge mit dem ganzen Gefolge schritten hinaus und wendeten sich nach links. Hinter ihnen flog das Thor wieder zu, und Schlösser wie Riegel besagten knarrend, daß Thor und Pförtchen fest verschlossen würden. Der Wagen brauchte nicht weit geführt zu werden. Es war nun hinreichend dafür gesorgt, daß der darin sitzende und heraus gesticulirende wie perorirende Chevalier de Lisle nicht in kurzer Zeit das Hotel Rohan betreten und mit Tristan und Consorten den abziehenden Weimaranern folgen werde. Dennoch änderte Herzog Bernhard, als er mit den Seinigen bis an die Seine gekommen, seine Vorschriften für Rohan. Es schien ihm möglich, daß Richelieu, so wie er einen Agenten zum Hotel Rohan gesendet, auch in der Nähe des Arsenals Wachen aufgestellt haben könnte, um beobachten zu lassen, wohin der Herzog von Rohan gebracht würde. Er befahl also, daß Dietrich van Groot und Mitzlau schon hier vom Gefolge sich absondern und den Herzog von Rohan

nach der Place royale ins Haus des schwedischen Gesandten führen sollten.

„Morgen Abend," sagte er, indem er dem Herzoge die Hand reichte, „besuche ich Euch und bringe Euch Nachrichten von Frau und Tochter. Dann bringen wir unser heut' begonnenes Gespräch mit seinen weiten Planen zum Abschlusse. Bis dahin behüte Euch Gott, mein glücklich gefundener würdiger Freund."

Der Herzog von Rohan schüttelte ihm schweigend die Hand und ging mit Dietrich, Mitzlau und Mathieu, der sich seinem Herrn angeschlossen, über die Brücke.

Der nächste Abend in Paris war ganz ein Sommerabend. Die Pariser, Alt und Jung, promenirten unter den Bäumen der Place royale, und sogen mit Behagen die milde Luft ein, welche so angenehm geschwängert war vom jungen Laube jener Bäume.

Auch Dietrich kam aus dem elterlichen Hause und mischte sich unter die Gruppen. Er war äußerst zufrieden. Die gute Mutter hatte Alles vortrefflich eingerichtet. In der vergangenen Nacht hatte sie treulich gewacht, bis er mit dem Herzoge von Rohan angekommen, und dann hatte sie diesen vornehmen Herrn mit allerliebster Einfachheit eingeführt in das behagliche Zimmer. Auch den Buben, den so übel empfangenen Jaquette, hatte sie bereits in ihrem Herzen und in ihre Wohnung ganz gut eingerichtet. Sie hatte ihn gewaschen und gekämmt und mit Kleidern versehen, und erzog an ihm immerfort. Der pfiffige Junge ließ sich Alles gefallen und sagte zu Allem „oui, merci!" Es war gar nicht mehr zu verkennen: die Mutter eignete sich ihn an durch solche rastlose Erziehung. In Kurzem würde sie, wenn nicht den Jungen, doch ihr eigenes Werk in ihm lieben. Und jetzt war er sogleich als kleiner hugenottischer Franzose am Platze zur leichten Bedienung für den Herrn Herzog neben dem etwas schwer auftretenden Mathieu. Alles war in gutem Gange, und in der

nächsten Abendstunde war die Frau Herzogin mit ihrer Tochter und war der Herzog Bernhard zum Besuch erwartet unter dem deckenden Schleier des späten Abends. Dietrich rieb sich vergnügt die Hände und sah allen Frauenspersonen, die an ihm vorüber kamen, tief unter die Augen, um seine Louison heraus zu finden. Der Mond war noch nicht aufgegangen und unter den Bäumen war das Licht schon düster. Er hatte eigentlich keinen Grund, Louison zu erwarten. Aber brauchte er Gründe? Seine gefällige Einbildungskraft ahnte, was sie wünschte. Und sie täuschte sich, wie so oft: er entdeckte Louison nirgends. Es schien ihm unmöglich, daß sein Gedanke ein Irrthum sein und er heute Louison nicht sprechen könnte, er entschloß sich also nach der Rue St. André zu schreiten und dort einen Besuch abzustatten. Oder vielmehr: er entschloß sich nicht, sondern die ihn beherrschende Traumwelt entführte ihn. Das macht ja solche Menschen mächtig oder lächerlich, daß sie ihren Träumen nachgehen, nicht ihrem Verstande. Am Ausgange des Platzes begegnete er Rudolph von Mitzlau, der in eifrigem Gespräche mit einem Cavalier daher kam. Dietrich erkannte ihn an der Stimme, grüßte ihn heiter und versicherte ihm, daß zu Hause Alles in Ordnung wäre und heute Abend gesellige Zusammenkunft der ganzen Familie und auch seines Herzogs stattfinden würde. Mit diesen allgemeinen Bezeichnungen meinte er genug gethan zu haben für Verhüllung dessen, was geheim bleiben sollte vor einem unbekannten Dritten, und schritt fürbaß. Diesem Dritten war aber solche Mittheilung recht wichtig. Dieser Dritte war Norbert von Zierotin.

Mitzlau bewarb sich um seine Gunst, um durch ihn wieder aufgenommen zu werden in Oesterreich. Er hatte Norbert also auch bis auf einen gewissen Grad eingeweiht in die Geschichte der Befreiung Rohan's, aber doch nur bis auf einen gewissen Grad. Er wollte mit zwei Zügeln fahren. Nahm Herzog Bernhards Laufbahn wieder einen Aufschwung, so wollte er seinen Mitgenuß an diesem Aufschwunge nicht ganz aufgegeben haben durch völlige Hingebung an den Jesuiten Norbert, dann wollte

er — kurz, es schwebte ihm die Möglichkeit vor, den von den Franzosen enttäuschten Bernhard einmal dem Kaiser zuzuführen. Er wußte ganz gut, daß dies schwerlich in einem Sinne geschehen könnte, welcher den Jesuiten ganz entspräche, und deshalb behielt er sich Norbert gegenüber Mancherlei vor. So hatte er ihm jetzt nicht gesagt, wohin der Herzog von Rohan gebracht worden wäre, und Dietrichs Anspielung war ihm deshalb unangenehm. Norbert griff dies auch sogleich auf und sagte:

„Ihr wißt also, Herr von Mitzlau, wo der Herzog von Rohan versteckt ist? — und verschweigt mir's? — Wie soll ich Euch empfehlen, wenn Ihr uns unvollständig dient?" — Aber was kümmert Euch denn dieser französische Herzog?! — „Er ist Hugenott, er ist Ketzer, und ist als Krieger ein für uns hochgefährlicher Mann. Er ist in der Schweiz der Mittelpunkt unserer Widersacher." — Aber derjenige Minister, mit welchem Ihr hier verkehrt, Desnoyers, nimmt ja, wie wir Alle wissen, die Partei Rohan's gegen Richelieu. — „So weit er dem Könige dient und den großen Herren in Frankreich. Er achtet aber die Kirche und wird gegen diese schwerlich einen so wichtigen Ketzer beschützen. Ich hoffe ihn noch heute zu sprechen und werde dies Thema zur Sprache bringen. Ueberlegt's Euch, ob Ihr uns ferner so was Bedeutendes verschweigen wollt. Um zehn Uhr komm' ich herunter von der Lady und hoffe Euch hier unter den Bäumen zu finden. Ueberlegt's Euch, ob Ihr mir dann sagen wollt, was ich brauche. Auf Wiedersehen!"

Mitzlau blieb verdrießlich zurück und kehrte um. Norbert aber ging links hinüber in das Haus, welches an die schwedische Gesandtschaft stieß, an die Wohnung Hugo van Groot's. Hier wohnte Ludmilla, und bei ihr pflegte Norbert seine Abende zu verbringen. Ihr Salon war ein geselliger Mittelpunkt für geistvolle Leute, welche den Cardinal Richelieu haßten. Die französische Gesellschaftsform fing damals an sich zu entwickeln, welche in geselliger Unterhaltung die politischen Interessen oppositionslustig zum Mittelpunkte des Gesprächs macht.

Ludmilla selbst erwies sich dafür als ein ganz geeigneter Mittelpunkt. Sie sprach ganz geläufig französisch, sie war eine Weltdame, sie war immer noch eitel und gefallsüchtig, und war daneben doch in eine Richtung gerathen, welche sie den Gegnern Richelieu's zu einer interessanten Persönlichkeit machte; sie war im Begriffe, zum Katholizismus überzutreten, und zwar aus scheinbar uneigennützigen Gründen, welche im Gemüthe wurzelten.

Sie hatte lauter Enttäuschungen erlebt, und die Summe dieser Enttäuschungen hatte sie zu solchem Entschlusse gebracht. Immer waren es persönliche Wünsche gewesen, welche sie zur Parteinahme an den öffentlichen Dingen getrieben hatten, und immer waren ihre persönlichen Erwartungen leer ausgegangen. Mit Hans von Starschädel hatte sie ihren Haltpunkt verloren. Ihre letzte Bewerbung an die Aufmerksamkeit Bernhards von Weimar war völlig demüthigend für sie gewesen — Bernhard beachtete gar kein Weib, bis er vor einigen Tagen in St. Germain Marguérite Rohan gesehen. Der allgemeine Verfall des protestantischen Krieges seit Waldstein's Tode und seit der Nördlinger Schlacht hatte für sie den letzten Reiz abgestreift, welchen diese Angelegenheit für sie gehabt; sie war nach Rom gegangen, um die katholische Welt, gleichsam zur Unterhaltung und wie eine Curiosität einmal in ihrem glänzenden Hauptsitze anzuschauen. Sie war eine künstlerische Natur, und hatte für diese Grundlage ihres Wesens überraschend reiche Anregung gefunden in Rom. Dazu war eine Wiederbegegnung Norberts gekommen, welcher alljährlich einmal nach Rom geschickt wurde. Eine starke Freude hatte sie überkommen bei seinem Anblicke. Der Mann hatte sie ja immer geliebt, stark und leidenschaftlich geliebt — er liebte sie noch! Das war nichts Geringes für ein liebebedürftiges, in Wahrheit verlassenes Weib gewesen. Norbert liebte sie wirklich noch, so weit das Begehren Liebe genannt werden kann bei einem solchen Charakter. Sie näherten sich einander. Sie wurden vertraut. Namentlich gingen die Lebensanschauungen Norberts auf Ludmilla über. Seine Anschauungen waren fest und einfach.

Solche sind immer, wie sie auch innerlich beschaffen sein mögen, stärker als die edelsten Anschauungen, welche schwanken. Besonders stark erwies sich die Lehre von der Absolution. Jeden Tag freigesprochen werden zu können von begangener Sünde, das fand Ludmilla von unvergleichlicher Wohlthätigkeit. An jedem Tage wird solchergestalt die Welt neu für den Menschen, die Vergangenheit beunruhigt nicht mehr, das Gewissen kann schweigen. An der Hand dieser „Wohlthätigkeit“ erklärte sie sich zum Uebertritte bereit.

Da war Norbert eiligst nach Wien abberufen worden. Er empfahl ihr, nach Paris überzusiedeln, weil Frankreich in nächster Zeit der Angelpunkt des deutschen Krieges sein würde. Er empfahl ihr ferner, den Uebertritt bis zu seiner Ankunft in Paris zu verschieben, weil er ganz richtig speculirte; eine noch zu Bekehrende ist viel interessanter als eine schon Bekehrte. Sie wird dadurch mächtige Männer in ihre Nähe ziehen, insbesondere den einzigen Minister, welcher trotz Richelieu zur Kirche und zu den Jesuiten hält. Er gab ihr Briefe mit an Jesuiten und jesuitische Anhänger, und so hatte sie sich in Paris unter den günstigsten Umständen angesiedelt, und für Norbert breite Wege geebnet zu wichtigen Anknüpfungen.

Das Haus, welches sie bewohnte und in welches Norbert jetzt eintrat, war mit einem Luxus eingerichtet, welcher den damals in Paris noch einfachen Geschmack weit übertraf. Ludmilla hatte viel gesehen und hatte ein künstlerisches Talent für solche Einrichtung. Sie hatte diesem Luxus einen bestimmten Charakter eingeprägt, einen Charakter lieblicher Feierlichkeit. Von der Hausthür an deckten schwere dunkelrothe Teppiche den Fußboden, die Stiege, die Vorhallen. Große Bilder, welche Legenden darstellten, schmückten die Wände. Anmuthige Legenden der Kirchengeschichte, keineswegs Kreuzigung und Marterdarstellungen. Roth schimmernde Lampen brannten Tag und Nacht und verbreiteten eine ahnungsvolle Beleuchtung.

Norbert schritt die Stiege hinauf und wendete sich rechts. Nach dieser Seite hin bildete das alterthümliche Haus einen

abgesonderten Winkel. Diesen Winkel, welcher zwei Zimmer umfaßte, hatte Ludmilla Norbert abgetreten zu sicherer, heimlicher Wohnung. Officiell für Freunde, Bekannte und Briefe wohnte er drüben in der Nähe der Bastille. Aber seine Geschäfte brachten es mit sich, daß er Leute und Briefe empfing, die nicht gesehen sein sollten — für diese war der stille Winkel in Ludmillas Hause bestimmt.

Ein sicherer Diener empfing ihn hier und berichtete ihm jetzt: ob und was während des Tages angekommen war.

„Wer ist heute bei der Lady gewesen?" fragte er diesen Diener, indem er sich zum Schreibtische setzte. — Der Herr Doctor Blandini hat mit der Lady gespeist, und der Herr Minister Desnoyers ist seit einer Viertelstunde bei ihr. — „Allein?" — Allein. — „Sonst was?" — Ja. Seit heute Morgen hab' ich etwas bemerkt, was dem gnädigen Herrn unangenehm sein wird. — „Was?" — Der gnädige Herr sollten in diesem Zimmer nichts Wichtiges mehr besprechen. — „Warum nicht?" — Bis jetzt war es immer todtenstill nebenan. Es wohnte wol Niemand da. Seit heute Morgen scheint Jemand nebenan eingezogen zu sein, und dabei hab' ich entdeckt, daß eine Thür hinüber führen muß und daß diese Thür nur ganz dünn verkleidet sein kann. Man hört jedes Wort von drüben. Also — „Hört man auch jedes Wort, welches hier gesprochen wird, drüben." — Ja. Ich hab' mich erkundigt. Dieser ganze Winkel der Wohnung gehört eigentlich nicht zum Hause, welches die Lady gemiethet hat, sondern ist ein kleines Zwischenhaus, von welchem ein Theil an das Nachbarhaus vermiethet ist. Wenn also Jemand zum gnädigen Herrn kommt, so werd' ich ihn — mit des gnädigen Herrn Erlaubniß — von jetzt an ins anstoßende Schlafzimmer führen. — „Noch besser: machen wir das Zimmer hier von morgen an zum Schlafzimmer. Ich danke für Deine Aufmerksamkeit."

Der Diener ging. Norbert schrieb einen Brief, der in der Nacht noch fort sollte nach Madrid an den allmächtigen Minister Olivarez. Wirklich hörte auch er bald Geräusch im Nebenzimmer

und dann Männerstimmen. Sein Schreibtisch stand ganz nahe an der verkleideten Thür — er verstand jedes Wort. Und welche Worte waren's! Er lauschte bald mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Herzog von Rohan und der Herzog von Weimar sprachen mit einander — das Zimmer, welches Frau van Groot für Rohan eingerichtet, stieß unter so mißlichen Umständen an das Zimmer Norberts! Eine Stunde lang dauerte diese Unterredung, dauerte dies gespannte Zuhören. Letzteres war gar sehr der Mühe werth, denn Bernhard und Rohan sprachen von den wichtigsten Dingen, von der Regierung Frankreichs, von der Stellung und Zukunft der Protestanten in Frankreich, von ihrem beiderseitigen Verhältnisse zu Richelieu, vom deutschen Kriege und von einer Allianz zwischen französischen und deutschen Protestanten. Als sie an die Einzelnheiten dieser Allianzfrage kamen, wurden sie von Frauenstimmen unterbrochen — das Gespräch hörte auf.

Norbert erhob sich leise und ging langsam hinüber in den Salon der Lady Ludmilla. In halb liegender Stellung saß sie auf einem Lehnsessel, rosig beleuchtet von hängenden Ampeln. Obwol sie schon über die Mitte der Dreißig war, machte sie doch noch den Eindruck einer schönen Frau in dem schwarzen Seidengewande, von welchem der weiße Hals und die weiße längliche Hand sich reizend abhoben. Ueber den interessanten Kopf breitete sich wirklich ein Nebel von Weh und Sehnsucht, welchen Mund und Augen ausströmten, indem sie zu sagen schienen: Was nützen mir alle Herrlichkeiten der Welt, da ich die Liebe verloren habe, welche mein reines Jugendherz entzückt hat! was nützen alle Entschädigungen und Tröstungen, da mir die innere Ruhe, da mir das innere Glück fehlt?!

Dennoch hatte sie noch den koketten Wunsch, den neben ihr sitzenden, äußerlich so dürftigen Desnoyers zu reizen und ihm die schweren Augenlider aufzuziehen durch jeweilige Zuneigung ihres Hauptes, durch jeweiliges Hinabblitzen ihres Blickes, durch jeweilige leichte Berührung mit ihrer Hand — und dennoch leuchteten ihre Augen feurig über das Zimmer hin, als Norbert

eintrat, und sie streckte ihm die weiße Hand entgegen unter dem Ausrufe: — Euch ist was begegnet, Norbert! Ihr seht ganz voll aus und befriedigt — darf man's wissen?

„Auf der Stelle," erwiderte er und küßte ihre Hand in einer Weise, welche mehr sinnlich als artig erschien, „ich komme von einer Unterredung zwischen Heinrich von Rohan und Bernhard von Weimar." — Wie?! riefen Ludmilla und Desnoyers. — „Ich war nur Zuhörer, unsichtbarer Zuhörer." — Wo?! — Davon später. Weiß Herr Minister Desnoyers, ob und was sich heute ereignet hat zwischen Bernhard und Richelieu?" — O ja. Der deutsche Herzog ist im Palais Cardinal gewesen und hat seine sogenannten letzten Bedingungen gestellt für den Vertrag mit Frankreich, welchem er absolut den Namen und Charakter einer Allianz beigelegt wissen will. Er hat sich auffallend kalt und entschlossen benommen und von seiner sofortigen Abreise gesprochen, wenn man ihm nicht vollständig willfahre. Ja sogar Garantien hat er gefordert. Nach der Nichte des Cardinals hat er mit keiner Silbe gefragt, und über den nächtlichen Vorgang im Hotel Rohan hat weder Richelieu noch der Herzog ein Wort verloren, obwol ich genau weiß, daß der Chevalier de Lisle und Tristan mit den Musketieren erst gegen Tagesanbruch drüben frei geworden sind und kaum eine Stunde vor Bernhards Ankunft im Palais Cardinal eine grelle Schilderung von der Gewaltthat des Herzogs entworfen hatten. Der Cardinal hat die Ruhe, große persönliche Opfer zu bringen, wenn große Zwecke auf dem Spiele stehen. Und die neuesten Nachrichten aus dem spanischen Cabinet lauten so, daß er den Feldherrn Bernhard für diesen Sommer nicht entbehren kann. Olivarez bereitet einen furchtbaren Heerzug vor, der aus den Niederlanden bis Paris gewälzt werden soll. Er hat sich den wilden Reitergeneral des Bayerfürsten, den Jean de Werth, dazu ausgebeten, und Richelieu meint, diesem drohenden Einfalle den Herzog entgegen stellen zu müssen. Deshalb verschluckt er jegliche Unbill und wird vielleicht morgen schon den Allianzvertrag mit Bernhard abschließen. —

„Und Ihr, Herr Minister, rathet dem Könige, solch' einen Vertrag zu bestätigen?"

Desnoyers zuckte schweigend die Achseln und sagte endlich: — Der König und wir wollen den deutschen Herzog in französischen Diensten sehen und nicht einen Vertrag mit ihm schließen, wie mit einer selbstständigen Macht. Aber dem spanischen Andrange gegenüber wird der König nachgeben müssen.

„Der König und Ihr schützt auch den Rohan!" — Der König liebt es nicht, die großen Familien gemißhandelt zu sehen — ohne Noth. — „Ohne Noth?! — Die Kirche verschwindet am Ende völlig aus Eurem Conseil. — Ohne Noth! Hört die Hauptpunkte, über welche Bernhard und Rohan einig sind! Das Bündniß mit Frankreich soll nur die Handhabe sein, den deutschen Krieg an den Rhein zu bringen, wo Rohan die ketzerische Schweiz dem Bernhard zuführt. Dorthin, nach der Schweiz, beruft Rohan die französischen Hugenotten und bildet ein französisches Heer, welches gegen Paris vorgehen soll wie das deutsche Ketzerheer gegen Wien, und welches den König von Frankreich zwingen soll, das Hugenottenthum als gleichberechtigt der römischen Kirche anzuerkennen."

Der kleine Desnoyers war von seinem Sitze aufgefahren. — Das wollt Ihr selbst gehört haben? fragte er.

„Ich selbst. Und falls Ihr's bezweifelt, steht Euch der Beweis zu Diensten." — Welcher Beweis? — „Der Herzog von Rohan selbst." — Wie? Ihr wißt —? — „Ich weiß, wo er sich befindet und wo Ihr ihn sogleich ergreifen könnt."

Desnoyers riegelte wirklich seine Augenlider um einige Linien in die Höhe.

— Im Arsenal beim deutschen Herzoge? sagte er dann, und setzte hinzu: — da ist er eben ohne eclatantes Zerwürfniß mit Bernhard nicht zu ergreifen! — „Nicht im Arsenale beim Herzog Bernhard. Binnen einer Stunde wahrscheinlich ganz allein. Aber ich muß leider dem Orden berichten, daß auch Minister Desnoyers anfängt, das Interesse der Kirche hintan zu setzen." — Oh!

flüsterte Desnoyers. — Er gehörte zu den kalt berechnenden Menschen, welche ihr Leben im Großen und Ganzen streng nach einem grundsätzlichen Zuschnitte führen. Sein Verstand hatte ihm gesagt: die Kirche hat tiefere Grundlagen und gewissere Dauer als irgend ein politisches System. Wenn man sich ihr hingiebt, so ist man sicherer gestellt, als durch irgend eine andere Verbindung. In diesem Sinne hatte er sich den Jesuiten angeschlossen, und in diesem Sinne bedeutete es ihm jetzt sehr wenig, den Herzog von Rohan zu opfern, den der König einigermaßen geschont sehen wollte. — Also wirklich, sagte er denn nach kurzem Besinnen, binnen einer Stunde könnt Ihr uns den Herzog von Rohan überliefern? — „Sogleich, wenn Ihr zehn Bewaffnete habt. Binnen einer Stunde, wenn der Herzog Bernhard nicht dabei sein soll. Und dann braucht Ihr wol nur fünf Bewaffnete." — Ich besorge es. Sagt mir den Ort. — „Ich begleite Euch eine Strecke, um Euch ausführlich zu unterrichten. Auf Wiedersehen, Lady Ludmilla. Verzeiht die Störung. Sie wird große Folgen haben, und bei meiner Zurückkunft erzähl' ich Euch, welch' wichtigen Antheil Eure glückliche Hand daran hat." — Meine glückliche Hand? — „Ja wol, diese schöne glückliche Hand."

Beide Männer küßten diese Hand und gingen. Unten auf dem Platze unterrichtete Norbert den Minister über die Oertlichkeit. Die Fenster waren hell beleuchtet, welche an Norberts Zimmer grenzten. „Dort oben," sagte er, „wohnt der Herzog von Rohan!" — Ah?! rief dieser, dies ist ja die schwedische Gesandtschaft! Dadurch wird ein bewaffnetes Eindringen erschwert und verwickelt! — Nein, nein, setzte er hinzu, es ist ein kleines Haus zwischen der Gesandtschaft und dem Hause unserer Lady! — Wie dem sei, ich gebe Euch Recht: das Wohl der Kirche heischt die Gefangennahme Rohan's. Ich gehe stracks zum Cardinal und fordere ihn auf, sie ins Werk zu setzen. Er wird nicht wenig verwundert sein, die Aufforderung von mir zu hören! — „Verwundert und zu Dank verpflichtet," erwiderte Norbert, „und der

Dank wird von uns einzucassiren sein in Betreff des Weimarischen Herzogs. Hält er diesen und giebt ihm hinreichend Geld zur Kriegführung, so schlägt er der Kirche eine vielleicht unheilbare Wunde." — Einer nach dem Andern! sagte Desnoyers gleichsam still vor sich hin und machte Anstalt fortzugehen.

Er war ein sparsamer Mann, der keinen Wagen führte, sondern seine Gänge und Besuche zu Fuße erledigte. — Es soll ja noch eine Stunde vergehen — sagte er lächelnd, als er von Norbert schied — ich kenne die Richtwege, ich marschire rüstig, und in spätestens fünf Viertelstunden wird Tristan hier sein zur Empfangnahme Rohan's. Auf Wiedersehen morgen Abend bei der schönen Lady. Dies sprach er am Ausgange der Baumallee. Norbert blieb stehen und sah ihm nach. Der Mond beleuchtete schattenvoll den kleinen, dahin schiebenden Mann. Norbert bemerkte es nicht, daß ein dritter Mann in der Nähe war und auch ihm zusah. Etwa zehn Schritte von ihm an einem Baumstamme gelehnt stand Mitzlau. Die Stunde seines Rendezvous mit Norbert war nahe; er hatte Norbert und Desnoyers kommen sehen, er hatte im Mondesschimmer gesehen, daß sie zu den erleuchteten Fenstern des schwedischen Gesandtschaftshauses hinauf schauten, hinauf deuteten, er hatte die Worte „Tristan" und „Rohan" und „in spätestens fünf Viertelstunden" aus der geringen Entfernung verstanden — das Blatt war ihm geschossen!

Ohne sich zu melden, ließ er Norbert unter die Bäume zurückkehren. Es war spät am Abend; kein Mensch war außer ihnen Beiden mehr vorhanden; nach einigen Minuten konnte er ihn sicher einholen und konnte sehr eilig anzukommen scheinen. So geschah es. — Das Blatt schoß ihm noch deutlicher, als Norbert mit keiner Silbe mehr nach dem Aufenthaltsorte Rohan's fragte, sondern von Wien sprach und den dortigen Zuständen. Der Kaiser kränkle, man fürchte seinen baldigen Hintritt. Sein Sohn werde als Ferdinand der Dritte vielleicht Grundsätze einführen, welche ausgewanderten Oesterreichern wie Mitzlau die Rückkehr erleichterten, sobald diese Umkehrenden empfohlen werden

könnten. Mitzlau war schlau und pfiffig. Er ging bereitwillig auf das Gespräch ein, sagte sich aber: du hast recht vermuthet, er weiß, daß Rohan da oben ist! Sonst hätte es ja keinen Sinn, daß er dich gar nicht mehr nach einer Kunde fragen sollte, welche ihm vor einigen Stunden so sehr am Herzen lag. Er weiß es, und der Name „Tristan“, welchen du vorhin verstanden, bedeutet die Gefangennahme Rohan's! Nicht das Mindeste ließ Mitzlau von seinen Gedanken merken, sondern bat Norbert ganz höflich: seine Rückkehr einzuleiten in Wien. Gnädigst versprach dies Norbert und ging nach dem Hause Ludmillens. Der stehenbleibende Mitzlau wußte bereits von der Anwesenheit dieser Dame, welcher er seit Prag nie mehr hatte nahen dürfen, und als er jetzt Norbert in dies Haus treten sah, schoß ihm das Blatt auch darin weiter; ob die Nachbarschaft nicht irgendwie zur Entdeckung Rohan's geführt haben könnte? —

Rudolph von Mitzlau war sehr ärgerlich, und der Aerger trieb ihn zu neuen Entschlüssen. Die „Gnädigkeit“ dieses „Pfaffenjunkers“ wurmte ihn, und die Nachricht vom nahen Hintritte des Pfaffenkaisers rumorte in ihm. Der Nachfolger Ferdinands des Zweiten galt in der That für versöhnlich — thust du dann nicht besser, sagte sich Mitzlau — wenn du deine Rückkehr ins Vaterland nicht den Pfaffen allein anheim giebst? Herzog Bernhard selbst wäre am Ende mit dem Kaiser auszusöhnen, da er mit den Franzosen doch nicht zurecht kommt, und wenn du dich dem Herzoge näher bringst durch hervorragende Hilfsleistungen, dann sorgt der Herzog für dich beim neuen Kaiser. Wie wär's, wenn du den Spieß umkehrtest gegen den Pfaffenjunker und ihm den Rohan aus den Klauen rissest?! Dafür dankt Herzog Bernhard sicherlich besonders — ja, das thu' ich! Also sprechend ging Mitzlau ins Haus der schwedischen Gesandtschaft. Sein Inneres war längst durch zehnfach wechselnden Lebenslauf darauf eingerichtet, von einem Lager ins andere überzugehen schnell wie man eine Hand umwendet. Im Hausflure schon begegnete er dem Herzoge Bernhard, der auf dem Heimwege begriffen war. Mitzlau

erzählte ihm leise, daß er eben zwei Männer drüben unter den Bäumen behorcht habe. Einer von diesen Männern sei der Minister Desnoyers gewesen. Diese beiden Männer hätten gewußt, daß der Herzog Heinrich von Rohan hier oben verborgen wäre —

„Wie?!“ — Und Minister Desnoyers hätte beim Fortgehen gesagt, er würde Tristan, des Cardinals Trabantenführer, unverweilt mit hinreichender Macht daher senden, um den Herzog von Rohan ergreifen und in die nahe Bastille bringen zu lassen.

Mitzlau gab seine Vermuthung für Gewißheit. Bernhard schwieg einen Augenblick. Dann wendete er sich zu dem Officier, welcher ihn begleitete, und sagte: „Meine drei besten Pferde sollen gesattelt und an die nächste Brücke gebracht werden. — Ihr, Mitzlau, mögt den Herzog begleiten auf einem dieser Pferde. Und zwar nach St. Dizier. Dort findet Ihr den Oberst Rosen von uns mit seinem Reiterregimente. Ihm überantworte ich den Herzog von Rohan. Er soll ihn schützen und weiter befördern. Vorwärts!“ setzte er hinzu für den Officier, welcher von dannen eilte. — „Folgt mir hinauf,“ sagte er zu Mitzlau, „und wartet, bis ich zurückkomme.“

Frau de Groot sah mit Erstaunen den Herzog Bernhard zurückkehren und spornstreichs nach dem Gemache ihres Gastes hinüber schreiten. Nur zwei Worte wechselte er mit ihrem Gatten, Worte, welche diesen heftig betroffen machten. — Was ist? fragte sie Mitzlau. Dieser unterrichtete sie. Er war noch kaum zu Ende, weil Grotius sein Bedenken eingeschaltet hatte, daß sein Gesandtschaftshotel ein unverletztes Asyl sein sollte, da erschienen schon beide Herzöge und die Herzogin und Marguérite. Der Herzog von Rohan rief nach Mathieu, und eh' dieser gefunden wurde, verging einige Zeit. Die Frauen verläugneten auch ihren Charakter nicht und verbreiteten sich über die Pein und Mißlichkeit so jäher Abreise mitten in der Nacht. Nur der kleine Jaquette besorgte Alles prompt, Hut und Mantel und Degen des Herzogs herzu bringend. Endlich kam auch Mathieu, und Herzog Bernhard commandirte „Vorwärts!“, den Damen ziemlich rauh

könnten. Mitzlau war schlau und pfiffi
auf das Gespräch ein, sagte sich aber:
er weiß, daß Rohan da oben ist! Sonst
daß er dich gar nicht mehr nach einer
ihm vor einigen Stunden so sehr am
und der Name „Tristan", welchen du
die Gefangennahme Rohan's! Nich
von seinen Gedanken merken, sonder
seine Rückkehr einzuleiten in
Norbert und ging nach dem Haus
Mitzlau wußte bereits von der
er seit Prag nie mehr hatte
in dies Haus treten sah, sch
ob die Nachbarschaft nicht
geführt haben könnte? —

Rudolph von Mi
trieb ihn zu neuen Ent
junkers" wurmte ih
des Pfaffenkaisers
des Zweiten galt
nicht besser, sag
Vaterland nich
hard selbst
mit den F
dem Herzo
dann sorg
wenn du

Bernhard, in den Zügel Rohan's greifend,
... Stadt! Langsam bis zum ersten Tages-
... mit allen Kräften. Ein Unfall im Dunkeln
...ste."

...te ihm noch die Hand; Mathieu flüsterte dem
... Grauschimmel nicht zu vergessen! und — über
...wanden die drei Reiter. Herzog Bernhard stand
... unbeweglich: bei der Familie Rohan weilten
... Das Wiedersehen Margueritens in Groot's
...te äußerlich gar nichts Besonderes gebracht. Mar-
...reundlich, heiter, unbefangen gegen ihn gewesen.
Befreiung des Vaters hatte sie ihm so lieb gedankt,
Augen feucht geworden waren, etwas, was er kaum
...rigens hatte sie nicht gerade Sentimentalität in ihm
was bei einem so ernsten Manne, dem die Liebe zum
...le ans Herz tritt, gar nicht auffallend gewesen wäre.
...ntheil: er war heiterer geworden, als er sonst zu sein
Das Leben stand jetzt leichter, lohnender, lichter vor ihm.
...e Knabenzeit in Weimar fühlte er sich erinnert, in welcher
...lles, Alles erreichbar geschienen hatte. — „Morgen,"
er jetzt, „wirst du Mutter und Tochter aufsuchen und
...n; trösten und ermuntern. Auf alle Gattungen von Freude
...t du bedacht sein für die beiden Frauen. — — Da wurde
gewahr, daß der Officier und Reitknecht auf ihn warteten. —
...Geht langsam voraus," sagte er, „und zeigt mir den Weg.
...angsam!"

Er wollte im Sinnen verbleiben, im angenehmen Sinnen. Keinerlei Unruhe, keinerlei Leidenschaft bewegte ihn. Seine Seele war nur wohlthätig angeregt. Das übertrug sich auf Alles, auch auf sein Verhältniß zu diesem Frankreich und zu den Macht-habern. Fest, aber mäßig wollte er sich zu ihnen verhalten. — „So wirst du auch Starschädel," sagte er vor sich hin, „ins Unrecht versetzen. Du wirst diese eigennützigen Fremden, die dich und dein Vaterland mißbrauchen wollen, ausgiebig benützen.

Es giebt keinen andern Weg, es sind nirgends anderswo Mittel aufzufinden für Fortsetzung des Krieges, und wenn der Krieg aufgegeben wird, so ist, so bleibt Glaube und Vaterland in eherne Ketten geschmiedet. An den Rhein, an den Rhein mit einem Heere! Nur von hier ist dies möglich. Die Rohan'schen Frauen bringst du nach der Schweiz zu ihrem Vater. Dort sammelt Rohan Kriegsleute und verbündet sich mit dir, und von dort schreiten wir zu Siegen gegen Osten und Westen und gründen ein Austrien und Westrien, in welchen wir gebieten und glücklich wohnen, verbunden durch enge Familienbande —"

Eine Wache rief ins Gewehr; er war am Arsenale angekommen, und beleuchtet vom vollen Mondlichte schritt er hinein.

7.

Es lag im Interesse aller Betheiligten, die Verfolgung und Errettung des Herzogs von Rohan sorgfältig zu verschweigen. Wo eine Frage darüber auftauchte, da sagte Richelieu, da sagte Desnoyers, da sagte selbst Bernhard: wozu die Fabel wiederholen?! Rohan ist mit keinem Fuße in Paris gewesen, noch weniger ist er verfolgt worden! Die französische Regierung hat im Gegentheile neuerdings in der Schweiz freundschaftlichen Austausch mit ihm gepflogen und ihm einen neuen wichtigen Auftrag anvertraut.

Bernhards Stellung freilich zu Richelieu war durch die Rohan'schen Vorfälle tief verändert worden. Die Herzogin von Aiguillon hatte sich bald überzeugen müssen, daß alle Aussicht verschwunden wäre, Herz und Hand des deutschen Herzogs zu erobern. Eben so wenig blieb ihrer weiblichen Aufmerksamkeit verborgen, daß Bernhard jeden Abend das Hotel Rohan besuchte und daß die Prinzessin Marguérite sechzehn Jahre alt wäre. Sie unterließ nicht, ihren Oheim von all' ihren Bemerkungen in

Kenntniß zu setzen und ihn dahin zu vermögen, daß der deutsche Herzog sobald als möglich aus Paris zu entfernen und in die Zerstreuungen des Krieges zu senden wäre. Die Unterhandlungen zwischen dem Herzoge und dem Cardinale glätteten sich auch von da an mit einem Male, wenigstens wurden die Versprechungen des Cardinals geschmeidiger und günstiger, und Bernhard konnte mit guten Aussichten zu seinem Heere abreisen.

Er selbst war fröhlicheren, leichteren Sinnes als je. Liebesneigung verklärt uns ja die ganze Welt! Und mehr wie ein muthiger Ritter als wie ein durch Erfahrung mißtrauisch gemachter Feldherr erschien er unter seinen Truppen. Sold und Hoffnungen reichlich spendend.

Nicht daß seine Neigung zu Marguériten reichlich ein Aussprechen, eine Erwiderung gefunden hätte! Nein. Marguérite war ein fröhliches Kind geblieben, welches in voller Unbefangenheit und kindlich mit dem berühmten Kriegsmanne verkehrt hatte. Und vielleicht gerade dadurch hatte sie auf Bernhards Wesen nur erfrischend gewirkt, nicht aber drängend, treibend, beunruhigend. Es war Frühling in ihm geworden, und nur Frühling in ihm geblieben. Reife und Frucht begehrte er nicht. Dies ist ja ein wesentliches Merkmal der ersten Liebe.

Seiner Marguérite Vater, der Herzog von Rohan, war glücklich nach der Schweiz entkommen, hatte dort sogar wirklich durch neue Vollmacht aus Paris größere Hilfsmittel erlangt, Bernhards nächstes und einziges Ziel ging also dahin: durch die burgundischen Berge hindurch bis an die Schweiz vorzudringen und dann in neuer persönlicher Zusammenkunft mit Rohan die weiteren Schritte fest zu stellen. Die kaiserlichen Truppen also, die unter Gallas und dem Herzoge von Lothringen ihm den Weg verlegten, nieder zu werfen, das war jetzt sein nächster, sein einziger Gedanke.

Seine Truppen jubelten. Nie hatten sie ihn so jung, so ungestüm, so tapfer gesehen. Oft hatten sie ihn wol auch früher den Feldherrnfehler begehen sehen, daß er sich persönlich ins

wildeste Schlachtgetümmel hinein gestürzt — ein Fehler, den keine Truppe übel nimmt — jetzt aber sahen sie mit Entzücken, daß er ganz die Ritterschlacht wieder zu Ehren brachte und wie der ungestümste Reitersmann ihnen voraus kämpfte.

Dazu brachte der Hochsommer eine wunderliche Genugthuung für diese Weimaraner. Der spanische Krieg brach endlich vollständig los gegen Richelieu und Frankreich, und Olivarez hatte eine große kaiserliche Heerabtheilung unter Piccolomini für diesen Feldzug gewonnen neben den spanischen Regimentern. Mit lawinenartigem Gefolge brach dies spanische und kaiserliche Heer in die Picardie ein, eroberte sie und drang bis zur Somme vor, ja drang über die Somme, nahm Corbie, die letzte Festung, und streifte schon bis an die Oise. Pontoise selbst, die letzte Stadt vor Paris, leerte sich in Flucht und Schrecken und schrie entsetzt: Jean le Wert ist da, und seine Reiter spießen uns! Ganz Paris zitterte vor Jean le Wert, und das Volk wollte Richelieu zerreißen, der König wollte ihn zu den Todten stürzen, ihn, der durch schlechte Politik Frankreich an den Abgrund gebracht. Reiter über Reiter flogen von Paris ins Kriegslager Bernhards, dem Herzoge Bericht zu bringen über die steigende Noth, und Aufforderung über Aufforderung: er möge kommen und helfen!

„Wer ist Jean de Wert?“ — fragten feixend die Weimaraner, denn sie gönnten den Franzosen die Lection. — Johann von Wörth ist es! — lautete die Antwort — Euer Landsmann! Da brach ein schallendes Gelächter aus, und es herrschte eine unangenehme allgemeine Zufriedenheit. Dieser Reitergeneral aus dem cölnischen Lande, welcher seit Jahren im Dienste des Bayerfürsten den protestantischen Truppen und diesen Weimaranern insbesondere ein höchst empfindlicher Feind gewesen, dieser Johann von Wörth war ihnen jetzt plötzlich nur der deutsche Landsmann, über dessen Tapferkeit sie sich unbändig freuten. So erkennt man eben erst in der Fremde, was zu uns gehört. Sie wären außer sich gewesen, wenn ihr Herzog Paris zu Hilfe gezogen wäre gegen Johanns von Wörth deutsche Reiter. Bern-

hard aber empfand um kein Haar anders, als seine Soldaten: er schüttelte lächelnd sein Haupt und deutete gegen Osten. Dorthin gehe seine Bestimmung.

Es war nicht wahrscheinlich, daß die Franzosen dies Lachen und Lächeln vergessen würden. Richelieu hatte sich damals, geführt vom Pater Joseph, männlich gefaßt, hatte alle Hilfsmittel in Bewegung gesetzt, hatte den spanisch-kaiserlichen Vordrang gestaut, war wieder mächtig geworden bis zum Herbste und hatte im Spätherbste sogar unerwartet aus dem fernen Osten des deutschen Reiches eine große Genugthuung erlebt. Das letzte schwedische Heer, welches dort im pommerschen Lande nur noch mühsam Stand gehalten hatte vor den Kaiserlichen und ihren Prager Friedensverbündeten, dies kleine schwedische Heer hatte unter dem lüderlichen, aber genialen Schwedengeneral Banér eine offene Feldschlacht gewonnen bei Wittstock im Brandenburgischen und die Partisane des Prager Friedens in die Flucht geschlagen.

Dieser Ausgang des Jahres 1636 wurde ein Wendepunkt. Die Gegner des Kaisers athmeten zum ersten Male wieder auf, und Richelieu's Agenten entwickelten nun auf günstig gewordenem Boden ihre Thätigkeit. Man kann sagen: vom Schlusse dieses Jahres an bemächtigte sich französische Diplomatie und französisches Geld mit nicht mehr zu besiegendem Erfolge des deutschen Krieges. Und man muß hinzusetzen: dies französische Geld und diese französische Thätigkeit ist tödtlich geworden für das deutsche Reich. Jetzt war's ein völliger Hohn geworden, von einem deutschen Religionskriege zu sprechen! Katholische Edelleute aus Frankreich reisten im nördlichen Deutschland umher und waren die intimsten Bundesgenossen der protestantischen Fürsten. Nicht nur des protestantischen Schweden und Dänemark, auch der deutschen Reichsfürsten von Holstein bis nach Hessen. Diese französischen Agenten wühlten und knüpften und lösten in folgenschwerster Weise.

Hamburg war ihr Hauptsitz. Der Graf von Avaux und die Herren von St. Chamont und Charnacé waren die Künstler,

welche in jener Zeit die protestantischen Reichsfürsten in Niedersachsen wie Schachfiguren bewegten. Das nördliche Deutschland bis gegen den Main hinauf war jetzt der Hauptschauplatz des Parteikrieges, welcher von Religion und Reich nichts mehr erblicken ließ vor Sorgen und Planen der kleinen Fürsten, die sich eine Hausmacht gründen wollten. Das Welfenhaus spielte da die Hauptrolle, und Georg von Lüneburg war der männliche Führer neben der politischen Landgräfin von Hessen. Und die deutschen Protestanten mußten hoffend dahin schauen, weil nur in jenen Ländern die Macht des Kaisers nicht völlig herrschte, während südlich vom Main, im eigentlichen Gebiete des Heilbronner Bundes, die protestantische Fahne ganz am Boden lag. Von ihrem größten Kriegsführer, vom Herzoge Bernhard, sahen und hörten sie gar nichts mehr, er war wie verschollen. Kaiserliche Heere lagen zwischen ihm und Deutschland von der Schweiz bis in die Niederlande. Allerlei Märchen liefen um über ihn; wie er französisch und katholisch geworden wäre und an Leib und Seele verfallen. Nur in Schwaben bewährte sich die Ewigkeit der Hoffnung, und sie erfand eine Sage, welche dem Barbarossa im Untersberge und im Kyffhäuser nachgebildet war. Da, wo die schwäbischen Berge gegen die Schweiz hin abgliedern in einzelne Höhepunkte, da lag auf einzelnem Kegel die für unnehmbar geltende Feste Hohentwiel. In dieser Feste, hieß es, schlummert der Geist Bernhards, und eines Morgens werden die Waldstädte am schwäbischen Rheinufer bedeckt sein mit evangelischen Kriegern, und der alte Schlachtgesang „Eine feste Burg ist unser Gott" wird vom Rheine aufsteigen und über die Mauern von Hohentwiel hinwegziehen. Da wird der schlummernde Bernhard aufwachen, wird auf die Zinne hinaufgehen und nach allen Himmelsgegenden winken. Und da werden die Evangelischen aus allen Ländern herzuströmen und furchtbare Schlachten liefern unter seiner Anführung, und das furchtbare Bollwerk des Kaisers in den österreichischen Vorlanden, die Festung Breisach, werden sie erstürmen und von da nach Bayern und Wien marschiren. Das

evangelisch-deutsche Reich aber wird dann auf ewigen Grundlagen errichtet werden.

Der arme Bernhard selbst war beim Ausgange dieses Jahres 1636 gar fern von der Erfüllung dieser Sage. Man hatte ihn von Paris aus gänzlich im Stiche gelassen mit Geld und Truppen — er hatte nicht die geringste Aussicht, den Wall zu durchbrechen, welcher in kaiserlichen Truppen zwischen ihm und dem Rheine lag. Richelieu rächte sich. Er wünschte durchaus nicht, daß Bernhard den Rhein erreichte, oder ihn wol gar überschritte. In der Hand wollte er ihn behalten, und wenn der König fragte, warum der Weimar so kurz gehalten werde, da antwortete leise der Cardinal: Sire, dieser Weimar ist ein Antäus. Sobald er den vaterländischen Boden berührt, wächst er aus unseren Händen zum Riesen empor, welcher uns zurück schleudert mit einem Fußstoße von unserer Eroberung Lothringens, der Freigrafschaft und der prächtigen Landgrafschaft Elsaß. Uns soll diese Landgrafschaft an den Rhein bringen, für uns sollen diese Länder erobert werden, nicht aber für einen so gefährlichen Nachbar, wie dieser Weimar wäre. Bernhard knirschte unter diesen Zügeln, welche ihn nicht vorwärts ließen, und entschloß sich im Winter, nochmals nach Paris zu gehen. Seine Botschafter erhielten nur ausweichende Antworten, ihm selbst, meinte er, werde man Rede stehen müssen. Man empfing ihn auch wirklich wieder mit allen Ehren und entwickelte alle französische Höflichkeit, um die innerste Gesinnung zu verbergen. Aber es war nicht zu verkennen, daß er machtloser war. Selbst das Arsenal wurde ihm nicht mehr zur Wohnung angewiesen, im Palais des Marschalls von Schomberg wurde er einquartiert, und man versetzte sich nicht einmal in die Unkosten, seine heftigen Anklagen über Wortbrüchigkeit des Vertrages heftig zu erwidern. Man sprach achselzuckend von den schweren Lasten des spanischen Krieges und verwies auf bessere Zukunft. Selbst seine schlimmsten Feinde, die Jesuiten Desnoyers und Norbert von Zierotin ließen ihn diesmal ziemlich außer Acht. Norbert, welcher mit Blandini den

bedeutend, daß Gefahr im Verzuge und für ausführliches Abschiednehmen keine Zeit vorhanden wäre. „Folgt mir, Herzog, auf der Stelle, sonst seid Ihr verloren. Die Damen verlassen drei Minuten nach uns das Haus und gehen nach der andern Seite. Frau Grotius beseitigt alle Spuren des gastlichen Aufenthalts. Vorwärts!"

So geschah's. Unten angekommen, sagte Bernhard halblaut: „Wer weiß einen Weg zur nächsten Brücke, der nicht in der Richtung nach dem Palais Cardinal liegt?" — Ich! antwortete Mitzlau. „So führt uns!"

Sie kamen unangefochten hin, aber die Pferde fanden sie nicht.

„Kann ein Zweifel entstehen, ob dies die nächste Brücke ist?" fragte Bernhard.

Mathieu, der Paris am besten kannte, erwiderte: — Ja! Aufwärts bei den Inseln kann eine Brücke dafür genommen werden. — „Eile hin! Bringe die Pferde hierher, wenn sie kommen. Warte fest, wenn sie nicht kommen. Dann holen wir Dich."

Es verging eine peinliche Viertelstunde. Die beiden Herzöge aber hatten die Ruhe der Seele, sich über ihre politischen Pläne zu unterhalten und Alles festzusetzen über ihre jetzt wöchentlich auszutauschenden Mittheilungen. Die Pferde kamen nicht. — Und doch wollte Bernhard nicht zum Arsenale selbst mit Rohan, weil dadurch Spuren für die Verfolgung entstehen müßten. Auf der andern Seite war es aber möglich, daß Tristan sich hier herüber nach dem Arsenale wenden könnte, wenn er das Nest im schwedischen Gesandtschaftshotel ausgenommen fände — man hörte wirklich Geräusch und Stimmen hinter sich.

„Gleichgiltig!" sagte Bernhard, „ich höre die Pferde!"

Es war richtig Mathieu, schon im Sattel des einen brachte er sie. Der Herzog von Rohan und Mitzlau bestiegen die anderen und setzten ihnen die Sporen ein.

„Halt!" rief Bernhard, in den Zügel Rohan's greifend, „langsam durch die Stadt! Langsam bis zum ersten Tagesschimmer, dann erst mit allen Kräften. Ein Unfall im Dunkeln wär' das Schlimmste."

Rohan drückte ihm noch die Hand; Mathieu flüsterte dem Officier zu: den Grauschimmel nicht zu vergessen! und — über die Brücke verschwanden die drei Reiter. Herzog Bernhard stand einige Minuten unbeweglich: bei der Familie Rohan weilten seine Gedanken. Das Wiedersehen Marguéritens in Groot's Behausung hatte äußerlich gar nichts Besonderes gebracht. Marguérite war freundlich, heiter, unbefangen gegen ihn gewesen. Nur für die Befreiung des Vaters hatte sie ihm so lieb gedankt, daß ihm die Augen feucht geworden waren, etwas, was er kaum kannte. Uebrigens hatte sie nicht gerade Sentimentalität in ihm entwickelt, was bei einem so ernsten Manne, dem die Liebe zum ersten Male ans Herz tritt, gar nicht auffallend gewesen wäre. Im Gegentheil: er war heiterer geworden, als er sonst zu sein pflegte. Das Leben stand jetzt leichter, lohnender, lichter vor ihm. An seine Knabenzeit in Weimar fühlte er sich erinnert, in welcher ihm Alles, Alles erreichbar geschienen hatte. — „Morgen," dachte er jetzt, „wirst du Mutter und Tochter aufsuchen und trösten; trösten und ermuntern. Auf alle Gattungen von Freude wirst du bedacht sein für die beiden Frauen. — — Da wurde er gewahr, daß der Officier und Reitknecht auf ihn warteten. — „Geht langsam voraus," sagte er, „und zeigt mir den Weg. Langsam!"

Er wollte im Sinnen verbleiben, im angenehmen Sinnen. Keinerlei Unruhe, keinerlei Leidenschaft bewegte ihn. Seine Seele war nur wohlthätig angeregt. Das übertrug sich auf Alles, auch auf sein Verhältniß zu diesem Frankreich und zu den Machthabern. Fest, aber mäßig wollte er sich zu ihnen verhalten. — „So wirst du auch Starschädel," sagte er vor sich hin, „ins Unrecht versetzen. Du wirst diese eigennützigen Fremden, die dich und dein Vaterland mißbrauchen wollen, ausgiebig benützen.

Es giebt keinen andern Weg, es sind nirgends anderswo Mittel aufzufinden für Fortsetzung des Krieges, und wenn der Krieg aufgegeben wird, so ist, so bleibt Glaube und Vaterland in eherne Ketten geschmiedet. An den Rhein, an den Rhein mit einem Heere! Nur von hier ist dies möglich. Die Rohan'schen Frauen bringst du nach der Schweiz zu ihrem Vater. Dort sammelt Rohan Kriegsleute und verbündet sich mit dir, und von dort schreiten wir zu Siegen gegen Osten und Westen und gründen ein Austrien und Westrien, in welchen wir gebieten und glücklich wohnen, verbunden durch enge Familienbande —"

Eine Wache rief ins Gewehr; er war am Arsenale angekommen, und beleuchtet vom vollen Mondlichte schritt er hinein.

7.

Es lag im Interesse aller Betheiligten, die Verfolgung und Errettung des Herzogs von Rohan sorgfältig zu verschweigen. Wo eine Frage darüber auftauchte, da sagte Richelieu, da sagte Desnoyers, da sagte selbst Bernhard: wozu die Fabel wiederholen?! Rohan ist mit keinem Fuße in Paris gewesen, noch weniger ist er verfolgt worden! Die französische Regierung hat im Gegentheile neuerdings in der Schweiz freundschaftlichen Austausch mit ihm gepflogen und ihm einen neuen wichtigen Auftrag anvertraut.

Bernhards Stellung freilich zu Richelieu war durch die Rohan'schen Vorfälle tief verändert worden. Die Herzogin von Aiguillon hatte sich bald überzeugen müssen, daß alle Aussicht verschwunden wäre, Herz und Hand des deutschen Herzogs zu erobern. Eben so wenig blieb ihrer weiblichen Aufmerksamkeit verborgen, daß Bernhard jeden Abend das Hotel Rohan besuchte und daß die Prinzessin Marguérite sechzehn Jahre alt wäre. Sie unterließ nicht, ihren Oheim von all' ihren Bemerkungen in

Kenntniß zu setzen und ihn dahin zu vermögen, daß der deutsche Herzog sobald als möglich aus Paris zu entfernen und in die Zerstreuungen des Krieges zu senden wäre. Die Unterhandlungen zwischen dem Herzoge und dem Cardinale glätteten sich auch von da an mit einem Male, wenigstens wurden die Versprechungen des Cardinals geschmeidiger und günstiger, und Bernhard konnte mit guten Aussichten zu seinem Heere abreisen.

Er selbst war fröhlicheren, leichteren Sinnes als je. Liebesneigung verklärt uns ja die ganze Welt! Und mehr wie ein muthiger Ritter als wie ein durch Erfahrung mißtrauisch gemachter Feldherr erschien er unter seinen Truppen. Sold und Hoffnungen reichlich spendend.

Nicht daß seine Neigung zu Marguériten reichlich ein Aussprechen, eine Erwiderung gefunden hätte! Nein. Marguérite war ein fröhliches Kind geblieben, welches in voller Unbefangenheit und kindlich mit dem berühmten Kriegsmanne verkehrt hatte. Und vielleicht gerade dadurch hatte sie auf Bernhards Wesen nur erfrischend gewirkt, nicht aber drängend, treibend, beunruhigend. Es war Frühling in ihm geworden, und nur Frühling in ihm geblieben. Reife und Frucht begehrte er nicht. Dies ist ja ein wesentliches Merkmal der ersten Liebe.

Seiner Marguérite Vater, der Herzog von Rohan, war glücklich nach der Schweiz entkommen, hatte dort sogar wirklich durch neue Vollmacht aus Paris größere Hilfsmittel erlangt, Bernhards nächstes und einziges Ziel ging also dahin: durch die burgundischen Berge hindurch bis an die Schweiz vorzudringen und dann in neuer persönlicher Zusammenkunft mit Rohan die weiteren Schritte fest zu stellen. Die kaiserlichen Truppen also, die unter Gallas und dem Herzoge von Lothringen ihm den Weg verlegten, nieder zu werfen, das war jetzt sein nächster, sein einziger Gedanke.

Seine Truppen jubelten. Nie hatten sie ihn so jung, so ungestüm, so tapfer gesehen. Oft hatten sie ihn wol auch früher den Feldherrnfehler begehen sehen, daß er sich persönlich ins

wildeste Schlachtgetümmel hinein gestürzt — ein Fehler, den keine Truppe übel nimmt — jetzt aber sahen sie mit Entzücken, daß er ganz die Ritterschlacht wieder zu Ehren brachte und wie der ungestümste Reitersmann ihnen voraus kämpfte.

Dazu brachte der Hochsommer eine wunderliche Genugthuung für diese Weimaraner. Der spanische Krieg brach endlich vollständig los gegen Richelieu und Frankreich, und Olivarez hatte eine große kaiserliche Heerabtheilung unter Piccolomini für diesen Feldzug gewonnen neben den spanischen Regimentern. Mit lawinenartigem Gefolge brach dies spanische und kaiserliche Heer in die Picardie ein, eroberte sie und drang bis zur Somme vor, ja drang über die Somme, nahm Corbie, die letzte Festung, und streifte schon bis an die Oise. Pontoise selbst, die letzte Stadt vor Paris, leerte sich in Flucht und Schrecken und schrie entsetzt: Jean le Wert ist da, und seine Reiter spießen uns! Ganz Paris zitterte vor Jean le Wert, und das Volk wollte Richelieu zerreißen, der König wollte ihn zu den Todten stürzen, ihn, der durch schlechte Politik Frankreich an den Abgrund gebracht. Reiter über Reiter flogen von Paris ins Kriegslager Bernhards, dem Herzoge Bericht zu bringen über die steigende Noth, und Aufforderung über Aufforderung: er möge kommen und helfen!

„Wer ist Jean de Wert?“ — fragten feixend die Weimaraner, denn sie gönnten den Franzosen die Lection. — Johann von Wörth ist es! — lautete die Antwort — Euer Landsmann! Da brach ein schallendes Gelächter aus, und es herrschte eine unangenehme allgemeine Zufriedenheit. Dieser Reitergeneral aus dem cölnischen Lande, welcher seit Jahren im Dienste des Bayerfürsten den protestantischen Truppen und diesen Weimaranern insbesondere ein höchst empfindlicher Feind gewesen, dieser Johann von Wörth war ihnen jetzt plötzlich nur der deutsche Landsmann, über dessen Tapferkeit sie sich unbändig freuten. So erkennt man eben erst in der Fremde, was zu uns gehört. Sie wären außer sich gewesen, wenn ihr Herzog Paris zu Hilfe gezogen wäre gegen Johanns von Wörth deutsche Reiter. Bern-

hard aber empfand um kein Haar anders, als seine Soldaten: er schüttelte lächelnd sein Haupt und deutete gegen Osten. Dorthin gehe seine Bestimmung.

Es war nicht wahrscheinlich, daß die Franzosen dies Lachen und Lächeln vergessen würden. Richelieu hatte sich damals, geführt vom Pater Joseph, männlich gefaßt, hatte alle Hilfsmittel in Bewegung gesetzt, hatte den spanisch-kaiserlichen Vordrang gestaut, war wieder mächtig geworden bis zum Herbste und hatte im Spätherbste sogar unerwartet aus dem fernen Osten des deutschen Reiches eine große Genugthuung erlebt. Das letzte schwedische Heer, welches dort im pommerschen Lande nur noch mühsam Stand gehalten hatte vor den Kaiserlichen und ihren Prager Friedensverbündeten, dies kleine schwedische Heer hatte unter dem lüderlichen, aber genialen Schwedengeneral Banér eine offene Feldschlacht gewonnen bei Wittstock im Brandenburgischen und die Partisane des Prager Friedens in die Flucht geschlagen.

Dieser Ausgang des Jahres 1636 wurde ein Wendepunkt. Die Gegner des Kaisers athmeten zum ersten Male wieder auf, und Richelieu's Agenten entwickelten nun auf günstig gewordenem Boden ihre Thätigkeit. Man kann sagen: vom Schlusse dieses Jahres an bemächtigte sich französische Diplomatie und französisches Geld mit nicht mehr zu besiegendem Erfolge des deutschen Krieges. Und man muß hinzusetzen: dies französische Geld und diese französische Thätigkeit ist tödtlich geworden für das deutsche Reich. Jetzt war's ein völliger Hohn geworden, von einem deutschen Religionskriege zu sprechen! Katholische Edelleute aus Frankreich reisten im nördlichen Deutschland umher und waren die intimsten Bundesgenossen der protestantischen Fürsten. Nicht nur des protestantischen Schweden und Dänemark, auch der deutschen Reichsfürsten von Holstein bis nach Hessen. Diese französischen Agenten wühlten und knüpften und lösten in folgenschwerster Weise.

Hamburg war ihr Hauptsitz. Der Graf von Avaux und die Herren von St. Chamont und Charnacé waren die Künstler,

welche in jener Zeit die protestantischen Reichsfürsten in Niedersachsen wie Schachfiguren bewegten. Das nördliche Deutschland bis gegen den Main hinauf war jetzt der Hauptschauplatz des Parteikrieges, welcher von Religion und Reich nichts mehr erblicken ließ vor Sorgen und Planen der kleinen Fürsten, die sich eine Hausmacht gründen wollten. Das Welfenhaus spielte da die Hauptrolle, und Georg von Lüneburg war der männliche Führer neben der politischen Landgräfin von Hessen. Und die deutschen Protestanten mußten hoffend dahin schauen, weil nur in jenen Ländern die Macht des Kaisers nicht völlig herrschte, während südlich vom Main, im eigentlichen Gebiete des Heilbronner Bundes, die protestantische Fahne ganz am Boden lag. Von ihrem größten Kriegsführer, vom Herzoge Bernhard, sahen und hörten sie gar nichts mehr, er war wie verschollen. Kaiserliche Heere lagen zwischen ihm und Deutschland von der Schweiz bis in die Niederlande. Allerlei Märchen liefen um über ihn; wie er französisch und katholisch geworden wäre und an Leib und Seele verfallen. Nur in Schwaben bewährte sich die Ewigkeit der Hoffnung, und sie erfand eine Sage, welche dem Barbarossa im Untersberge und im Kyffhäuser nachgebildet war. Da, wo die schwäbischen Berge gegen die Schweiz hin abgliedern in einzelne Höhepunkte, da lag auf einzelnem Kegel die für unnehmbar geltende Feste Hohentwiel. In dieser Feste, hieß es, schlummert der Geist Bernhards, und eines Morgens werden die Waldstädte am schwäbischen Rheinufer bedeckt sein mit evangelischen Kriegern, und der alte Schlachtgesang „Eine feste Burg ist unser Gott" wird vom Rheine aufsteigen und über die Mauern von Hohentwiel hinwegziehen. Da wird der schlummernde Bernhard aufwachen, wird auf die Zinne hinaufgehen und nach allen Himmelsgegenden winken. Und da werden die Evangelischen aus allen Ländern herzuströmen und furchtbare Schlachten liefern unter seiner Anführung, und das furchtbare Bollwerk des Kaisers in den österreichischen Vorlanden, die Festung Breisach, werden sie erstürmen und von da nach Bayern und Wien marschiren. Das

evangelisch=deutsche Reich aber wird dann auf ewigen Grundlagen errichtet werden.

Der arme Bernhard selbst war beim Ausgange dieses Jahres 1636 gar fern von der Erfüllung dieser Sage. Man hatte ihn von Paris aus gänzlich im Stiche gelassen mit Geld und Truppen — er hatte nicht die geringste Aussicht, den Wall zu durchbrechen, welcher in kaiserlichen Truppen zwischen ihm und dem Rheine lag. Richelieu rächte sich. Er wünschte durchaus nicht, daß Bernhard den Rhein erreichte, oder ihn wol gar überschritte. In der Hand wollte er ihn behalten, und wenn der König fragte, warum der Weimar so kurz gehalten werde, da antwortete leise der Cardinal: Sire, dieser Weimar ist ein Antäus. Sobald er den vaterländischen Boden berührt, wächst er aus unseren Händen zum Riesen empor, welcher uns zurück schleudert mit einem Fußstoße von unserer Eroberung Lothringens, der Freigrafschaft und der prächtigen Landgrafschaft Elsaß. Uns soll diese Landgrafschaft an den Rhein bringen, für uns sollen diese Länder erobert werden, nicht aber für einen so gefährlichen Nachbar, wie dieser Weimar wäre. Bernhard knirschte unter diesen Zügeln, welche ihn nicht vorwärts ließen, und entschloß sich im Winter, nochmals nach Paris zu gehen. Seine Botschafter erhielten nur ausweichende Antworten, ihm selbst, meinte er, werde man Rede stehen müssen. Man empfing ihn auch wirklich wieder mit allen Ehren und entwickelte alle französische Höflichkeit, um die innerste Gesinnung zu verbergen. Aber es war nicht zu verkennen, daß er machtloser war. Selbst das Arsenal wurde ihm nicht mehr zur Wohnung angewiesen, im Palais des Marschalls von Schomberg wurde er einquartiert, und man versetzte sich nicht einmal in die Unkosten, seine heftigen Anklagen über Wortbrüchigkeit des Vertrages heftig zu erwidern. Man sprach achselzuckend von den schweren Lasten des spanischen Krieges und verwies auf bessere Zukunft. Selbst seine schlimmsten Feinde, die Jesuiten Desnoyers und Norbert von Zierotin ließen ihn diesmal ziemlich außer Acht. Norbert, welcher mit Blandini den

Sommer über in Madrid gewesen und kürzlich erst auf seine Station Paris zurückgekehrt war, Norbert sogar sagte zu Blandini: Da habt Ihr Euch wieder einmal umsonst gefürchtet! Es wird gar nicht nöthig sein, daß Ihr diesen Weimar in ärztliche Behandlung nehmt, er verkommt ohne Euer Zuthun, Richelieu vergiftet ihn langsam durch Versagung der Gelder und Truppen! Bernhard litt schwer in diesen Wintertagen. Zu trauriger Ueberraschung hatte er gleich nach seiner Ankunft in Paris erfahren, daß die Herzogin von Rohan mit ihrer Tochter nach der Schweiz abgereist sei zu ihrem Gemahl. Und wie wenig Aussicht hatte er jetzt mit dem nächsten Frühlinge bis zur Schweiz durchzudringen durch den kaiserlichen Heereswall in der Freigrafschaft! Nur die Herzogin von Aiguillon im Palais Cardinal machte eine Ausnahme von der gleichgiltigen Behandlung. Sie begrüßte ihn herzlich, sie widmete ihm eine Aufmerksamkeit und Hingebung, als ob nie etwas Störendes zwischen ihnen vorgekommen wäre. Bernhard wußte ja auch nichts von einer solchen Störung, er hatte sich nie klar gemacht, daß ein Liebesverhältniß zwischen ihnen abgebrochen worden wäre. Für ihn war sie der zufällige Uebergang gewesen aus der Gleichgiltigkeit gegen Frauen zu der erwachenden Neigung für Frauen; für ihn war es ganz in der Ordnung, daß er sie entgegen kommend, einschmeichelnd und liebenswürdig fand. Ihm that es wohl, denn sein Wesen war jetzt einer weichen Frauenhand gar sehr bedürftig. So täuschten sie sich gegenseitig. Er aus Unbedacht, sie aus Klugheit, welche den leeren Moment in seinem Leben auszubeuten hoffte.

Der alte Kaiser in Wien veränderte diese Lage. Gegen Ende Februars 1637 kam die Nachricht von seinem Tode nach Paris, und — beim nächsten Feste im Louvre erschien Bernhard in Trauer. Dies machte großes Aufsehen und schärfte jegliche Mißstimmung. Der weimarische Herzog zeigte sich damit herausfordernd als deutscher Reichsfürst, der über allen politischen Hader hinweg Trauer anlegte um seinen Kaiser mitten unter den schlimmsten Feinden des österreichischen Kaiserhauses. Man steckte

die Köpfe zusammen, man fragte, was das bedeuten sollte, man schloß: dieser Weimar will Frieden machen mit dem neuen Kaiser! Dies war nicht im Entferntesten Bernhards Absicht. Es war ihm ein Herzensbedürfniß, sich unter diesen Franzosen als ein Deutscher zu zeigen, der sich seiner heimathlichen Anhänglichkeit treu eingedenk erweise, auch gegen seine Feinde in der Heimath. Indessen gab es auch bei diesem Abendfeste im Louvre wichtige Leute, welche dem Herzoge näher traten wegen seiner Trauerkleidung. Schon vor dem Eintritte Bernhards in den hell erleuchteten Saal war ihm die Nachricht vorausgeeilt; er trägt Trauer um den deutschen Kaiser! und als die schlanke, schöne Figur des gebräunten jungen Mannes, schwarz von der Hutfeder bis auf die Fußbekleidung, über die Schwelle trat, da wichen die Staats- und Hofmänner nach beiden Seiten vor ihm zurück. Durch eine breite Gasse schritt er langsam einher, das braune Augenpaar von tiefer, ernster Kraft blickte ruhig links und rechts über die unwilligen Franzosen hin, und da ihm Niemand entgegen kam, so schritt er immer weiter vor in die Tiefe des Saales hinein. Dort in der Tiefe weilte der König und die Königin. Stand eine unangenehme Scene bevor wie vorm Jahre in St. Germain? Man vermuthete es. Aber siehe da, der sonst schüchterne und zurückhaltende König Ludwig erhob sich und eilte ihm entgegen. Er eilte, und sein sonst melancholisches Angesicht sah erheitert aus. Sein Königssinn war innerlichst erbaut von dem Zeichen dynastischer Treue, welches der deutsche Herzog für sein Reichsoberhaupt an den Tag legte. Mit freundlichen Worten begrüßte er Bernhard. Er sprach's nicht aus, weshalb er so freundlich wäre, aber er verkündigte ihm, daß die Königin sich freuen würde, ihn begrüßen zu können.

Die Königin Anna war ja Anna von Oesterreich. Es that ihrem Herzen wohl, diesen sonst unerbittlichen Kriegsfeind ihres Hauses jetzt in Trauerzeichen um den Kaiser zu sehen inmitten von Franzosen, welche darüber entrüstet waren. Die stattliche Frau mit den berühmten weißen Armen ging ihm sogar einige

Schritte entgegen, und sie verschwieg es nicht was sie bewegte. Wenn auch mit leiser Stimme deutete sie auf ihre Rührung, daß ein politischer Feind ihres Hauses die Würde ihres verstorbenen Familienhauptes in der Fremde ehre.

Bernhard ging nicht näher darauf ein, aber er sprach freundlich mit der schönen Frau, in deren Gesichtszügen eine Trauer zu entdecken war, die ihn verwandt ansprach. Sie war fremd geblieben in Frankreich, ihre Ehe mit dem kränklichen Ludwig kinderlos. Man zweifelte überall an dem Glücke ihrer Ehe. Bernhard selbst, welchem die unerwartete Abwesenheit Marguéritens von Rohan schmerzlich überraschend gewesen, hatte innerlich ganz die Stimmung, mit dieser seit mehr denn zwanzig Jahren vermählten, leidenden Frau zu sympathisiren. Fast noch Kinder waren Ludwig und Anna gewesen, als sie sich zu Bordeaux am Altare hatten die Hände reichen müssen, um Spanien und Frankreich einander näher zu bringen. Nach ihrem persönlichen Schicksale hatte dabei Niemand gefragt.

Während Bernhard mit der Königin sprach, entdeckte sein Auge seitwärts in einer Fensterbrüstung einen feisten Mann, und nach kurzem Besinnen sagte ihm sein gutes Gedächtniß, daß und wo er diesen Mann kennen gelernt. Die Königin war Bernhards Blicken gefolgt und unter einem leichten Erröthen sagte sie: „Das ist ein sehr unterrichteter Mann, dieser Arzt, und er hat mir neulich erzählt, daß er Euch einmal flüchtig bekannt geworden sei.“ — In Frouard, Majestät! Aber ich glaube, ich habe seinen Namen nicht erfahren. — „Blandini heißt er. Er soll sich Euch vorstellen, Herr Herzog!“

Der herbeigerufene Blandini, welchen die Königin dem Herzoge zum Gespräche überließ, war vom spanischen Minister Olivarez an Königin Anna empfohlen worden. Die Unfruchtbarkeit des königlichen Ehebettes beunruhigte die spanische Regierung, und Blandini's Rath wurde auch in solcher Angelegenheit eingeholt. Bernhard machte ihm freundliche Vorwürfe, daß der kundige Doctor einen Besuch im Feldlager immer noch nicht

abgestattet. Lagerfieber und Lagerpest rafften ihm viel Leute weg, und es sei ihm kein Preis zu hoch für Unterweisung seiner Feldärzte durch einen so bewährten Mann wie Doctor Blandini.

Blandini verbeugte sich dankend und versprach einen Besuch im Feldlager des Herzogs, sobald er einmal einige Wochen freier Zeit vor sich sähe. Es war ihm jetzt nicht Ernst mit der Zusage, da Herzog Bernhard seine Furchtbarkeit verloren hatte. Aber er gab sie aus Höflichkeit, und weil man doch nicht wissen konnte, ob dieser Herzog nicht wieder einmal gefährlich würde.

Die Herzogin von Aiguillon, welche herzugetreten, bestärkte ihn in dieser Zusage. — Ich selbst — sagte sie heiter — bringe Euch einmal diesen bequemen Doctor im Wagen nach Eurem Heerlager. Ich muß Eure Krieger einmal sehen, wie sie unter Eurer Führung in die Schlacht stürzen, wovon man so reizende Wunderdinge erzählt. Und nun bemächtigte sie sich Bernhards ganz wie früher, als ob gar keine Entfernung zwischen ihnen eingetreten wäre seit der traulichen Scene im Cabinet des Palais Cardinal. Sie scherzte über den Unwillen ihres Oheims, welchen die Trauertracht des Herzogs erregen würde, und versicherte Bernhard, daß sie der Politik nicht gestatte, zwischen sie und ihre Herzensfreude zu treten. Politik sei vergänglich, das Herz sei ewig. Wahrlich sie hatte in diesem Tone leichtes Spiel, die Oberhand zu gewinnen, wenn nicht im Herzen, doch im Kopfe und in den Sinnen Bernhards. Die Oberhand über jenes gleichgültige junge Mädchen, welches seine Herzensstimme so ganz und gar überhörte. Diese Aiguillon, eine reizende Frau von Geist und Bildung, hatte er schnöde hintangesetzt, und sie zeigte sich jetzt nicht nur ohne jegliche Bitterkeit, nein, treu und ergeben! Ihr Auge schimmerte feucht und in Sehnsucht, und es klang kindlich liebevoll, als sie ihn fragte: ob er sie hinüber begleiten wolle ins Palais Cardinal. Ihre Sänfte sei geräumig, sie biete Platz für zwei Personen. Nach einer Viertelstunde, binnen welcher die Höflichkeit genügend abgethan werde in dieser massenhaften Gesellschaft! Sie entließ ihn mit einem

Blicke, welcher alle Seligkeit einer weiblichen Umarmung versprach.

Und kaum war Bernhard einige Schritte von ihr entfernt, da stand er vor einer andern Frauengestalt, die in seiner Erinnerung auch wie eine Circe schwebte. Die ersten Regungen der Sinnlichkeit, welche damals machtlos verblieben, hatte in Regensburg Lady Ludmilla in ihm erweckt. Und sie stand jetzt vor ihm. Ihre Verbindung mit Desnoyers hatte sie im Louvre eingeführt, nachdem sie wirklich zum Katholicismus übergetreten, und für den katholischen Hof ein Gegenstand angenehmer Genugthuung geworden war. Sie begrüßte den Herzog warm und lieb. Der stattliche Kriegsheld war ihrem liebebedürftigen Wesen stets reizend erschienen, und er war ihr jetzt in der Trauer um den Kaiser eine volle poetische Erscheinung. Das Alles wehte dem Herzoge aus ihren Mienen, aus ihrer Haltung, aus ihren Worten entgegen wie süßer Duft von Anhänglichkeit und Neigung. Dieser Abend schien dafür bestimmt zu sein, daß alle Mächte weiblichen Reizes sich des Herzogs bemächtigen sollten von den weißen Armen der Königin Anna bis zu den wollüstigen Tönen der Muttersprache, in denen ihm Ludmilla gestand, daß sie sich nach der deutschen Heimath sehne, und daß sie vorhabe, nach Wien überzusiedeln, wenn sich die Nachricht vom milderen Sinne des neuen Kaisers bestätigte. Von ihrem Religionswechsel wußte er nichts, und unbedenklich gab er sich den angenehmen Eindrücken hin, welche die heimathliche Kokette in ihm zu wecken wußte. Erinnerung ist die begabteste Kupplerin, alle Reize der Vergangenheit stehen ihr zu Gebote, und die angekündigte Viertelstunde verging so schnell! Es war eine ganz andere Gattung weiblichen Reizes, welche von Ludmilla in ihn strahlte, eine heimathliche Mondesnacht voll warmer Luft. Aus der reifen Schönheit dieses ebenmäßigen Körpers, dessen matt glänzende Schultern nahe vor seinem Auge winkten, aus dem seelenvollen, halb gebrochenen Auge sprach die verunglückte Lebensgeschichte des deutschen Weibes. Verunglückt in Liebe und Glauben. Das

irrende Herz flehte gleichsam um Gnade, als sollte und könnte es errettet werden aus Zweifeln und übereilten Gelübden. Die überreizte Phantasie Ludmillas mochte in diesem unberührten Feldherrn der Protestanten einen Erretter sehen, der sie mit starken Armen aus dem Wirrwarr der Sinne und der Seele emporheben könnte.

Die Herzogin von Aiguillon näherte sich eben dem Paare. Sie stand still. Wenn sie ihren Vortheil ohne thörichte Eifersucht verstand, mußte sie sagen: Recht so, recht so! Dieser spröde junge Mann wird mir nun endlich erweckt und erweicht in die Arme geführt! Die Fremde lockt für mich. Sie streifte an ihm vorüber und ihr verführerisch sprechendes Auge sagte ihm: es ist Zeit, ich bewege mich dem Ausgange zu. Folge mir!

Bernhard folgte ihr, indem er mit Ludmillen weiter sprach. Es war keine klare Absicht in ihm, eine Untreue zu begehen an dem Bilde in seinem Herzen, aber Unmuth und sinnlich aufgeregter Wirbel flüsterten in ihm: räche dich an herzloser Trockenheit, lass' dich tragen vom Strome, wer weiß, ob er nicht zu der Befriedigung führt, welche dir immerwährend entzogen bleibt, weil du sie gerade dort suchen willst, wo sie dir versagt bleibt. An der Thür des großen Saales erst verabschiedete er sich von Ludmillen — die Herzogin von Aiguillon schritt langsam durch einen kleineren Saal, umgeben von courmachenden Cavalieren, der Thür zu, welche in die Vorzimmer führte. Er folgte ihr. — Da trat ihm ein kleiner Aufenthalt entgegen in der Gestalt Mitzlau's. Rudolf von Mitzlau war ihm näher gekommen durch die damalige Errettung Rohan's. Die Warnung hatte sich begründet erwiesen, Tristan war an jenem Abende wirklich mit Trabanten in Groot's Hause erschienen, sich höflich entschuldigend wegen Verletzung des Gesandtschaftsasyls, weil der Herzog von Rohan ja nicht im Gesandtschaftshause selbst, sondern im Nebenhause wohne. Man dankte also Mitzlau wirklich die Errettung Rohan's. Dafür war Bernhard erkenntlich, und da er bei jetzt eintretendem näherem Verkehre fand, daß Mitzlau ein kundiger

Officier und ein antifranzösischer Deutscher wäre, dessen Trieb auf Lösung der wälschen Allianz gerichtet war, so hatte ihn Bernhard wiederum unter sein diesmal kleines Geleit nach Paris aufgenommen. Mitzlau's kleinen Bemerkungen war es auch vielleicht zuzuschreiben, daß der Herzog die Trauer anlegte um den Kaiser. Denn Mitzlau ging seit jenem Abende, als er Norbert bei Seite schob, die Bahn der Versöhnung mit Oesterreich ohne die Jesuitenhilfe Norberts. Er meinte: wenn eine solche Versöhnung mit dem gefürchteten Bernhard zu Stande gebracht werden, wenn ein Bernhard dem Kaiser zugeführt werden könnte — dann sei ein solcher Weg des Ausgleichs doch viel ergiebiger als der magere Begnadigungsweg durch Unterstützung vermittelst der Pfaffen. Brächte er einen Bernhard ins kaiserliche Lager, dann wachse er selbst in hohem Maße.

In diesem Sinne gab er auf Alles Acht, was um den Herzog vorging, und schloß sich dem jungen Dietrich de Groot an, welcher im vergangenen Frühjahr als Kriegsvolontair mit dem Herzoge ins Feldlager gegangen war. Dieser Dietrich war durch seinen Vater tiefer eingeweiht in die persönlichen Angelegenheiten des Herzogs, und von ihm hatte Mitzlau erfahren, daß man von einer Hinneigung Bernhards zur Prinzessin Rohan wissen wollte und daß die trübe Laune desselben seit seiner Ankunft in Paris wol von der unerwarteten Abwesenheit Margueritens herrühren könnte. Dies hatte Mitzlau lebhaft aufgegriffen. In seinem jetzigen Wunsche, den Vermittler Bernhards mit dem Kaiser zu spielen, schien ihm nichts so gefährlich, als wenn die damals wohlbekannte Annäherung der Nichte Richelieu's an Bernhard sich erneuere bei dem jetzigen Pariser Aufenthalte des Herzogs. Diese Circe, wie auch er sie nannte, hatte täglich ins Palais Schomberg geschickt und sich nach Stimmung und Befinden des Herzogs erkundigen lassen. Es war Mitzlau ganz deutlich, daß sie ihn durch die Zuvorkommenheit wieder einfangen wollte, und daß es dem Herzoge auf die Länge nicht verborgen bleiben könnte, wie theilnehmend sie sich erwiesen, wenn ihm auch

die täglichen Nachfragen nicht gemeldet würden. Deshalb hatte er die beiden Groot, Vater und Sohn — denn auch Dietrich war mit in Paris — dringend aufgefordert, Nachrichten einzuziehen über die Abreise der Herzogin und Prinzessin von Rohan, Nachrichten, welche irgend einen beschwichtigenden Grund für diese Abreise an die Hand geben könnte. Beschwichtigend für den Unmuth des Herzogs. Diesen großen Gesellschaftsabend im Louvre hatte Mitzlau ganz besonders gefürchtet, weil er voraussah, daß die Herzogin von Aiguillon hier dem Herzoge zum ersten Male wieder begegnen würde, und darum hatte er gerade heute dringend darauf bestanden, daß Dietrich selbst ins Hotel Rohan ginge, wo am Ende doch etwas Näheres über den Beweggrund zu erfahren wäre, welcher die Herzogin und Prinzessin zur Abreise getrieben. Dietrich nämlich hatte ihm von einer alten Kammerfrau gesprochen, welche tief im Vertrauen der Herzogin stünde und welche vielleicht Auskunft geben könnte, wenn sie nicht mitgereist wäre. Letzteres persönlich zu erkunden und mit der Frau vertraulich zu reden, hatte Dietrich für diesen Abend übernommen. Peinlich hatte Mitzlau auf Dietrichs Ankunft im Louvre gewartet, als er bestätigt gesehen, daß die Aiguillon dem Herzoge nahe träte. Der unzuverlässige Gesell Dietrich — hatte er ärgerlich gedacht — ist sicherlich einer Liebschaft drüben in der Vorstadt nachgegangen statt schleunig die alte Kammerfrau aufzusuchen, und schon war er im Begriff gewesen, den Herzog anzutreten und mit einer dreisten Erfindung auf andere Gedanken zu bringen, da war Ludmilla an ihm vorüber gekommen dem Herzoge entgegen. Dies hatte ihn zurückscheuchen müssen. Diese Frau haßte ihn tief, ihr mußte er eilig aus dem Wege weichen — aber dies Ausweichen brachte ihm Glück, es führte ihn im Gedränge der Soirée vor den Vater de Groot, welcher eben erst gekommen war, und welcher, nach seinem Sohne fragend, in der Geschwindigkeit Mitzlau eine Mittheilung gemacht hatte. Diese Mittheilung in Gedanken ausschmückend, hatte Mitzlau die Nähe des Herzogs wieder aufgesucht, und mit Ungeduld hatte er auf den Moment

gewartet, daß Ludmilla ihn endlich wieder frei geben würde. Er sah wohl, daß die Aiguillon an der Ausgangsthür des kleineren Saales auf den Herzog wartete, und daß nur eiligst ein Riegel vorgeschoben werden könnte.

Endlich schied Bernhard von Ludmillen, und Mitzlau beschleunigte seinen Schritt, um den Herzog zu erreichen, bevor dieser von der Aiguillon angeredet und fortgeführt würde. Unvorsichtig im Vorgehen kam er dabei Ludmillen dergestalt in den Weg, daß er sie anschauen und als höflicher Cavalier um Verzeihung bitten mußte — es war ein Augenblick arger Pein für Ludmillen. Sie wurde blutroth vor Zorn und Scham, und empfand die Strafe für ein verfehltes Leben in dieser widerwärtigen Begegnung, welche ihre soeben versuchte Annäherung an Bernhard in das garstigste Licht stellte. Sie war fein genug, es augenblicklich und ganz zu empfinden, daß sie ihren Uebertritt wiederum verläugnet hätte, indem sie Bernhard warm und hoffnungsvoll nahe getreten, und daß die unmittelbar darauffolgende Erscheinung Rudolphs von Mitzlau, ihres Verführers und Verderbers, wie ein unmittelbares Strafurtheil des Himmels auf sie gefallen sei. Außer sich flog sie einem Seitenausgange zu, unbekümmert um die erstaunt vor ihr weichenden Hofleute. Sie fühlte sich vernichtet. Mitzlau hatte ein gröberes Gewissen. Er behielt ungestört sein Ziel im Auge und erreichte es, wenn auch nur einige Schritte vor der harrenden Aiguillon. Bernhard stand still auf seine dringende Anrede, welche in gedämpftem Tone eine wichtige politische Nachricht ankündigte.

„Welche?" fragte der Herzog. Der politische Lebensberuf fand ihn in jeder Lage aufmerksam. — Aus der Schweiz, fürstliche Gnaden. Hugo Grotius hat sie vor einer Stunde erhalten, und sie betrifft den Herzog von Rohan. — „Nun?" — Das hiesige Ministerium hat ihn, wie Ihr wißt, mit einer Aufgabe in Graubündten betraut, damit die Alpenpässe nach Italien für die Spanier verschlossen blieben durch die Grisons. Es ist ein Uriasbrief gewesen, welchen ihm das Ministerium gesendet, wahr-

scheinlich um auf geschicktere Weise als hier in Paris sein Verderben herbeizuführen. — „Zur Sache! zur Sache!“ — Die Aufgabe hat sich als eine Unmöglichkeit erwiesen. Es hat in Chur eine furchtbare Scene stattgefunden: man hat den Herzog von Rohan ergreifen und niedermachen wollen, weil er französischen Machinationen gegen die Freiheit der Grisons dienstbar sei; nur mit größter Anstrengung ist es den Freunden seiner ehrenwerthen Persönlichkeit gelungen, ihn dem Tumulte zu entreißen und ihn auf fürchterlichen Bergpfaden des Kalandagebirges in die Schweiz zu entführen. Auch dort in den katholischen Urkantonen ist er vom Aeußersten bedroht gewesen. Es hat sich deutlich offenbart, daß von hier aus Alles angelegt gewesen ist, den unliebsamen Hugenottenführer zu vernichten. In tiefer Erschöpfung ist der bejahrte Herr nach Genf gerettet worden, und noch kurz vor den Thoren dieser Calvinistenstadt ist er nahe daran gewesen, den Streifpartien des französischen Heerführers, des Herzogs von Bourbon in die Hände zu fallen. Aus Burgund hinüber hat dieser, unbekümmert um schweizerische Neutralität, Truppen über den Jura geworfen, um Rohan's habhaft zu werden. Letzterer liegt erkrankt zu Genf darnieder, und das glücklicherweise wohlbefestigte Genf fühlt sich nicht sicher vor einem französischen Ueberfalle, weil es einem Manne wie Heinrich Rohan Schutz und Zuflucht gewährt. Fürstliche Gnaden sollte bedacht sein, ein ernstes Wort an rechter Stelle hier zu sprechen über diese Verfolgung unseres Glaubensgenossen — „Woher die Nachricht?“ Vom schwedischen Gesandten. Ein schwedischer Rath Müller, aus Stockholm vom Kanzler Oxenstierna an Euch, Herr Herzog, abgesendet, hat sie heut' Abend gebracht. Er kommt über Basel, weil er gehofft hat, Euch in der Freigrafschaft zu finden. — „Dort kommt ja Dietrich aufgeregt. Vielleicht weiß er noch mehr —“

Dietrich, ungemein zu seinem Vortheile verändert durch ein halbjähriges Kriegsnovizenleben, wurde durch die Aiguillon aufgehalten, welche ihm Complimente machte über sein strafferes

Aussehen und über den Fortschritt des lichtgelben Mantels zu lichtbrauner Couleur. Sie war guter Laune und konnte es nicht unterlassen, ihn aufzuziehen. Er versicherte recht kurz, daß eine Dame schuld sei an der Lichtbräune, welche der Frau Herzogin auffalle, und daß er die nähere Erklärung sich jetzt versagen müsse, da er seinem Herzoge eine Nachricht zu überbringen habe. Dabei grüßte er mit so scharf zusammen genommenen Gliedmaßen, daß nicht zu verkennen war, sie seien jetzt geordneter als sonst, und schritt zum Herzoge. Immer noch mit langen Schritten wie früher, aber mit größerer Zuversicht in den Beinen. — Sein Bericht ging dahin, daß er aus dem Hotel Rohan komme, wo er die vertraute Kammerfrau der Frau Herzogin gesprochen. Sie liege krank zu Bett und habe deshalb die schnell abreisenden Damen Rohan nicht begleiten können. Sie wisse aber, daß die Abreise von Mutter und Tochter deshalb so jählings stattgefunden habe, weil ein Diener des Herzogs die Nachricht aus Genf gebracht habe, der Herr Herzog Heinrich liege schwer krank darnieder —

„Deshalb?!" rief Bernhard und sein Auge leuchtete. Politik und Herz waren ihm nun auf einmal in Bewegung, und wenn er die harrende Aiguillon nicht hätte sehen müssen, er hätte sie vergessen. Er ging auf sie zu, um ihr mitzutheilen, daß er sich die Begleitung versagen müsse, weil dringende Geschäfte — da sah er aus der Seitenthür, durch welche Ludmilla geflüchtet, den Cardinal Richelieu eintreten. Sein Anblick wirkte, als ob er die Hauptmacht des Feindes auf dem Schlachtfelde erscheinen sähe, und er ging stracks auf ihn zu. Er fühlte das Bedürfniß eines Angriffs. Richelieu desgleichen. Er erschien jetzt erst in der Gesellschaft, aber man hatte ihm doch schon erzählt, daß der Herzog von Weimar das größte Aufsehen machte und König wie Königin für sich gewonnen hätte durch die Trauer, welche er für den Kaiser zur Schau trüge. Solch ein Anhänglichkeitszeichen war sehr gegen die Neigung des Cardinals. Es verrückte die Stellung des Herzogs, welche er ihm in Frankreich angewiesen sehen wollte,

es bestärkte den König in dynastischen Formen, welche Richelieu geringschätzig behandelte, weil sie gar oft in wichtigen Schritten störten.

Richelieu schwoll also jetzt die Galle, als er den schwarzen Herzog auf sich zukommen sah. Von Wiederanknüpfung des Verhältnisses mit seiner Nichte wußte er nichts, die ganze Maschine also, diesmal im wallenden Cardinalpurpur, war geladen als Bernhard ihn scharf ansprach und zur Rede stellte über die „nichtswürdige“ Behandlung des Herzogs von Rohan. Richelieu fragte schneidend zurück, was einen Herzog von Weimar berechtige, mögliche oder nicht mögliche Schritte des französischen Ministeriums nichtswürdig zu nennen.

„Mein Glaube, meine Freundschaft für Rohan, mein Verhältniß zu Frankreich berechtigen mich dazu.“ — Frankreichs Feinde zu schlagen, nicht aber sie zu beschützen, ist Euer Verhältniß zu Frankreich! — „Was gehen mich denn Eure Freunde und Eure Feinde an! Ich verkehre mit Euch, um den deutschen Kaiser zu bekriegen. Aus keinem andern Grunde, zu keinem andern Zwecke. Nur in diesem einzigen Punkte bin ich Euch verbündet. Und was ist der Kern meines Krieges gegen den Kaiser? Mein protestantischer Glaube, welchen der Kaiser unterdrückt. Hat es nun einen Sinn und Verstand, daß Ihr als mein Verbündeter den protestantischen Glauben unterdrückt und sogar in meinen Freunden verfolgt, selbst in solchen Freunden verfolgt, welche wie Rohan auf dem Kriegsschauplatze gegen den Kaiser wirken? Hat das einen Sinn? Nein, es ist die offenbare Verhöhnung unseres Bündnisses. Es zeigt, daß Ihr mich und die Schweden nur gebrauchen wollt, um politische Pläne gegen das deutsche Reich ins Werk zu setzen. Wohl denn! Der Schwede und ich werden diese Erfahrung nützen und werden Euch sachgemäß antworten.“

Bernhards Ton war immer lauter geworden, die Gesellschaft aus dem großen Saale war herzugeströmt, und es war ein glücklicher Gedanke, daß Hugo Grotius die Thür des Nebengemaches

schließen ließ, in welches die beiden Wortfechter während des Streites eingetreten waren.

Grotius selbst, sein Sohn und Mitzlau von der einen Partei, Richelieu und der ihn begleitende Abbé Boisrobert von der andern Partei waren nun abgesondert, und der Streit konnte gründlich zu Ende geführt werden. Dazu wäre Richelieu ganz geneigt gewesen; denn er meinte jetzt des deutschen Herzogs nicht mehr in dem Maße zu bedürfen wie früher. Beim Vordringen des spanischen Heeres bis gegen Paris im verflossenen Sommer, hatte dieser deutsche Herzog den gefährdeten Cardinal nicht im Mindesten unterstützt, der Cardinal hatte diese große Gefahr allein bestehen müssen. Er hatte sie bestanden und war nun um eine Kopflänge gewachsen an Macht und Zuversicht. Jetzt kam ihm diese Gelegenheit fast erwünscht, den unbequem fordernden Bernhard einmal nachdrücklich in die Schranken zu weisen. Die letzte Rede Bernhards draußen vor so viel Zuhörern hatte ihn ergrimmt, seine Nerven bebten in Wuth, und er begann eine Erwiderung, welche in die giftigste Spitze ausgehen sollte — da wurde er inne, daß der schwedische Gesandte zugegen war. Sie waren inmitten des nächsten Zimmers stehen geblieben, und Grotius trat ihm jetzt erst deutlich vor die Augen. So groß aber war seine diplomatische Schulung, daß sie ihn abhielt, für eine augenblickliche Genugthuung die nächste Zukunft preiszugeben. Er gewann es über sich, in eine mäßige Sprache einzulenken und Grotius zur Theilnahme am Gespräche aufzufordern. Dadurch — meinte er ganz richtig — wird die Spitze des Streites abgebrochen werden. Er kannte ja Grotius als einen sehr vorsichtigen Mann. Diesmal war aber auch Grotius rücksichtsloser als sonst. Die Ankunft eines außerordentlichen Abgesandten aus Stockholm in der Person des Raths Müller war gegründet; Grotius war dadurch befugt, kräftiger aufzutreten, und seine Neigung für Bernhard und Rohan unterstützte ihn in dem längst gehegten Wunsche, dem Cardinal einmal nachdrückliche Vorstellungen zu machen über die ungenügende Unterstützung der

protestantischen Sache. Er sprach ruhig, gemessen, aber logisch stark, indem er alle die Widersprüche der Richelieu'schen Politik bloßlegte.

Richelieu kochte vor Ingrimm, und als nun Bernhard die Beweisführung de Groot's für sich in Anspruch nahm und auf unmittelbar praktische Folgerungen überging, als er die Summen nannte, die versprochen und nicht gezahlt worden wären für seine Kriegsmacht, als er die Truppenzahl anführte, die verheißen und nicht gestellt worden, als er die unfähigen Generale bezeichnete, die ihm aufgedrängt wurden zum Schaden des Krieges, da riß auch dem diplomatischen Meister Richelieu die Geduld, und er entgegnete mit geringschätziger Heftigkeit, welche mit den Worten schloß: „Wol denn! Da Ihr von Frankreichs Beistand so abfällig denkt, so entbehrt ihn, erlaßt ihn uns, wir sind dessen ganz froh. Unser Geld kann ersprießlicher zu unserm Vortheil verwendet werden. Die Millionen, welche der deutsche Krieg unserm Lande alljährlich kostet, werden ja doch der Cultur unseres Landes entzogen. Sie wird sich Glück wünschen, wenn man sie ihr von jetzt an ausschließlich zuwendet. Sie wird sich bedanken bei Euch, Herr Herzog von Weimar. So sei's denn! Wir wollen hier in Frankreich mit gefalteten Händen zusehen, wie der Kaiser Euch bis zum Schlusse dieses Jahres zu Paaren treibt. Ach, was spreche ich, „bis zum Schlusse des Jahres"! Bis zum Sommer wird es ein Ende haben mit all' den mittellosen Haufen, die noch dazu alle untereinander uneinig sind, ein Ende mit Schrecken. Und Schweden wird Gott danken, wenn es die pommersche Küste rettet. Es wird auch die nicht retten. Der jetzige Kaiser wird Stralsund nicht mehr umsonst belagern. Schweden ist längst erschöpft. Geld hatte es nie; es holte sich's in Deutschland. Seit Deutschland auch keins mehr hat, hat auch Schweden keins mehr. Französisches Geld ist's, mit welchem auch der schwedische Krieg geführt wird. Selbst Truppen hat Schweden nicht mehr, das wenig bevölkerte Land ist jetzt an streitbaren Männern aufgezehrt. Deutsche Söldner, die wir bezahlen, führt es in die Schlachten. Der ganze Plunder zerstiebt, wenn wir nicht mehr zahlen, und

Eure Herrlichkeit, Herr Herzog von Weimar, wenn Frankreich nicht mehr hinter Euch steht, ist Euch ja ohne meine Aufklärung sehr wohl bekannt. Ihr haßt uns ja recht herzlich und wäret all' Euer Lebtag nicht zu uns gekommen, wenn Ihr anderswo Mittel zur weiteren Kriegführung gefunden hättet. Sucht sie denn anderswo, da unser Gold und unsere Truppen Euch nicht sauber genug erscheinen. Ihr findet sie nirgends, nirgends! Das wißt Ihr so gut wie ich, und das Ende vom Liede wird sein, daß Ihr Euer ganzes Leben kläglich verläugnen und Euren Frieden mit dem katholischen Oesterreich machen müßt, wenn man das Frieden nennen darf, was erbärmliche Unterwerfung ist, erbärmlich, denn unter Fußtritten für Euren sogenannten Glauben, unter Fußtritten für Eure sogenannte Libertät des deutschen Reichs werdet Ihr hinschmachten zu einem ruhmlosen Grabe. Ihr wollt es aber, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Habt es! Glückliche Reise!"

Hoch aufgerichtet stand er da im weiten, faltigen Cardinalspurpur, der bisher so höfliche Richelieu, welcher den Herzog Bernhard immer nur schmeichelnd gestreichelt hatte. Aus dem braunen Auge blitzte Genugthuung, daß er endlich einmal die wahre Schärfe herausgekehrt, und aus den feinen Zügen um Mund und Nase und weißen Bart blitzte Zufriedenheit. Zufriedenheit darüber, daß er einmal vor diesen Fremden habe schnöde abweisend auftreten können, ohne der Klugheit und Vorsicht was zu vergeben. Im Gegentheile! — Du hast sie — dachte er — von nun an ganz anders in der Hand. Sie können dich nicht entbehren und ihr ewiges Mäkeln und Fordern ist nun für immer in Schranken gewiesen, welche du bestimmst. Hugo Grotius war auch wirklich betroffen. Er sah das Kopfschütteln des Kanzlers Oxenstierna vor sich, daß der schwedische Gesandte solch' eine abschätzige Sprache Frankreichs habe hervorrufen können, er hörte das Murmeln Oxenstierna's: Man muß eben nicht einen Gelehrten an solche Stelle senden, einem Gelehrten bieten die Staatsmänner Alles.

Bernhard dagegen hatte die Rede mit Kopfnicken begleitet, ihm schien sie geradezu willkommen zu sein. Und er antwortete in auffallend ruhigem Tone. — Bravo, Herr Cardinal — sagte er — bravo! Ehrlich währt am längsten. Nun weiß man doch deutlich, was unsere Allianz zu bedeuten hat. Unsere Schmerzen und unsere Ziele haben für Euch nicht die mindeste Bedeutung in diesem Kriege gegen den Kaiser. Euer Geld ist das einzige der Rede Werthes. Das gebt Ihr je nach unserer Stärke. Sind wir stark, so gebt Ihr's artig und mit lieblichen Aussichten für die Neugestaltung des deutschen Reiches. Sind wir schwach, so werft Ihr es uns wie ein Almosen zu, verächtlich und mit dem Zusatze: Ihr seid im Grunde nichts als unsere Söldner. Eure Hoffnungen und Pläne sind für uns Chimären und über sie wird kein Wort verloren werden bei einem etwaigen Frieden! Ich bedanke mich bei Eurer Eminenz für die endlich hervorbrechende Aufrichtigkeit. Sie soll nicht weggeworfen bleiben. Mich quält das Verhältniß lange, und mein Gewissen war gepeinigt von dem Gedanken, daß ich Euch nur zum Werkzeuge dienen könnte. Nun ist jeder Zweifel gehoben. Nehmt an, daß ich das schriftliche Document unseres Vertrages in dieser meiner Hand hielte. Da! Zu Euren Füßen hin schleudert sie das Document! Wir sind geschiedene Leute. Ich eile stehenden Fußes zu meinem Heere. Wollt Ihr mich etwa nach Eurer beliebten Manier aufhalten, so habt Ihr Schritte von mir zu gewärtigen, welche Euch die weißen Haare zu Berge treiben werden. Und außerdem würden Eure schlaffen Truppen, die im Heerlager neben den meinigen liegen, dergestalt von meinen Kriegsleuten beim Schopfe gefaßt werden, daß von den Tausenden kaum einer den Rückweg nach Paris finden dürfte. Darnach bemeßt Eure Schritte. Gott befohlen!

Ruhigen, festen Schrittes ging er durch den Seitenausweg hinweg, einer harrenden Aiguillon nicht im Mindesten mehr eingedenk, sogar Ludmillen nicht bemerkend, die vorhin gerade in dies Zimmer geflüchtet, die jetzt vom einsamen Sitze in einer Fenstertiefe Zeugin der Unterredung geworden, und die nun

unwillkürlich hervorgetreten war, als müßte sie ihm die auflodernde heimathliche Zustimmung durch Geberden ausdücken. Denn wie verwirrt und pfadlos sie auch geworden war, die Jugendeindrücke, der Sinn ihres Vaters hatten doch nicht so sehr in ihr zerstört werden können, daß sie nicht zustimmend hätte ausrufen müssen: das ist die Sprache eines Mannes gegen Tücke! — Sie sprach's nur leise vor sich hin, und der Anblick Mitzlau's, welcher neben Dietrich dem Herzoge Bernhard folgte, scheuchte sie vor jedem weiteren Schritte zurück.

Richelieu und Hugo Grotius waren stehen geblieben inmitten des Zimmers. Beide waren betroffen. Richelieu ungemein durch die positive Absage Bernhards. Die war durchaus nicht in seinem Sinne, die verrückte all' seine Pläne, ja, sie war nicht ohne Gefahr für ihn. Wenn Bernhard ein Abkommen traf mit dem kaiserlichen Heere, welches nach der Saône hin nur einige Meilen entfernt von Bernhards Truppen unter Gallas in Winterquartieren lag — dann, dann — oh, der sonst so kluge Politiker hätte sich ins Gesicht schlagen mögen, daß er so weit gegangen war. Grotius war ihm ein willkommener Stab, den er ergreifen konnte. Achselzuckend machte er ihm bemerklich, daß solch' ein Kriegsmann doch Alles gleich auf die Spitze treibe und daß der Herr Gesandte ihm nacheilen und ihn beschwichtigen möge. Schöne Redensarten für Schweden blieben nicht aus — und Grotius ging in der Richtung von dannen, welche Bernhard eingeschlagen hatte, Richelieu ging in den Saal zurück und kam zerstreut bei seiner harrenden Nichte an. Als sie nach Bernhard fragte und als er erfuhr, daß er sie hätte nach Hause begleiten wollen, da wurde er doppelt zornig gegen sich selbst und gegen seine ungeschickte Politik. Wir haben kein Glück mit dem Manne — sagte er knirschend mit leiser Stimme zur verstimmten Aiguillon — und das muß man sich zum Fingerzeig dienen lassen. Wer uns als Freund durchaus nicht nützen kann, der ist vielleicht bestimmt, uns als Feind zu nützen. Behandeln wir ihn von nun an ganz als solchen! — „Warten wir damit noch einige

Tage," sagte eben so leise die Aiguillon, „wenn er noch einige Tage in Paris bleibt."

Es sah nicht darnach aus, als ob Bernhard auch nur noch einige Tage in Paris bleiben würde. Entschlossen zu baldigster Abreise kam er ins Palais Schomberg, und er fühlte sich leicht und frei in diesem Entschlusse. Das Bündniß mit Frankreich lastete schwer auf ihm, und Hans von Starschädel's Warnung war tief in seine Seele gedrungen. Er versuchte sie wol abzuschütteln diese Warnung und Gewissenslast, indem er ausrief: es ist nicht schwer, tugendhaft zu bleiben, wenn man sich gestatten darf, unthätig zu bleiben und schweigend zuzuschauen! Aber dennoch athmete er an diesem Abende in tiefer Erleichterung. Es giebt eben ein Gewissen im Menschen, welches feiner hört, als alle Verstandeskräfte hören. Der Verstand wußte auch jetzt noch nicht Bernhard zu sagen: was aus ihm und seinen Truppen werden sollte ohne Frankreichs Hilfe? Und trotzdem war ihm wohl zu Muthe. Die erste Person, welche er rufen ließ, war der Bart-Conrad. Ihm trug er auf, am nächsten Morgen schon nach Deutschland zu reiten und seinen alten Herrn Hans von Starschädel aufzusuchen. Er traute diesem Conrad einen gesunden Menschenverstand zu und machte ihn ohne irgend was Schriftliches zu einem wichtigen Botschafter. „Du wirst Alles gut bestellen," schloß er, „wenn Du Deine Leidenschaft zügelst und Dich vor Ausbrüchen derselben hütest. Der Punkt unseres Zusammentreffens — das sage Herrn Hans und das lass' Dir gesagt sein — ist der Sundgau, da wo der Rhein sein Knie macht gegen Norden, die Gegend von Basel. Wie lange ich Zeit brauche, und ob es mir gelingt, bis dorthin durchzureißen, das weiß Gott. Aber Gott wird uns nicht verlassen, da wir wieder ehrliche Deutsche werden." — Endlich! — „Und reite nordwärts durchs Luxemburgische und durch Westphalen. Du kommst da leichter durch. Erlach wird Dir Reisegeld zahlen. Behüt' Dich Gott!"

Erlach stand dabei. Dieser Schweizer hatte durch militärische und praktische Tüchtigkeit im Laufe des letzten Feldzuges das Vertrauen Bernhards in hohem Grade gewonnen. Er war jetzt des Herzogs rechte Hand. Aber Erlach war nicht erbaut von dem Bruche mit Frankreich. Der deutsche Widerwille gegen die Franzosen war nicht stark in ihm, und er sah nicht ab, wie der deutsche Herzog ohne große Geldhilfe sein Heer zusammenhalten und ergänzen könnte. Das Geld war ihm hochwichtig. Und jetzt kam Hugo Grotius an und brachte die letzten versöhnlichen Aeußerungen des Cardinals. Er wie Erlach redeten dem Herzog eifrig zu, den Bruch zu vermeiden.

Bernhard hörte sie schweigend an. Er wußte nur zu gut, wie sehr sie Recht hatten mit allen militärischen Gründen. Aber er ließ sich in seinem Innern nicht mehr stören. Feldherr war er indessen genug, um das hinzunehmen, was ihm den Rückzug erleichtern konnte. Er sagte deshalb endlich: „Gut. Uebernehmt Ihr also, Herr Grotius, den Riß zu stopfen so gut es geht. Seid officieller Vermittler zwischen mir und Richelieu. Ich selbst mag nichts mehr mit ihm zu thun haben. Erlach hier mag mich vertreten.“ Dies war eine unglückliche Wahl. Diesem praktischen Schweizer hätte er nicht so große Vollmacht geben sollen für die Franzosen! Es war tiefe Nacht geworden, und sie schieden. Der Herzog blieb allein. Hoffmann entkleidete ihn und drückte in zuversichtlichen Worten seinen Stolz aus, daß der Herr Herzog endlich seinem Rathe gefolgt sei und sich von den nichtswürdigen Franzosen losgemacht habe.

„Und nun wirst Du das Geld vorschießen zum Kriege, hoff' ich!“ — Wie?! — „Wir wollen sehen, wie weit Deine Ersparnisse reichen. Sie sind gering, ich weiß es.“ — Fürstliche Gnaden! — „Geh schlafen, — und — schick' mir noch den Dietrich herein.“

Das patriotische Herz Bernhards war endlich beruhigt, ein anderer Theil des Herzens wollte auch seine Befriedigung. Marguérite Rohan war jählings abgerufen worden von Paris; das

war ihm eine große Erquickung gewesen. Sein Geist war mit ihr beschäftigt, wie das zarte Geschöpf in noch rauher Jahreszeit die Reise hatte machen müssen durch die Berge bis an den Rhônefluß, wo er aus der Schweiz bricht, und in Genf trifft sie den geliebten Vater krank und in gefährlicher Bedrängniß, und für Hilfe erblickt sie sammt der geliebten Mutter ringsum am politischen Horizonte gar keine Aussicht. Dorthin, nach Genf, ins Rohan'sche Familienzimmer wollte er Trost und Hoffnung senden. Der junge Groot, ein Bekannter im Rohan'schen Hause, ein zuversichtlicher Enthusiast, sollte sie hinbringen. Dietrich trat ein. Der Herzog hatte sich schon ins Bett gelegt und rief ihm heiter die Frage zu: ob er sich jetzt fest genug im Sattel fühle, um eine Reise zu machem auf scharfem Pferde?

„Der Conrad versichert, fürstliche Gnaden, ich ritte jetzt schon wie ein Dragoner." — Nun denn, junger Dragoner, habt Ihr Lust, eine Botschaft zu reiten nach Genf an die Rohans? Ihr wart ja doch früher ein Liebhaber der Prinzessin Marguérite! — „Ein Liebhaber? O ja. Ich habe alle jungen Damen lieb von der Herzogstochter bis zur —" — Kaufmannstochter! Man spricht davon. Wie steht's also? Wollt Ihr morgen früh Abschied nehmen von der — was weiß ich! — und eiligst nach Genf reiten? — „Nach Constantinopel, wenn Herzog Bernhard mich beauftragt." — Euer Auftrag ist nur mündlich. Die Spanier könnten Euch in Burgund anhalten und durchsuchen. Ich lasse die herzogliche Familie herzlich grüßen. Sie sollte guten Muthes sein. Mein Feldzug würde zeitig beginnen, und die Spitze der Schweiz wäre sein Ziel. Gelänge Alles, wie ich es vorhätte, so befreite ich den Herzog von der Gefangenschaft in Genf und holte ihn sammt den Seinen nach der nördlichen Schweiz. Die Familie Rohan sollte fest rechnen auf mein Herz und mein Schwert. Der Prinzessin sagt: ich würde ihr den Rhein zeigen und den Schwarzwald. — Euren Rückweg, junger Herr, nehmt über Bourg und Châlons; an der Saône, denk' ich, werdet Ihr mich finden, um frische Bergschlachten mitzuschlagen. Ihr seid ja noch in keine

Schlacht gekommen und brennt darnach. Nicht? Dietrich antwortete unverständlich. — Also auf Wiedersehen an der Saône! schloß der Herzog. „An der Saône!" wiederholte Dietrich mit einem tapfern Seufzer und ging.

Bernhard überließ sich dem Schlummer in einer heitern Seelenruhe, als ob er, wieder ein Knabe im weimarischen Schlosse, unter dem Schutze seiner Mutter einschliefe, als ob die politische Sorge der letzten Kriegsjahre wie Wolke und Nebel aufgeflogen wäre vor einem linden, erfrischenden Lufthauche. Das ist die Macht einer reinen, jungen Liebe: sie breitet immer wieder neu einen Frühling über Alles, was grau und abgestorben ist um uns her. Gering und nichtig erscheinen alle Schwierigkeiten des Lebens, schöpferische Zuversicht schwellt unsere Brust, wir meinen, die Gottheit selbst sei persönlich in uns eingekehrt und habe es übernommen, uns über Höhen und Abgründe zu tragen.

Am andern Tage begannen die Anfragen und Botschaften Richelieu's. Bernhard blieb seinem Vorsatze völlig getreu. Er lehnte jeden weiteren Verkehr völlig ab und verwies jede fernere Unterhandlung an Erlach und an den schwedischen Gesandten Grotius.

Er selbst ließ Alles zur Abreise bereit stellen. Nur ausreiten sah man ihn, und zwar rings um die Mauern von Paris, als wollte er die Stadt in Augenschein nehmen zum Behufe einer Belagerung. Das blieb nicht unbeachtet, und Richelieu wurde mit Fragen bestürmt, ob der allgemein bemerkte Streit zwischen ihm und Bernhard in einem Zimmer des Louvre Folgen gehabt habe.

Richelieu wurde immer unruhiger und sandte endlich Desnoyers ins Palais Schomberg. Auch er wurde abgewiesen. Trotz eines Briefes, welchen Bernhard eben erhalten hatte, als man ihm den Minister Desnoyers meldete. Dieser Brief warnte ihn namentlich vor Desnoyers und beschwor ihn, gerade diesen kleinen Graukopf freundlich zu behandeln, denn er wäre Bernhards gefährlichster Feind. Dieser Brief kam von Ludmillen. Sie hatte

sich gedrungen gefühlt, ihm ihre Bewunderung auszusprechen über seine patriotische Haltung gegenüber dem Cardinal, von welcher sie zufällig Zeugin gewesen, und hatte ihn in diesem Briefe um eine Unterredung gebeten. Bernhard ging zu ihr. Eine wohlwollende Frau aus der deutschen Heimath war jetzt der Stimmung seines Wesens zusagend.

Es war der zweite Abend nach jener Scene im Louvre. Am andern Morgen wollte Bernhard Paris verlassen. — Er hatte seinen Abschiedsbesuch bei Hugo Grotius gemacht, und er wußte aus Ludmillens Briefe, daß sie dicht neben dem Hause des schwedischen Gesandten wohnte. Er trat in die Wohnung Ludmillens und fand sie allein. Norbert war damals nicht in Paris, sondern in Madrid, wohin ihn Olivarez neuerdings beschieden. Ludmilla war jetzt dem Herzoge Bernhard gegenüber nicht mehr in jener leichten Stimmung einer gefallustigen, sinnlichen Frau. Ihre edelsten, ihre besten Regungen hatten jetzt die Oberhand in ihr. Zerfallen mit sich selbst, das heißt eben zerfallen mit ihren edelsten und besten Regungen, war sie längst, und der Religionswechsel hatte ihr keinen dauernden inneren Segen gebracht. Die Bewunderung, welche ihr Bernhard im Louvre eingeflößt, hatte ihre tief bewegte Stimmung gehoben — sie trat ihm entgegen mit dem innigsten Wunsche, ihm zu nützen. Sie konnte es. Das ahnte sie, das wußte sie halb und halb. Sie war eine in politischen Maßregeln wohlerfahrene Frau, sie verstand auch die leisesten Andeutungen. Nun hatte zwar Norbert weislich unterlassen, trotz seines intimen Verkehrs mit ihr, sie jemals einzuweihen in seine jesuitischen Pläne. Aber ein vertrauter täglicher Umgang stumpft die Vorsicht ab, und nachdem Ludmilla wirklich zur katholischen Kirche übergetreten war, ergingen sich die Gespräche zwischen Norbert, Blandini und Desnoyers doch öfter als sonst mit geringerem Rückhalt über die Hauptfeinde der Kirche und über die Wünsche und Möglichkeiten, diese Gegner zu lähmen oder zu beseitigen. Der deutsche Herzog, wie Bernhard kurzweg genannt wurde, war da öfters unter Andeutungen erwähnt worden, welche

für das feine Ohr Ludmillens längst beschlossene Voraussetzungen verriethen. Kurz, es war ihr allmälig — besonders wenn die Herren nach der Tafel ohne sie sprachen und die entfernt sitzende Dame des Hauses nicht beachteten — klar geworden, daß dem gefürchteten Weimar eine Galgenfrist gesetzt wäre und daß ein Attentat auf sein Leben eintreten könnte, wenn er Miene machte, ihnen über den Kopf zu wachsen. — Gestern nun, als auch Desnoyers persönlich im Palais Schomberg abgewiesen worden, hatte er ihr bei seinem täglichen Besuche den Eindruck hinterlassen, als hätte diese Galgenfrist plötzlich einen großen Schritt gemacht. Er war sonst sehr ruhigen Temperamentes, und es gehörte zu seiner Tageserholung, mit einer schönen Frau leichte, spielende Unterhaltung zu führen in galantem Tone, welcher auch einem älteren Herrn kleine zweideutige Entschädigungen zukommen läßt in einem schäkernden Umgange — gestern aber war er sehr ernsthaft gewesen. Er hatte von nichts gesprochen, als von dem übermüthigen Benehmen dieses deutschen Herzogs, welcher sich jeglicher Leitung entziehen wollte, und der in sein Verderben springen würde. Sein Untergang könnte plötzlich eintreten, wenn er sich nicht bei Zeiten besänne.

War er absichtlich so weit gegangen, um Ludmilla aufmerksam zu machen, damit sie ihren Landsmann warne? Er wußte, daß sie ihn vorgestern im Louvre gesprochen. Meinte er durch solche Warnung den Herzog abzuhalten von entscheidenden Schritten? Ludmilla war darüber im Unklaren. Aber wenn sie Desnoyers' Aeußerungen zusammenhielt mit all' den Bemerkungen, welche sie schon früher gemacht, so ward es ihr sonnenklar, daß Bernhard persönlicher Lebensgefahr entgegen ging, wenn er unter einem Bruche Paris verließ und sich frei machen wollte von den bisherigen Banden der französischen Allianz.

Da saß er neben ihr, der lebensfrische Feldherr, und fragte heiter: warum sie glaube, daß Desnoyers so gefährliche Feindschaft gegen ihn hegte? Das Zimmer war wie herkömmlich nur matt beleuchtet, und Ludmilla konnte den Gedanken nicht los

werden, daß dieser gebräunte Kopf da vor ihr binnen Kurzem von der gelbbraunen Farbe einer Leiche bedeckt sein könnte. Sie hatte das tiefe Bedürfniß, zu warnen und zu helfen, und doch konnte und durfte sie nicht Alles sagen, was sie dachte. Sie mußte auf Umwege bedacht sein.

„Die französischen Minister," antwortete sie denn, „haben sich an den Gedanken gewöhnt, der Herzog von Weimar werde die Herzogin von Aiguillon heirathen und sich so dem französischen Interesse dauernd verbünden." — Ah? — „Und nun heißt es, Ihr wolltet auch ohne Abschied von dieser Nichte des Cardinals Paris verlassen. Ich mag das nicht glauben. Ein kluger Feldherr läßt nicht in seinem Rücken einen unberechenbaren Feind. Eine beleidigte Frau aber ist ein schlimmer Feind." — Und Ihr meint —? — „Ihr müßt in Frieden von ihr scheiden und ihr nicht jede Aussicht benehmen." — Das würde den jesuitischen Desnoyers umstimmen? — „Wenn Ihr wißt, daß er zu den Jesuiten hält, so wißt Ihr auch, daß er in manchem Betrachte mächtiger ist als der Cardinal. Die Jesuiten sind gefährlich in — Eurem Zimmer, in Eurem Zelte." — Dahin dringen sie nicht. Und meine liebe Freundin kann mir doch kaum im Ernste rathen, daß ich mit meiner Person Kuppelei treibe. Herz und Hand erhält man sich frei inmitten schmutziger politischer Geschäfte. Nicht wahr? — „Nun dann, lieber Herzog, stellt Euch wenigstens auf der andern Seite sicher, damit Ihr doch einen Anhalt gewinnt." — Was nennt Ihr die andere Seite — „Die kaiserliche." — Oho! So spricht Lady Ludmilla, die tapfere Erbfeindin des Habsburgers, welcher ihren Vater zu Prag enthaupten ließ? So spricht die eifrige Protestantin?!

Diese Anrede bestürzte Ludmillen. Das Wort versagte ihr, sie zuckte in Schmerz zusammen.

— Es hat mich schon gewundert, fuhr Bernhard fort, Euch hier unter Katholiken gleichsam heimisch zu finden. Was sucht Ihr hier? Ist Euer einstiger Widerwille gegen die Papisten so abgestumpft worden?

Ludmillens edler Untergrund des Charakters duldete es nicht, daß der Herzog in dieser Täuschung befangen bliebe. Unter Schluchzen gestand sie ihm, daß sie keine Ruhe, keine Befriedigung mehr gefunden habe im Glauben der protestantischen Kirche und daß sie kürzlich — übergetreten sei.

Herzog Bernhard stand jählings auf. In diesem Punkte war er unnahbar. Sein lutherischer Kirchenglaube war ihm heilig. Er stand auf und wendete sich zum Fortgehen.

„Ich beschwöre Euch, Herr Herzog," rief Ludmilla, „verwechselt nicht meinen persönlichen Werth mit dem Werthe meines Rathes, meiner Warnung! Ich mag gefehlt haben, ich fühle es selbst an der dauernden Unruhe meiner Seele, die ich beschwichtigen gewollt; aber ich fühle ebenso, daß ich eine reine Empfindung habe für Recht und Unrecht. Und Euch seh' ich von gräßlichem Unrechte bedroht, wenn Ihr Euch heftig Euren jetzigen Verbindungen entzieht, ohne in den Schutz der kaiserlichen Verbindung einzutreten. Denkt an die letztere, weist die Versöhnung mit dem Kaiser nicht von Euch, wenigstens nicht geradezu! Schon das Eingehen auf eine Unterhandlung mit den Kaiserlichen kann Euch retten, denn es lähmt die jesuitische Partei, und der junge Kaiser ist mild, Trautmannsdorf, sein Hauptminister, ist patriotisch, ist kein Verehrer der Jesuiten. Tretet in Verkehr mit ihm, dann wird Euer Bruch mit den Franzosen leicht und ungefährlich. Hört auf mich, Herzog Bernhard, ich weiß was ich sage, wenn ich auch den Ursprung meiner Kenntnisse nicht enthüllen darf."

Es lag ein Accent der Wahrheit in Ludmillens Rede, welcher den Herzog traf. Er blieb stehen und sah sie forschend an. Attentate auf sein Leben kümmerten ihn nicht besonders. Wer sein Leben täglich auf dem Schlachtfelde preisgiebt, der wird gleichgiltig gegen vermuthete einzelne Angriffe. Dennoch war er feinhörend genug, um hinter dieser sichtlichen Verzweiflung der katholisch gewordenen Lady eine Pfaffenmachination gegen sich zu vermuthen. Er sagte also mit langsamer Betonung: — Mylady!

Euren Glaubenswechsel beklag' ich. Euer Gewissen wird Euch richten, und mir scheint: das Gericht hat schon begonnen. Seid denn wenigstens ganz aufrichtig gegen Euch und gegen mich. Was wißt Ihr von den feindlichen Absichten gegen meine Person? Nennt mir die Namen. Nur einer vollen Aufrichtigkeit glaube ich irgend etwas.

Ludmilla fühlte sich außer Stande, Namen zu nennen. Was sie blos vermuthete, konnte sie nicht als Gewißheit einem Manne nachsagen, welcher wie Norbert sie so nahe anging. Ihre Verwirrung und ihr Schweigen aber war für Bernhard Veranlassung genug, die ganze Warnung gering zu achten. Hart sagte er schließlich: daß eine Dame wie sie, welche den Glauben ihres Vaters unbegreiflicherweise gewechselt, kein Vertrauen ansprechen dürfe, so lange ihre Mittheilungen keine näheren und greifbaren Angaben enthielten. Und nachdem er so verletzende Worte gesprochen, ging er hinweg. Ludmilla war niedergeschmettert. Aber der gute Grund ihres Wesens war doch so stark, daß sie sich vergessen konnte über dem Wunsche, den Herzog zu erretten. Den wichtigsten, den entscheidenden Namen wollte sie ihm nennen, es koste was es wolle. Blandini, das wußte sie, werde die Hauptrolle spielen in dem Attentate auf das Leben des Herzogs. Diesen Namen wenigstens wollte sie ihm nachrufen, vor diesem Manne wenigstens wollte sie ihn warnen. Und das wäre allerdings eine wesentliche Hilfe gewesen. Sie raffte sich auf und wollte durch das Zimmer eilen. Der schwere moralische Schlag aber, welchen Bernhards verletzende Schlußworte ihr versetzt, hatte ihr Nerven und Sehnen gelähmt. Ihr Gang schwankte und stockte. Nur in Pausen erreichte sie die Thür, und ihre Hand versagte den Druck, welcher sie öffnen sollte. Als sie endlich auf den Vorsaal gelangte, war Herzog Bernhard schon unten im Hausflur, er hörte es nicht mehr, daß die gebrochene Frau da oben mit schwacher Stimme rief: Herzog! — Blandini —

Er hörte es nicht mehr. Die ganze Scene hatte auch keine andere Wirkung auf ihn gemacht, als daß er mit Widerwillen

an den Religionsübertritt Ludmillens dachte und die Andeutung auf seine persönliche Gefährdung für nichts erachtete. Eine unwahre Cokette wolle sich bedeutend machen durch geheimnißvolle Winke — fort damit! Er dachte nicht mehr daran, als er ins Palais Schomberg kam und Erlach seine letzten Instructionen gab. Denn des andern Tages wollte er fort, und er blieb leider bei dem unseligen Gedanken, diesen Schweizer zur Mittelsperson zwischen sich und dem französischen Ministerium zu machen.

Der Morgen dieser Abreise brach an. Fluthender Regen ergoß sich vom Himmel herab, die Luft aber war schon durchweht von warmen Strömungen des nahenden Frühjahrs. Im Hofe des Palais wurden Reitpferde und Wagen vorgeführt. Mitzlau bewegte sich da als Anordner. Der Herzog hatte ihn während der letzten Zeit näher an seinen Hausdienst gezogen. Oben in den Zimmern las Bernhard ein Memoire Leder's, welches dem Cardinal Richelieu heute Mittag durch Erlach überreicht werden sollte, nachdem der Herzog und sein Gefolge seit einigen Stunden Paris verlassen hätte. Der Herzog las es stehend, er war schon im Fortgehen begriffen, und nickte mehrmals mit dem Haupte zu großer Erbauung Leder's, welcher mit Erlach neben ihm stand. Das Memoire war in stolzem deutschem Sinne abgefaßt, und Erlach, welcher schon mit dem Inhalte desselben bekannt war, billigte es nicht ganz. Als der Herzog es ihm endlich einhändigte und fortschreiten wollte, sagte der schweizerische Oberst trocken: Diese Schrift kostet zwei Millionen Livres. Denn nachdem Richelieu sie gelesen, wird die Geldrate für den diesjährigen Feldzug gewiß zurückbehalten. Herzog Bernhard antwortete nicht, sondern schritt nach der Thür. Sie ging auf, vor ihm und in derselben stand — der Cardinal.

„Es ist nicht möglich, Herzog,“ sagte er mit freundlichem Ernste, „daß wir ohne Abschied von einander scheiden. — Es ist auch nicht schicklich, daß Ihr wie eine Privatperson Paris verlaßt. Die königlichen Equipagen und das Reisegeleit fahren soeben in Euer Palais. Sie erwarten Euch, wenn Ihr wirklich schon

heute abreisen wollt. Sie erwarten Euch, wenn Ihr meinen Bitten nachgebt und eine Audienz beim Könige annehmt, welcher Euch im Louvre erwartet. Schenkt mir, ich bitte, eine viertelstündige Unterredung, ehe Ihr die Wahl trefft, ob Ihr zum Thore hinaus oder ob Ihr in den Louvre fahren wollt."

Bernhard deutete schweigend auf das nächste Zimmer, welches offen stand. Der Cardinal schritt rasch hinein, Bernhard folgte. Es war ein kleines Gemach, welches auf den Garten des Hotels ging.

Bernhard deutete auf einen Lehnsessel; Richelieu aber ergriff beide Hände des Herzogs und sagte im gutmüthigsten Tone: „Ihr seid wirklich ein „mauvais coucheur" mit Eurer kriegerischen Wildheit, und wißt noch immer nicht, wie eng ich Euch in mein Herz geschlossen habe, oder doch in meinen Geist, wenn Euer ungläubiges Auge andeuten will, daß Ihr mir kein rechtes Herz zutrauen wollt. So laßt uns eine Viertelstunde wahrhafte Politik sprechen und thut dann, was Ihr nicht lassen zu können glaubt. Unklar über mich wenigstens werdet Ihr dann nicht mehr sein."

Und dabei sah er Bernhard in die Augen wie ein zärtlicher Vater, drückte ihm die Hände und ging zur Thür, welche offen geblieben war hinter ihnen. Er schloß sie und schob dann einen Sessel neben den seinen, Bernhard stumm einladend, daß er sich auf denselben setze. Nicht einmal den Vortheil des Lichtes nahm er in Anspruch, wie Diplomaten zu thun pflegen: er ließ das volle Tageslicht aus dem Garten herein sein Antlitz bescheinen und gönnte Bernhard die Schattenseite. Man durfte auf seine größte Ehrlichkeit gefaßt sein.

„Wofür leben wir denn, lieber Herzog? Ich meine Leute wie wir. Nicht wahr, wir leben dafür, Tüchtiges und Großes zu bewirken, wie?" — Allerdings. — „Jeder auf seine Weise. Wir sind zu einander getreten, weil wir gemeinschaftliche Zwecke haben. Soll diese Allianz zerbröckelt werden, weil wir uns zuweilen über die Mittel und Wege zanken? Ich denke nein! Und

Ihr solltet's auch nicht denken. Das Große und Tüchtige, was wir erstreben, zerrinnt uns ja sonst unter den Händen. Ich allein bring' es nicht zu Stande, Ihr allein bringt es nicht zu Stande. Ist das nicht die Wahrheit?" — O ja! — „O ja? Seid nicht so kühl! Ihr seid's gegen einen wirklichen Freund, den Ihr verkennt, weil er andere Kleider trägt, als Ihr ihn tragen sehen möchtet, den Ihr verkennt, weil er Fehler hat und Schwächen, arge Fehler und Schwächen. Aber diese Kleider und Schwächen verrücken in mir keineswegs unser gemeinschaftliches Ziel. Keineswegs! Betrachtet sie genau, und urtheilt dann selbst. Ich bin Kirchenfürst und Franzose, katholischer Kirchenfürst und eitler Franzose. Beides ist Euch zuwider. Kann ich das ändern? Und widerstreitet Beides wirklich im Wesentlichen Euren Interessen? Ich sage Nein. So wenig als es meinen Interessen widerstreitet, daß Ihr ein strenger Protestant seid und ein stolzer Deutscher. Wer Großes und Tüchtiges erstrebt, den beirrt nicht Kleidung und Name und äußerlicher Unterschied. Er schiebt die Falten auseinander und ergründet das Innere. Nun denn, was steckt hinter meinen Falten? Der eitle Franzose und der stolze Deutsche halten einander wenigstens die Wage im Vorurtheile. Wenigstens! Die Eitelkeit ist sogar leichteren Gewichtes als der Stolz. Und wir müssen darin einander nachsehen. Ich Euch, weil Ihr Achtung und Zustimmung der Deutschen braucht, Ihr mir, weil ich die Franzosen brauche. Hierin liegt in der That nichts, was ernstlich stören könnte. Heinrich der Vierte hat ja in Frankreich gelebt und regiert und hat die Idee einer europäischen Republik gehegt und hat angefangen, diesen großen verbindenden Gedanken ins Werk zu setzen. Es ist nicht mehr neu, daß die Culturvölker zusammen gehören und ihre Unterschiede ausgleichen sollen. Und woher ist dem vierten Heinrich dieser große Verbindungsgedanke entsprungen? Aus Eurer Gedankenwelt, lieber Herzog, aus Eurer evangelischen Gedankenwurzel. Er war Protestant wie Ihr. Glaubt Ihr, daß ein reifer Mann den Grundgedanken seines Lebens ändern kann, weil er ein paar Formeln seiner Redeweise ändern muß. „Paris

ist eine Messe werth," sagte der praktische Bearner und wurde katholisch. Wurde er's wirklich? Wird man so was aus so weltlich eigennützigem Grunde? Gewiß nicht. Die Jesuiten und Ravaillac hätten ihn sonst nimmermehr erstochen. Er gehörte zu Eurem evangelischen Glauben bis zu seinem letzten Hauche, und aus diesem seinen Glauben stammt die französische Politik, welche die Völker verbinden will, und welche ich — glaubt es mir getrost! — mit vollem Bewußtsein fortsetze. Ein Cardinal?! ruft Ihr. Mit vollem Bewußtsein! wiederhole ich Euch, und ich setze hinzu: gerade der römische Purpur, der um mich hängt, erleichtert mir meine Aufgabe. Ein Cardinal ist ein Kirchenfürst, kein Kirchenknecht. Als Fürst hat er Macht und findet er Glauben. Das ist sehr wichtig. Den Mönch verbrennt man, den Cardinal fürchtet man. Fragt nur im inneren Vatican nach: wie man über den Cardinal Richelieu denke. Man wünscht dort herzlich, daß ich ein Mönch wäre." — Ich sollte nicht meinen, schaltete hier Herzog Bernhard ein, daß man im Vatican unzufrieden sein könnte über Eure Behandlung der Hugenotten. Ihr verfolgt sie ja mit Feuer und Schwert, wie der Vatican sie verfolgt sehen will. Ist das auch eine Erbschaft Heinrichs des Vierten?

Richelieu war bestürzt. Er sah mit Schrecken und Aerger, daß seine politisch-religiöse Bonhommie keinen empfänglichen Boden gefunden bei dem deutschen Herzoge. Aber er faßte sich schnell. Eine wohlwollende Traurigkeit zog über sein Gesicht, und wehmüthigen Tones erwiderte er: „Aber, lieber Freund, warum verhärtet Ihr Euch gar so sehr, mich zu verstehen?! Man muß mich verleumdet haben bei Euch. Lieber Gott, ich habe sehr viel Feinde, das ist richtig, und mein freundschaftliches Verhältniß zu Euch verhundertfacht ihre Anzahl. Wer schaffen will auf neuen Wegen und mit neuen Mitteln, der muß auf die ausgiebigste Feindschaft gefaßt sein. Daß Ihr in meinem Hause Freundschaft, ja Liebe gefunden, das hat die Feindschaft erst recht vergiftet. Denn das hat ihre Furcht erhöht. Wenn Weimar und Richelieu familienhaft verbunden wären, dann hätten die Gegner unseres

europäischen Bündnisses die letzte Hoffnung eingebüßt. Ihr wißt ja am besten, daß diese Furcht unserer Feinde noch recht schwach begründet ist. Laßt mich nicht auch noch bezahlen, was ich gar nicht erhalten habe an innerer Stärkung unserer Allianz. Vergeßt nicht, daß Ihr in Frankreich seid, dem Lande unerschöpflicher Combination und Intrigue. Und vergeßt nicht, daß ich, unbekümmert um Enttäuschungen, durchzuführen habe, was ich begonnen. Meinen Ruf, meine Stellung, mein Leben hab' ich dafür eingesetzt, unsere Allianz gegen die katholische Gewaltherrschaft des deutschen Kaisers zum Siege zu führen. Millionen Goldstücke sind bereits dafür ausgegeben vom französischen Schatze, Tausende von Franzosen sind bereits dafür in den Tod gejagt worden — was würde aus mir, wenn ich auf halbem Wege umkehren wollte ohne die habsburgische Macht besiegt zu haben? Was würde die römisch-katholische Partei in Frankreich, welche mich ingrimmig haßt, was würde sie aus mir machen?! Mit einem Worte: Ihr seid mir eben so nöthig, als ich es Euch bin. Kann ich mehr zugestehen? Kann ich undiplomatisch offenherziger sein?" — Ihr könnt offenherziger sein, Herr Cardinal: Ihr könnt meine Frage nach den Hugenotten beantworten. — „Ist diese Frage wirklich so dunkel? Seid Ihr, sind die Euren denn Hugenotten?" — Was soll das? Allerdings sind wir Protestanten. — „Lutheraner seid Ihr. Das ist ein großer Unterschied. Luther steht uns ja himmelweit näher als Calvin. Und die Hugenotten sind Calviner. Luther wollte unsere Kirche säubern und vereinfachen. Aber seine Seele blieb in der Kirche. Das geheimnißvolle Band zwischen Gott und der Creatur blieb ihm heilig. War es so mit Calvin? Ist es so mit den Calvinern? Keineswegs. Eine nüchterne Moral ist ihr sogenannter Glaube. Er ist kein Glaube, er ist ein Verstandesproduct. Kann ein Staatsmann die Folgen solch einer nichtigen Kirche übersehen? Sprecht ehrlich! Neun Zehntheile der Menschen — ach, was sag' ich! neunundneunzig von hundert Menschen sind nicht regierbar, wenn man nur an ihren Verstand appelliren kann, wenn man ihre Phantasie frei

läßt. Sie brauchen ein Bild des großen Geheimnisses, welches Himmel und Erde verbindet, sie brauchen den Himmel selbst, um ihre untergeordnete Stelle auf der Erde zu ertragen. Diesen Himmel giebt ihnen der katholische Glaube, und der lutheranische desgleichen; die calvinische Lehre kann ihn nicht geben, sie giebt kaum Linien zu Gesetzen. Was muß die politische Folge sein für Calviner, für Leute, welche kein Geheimniß der Macht anerkennen? Die Republik muß es sein. Können wir das in Frankreich dulden, wo wir die monarchische Macht aus allen Kräften erhöhen müssen, um der machtbedürftigen Seigneurs Herr zu werden? Wir könnens nicht. Unser Reich würde gesprengt und zerfiele in machtlose Länder wie das Eurige. Ja, wie das Eurige! Weil wir das zeitig gewußt, ist unser Religionskrieg zeitig erdrückt worden; weil Ihr das nicht einseht, nimmt Euer Religionskrieg kein Ende und kann Euer Reich zu Grunde gehen. Denn die Religion wird dann immer Vorwand für die Fragen der Macht. Steht's denn auch bei Euch in Betreff der Lutheraner und Calviner anders, als ich gesagt? Der mächtigste Herr der Lutheraner, der Kurfürst von Sachsen, hat längst seinen Frieden gemacht mit dem Kaiser. Ihr selbst seid dadurch auf's Tiefste vereinsamt in Eurer Heimath. Ihr braucht deshalb, lieber Freund, unsere Hilfe zum Allerdringendsten. Und daß ich, gerade ich diese Hilfe gewähre, sollte Euch unschätzbar sein. Warum? Weil ich ein Cardinal und doch ein freier Geist bin, weil ich reformiren kann und reformiren will. Mein Verhältniß zu Rom, wo ich verhaßt bin wie Luther und Calvin, kann Euch belehren, daß ich eine Reform der römisch gewordenen Kirche ebenfalls für nothwendig halte. Ich leite sie ein, indem ich Euch Protestanten des deutschen Reiches unterstütze. Eins nach dem Andern! Ist die römische Macht in Wien gestürzt, dann ist die Zeit da für ein Concil, auf welchem Reformkatholiken und Lutheraner eine große nicht römische Kirche gründen. Soll ich davon jetzt öffentlich sprechen vor unserem Siege? Ich würde mich dadurch in Frankreich vernichten. Sobald wir aber gesiegt haben, wird der evangelisch-lutherische Bernhard von

Weimar vom deutschen Reiche aus und der evangelisch-katholische Richelieu von Frankreich aus das Concil berufen und leiten. Könnt Ihr jetzt noch Ursache haben, an meiner inneren Lauterkeit in Glaubenssachen zu zweifeln? Könnt Ihr jetzt noch zögern, unsern Bund fester zu schlingen, statt ihn zu lockern durch plötzliche und brüske Abreise? Sprecht, Freund! Eure Miene ist ja streng und verschlossen geblieben trotz meiner Enthüllungen, die ich in so vollem Maße noch keinem Menschen mitgetheilt —?!"

Bernhard hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Besonders die Stelle über Luther und den Lutheranismus, zu welchem er ja selbst gehörte, hatte ihm geschmeichelt. Aber er war ein kriegerischer Staatsmann. Mit bodenlosen Speculationen war ihm nicht beizukommen. Die schimmernden Aussichten auf solch ein Concil erschienen ihm wie Luftgebilde, welche Richelieu erfände, um ihn zu bestechen und von den näher liegenden Fragen abzulenken. Bernhard war ein solider Charakter. Was langsam in ihm gereift war zur Ueberzeugung, das ließ er sich nicht verwirren durch blendenden Schimmer. Langjährige Noth hatte ihn zur Allianz mit Frankreich gedrängt, und auch als er mitten in derselben gestanden, hatte ihn sein Gewissen gepeinigt über die Mißlichkeit dieser Allianz. Hans von Starschädel hatte im vorigen Jahre bei der Unterredung im Arsenale eigentlich nur Bernhards eigenem Gewissen wohlbekannte, erschreckende Worte geliehen. Seit der Zeit hatte Alles, Alles nur dazu beigetragen, Bernhard gründlich zu lösen von dem Bunde mit Frankreich. Was da Richelieu eben gesprochen, das änderte nichts mehr in seinem Entschlusse der Trennung. Im Gegentheil! Sein gesundes Naturell fühlte heraus, daß solche Pläne organisch unpassend wären zum Charakter und zur Handlungsweise des Cardinals Richelieu; er fühlte heraus, daß ein geistvoller, aber tief verlogener Mensch neben ihm säße. Außerdem fand er auch in all' diesen Plänen gar nichts Greifbares und Brauchbares für das deutsche Reich. — Richelieu hatte also nicht nur keinen günstigen, er hatte einen ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht. Bernhard ging deshalb

in seiner Erwiderung gar nicht ein auf die scheinbar weiten Gesichtspunkte des Cardinals. Er äußerte trocken, daß sie über den Horizont eines Kriegsmannes reichten. Einen Kriegsmann kümmere zunächst, wie der Sieg zu erreichen sei, nicht was nach dem Siege vorgehen werde.

Richelieu kniff die Lippen zusammen und verfärbte sich.

Bernhard war aber auch jetzt vorsichtig genug, einen Bruch nicht heraus zu fordern. Er setzte also hinzu, daß er alle Schritte thun werde, um den weiten Gesichtspunkten Seiner Eminenz näher zu rücken. „Dazu ist es nöthig," schloß er, „daß wir uns nicht begnügen, den Kaiser an der französischen Grenze zu bekämpfen, sondern daß wir ins Reich eindringen. Nur dort besiegen wir ihn. Die Losung des diesjährigen Feldzugs muß also lauten: Uebergang über den Rhein —" — Ueber den Rhein? — „Allerdings. Wenn Eminenz mich hinreichend unterstützen mit Geld und Truppen, so erzwing' ich ihn, erobere die vorderösterreichischen Lande, erstürme Breisach, die große Zwingburg des Kaisers, und bin dann bereit, die großen Reformpläne Eurer Eminenz kräftig zu unterstützen."

Beide waren aufgestanden bei Erwähnung des Rheins. Richelieu sah gläsernen Auges in den Garten hinaus. Der Regen schlug klatschend an die Fenster.

„Also in der Hoffnung auf den Empfang hinreichender Hilfsmittel, und dann in der Hoffnung auf große Erfolge ade! Und Gott befohlen!" — Und Ihr besteht wirklich darauf, so jählings abzureisen? — „Ich nehme dankbar Wagen und Geleit des Königs an und lasse den Oberst Erlach zurück, die Subsidienfrage mit Eurer Eminenz in Gang und Ordnung zu bringen. Empfehlt mich dem Könige, grüßt Eure liebenswürdige Nichte von mir, die ich in besserer Stimmung wiederzusehen hoffe. Jetzt lastet die Kriegssorge schwer auf mir. Die Kaiserlichen, wird mir gemeldet, machen alle Anstalten, über die Saone zu rücken; sie haben mehr Aussicht nach Paris zu kommen als wir über den Rhein. Es muß nachdrücklich gehandelt

werden. Das sagt dem Könige zu meiner Entschuldigung. Nochmals Ade!“

Richelieu hatte sich mit erstaunlicher Anstrengung bezwungen: sein Blick, welchen er dem Herzoge wieder zuwendete, war nicht mehr gläsern, nein, er war freundlich und wohlwollend, und mit einem Accent wehmüthiger Traurigkeit sagte der nervös zitternde Cardinal: — Ade, starrköpfiger Freund! Die Zukunft wird Euch beweisen, daß Ihr wohl gethan hättet, meinen Worten zu vertrauen. — „Wer sagt denn, daß ich ihnen mißtraue?“ — Eure Miene, Euer kaltes Wort, Euer Fortgehen. Und dabei streckte ihm Richelieu beide Hände entgegen.

Bernhard schüttelte die weichen Frauenhände des Cardinals und — ging. Er konnte sich aber wirklich der Frage nicht erwehren: Thust du am Ende diesem Manne doch Unrecht? Und speculirt er nicht am Ende wirklich in so großem Stil? Hinter der Thür des Cabinetes stieß er auf Desnoyers, oder vielmehr die Thür stieß beinahe den kleinen Mann, welcher eben gekommen sein wollte, um dem tapfern Herrn Herzoge Adieu zu sagen. Seine Kleidung wenigstens war noch ganz naß, denn er war seiner Gewohnheit nach trotz des Regens zu Fuße herbeigeeilt. Herzog Bernhard that nicht gut, ihn sehr kurz abzufertigen und auf Erlach zu verweisen, der beim harrenden Gefolge stand.

Während Bernhard hinab schritt zu dem Wagen, trat Desnoyers in das Cabinet, in welchem Richelieu noch verweilte. Der Cardinal stand auf derselben Stelle. Er zitterte am ganzen Leibe. Desnoyers kannte Richelieu's Natur genau. Der Anblick belehrte ihn ganz über den Erfolg der Unterredung, und er war der Mann dafür, diesen Erfolg auf der Stelle auszunützen. Ehe Richelieu sich wieder fassen konnte, wollte er ihm einige feindliche Aeußerungen gegen den deutschen Herzog entreißen. Auf diese Aeußerungen konnte man sich berufen, wenn der Cardinal späterhin wieder milder wurde und feindliche Schritte tadeln wollte, die gegen den Herzog ins Werk gesetzt worden wären. Desnoyers schob also eilig den Sessel herbei, um den convulsivischen Cardinal

das Hineinfallen zu erleichtern. Dann sagte er trocken: „Der Ketzer ist frech gewesen?“ — Frech! stammelte Richelieu. — „'s ist eben doch ein beschränkter deutscher Kopf, an den Eminenz die hohe, weitsichtige Politik verschwendet.“ — Verschwendet — „Man muß ihn wie einen Lanzknecht behandeln. Weiter ist er nichts.“ — Weiter nichts.

Mehr glaubte Desnoyers nicht zu bedürfen. Er versprach dem Cardinal, ihm sogleich Diener und Arzt zu senden, und ging. In den Zimmern draußen war es leer. Alles war in den Hof hinab zur Abfahrt des Herzogs. Nur die Diener des Cardinals und ein Diener Desnoyers' waren noch da. Nicht im wörtlichen Sinne des Worts ein Diener Desnoyers', sondern ein Vertrauter, den er bei sich zu haben liebte für augenblickliche Aufträge. Die Diener schickte er ins Cabinet des Cardinals; den Vertrauten winkte er zu sich ans Fenster, von welchem er der Abfahrt des Herzogs zusah.

„Du bist ja wol aus der Gegend von Troyes zu Hause?“ sagte er halblaut zu diesem Vertrauten. — Etwas weiter nach Burgund zu — antwortete dieser. „Diese deutschen Ketzer hier unten im Hofe sind bei Euch nicht beliebt?“ — Verhaßt sind sie. Besonders in meiner Vaterstadt. — „Wie heißt Deine Vaterstadt?“ — Chaumont. — „Du hast noch viel Bekannte da?“ — Die ganze Stadt ist mit mir verwandt und kennt mich. — „So? Lass' sogleich einen Courier rüsten und komm dann in mein Cabinet. Du sollst einen Brief schreiben. Geh!“

Der Vertraute schritt eilig von dannen. Desnoyers warf noch einen Blick in den Hof, aus welchem die königlichen Equipagen soeben unter großem Geräusch mit dem Herzoge und seinem Gefolge davon rasselten. Der Oberst Erlach nur blieb zurück. Desnoyers sah, daß er aus dem Regen herein trat ins Palais. Ihm ging er entgegen. Es war ihm angenehm, daß der zurückbleibende Unterhändler ein Schweizer war. Auf der Treppe begegnete er ihm und fragte: wo der Herzog Nachtquartier machen, welche Orte er berühren werde?

„Troyes wird die Hauptetappe sein. Dann geht er über Bar an der Seine und über Chaumont." — So, so! Ich hoffe Euch morgen zu sehen, Herr Oberst. Wir haben die heikelsten Geschäfte mit einander abzumachen, die Geldgeschäfte. Also morgen!

— — —

Herzog Bernhard war sehr frischen Muthes. Er kam sich leicht und verjüngt vor, seit er das französische Verhältniß in sich bereinigt fühlte. Er meinte einer peinlichen Last entledigt zu sein. Hinaus! hinaus aus dieser fremden romanischen Atmossphäre! rief es in ihm. Und auch die ziemlich klare Ueberzeugung, daß die französischen Hilfsgelder und Hilfstruppen nun wol noch ärger versiegen würden als bisher, machte ihm geringe Sorge. Eine Erleichterung des Gewissens erleichtert uns Alles. Man hatte ihn lange nicht so fröhlich gesehen als in Troyes, wo die letzte königliche Begleitung von ihm scheiden sollte und diesen Abschied mit einem Gastmahl feierte.

Am andern Morgen ritt er allein mit den Seinigen an der Seine aufwärts. Er ritt langsam. Milde Frühlingsluft wehte, und er unterhielt sich leutselig mit Rudolph von Mitzlau, welcher diese Stimmung bestens zu benützen suchte. Mitzlau hatte jetzt nichts vor Augen, als eine Versöhnung Bernhards mit dem Kaiser zu ermöglichen. Er wußte wohl, daß er weit ausholen, daß er sehr vorsichtig sein müßte. Die Intriguen und Verräthereien in Frankreich dienten ihm zum Uebergange. Heute Nacht zum Beispiel, sagte er, sei ein Cabinetscourier aus Paris durch Troyes gekommen und habe ungestüm sogleich Pferde verlangt nach Bar sur Seine. Was heißt das? Was haben die französischen Minister so eilig dorthin zu melden, wohin wir reiten? Jenseits von Bar, zwischen Chaumont und Langres, liegen unsere Truppen. Links und rechts von da weithin ist nicht ein einziges französisches Regiment. Was haben sie dahin zu melden? Jagt der Courier nach rechts hin, so findet er an der Saone die Kaiserlichen.

Verkehrt Richelieu mit diesen ohne Wissenschaft Eurer fürstlichen Gnaden?

„Schwerlich.“ — Das läge doch uns näher. Sie sind unsere Landsleute, und sie suchen vertraulichen Verkehr mit uns. — „Wie das?“ — Der Oberst Mercy, welcher jetzt neben dem Commandanten der Kaiserlichen, neben dem Herzoge von Lothringen zu stehen scheint, und welchem ich einmal bei einem Auswechselungsgespräche in Niedersachsen kennen gelernt habe — „Und der ein guter Soldat ist.“ — Ein sehr guter Soldat! — der hat mir in Paris während der letzten Tage durch einen wallonischen Herrn sagen lassen: ich möchte zum Ausgleiche rathen, wenn der Herzog von Savelli im Auftrage des Kaisers sich an Euch wenden würde. — „Savelli, der schlechte General?“ — Derselbe. — „Die Wahl wäre recht ungeschickt. Zwischen mir und dem Kaiser ist überhaupt ein Ausgleich nur auf dem Schlachtfelde möglich — merkt Euch das, Mitzlau! — ein talentloser Zwischenträger wie dieser wälsche Savelli aber ist ganz abgeschmackt. Was kommen da für Reiter? Die kommen ja flott daher wie die Unserigen — ja wol! So reiten die Franzosen nicht.“ — Es sind Weimar'sche!

So war es auch. Es war der Graf von Nassau, der diesmal den Herzog nicht nach Paris begleitet hatte und der ihm jetzt aus dem Lager entgegenkam. Das Lager der Weimar'schen war wirklich zwischen Chaumont und Langres, und der Graf von Nassau eilte herbei, um den Herzog zu warnen. Wovor? — Vor den Bewohnern Chaumonts. Sie zeigten eine ausgesprochene Feindseligkeit gegen die deutschen Truppen, und es wären kürzlich sogar geheime Ermordungen vereinzelter Dragoner vorgekommen. Eines solchen Falles wegen — fuhr Nassau fort — ritt ich heut' morgen nach Chaumont hinein, um Rechenschaft zu fordern. Ich war auf heftige Widersetzlichkeit gefaßt und fand — sehr höfliche Aufnahme! Fand eine gleißnerische Artigkeit, die mich mißtrauisch machte. Sie wußten schon, daß Ihr, Herr Herzog, heut' oder morgen in Chaumont eintreffen würdet und versicherten, daß

Euch ein glänzender Empfang bereitet werden sollte. Was bedeutet das? Es hat mich dies Räthsel veranlaßt, Euch bis diesseits Bar entgegen zu eilen, und dabei habe ich eine noch ärgere Erfahrung gemacht.

„Welche?“ — Halbwegs zwischen Bar und Chaumont ist ein öder Wald, der ziemlich weglos ist. Wir — wie Ihr seht etwa ein Dutzend Reiter — verlieren einmal die Richtung und sehen uns genöthigt eine Strecke wieder rückwärts zu reiten, um den Hauptweg wieder zu finden. Eben als wir endlich den Hauptweg erreichen, stürzen an die zwanzig vermummte Reiter mit Hieben und Schüssen auf uns ein. Wir wehren uns nach Kräften und bald mit gutem Erfolge, da höre ich rufen: Rückwärts! Galopp! Er ist nicht dabei! — Und in einem Nu läßt die vermummte Bande von uns ab und sprengt in die Büsche. — „Wer sollte dabei sein?“ — Offenbar Ihr, Herr Herzog. Unser Fehlreiten hatte ihnen die Meinung beigebracht, wir kämen von Troyes und Bar, von wo man Euch erwartete. Sie haben über Euch herfallen wollen. Ich komme deshalb, um Euch den Weg von Bar nach Langres anzurathen, damit Chaumont vermieden werde.

Der Herzog Bernhard war kein Bramarbas. Er sagte nichts dagegen. Als er aber Mittags in Bar erfuhr, daß der ohnehin schlechte Weg nach Langres durch den Regen ganz ungangbar geworden, der sandige Boden nach Chaumont zu aber keine Schwierigkeit biete, und Nassau außerdem berichtet hatte, das Hauptquartier der Generale Rosen und Ehm liege in Andelot, links seitwärts von Chaumont, da verwarf er den Umweg nach rechts über Langres und jagte den Nachmittag auf Chaumont zu. Es war finstere Nacht, als er vor der Stadt ankam. Die Thore waren geschlossen. Jeder Ort war damals Festung. — Es wurde Einlaß verlangt für den Herzog von Weimar.

Nassau erhob keine Gegenvorstellung, obwol er es ganz unrathsam fand, daß der Herzog sich und die Seinigen den Gefahren aussetzte, welche von einer so feindlichen Stadtbevölkerung

wahrscheinlich bevorstanden. Langes Kriegsleben macht eben auch gegen Lebensgefahr gleichgiltig, weil man diese Lebensgefahr täglich, ja stündlich zu bestehen hat. Der Einlaß ließ lange auf sich warten. Die Nacht war finster, und es regnete leise. Da aber der Herzog ruhig auf seinem Rosse hielt, so verhielt sich auch die zahlreiche Begleitung ganz ruhig. Bernhards Gedanken gingen ins Weite: nach dem Rheine und nach der Schweiz. Seine Stimmung war behaglich, und er suchte den Ort am Rheine, wo er für die Rohan'sche Familie einen anmuthigen Aufenthalt gründen wollte. Die Feindschaft der Stadt Chaumont war ihm keines Gedankens werth. Da endlich ging das Thor auf. Unter Fackelbegleitung erschien der Bürgermeister und entschuldigte die Zögerung. Man habe einen so vornehmen Besuch, der unerwartet eintreffe, doch würdig empfangen wollen. Es sei also die Bürgergarde zusammen berufen worden, um Spalier zu bilden bis ans Stadthaus, welches den Herrn Herzog beherbergen werde. Schweigend ritt der Herzog mit den Seinen durch das enge Thor in eine enge Straße. Letztere war noch verengert durch die Bürger, welche mit Schießgewehren ausgerüstet an beiden Seiten aufgestellt standen. Sie regten sich nicht, kein Laut der Begrüßung erhob sich von ihnen, und da nur die paar Fackeln um den vorschreitenden Bürgermeister die Finsterniß auf wenig Schritte erhellten, so hatte der Einzug etwas Unheimliches. Als der Herzog über die Mitte der Straße hinaus war, krachte plötzlich eine Gewehrsalve hinter ihm, vor ihm und neben ihm. Schwache Nerven mochten zusammenfahren. Der Herzog und die Weimar'schen sahen links und rechts nach den Bürgern, welche ihre Feuerröhre in ziemlich gleichmäßigen Tempo abgeschossen hatten. Nassau hatte den richtigen Eindruck. Er rief deutsch dem Herzog zu: sein Pferd in Galopp zu setzen, denn er könnte im ruhigen Schritte ein bequemer Zielpunkt werden. Der Herzog erwiderte nichts und ritt in gleichmäßigem langsamen Schritt weiter. Die enge Gasse mündete auf den Marktplatz. Quer über denselben schritt der Bürgermeister mit den Fackelträgern auf das Stadthaus

zu. Das Fackellicht reichte kaum hin, um den Kreis zu zeigen, welchen auch hier bewaffnete Bürger bildeten. Es war todtenstill. Der Zug war bereits nahe am Stadthause, da krachte ein neues Gewehrfeuer. Diesmal unregelmäßiger — und der Graf von Nassau stürzte mit seinem Pferde. Bernhard hielt still. Ein vereinzelter Schuß fiel noch, und ein schießkundiges Ohr konnte bemerken, daß eine Kugel in die Mauer des Stadthauses einschlüge.

„Seid Ihr getroffen, Nassau?" fragte der Herzog. — Nein! mein Pferd aber ist getroffen! antwortete dieser, indem er sich frei machte von dem zuckenden Thiere.

Herzog Bernhard sagte kein Wort weiter, sondern ritt bis an die Schwelle des Stadthauses. Dort stieg er ab und trat in den Hausflur hinter dem voraus gehenden Bürgermeister. An der Stiege rief er: „Halt!" und winkte den Bürgermeister zu sich.

„Was habt Ihr zu sagen, Herr, über die scharfen Schüsse?" sprach er in ruhigem Tone französisch. — Scharfe Schüsse —? — „Antwortet. Das Bestehen der Stadt Chaumont hängt an Eurem Worte." — Mein Gott, Hoheit! Es ist eine alte Sitte, daß man auch zu Freudensalven wol scharf ladet, um das Krachen zu verstärken — „Und daß man nicht in die Luft schießt, sondern horizontal — wie?" — Bürgersleute sind ungeschickte Schützen; beim Abdrücken fahren sie wol mit dem Kopfe zurück und das Gewehr sinkt — „Wohl gesprochen, Herr Bürgermeister. Meine schweren Geschütze kommen morgen früh von Andelot hier vorbei. Wenn bis zu meiner Abreise morgen früh noch der kleinste solche Irrthum in dieser Stadt sich ereignet, so werden meine Stückknechte morgen früh auch horizontal schießen, und so lange schießen, bis von der guten Stadt Chaumont kein Stein mehr auf dem andern, kein Mensch mehr am Leben ist. Theilt dies Euren braven Bürgern mit und begleitet mich morgen bis zu meinen Truppen. Gute Nacht!"

Es ereignete sich nicht das Mindeste mehr in Chaumont, und der Bürgermeister wünschte, es hätte sich nie etwas ereignet, als er am andern Morgen mit fort mußte. Die Stadt ließ ihn — wol auf seinen eigenen Rath — völlig im Stiche: die Straßen waren wie ausgestorben. Gegen Mittag begegnete man wirklich dem Heerzuge der Weimar'schen, die ihren Herzog mit donnernden Zurufen begrüßten. Der Herzog entließ den Bürgermeister mit dem Bescheide, daß bis zum Abend tausend Rationen Fleisch, Brot und Wein vor den Thoren Chaumonts bereit sein sollten, widrigenfalls die Stadt geplündert würde!

„Die Stadt des Königs von Frankreich?!“ — Die Stadt des Königs von Frankreich, welche einen Freund und Bundesgenossen des Königs mit meuchelmörderischem Gruß empfangen. Vorwärts! — Nun, Ihr Freunde, fuhr Bernhard fort gegen Rosen und Ehm, die sich eingefunden, die französische Komödie ist zu Ende. Es bleibt zunächst unter uns; aber wir handeln demgemäß.

Sie handelten denn auch Alle wie Männer, die nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben. Das kleine deutsche Heer, welches die Zahl von siebentausend Kriegern nicht überstieg, ordnete und stählte sich während der nächsten Monate mit Kraft und Enthaltsamkeit. Es ließ sich durchdringen von dem Geiste seines Führers, welcher ihnen einfach und ehrlich sagte: Wir sind nichts und werden nichts als eine Bande, wenn wir nicht mit aller Entsagung und mit Todesverachtung einem höheren Ziele zustreben. Dies Ziel ist der Rhein, dies Ziel ist unser Vaterland. Dorthin müssen wir dringen während die Sommersonne die Wege trocknet. Gleichgiltig, ob die Franzosen uns schlecht oder gar nicht unterstützen; gleichgiltig, ob kaiserliche Heere uns in Ueberzahl die Pässe verlegen. Wir müssen durch! Das deutsche Reich wartet unser. Unsere Sache, unser Glaube liegt dort in den letzten Athemzügen. Wir allein können retten. Darben wir, hungern wir, bluten wir, bis wir den Rhein und den Schwarzwald erblicken. Dort wird sich Alles zum Guten

wenden. Die schwäbischen Völker werden uns zuströmen, sobald sie unsere verloren geglaubte Fahne erblicken, und mit Gottes Hilfe werden wir die reichen vorderösterreichischen Lande erobern. Ganz Würtemberg hinter dem Schwarzwalde, das Land Melanchthon's, welches kernhaft zum lutherischen Glauben hält, wird dann aufstehen wie ein Mann, und wir werden stark genug sein, Krieg und Sieg an der Donau hinab zu tragen bis nach Wien, und einen Frieden zu erzwingen, der unserm Vaterlande bitterlich noth thut.

Wie verwildert auch diese weimarischen Truppen waren, sie erwiesen eine volle Charakterkraft für diese Aufgabe, welche ihnen Bernhard stellte, und es begann ein Feldzug wie ihn die lange Kriegszeit kaum gesehen. Ohne Aufmunterung, denn das Vaterland sah und hörte nichts davon: der Feind stand zwischen den Weimar'schen und dem Vaterlande. Ohne Unterstützung, denn die Franzosen waren voll Mißtrauen und Ungunst gegen den Herzog von Weimar. Das kleine Heer kämpfte wie zwischen dunklen Wolken. Schloß Romagne wurde erstürmt, die Stadt Champlitte wurde genommen und die Bahn gebrochen nach der Saône. Nach dem Passe von Gray hin eilt das Heer — die Nachrichten lauten, daß dieser wichtige Uebergang über die Saône nur schwach besetzt sei. Es war ein warmer Tag, als Bernhard gegen Mittag Schloß Ray erreicht, von wo man hinab sieht auf den Strom und die Stadt Gray am andern Ufer. Hier hält er still, um zu recognosciren. Da kommt Nachricht von der Vorhut: es sei ein Irrthum von der schwachen Besatzung Grays. Das ganze kaiserliche Heer unter dem Herzoge von Lothringen sei im Anmarsche, der größere Theil sei schon da, und der gefürchtete Oberst Mercy sei neben dem Lothringer! Bernhard gab dennoch Befehl, das Heer so zu ordnen, daß es den Paß erzwinge. Durch! durch! war das Losungswort. Er ritt ans Ufer und schaute hinüber. Richtig! Ein kaiserliches Heer war da und pflanzte seine Stücke auf. Die Sonne schien warm; einige Stückkugeln sausten schon über den Strom und gruben sich in der Nähe des Herzogs in

den Boden. Da wurde gemeldet, ein junger Mann harrte schon seit einigen Tagen auf Schloß Ray des Herzogs; er ließe anfragen —

„Freilich! Freilich!“ rief Bernhard. Sein Herz ahnte, daß dies sein Bote aus Genf sein könnte — und er war es. Es war Dietrich van Groot, welcher eiligen Schrittes vom Schlosse herabkam. Wörtlich hatte er sich an sein Losungswort gehalten „an der Saône,“ und der Hauptpaß zwischen Schloß Ray und Stadt Gray war sein Zielpunkt geworden. Herzog Heinrich von Rohan hatte ihm gesagt, dort werde und müsse das deutsche Herr erscheinen, und hier harrte Dietrich seit mehreren Tagen. Der Herzog winkte ihm schon von Weitem nach einem kleinen Wäldchen, damit er den Kugeln nicht ausgesetzt bleibe. Dort trafen sie zusammen, dort stieg der Herzog ab. Die Mahlzeit auf Schloß Ray sollte warten, der Anmarsch der Truppen, das Anfahren der Geschütze sollte beschleunigt werden. — Er nahm Dietrich bei der Hand und führte ihn unter die Bäume unter wiederholtem Zuruf: Willkommen! und: Erzählt! erzählt! Dietrich erschien zusammengefaßter als früher. Die Gesichtszüge waren fester, will sagen minder beweglich und unruhig als früher. Die Reise hatte ihn gebildet. Allein und selbstständig hatte er sich durchbringen müssen; das ist lehrreich. Da können die Gedanken nicht mehr so eigenmächtig schweifen; denn wenn sie's thun wollen, da stößt sich der Schweifende zum Oeftern an die Nase. Schon bis nach Genf war dies Dietrich mehrmals begegnet und hatte ihn vorsichtig gemacht. In Genf aber hatte die Frau Herzogin von Rohan seinen mißlichen Gewohnheiten eine wohlwollende Aufmerksamkeit gewidmet. Alles Frühere hatte sie ihm verziehen: er war ja jetzt so gut und aufopferungslustig für das Wohl des Rohan'schen Hauses!

So erzählte er denn mit großem Behagen von dem häuslichen Leben der Rohan'schen Familie, und Bernhard drängte ihn gar nicht, auf die politischen Fragen überzugehen. Er hörte theilnahmsvoll zu, wie die Familie wohnte und wie sie den Tag

verbrächte. „Am Walle gegen Südosten,“ sagte Dietrich, „liegt das Haus, und man sieht auf die fruchtbare Ebene, welche sich rechtshin zieht und nach linkshin sieht man auf die savoyischen Berge. Auf jener Ebene ritt ich fast täglich mit der Prinzessin Marguérite, die sehr fest und gut zu Pferde sitzt und lachende Geduld bewies mit meiner geringen Fertigkeit im Reiten. Ich war immer noch ein schwacher Reiter und der Stallmeister der Prinzessin gab mir Unterricht. Zuletzt konnte ich schon den Herrn Herzog zu Pferde begleiten, der auf der andern Seite seine Promenade suchen mußte, am See entlang nach Nordosten. Denn nach der französischen Grenze hin war er in Gefahr. Dort wurde ihm aufgelauert. Der Herzog von Bourbon haust an der Grenze und wir haben deutliche Anzeichen, daß er's auf die Gefangennahme des Herzogs Heinrich abgesehen hat, selbst auf Genfer Gebiet. Der Genfer hohe Rath, calvinisch wie Herzog Heinrich, und diesem sehr zugethan, hat ihn zu wiederholten Malen warnen lassen vor jener französischen Seite, und dabei ehrlich gestanden, daß der Genfer Staat zu schwach wäre, ihn über seine Mauern hinaus zu schützen. Dies verleidet dem Herzoge den Genfer Aufenthalt und er will fort —“ — Das soll er auch! — „Ich hab' ihm natürlich mitgetheilt, was fürstliche Gnaden mir in Paris aufgetragen, und das hat Alle sehr gefreut. Sie waren ungeduldig auf den Augenblick, wo Euer Heer bis an die Schweizer Grenze vorgedrungen sein wird. Die Prinzessin Marguérite will dann selbst mit ins Feld ziehen —“ — Wahrhaftig? — „Zusehen wenigstens will sie, wie Ihr auf dem schwarzen Riesenrosse Allen voraus in die Schlacht sprengt ganz wie zur Ritterszeit. Man hat ihr erzählt von diesem Rosse und von Eurem Ungestüm, welchen Herzog Heinrich furor teutonicus nennt. Das ist ungemein ansprechend für junge Damen; Prinzeß Marguérite wurde immer roth dabei, und ich habe mir in solchen Momenten stets mit Vergnügen ausgemalt, daß Weimar und Rohan da ein prächtiges Paar abgäben. Einmal hab' ich das laut gesagt, und da fragte Herzog Heinrich, ob ich so was von Euch, Herr Herzog,

gehört hätte?“ — Nun, was habt Ihr geantwortet? — „Ich wußte ja nichts! Ich konnte nur sagen, daß wir Protestanten uns alle sehr freuen würden über solch eine Verbindung.“ — Und was sagte Prinzeß Marguérite dazu? — „Die lächelte und sagte nichts. Beim Ausreiten Tags darauf aber fragte sie mich plötzlich, ob es denn wahr wäre, daß Ihr bei Eurer zweiten Anwesenheit in Paris der Herzogin von Aiguillon lebhaft die Cour gemacht?“ — Nun? — „Umgekehrt! — sagte ich — sie hat ihm die Cour gemacht, aber —“

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Officiere kamen herzu gesprengt, um die Befehle des Herzogs einzuholen. Unter ihnen die beiden Obersten Ehm und Rosen. Letztere berichteten, daß der Feind von Nordosten her, von Vesoul und Mümpelgard her, immer neue Zuzüge erhalte —

— Dann losbrechen, wenn die Stücke alle aufgefahren sind. Sind sie's? — „Sie sind's, wie fürstliche Gnaden befohlen, alle der Furth gegenüber —“ — Recht. Auf die linke Ecke Grays von hier gesehen soll das Stückfeuer ununterbrochen wirken, ich sage ununterbrochen. Dort muß Platz gefegt werden, dort hat der Feind seine Zuzugs- und Rückzugslinie. Du, Ehm, gehst zweitausend Schritte links von hier über den Fluß und fällst dem zumarschirenden Feinde in die Flanke. Ihr, Rosen, geht zweitausend Schritte rechts — ich hatte Euch dorthin geschickt zur Anschauung, wie ist das Ufer — „Steil auf beiden Seiten,“ antwortete Rosen, ein hellblonder, scharf und kühl drein sehender Vierziger aus Kurland, „schwer practikabel, eigentlich gar nicht.“ — Um so besser. Das hindert uns eine Thorheit zu begehen. Wir haben nicht Leute genug zu dreifachem Angriff. Rosen! Ebenfalls links hinter Ehm hinüber, sobald Ihr merkt, daß er Nachdruck braucht. Ihr werdet Fühlung an mir finden, wenn es schwer geht. Denn alsdann komm' ich durch die Furth auf die linke Flanke von Gray. Verstanden? — „Verstanden!“ antworteten beide Obersten. Eine heftige Kanonade von weimarischen Stücken brach eben los. Bernhard winkte mit der Hand, alle berittenen Officiere schwenkten

und sausten von dannen. Nur einer blieb, der Ordonnanzofficier des Herzogs. — An die Spitze des Gehölzes — rief ihm der Herzog zu — und meldet mir nach zehn Minuten, was sich ereignet!

Der Herzog und Dietrich waren wieder allein. Aber der Aufenthalt war für Dietrich nicht mehr ganz behaglich. Aeste krachten von allen Seiten und fielen nieder. Die kaiserlichen Geschütze drüben von den Wällen Grays antworteten heftig den weimarischen; er mußte schreien, um dem Herzoge verständlich zu werden. So nahe Kriegsmusik war ihm doch neu, obwol er schon eine Saison beim Herzoge, vorzugsweise in dessen Kanzlei verlebt hatte, und sie blieb nicht ohne Einfluß auf seine körperliche Stimmung. Er brauchte auch mehr Muth als ein Anderer, denn ein Phantasiemensch sieht tausend Gefahren mehr als ein Anderer.

— Faßt Euch, junger Freund, und berichtet weiter. Man gewöhnt das allmälig. Ist's Euch noch Ernst, wie Euer Vater sagte, ganz in mein Heer zu treten? — „Aller—dings!" — Nun dann könnt Ihr gleich mitten in einen Tanz kommen und all' die peinlichen Vorspiele überspringen. Ihr seid ja zu Pferde gekommen? — „Ja, aber es ist ein sanftes, friedliches Thier und steht oben im Schlosse —" — Ich geb' Euch ein feuerfestes. — Wiedenbruch! meine Pferde hierher rufen!

Dem Ordonnanzofficier an der Spitze des Gehölzes galt dieser Ruf, welcher in ausgiebigster Commandostimme ausging und vom Officier verstanden wurde.

— Nun also, was läßt mir Herzog Heinrich antworten?

Dietrich schüttelte sich, als ob er alle Nerven abschütteln wollte, und erwiderte allmälig mit ganz guter Haltung: „Er läßt antworten, daß er mit Allem einverstanden sei. Er wird die Sendung an Wiederhold auf Hohentwiel bestens besorgen; er wird sich leise aber fest mit den protestantischen Cantonen ins Einvernehmen setzen, daß Euer Rücken frei sei, wenn Ihr bei den Waldstädten einschwenkt, und daß Euch Nahrungsmittel zugänglich

bleiben. Er lobt den Punkt Rheinfelden und wird Vorsorge treffen. Er selbst aber wird Lenzburg zum Aufenthalt wählen, um nahe zu sein.“ Allein, oder mit den Seinen? — „Mit Frau und Tochter —“ Wiedenbruch der Ordonnanzofficier, unterbrach ihn mit der Meldung: — Oberst Ehm werde von großen Massen des Feindes zurückgedrängt, und Oberst Rosen, welcher ebenfalls über die Saône hinüber sei, könne sich nicht mehr halten, Ehm's Rückgang verwirre seine Glieder — „Rosen soll halb rechts vorgehen und angreifen!“ rief Bernhard, „und Schafalitzky wie Nassau sollen sich fertig halten, durch die Furth hier vor uns überzusetzen! — Genug, junger Freund, wir sprechen weiter, wenn wir am Leben bleiben. Jetzt hinaus!“

Bernhard ging zu Fuß aus dem Gehölze nach seinen Geschützen hin. Dietrich fühlte sich verpflichtet zu folgen. Links und rechts flogen hier im Freien die Kanonenkugeln über sie und um sie. Dietrich fühlte das Bedürfniß, mit dem Kopfe auszuweichen. Dadurch wurde aber der Taumel nur erhöht, welcher ihm den Kopf verrückte. Als er hinter Bernhard bei den Geschützen ankam, sah und hörte er kaum noch. Die Leute, welche die Geschütze bedienten, schrieen dem Herzoge entgegen, daß sie in schändlichem Nachtheile arbeiteten gegen die drüben. Die drüben seien durch die Wälle besser gedeckt!

„Warum deckt Ihr Euch nicht auch?! Warum faullenzt der Troß!? Herbei die Fuhrknechte mit Spaten! Graben, graben! In zehn Minuten deckt Euch ein Erdhaufen.“

Dann trat er an den Uferrand und hielt die Hand vor die Augen, um der Sonnenblendung zu begegnen. Die Sonne schien hell und warm, aber sie stand schon im Nachmittage, und da sein Hauptaugenmerk gegen Nordosten ging, wo Ehm und Rosen drüben fochten, so störte sie ihn eigentlich nicht, sondern beleuchtete grell den dick aufwirbelnden Staub. Drüben auf den Wällen von Gray erkannte man ihn wohl, oder erkannte wenigstens, daß er ein Mann von Bedeutung wäre. Kanonen und Musketen — auch für Musketenschüsse war die Entfernung nicht zu groß —

wurden auf ihn gerichtet. Ein Hagel von Geschossen umsauste ihn, und Dietrichs Phantasie beging eiligst die kleine Nichtswürdigkeit, leise zu flüstern: Hinter ihn, dicht hinter ihn! Dadurch deckst du dich! Da ging aber der Herzog weiter. Er hatte bemerkt, daß Rosen und Ehm geworfen wurden. Er rief nach dem Grafen von Nassau und schritt abwärts. Das Ufer nämlich hatte hier einen Einschnitt, den eigentlichen Paß von Gray. In dieser abfallenden Bodenwelle war ein Zugang für Reiterei möglich. Nassau mit einem Reiterregimente kam herab getrabt an die Furth, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit auf Bernhards Befehl und sprengte dann mit seinem Regimente in den Fluß. Bernhard sah ruhig zu, bis das Regiment drüben aus dem Wasser war, sich unter dem Kugelregen der Kaiserlichen geordnet hatte, und dann im Galopp links von den Wällen Grays vordrang. Eine Staubwolke verhüllte es. Der Staub bewegte sich nicht mehr. Sie dringen nicht durch! sagte Bernhard vor sich hin und ging raschen Schrittes aufwärts zurück auf das Gehölz zu. Dort winkte er. Ordonnanzen flogen zu ihm. Er verlangte seine Musketiercompagnie und die Starschädel'schen Regimenter und seine Pferde. Die Musketiere waren gleich zur Hand. Er führte sie zu den Geschützen und postirte sie hinter die indessen aufgeworfenen Erdhaufen. Sie bestanden zumeist aus guten Schützen vom Thüringer Walde, und ihre Aufgabe bestand hier darin, die Kanoniere drüben wegzuputzen. In spätestens zehn Minuten — rief er ihnen zu — gehe ich selbst durchs Wasser. Sorgt, daß alsdann die feindlichen Stücke zur linken Hand nicht mehr bedient werden können! Nun wendete er sich zu den Pferden, die vorgeführt wurden. Ehe er sie erreichte schlug eine Stückkugel hinter ihm ein und Dietrich flog an ihm vorüber. Fälschlicher Weise war er auch *jetzt hinter* dem Herzoge gewesen, also den feindlichen Schüssen zunächst. Dicht vor den Pferden fiel er der Länge lang nieder, das Gesicht am Boden. Ein großer Haufe Erde bedeckte ihn; Fall und Begräbniß war eins. „Seht zu, ob noch Hilfe möglich!“ sprach Bernhard zu den

Reitknechten und winkte Ordonnanzen, welche von rechts heransprengten.

Ihre Nachrichten lauteten ganz schlecht. Ehm und Rosen müßten zurück. Es würde eine Niederlage, wenn sie ungeschützt durch den Strom mit steilen Ufern retiriren müßten. Der Herzog möge Geschütze ans diesseitige Ufer senden. Nassau werde mit seinem Regimente von Oberst Mercy zusammengehauen —

„Zurück zu Euren Obersten!" rief Bernhard, „ich komme selbst und befreie Nassau. Kein Mann und kein Pferd soll über den Fluß zurück. Durch! ist die Losung. Eh' Ihr bei den Obersten seid, bin ich drüben. Sie sollen also gleich wieder vorwärts halb rechts. Ich reiße das nöthige Loch. Wer nicht vorwärts will, soll sterben. Fort!"

Bei den letzten Worten hatte er schon den Fuß im Bügel. Das riesige schwarze Roß war ihm vorgeführt, welches in den schweren Schlachtmomenten an die Reihe kam. Es wieherte und bäumte sich, als er sich aufschwang. Die wohlbekannten Trompeten der herzu trabenden Starschädel'schen Regimenter ermunterten es. Ehe ihm Bernhard die Sporen einsetzte, bemerkte er seitwärts, daß Dietrich wieder aufrecht stand. Er war sorgfältig in Koth gehüllt von oben bis unten und gewährte einen ganz aparten Anblick. Der aufgewühlte Erdhaufe hatte ihn fortgeschleudert, nicht die Kugel. Die Reitknechte lachten, und selbst Bernhard lächelte. „Aufs Pferd, junger Grotius," rief er, „so kann das Schlachtenfieber nicht zur Besinnung kommen, und verrichtet Heldenthaten, die später die nüchterne Seele einholen muß. Aufs Pferd!" Die Reitknechte hoben ihn fast hinauf. Er hatte die Augen voll Staub und sah wenig. Fort ging's zur Furth hinab, er hatte keine Zeit für seine Phantasie — und das war ihm vortheilhaft. Denn er hatte natürlichen Muthes genug; nur alle die Möglichkeiten, welche sein schweifender Geist herbeischaffte, bedrängten und schwächten seinen natürlichen Muth. Jetzt wo er wenig sah und kaum hörte und eigentlich nur Pferd war, jetzt war er so tüchtig wie ein anderes gedankenloses Wesen. Und sein

schwarz kothiger Anblick konnte noch dazu erschrecken. Dicht hinter dem Herzoge schwamm er durch die Saône, dicht hinter ihm sprengte er drüben aufwärts, und dann mit an der Spitze der erprobten Regimenter quer durch die aufgelösten Nassau'schen Reiter in den Feind hinein. Mechanisch zog er sogar mitten unter den Feinden seinen Degen, mechanisch saß er fest und hieb er um sich, und als er merkte, daß diese mechanische Thätigkeit sich ganz gut bewährte, da kam er allmälig sogar zu Fassung und bewußter Handthierung. Was ihm der allzu bewegliche Geist versagte, das schenkte ihm die herausgeforderte gesunde Körperkraft — nach einer Viertelstunde war er tapfer. Nach einer Viertelstunde war aber auch die Schlacht gewendet. Bernhards persönlicher Angriff hatte in seinem grimmigen Ungestüm die schon ermüdeten und in Verfolgung halb aufgelösten Reihen der Kaiserlichen gebrochen, gesprengt, geworfen. Vor dem riesenhaft erscheinenden schwarzen Ritter wich Alles links und rechts — zwischen der Stadt Gray und dem kaiserlichen Heere hatte er eine breite Lücke erzwungen. Und nun kam siegreich zum Vorschein, was ihn zum furchtbaren Feldherrn machte. Mitten im Furor blieb er kalten Blutes, klaren Verstandes für das Ganze. Er riß seinem mächtig ausgreifenden Rosse in die Zügel, daß es, in allen vier Beinen zusammenknickend, stehen mußte. Dann rief er nach Mörshäuser, seinem Generalquartiermeister, rief nach dem Rheingrafen Johann Philipp, die in seiner Nähe gewesen waren. Die Ordonnanzen ritten und schrieen nach den verlangten Männern. Dann befahl er seinem Trompeter, den siegreich verfolgenden Starschädel'schen nachzusprengen und ihnen abzublasen von weiterer Verfolgung. Mörshäuser war der Erste, welcher herbeigeschafft wurde, ein feister, behaglich aussehender Vierziger mit sonnverbranntem Antlitze. Bernhard befahl ihm, Alles herüber zu holen von Truppen und Geschütz, was noch jenseits der Saône geblieben, und Alles zu Rosen und Ehm zu führen, die Geschütze voraus. — Im Fluge, Dicker! — setzte er hinzu, und lachend galoppirte Mörshäuser auf schwerem friesischem Hengste rückwärts nach der Furth hinab.

Unterdessen war der Rheingraf aufgefunden und parirte sein springendes Roß vor dem Herzoge. „Philipp!“ sprach Bernhard, „zusammenrufen was bei der Hand ist, ein paar Compagnien genügen, und nach Gray hinein, ehe sie sich besinnen und das Thor schließen. Drinnen Alles gefangen nehmen und entwaffnen und eilig vier geladene Stücke des Feindes mir herausschicken. Auch ohne Munitionskasten, wenn's aufhält; ich brauche nur Schreckschüsse. Vorwärts!“ Dann jagte der Herzog drei Ordonnanzen an Nassau, an Rosen, an Ehm, damit sie unterrichtet wurden vom Riß in das feindliche Heer. Sie sollten sich sammeln und langsam in geschlossener Haltung gegen den Feind vorrücken, mit aller Furie aber auf ihn einstürzen, sobald Bernhards Trompeter das Sturmsignal blasen würden. Nassau zunächst werde sie hören, er solle das Signal an Rosen, Rosen es an Ehm geben lassen. Die Ordonnanzen flogen von dannen. Die Starschädel'schen Regimenter kehrten zurück und stellten sich auf, jetzt mit den Köpfen gegen Norden. Die Geschütze kamen aus der Stadt. Im Trabe vorwärts! commandirte der Herzog, und gegen Norden bewegte sich erderschütternd die Masse. Der zerrissene Feind war im Begriff, sich wieder zu sammeln. Als Bernhard seiner ansichtig wurde, ließ er die Geschütze abfeuern und das Sturmsignal blasen. Wie er vorausgesehen, machten die Kanonenschüsse den erschreckendsten Eindruck. Geschütze diesseits! Und auf der Operationslinie der Kaiserlichen! Gleichzeitig Sturm von allen Seiten — da wurde die Zersprengung das Werk einer Viertelstunde. Bernhard blieb hierbei hinter den stürmenden Reitern; jetzt brauchte das Werk keines besonderen Antriebes. Nach linkswärts ritt er, um passend nachzusenden, was Mörshäuser von drüben brachte. Die untergehende Sonne beleuchtete einen vollständigen Sieg — von allen Seiten bliesen die Trompeter Victoria. — Da jagte ein Reiter auf den Herzog Bernhard zu. Er kam von Ehm gesendet. Von Marnay her, meldete er, auf der Straße nach Besançon, näherten sich weithin reichende Staubwolken, wahrscheinlich frische Truppen des Herzogs Karl von Lothringen!

„Willkommen!“ rief Bernhard und gab Befehl, Alles zu sammeln und zurückzunehmen, was in der Verfolgung begriffen wäre, und zurückzuweichen von beiden Seiten der Straße auf zweitausend Schritt. Erst wenn man seine, des Herzogs, Stücke feuern hörte, vorzugehen mit allgemeinem, wildem Geschrei.

Jetzt wurden die Geschütze, welche Mörshäuser gebracht, inmitten der Straße aufgepflanzt, Ruhe und Stille wurde nach allen Seiten mit halblauter Stimme geboten, und überall wurde hinzugesetzt: eine Mausefalle! Der Abend sank dunkel hernieder. Bald sah man kaum noch auf hundert Schritte vor sich. Aber man hörte das geräuschvolle Anrücken des Feindes. — Bernhard hielt neben den Geschützen, den Oberkörper vorbeugend über den Hals des Pferdes. Er horchte wie ein Jäger, welcher den Auerhahn jagt. Fertig machen! sprach er leise — Feuer! — commandirte er plötzlich, und die Feuerschlünde brüllten und spieen, die Trompeten schmetterten, die Truppen schrieen, von allen Seiten stürzte Alles auf den noch unsichtbaren Feind. Dieser so unerwartet von überall angefallen, war unfähig, Stand zu halten. Er machte Kehrt und setzte sich in wilde Flucht. Herzog Bernhard folgte langsam mit den Geschützen. Für die Verfolgung war kein weiterer Befehl nöthig, es war nur ein Kern in der Mitte zusammen zu halten. Mit diesem Kern marschirte der Herzog tief in die Nacht weiter auf der Besançoner Straße bis der Mond aufging und die Stadt Marnay zeigte. Er war in ruhiger, heiterer Stimmung und hatte Dietrich an seine Seite berufen, der ihm weiter erzählen mußte vom Leben der Familie Rohan in Genf.

Dieser Sieg an der Saône war von großer Bedeutung für Herzog Bernhard und für den deutschen Krieg. Es fand sich, daß der Feind sein ganzes Gepäck, fünfzehnhundert Gefangene, darunter sechsundvierzig Officiere, achthundert Todte, sechzehn Standarten und — was besonders ersprießlich war für das kleine Heer Bernhards — zweitausend Pferde verloren hatte.

Das kaiserliche Heer war zersprengt, der Herzog von Lothringen mit dem Reste nach Besançon geworfen, Oberst Mercy verwundet, die Straße ins deutsche Reich war frei. Das „Durch!" des weimarischen Heeres war gelungen, nach wenigen Tagen lag es schon vor dem letzten festen Platze in den Bergen, vor Lüders, dem Verbindungspasse zwischen Hochburgund und dem Elsaß. Mit stürmender Hand wurde er genommen, und an einem hellen Sommerabende stand Bernhard mit seiner Umgebung oben auf jener Citadelle, welche den Blick frei giebt auf den Sundgau, die südlichste Spitze des Elsaß. Ein Silberband am östlichen Horizont, dahinter blaue Bergumrisse — das ist der Rhein! das ist der Schwarzwald! rief Alles wie aus einem Munde. Sie betrachteten Bernhard wie ihren Moses, der sie auf hohen Berg geführt, um ihnen das gelobte Land zu zeigen. Niemand aber dachte daran, daß Moses bald darauf starb. Bernhard war ja auch voll Lebenslust und Lebenskraft wie kaum je zuvor. Die Pforte der Zukunft, während der ganzen französischen Zeit traurig verhüllt, stand weit offen, und die kühnsten Pläne gingen auf in seiner Seele. Ein neuer Ankömmling war ganz geeignet, ihn darin zu bestärken. Erlach kam den Festungsweg herauf geritten und stand bald darauf vor ihm. Er kam von Paris und hatte die Resultate seiner Verhandlung zu melden. Er schilderte sie günstiger als sie wirklich waren. Desnoyers war ihm sehr freundlich begegnet, und Erlach hatte nicht zu unterscheiden gewußt, daß diese Freundlichkeit seiner Person, nicht seiner Sache gegolten. So hatte er denn zu melden, daß Generallieutenant du Hallier den Auftrag erhalten würde, das Heer des Lothringers im Schach zu erhalten, Bernhard also den Rücken frei haben würde, wenn er gegen den Rhein und über den Rhein vordringen wollte. Das war allerdings wichtig und veranlaßte Bernhard an eine Aenderung seines ursprünglichen Planes zu denken Sein ursprünglicher Plan war gewesen von Süden her, von der Schweizer Seite bei Rheinfelden, einem festen Orte mit fester Brücke, über den Rhein zu dringen und sich dann im Vormarsch auf die Feste Hohentwiel

zu stützen. Der Herzog von Rohan hatte es übernommen, in der Stille alle Anknüpfungen bei Rheinfelden zu besorgen und den Commandanten von Hohentwiel, Wiederhold, im Namen Bernhards zu gewinnen. Jetzt, nach Erlach's Mittheilung, flog Bernhards Kriegsgenius weiter. Seine Fähigkeit im Entwerfen und Verfolgen eines großen Planes war unbestritten. Sein Auge haftete auf dem Mittelpunkte des ganzen deutschen Landes da unten, auf Breisach. Näher an Breisach über den Rhein zu gehen, mitten unter den Feinden, die dadurch gesprengt und zertheilt würden, das schien ihm jetzt erreichbar. Er entfernte sich dadurch von einer Zusammenkunft mit Rohans, die nach der nördlichen Schweiz kommen wollten, und sein Herz sehnte sich warm nach dem Anblicke Marguéritens — aber zuerst und zuletzt war er doch Feldherr, politischer Feldherr. —

„Glaubt Ihr, Erlach, daß man sich auf das protestantische Straßburg stützen könnte?" — Im Dunkeln, Herr Herzog! Die Welt darf's nicht bemerken. Diese Reichsstädter wollen nichts opfern. — „Zunächst doch Schiffe, die man ihnen wegfängt." — Wenn Ihr sie fangt, dann sind die Straßburger nicht verantwortlich. O ja! — „Da in der Gegend von Benfeld — Kenzingen liegt eine Strecke weit drüben am rechten Ufer — da ist der Rhein von großen waldigen Inseln getheilt —" — Bei Rheinau? — „Ganz recht, bei Rheinau. Die Arme des Rheins sind schmal, die Inseln gewähren Deckung, und drüben kommt ein Flüßchen in den Rhein —" — Die Elz! rief der Rheingraf. — „Die bietet sich trefflich zum Wassergraben für das Hauptschanzwerk. Dort könnte man ein mächtiges Werk anlegen, das beide Ufer beherrschte und den Mittelpunkt abgäbe für alle Operationen, auch gegen Breisach. Fängt man den Straßburgern Fruchtschiffe ab, so hat man Brücken und stellt sich in ein paar Tagen sicher, eh' von Breisach Truppen da sein können. So sei's!"

Und er gab Augenblicks Befehle in dieser Richtung.

Bernhard war äußerst schnell in seinen Entschlüssen. War er leicht bestimmbar, war er oberflächlich? Nein. Aber er war

eine vorzugsweise zum Handeln organisirte Natur. Er sprach nicht viel, er war auch kein eigentlicher Denker — er war ein Erwäger. Nach allen Seiten hin erwog und prüfte sein Geist Alles, was in den Bereich seines Thuns gelangen konnte, und so überraschte ihn dann nicht leicht eine plötzlich nahe tretende Möglichkeit. Kaltblütig änderte er dann mitten im Laufe seine Richtung. So in der Schlacht wie auf dem Marsche, wie in politischer Action. Und gerade dadurch war er seinen Gegnern furchtbar — er war die wandelnde That. Ueber eine Grundlage mochte er sich an jenem Sommerabend auf der Citadelle von Lüders täuschen: über die Grundlage in Erlach's Wesen. Erlach von Kastelen, der Berner Patricier, machte ihm den Eindruck eines viel versuchten und erprobten politischen Kriegers. Das war er auch. Er hatte schon am weißen Berge gefochten und alle Feldzüge auf protestantischer Seite mitgemacht. Er war ein unerbittlicher Gegner des katholischen Kaisers, und war ein Widersacher aller Unternehmungen, welche keinen festen Hintergrund, keine solide Grundlage hatten. Dies ganze solide Wesen mußte ihn dem Herzoge nahe bringen. Aber Bernhard übersah einen Fehl an ihm, den Mangel an nationalem Elemente. Bernhard selbst befreite sich soeben erst von dem unnationalen Irrthume, welcher ihn unter die französischen Ränke hinein geführt hatte, und erkannte doch nicht, daß dieser deutsche Schweizer der eingefleischte Vertreter dieses unnationalen Wesens war. Erlach war kein voller Deutscher; seine Heimath gehörte nicht zum Reiche, sein Sinn war in nationaler Hinsicht gleichsam neutral. Nun hatte er in zwanzigjährigem Kriege die schreiende Erfahrung gemacht, daß der protestantischen Sache der Stützpunkt eines großen Staates fehlte; Frankreich bot jetzt, gleichviel aus welchem Grunde! diesen Stützpunkt, und so war er gründlich entschlossen, an diesem Stützpunkte fest zu halten. Dazu war er nicht ohne Habsucht. Sie fand ihre Rechnung bei großen Staatsverhältnissen wie Frankreich sie darbot, sie fand lockende Aussicht bei Ministern wie Richelieu und Desnoyers — das hatte Erlach jetzt in Paris deutlich erkannt.

Denn er hörte in diesem Punkte sehr fein. Deshalb rieth er zu einem Kriegsplane, welcher seinen Stützpunkt an der französischen Armee suchen und finden mußte. Kurz, wie tüchtig er an sich war, Erlach war ein bedenklicher Mann neben dem Herzoge Bernhard. Hatte Bernhard selbst doch eine Ahnung davon? Ehe er herunterstieg von der Citadelle, sah er eine Zeitlang schweigend auf Erlach. Dann deutete er gegen Südosten in die ferne Landschaft und fragte ihn: „Ist jener Thurm da Mümpelgard?“ — Ja, Herr Herzog. Die Wälschen nennen es Montbéliard, sowie sie dies Lüders Lure nennen. — „Mörshäuser!“ fuhr der Herzog fort, „nach Mümpelgard soll alle Beute geschafft werden, alles Getreide, alles Schlachtvieh; es wird unser Hauptmagazin, sowie dies Lüders unsere Pforte wird. Der Rheingraf wird dafür sorgen, daß beide Punkte fest in unseren Händen bleiben. — Ihr staunt, Erlach, weil Mümpelgard zu weit von Rheinau liege? Jeder Fuchsbau braucht eine Fluchtröhre.“

Die Sonne ging unter hinter den Hügeln, welche die Freigrafschaft vom Lande Bassigny trennen, und der Herzog schritt langsam von der Citadelle hinab. Die Generale und Obersten, welche ihm folgten, sahen erstaunt auf ihn. Warum so ernst, so gedankenschwer — schienen ihre Blicke zu sagen — nach so glänzendem Siege und beim Einmarsch ins deutsche Reich unter so viel versprechendem Plane? Bernhard war wirklich gedankenschwer, und als sie unten in der Stadt angekommen waren, wo ein großes Gastmahl ihrer harrte, rief er Erlach bei Seite. — Setzt Euch zu Tisch — rief er den Uebrigen zu — und wartet nicht auf mich! Er stand auf einem kleinen Platze in Lüders, der schon ganz in Dunkelheit gehüllt war, und sprach da absatzweise und in Pausen folgende Worte:

— Ihr baut zu fest auf die Franzosen, Erlach. Sie werden mir den Rücken nicht decken gegen die Lothringer. Sie wollen mich nicht über den Rhein lassen. Gerade deshalb will ich's. Aber gerade deshalb muß ich mir einen zweiten Zugang sichern, welcher den Rücken frei hat gegen die protestantische Schweiz. Rohan ist

darüber eingeweiht. Eilt zu ihm nach Genf; geleitet ihn und die Seinen in die Nähe der Waldstädte. Wie er mir schon angedeutet, soll er seine Wohnung in Lenzberg nehmen. Dorthin komm' ich selbst, sobald eine Pause eintritt in meinen Operationen. Bereitet Alles vor mit Rheinfelden. Dieser feste Ort mit seiner Brücke muß unser werden. Dann laßt Euch unterrichten: wie weit die Unterhandlung gediehen ist mit Wiederhold auf Hohentwiel. Diese Festung muß ebenfalls unser werden. Wiederhold ist mir und unserer Sache ergeben. Versichert ihn, daß er auf mich rechnen könne in Noth und Tod. Und dann kommt zu mir nach Rheinau. In acht Tagen gedenke ich dort zu sein, in vierzehn Tagen mich festgesetzt zu haben. Halten wir's, so ist Nördlingen ausgewetzt und ein Riesenschritt gethan. Halten wir's nicht, so seid Ihr schuld mit Euren Franzosen und unsere Sache geräth in Lebensgefahr. — Auf Wiedersehen in vier Wochen. Die werdet Ihr brauchen, um Euch nach und von Hohentwiel durch die kaiserlichen Posten durchzuschleichen. Sie werden wol alle nach dem Rhein stürzen, sobald sie von meinem Uebergange bei Rheinau hören und Ihr werdet den Weg frei finden. Natürlich auch rückwärts über die Waldstädte. Ade!

Der Herzog ging in das erleuchtete Haus, wo seine Officiere schmausten. Am andern Morgen brach er auf zu dem gefährlichen Zuge, welcher den nur noch unter Aschenhaufen glimmenden deutschen Krieg neu entzünden, die Fahne der Protestanten wieder hoch erheben, den Fahnenträger aber auch mit seinem kleinen Heere in den Untergang führen konnte.

8.

Im Hochsommer des Jahres 1637 wurde dieser Heereszug ausgeführt, welcher ganz Europa in Allarm setzte. Aus den burgundischen Bergen stürzte sich ein kleines Heer herab in die ebene Abdachung des Elsasses, stürmte Ensisheim und erschien am Rheinstrome — aller Welt zur Ueberraschung. Denn die Welt wußte kaum etwas von den Gefechten, welche in den Thälern und auf den Bergen der Freigrafschaft und Hochburgunds vorgefallen waren, für die Welt war der einst so gefürchtete Feldherr Bernhard von Weimar so gut wie verschollen. Jetzt erschien er plötzlich, wie aus einer Wolke hervorspringend, auf deutschem Boden, überbrückte mit Straßburger Schiffen die Rheinarme zwischen den Inseln bei Rheinau, drang hinüber bis ans rechte Ufer und befestigte sich gleichsam im Handumkehren, Tag und Nacht arbeitend, so nachdrücklich und so furchtbar, daß die österreichischen Vorlande des Breisgaus im Herzen gepackt und von Erwürgung bedroht erschienen. Der deutsche Krieg flammte von Neuem auf wie vor acht Jahren, wo Gustav Adolph auf der Insel Usedom gelandet war. Und auf welchem Hintergrunde geschieht das? Welcher Hintergrund rückt ihm nach? fragte man sich erschreckt in Wien, in Madrid, in Brüssel. Tritt Frankreich offen ein in die Heereslinie gegen den deutschen Kaiser? Wer wußte das? Zu Paris selbst wußte man es nicht. Dort war man fast ebenso erschrocken wie in Wien und Madrid. Nur der König zeigte sich erfreut. Er war nicht eingeweiht in die Bedenken und Hintergedanken seines Ministeriums; er betrachtete den sächsischen Herzog als seinen Feldherrn; ihm gefiel das kühne Unternehmen, die glänzende Waffenthat. Richelieu war betäubt. Die großen Schritte gehörten nicht zu seiner Politik gegen das deutsche Reich; die offenen Schritte wenigstens gewiß nicht. Sie brachten zu große Consequenzen mit sich. Der Rhein! der Rhein! Bis an

den Rhein! Das war wol sein idealer Wunsch. Aber damals war das ein sehr idealer Wunsch. Lothringen, Elsaß und Hochburgund lagen noch unfranzösisch dazwischen — der Schritt war zu weit, zu haltlos. Und so wie Richelieu den Herzog Bernhard kennen gelernt hatte, war dieser Zug bis über den Rhein keineswegs im Sinne und Interesse Frankreich unternommen. Im Gegentheil! Dieser Bernhard befreit sich von uns! rief Richelieu, er errichtet sich mit dieser Eroberung eine selbstständige Macht und schiebt uns zurück!

— Was thun? — Abwarten! Die Unterstützung versagen.

Die dritte Macht in Paris, die geistliche, die jesuitische wußte allein, was sie wünschen und wollen müßte. Sie war in Desnoyers verkörpert. Dies kleine graue Männchen schritt an einem warmen Augustabend langsam unter den Bäumen der Place royale umher. Er hatte sich dort ein Stelldichein gegeben mit Doctor Blandini, welcher immer noch in Paris verweilte, von der Königin und von Richelieu in Anspruch genommen. Der Doctor ließ auf sich warten. Desnoyers setzte sich auf eine Bank zwischen den Bäumen und unterhielt sich mit Betrachtung der hübschen Bürgermädchen, welche da herum schlenderten und unter welchen sich Louison hervorthat. Sie hatte nicht vergessen, daß ihr Courmacher da drüben auf seine Mutter gedeutet hatte, sie hatte sich erkundigt, und war ganz im Klaren, daß er der Sohn des schwedischen Gesandten und in den Krieg gezogen wäre in unmittelbarer Nähe des Herzogs Bernhard. Er war ihr doch recht interessant jetzt der wunderliche gelbe Cavalier mit seinen gutmüthigen Augen, und sie ging jetzt öfters hier auf der Place royale spazieren. Vielleicht kam er doch einmal zurück. Oder vielleicht machte sie doch einmal die Bekanntschaft dieser holländischen Mutter, welche selbst auf den Markt ging zum Einkaufen, obwol sie eine Gesandtin war. Auch den Vater, den Herrn Gesandten selber kannte sie bereits. Das heißt äußerlich. Gesprochen hatte sie ihn noch nicht — und soeben kam er unter den Bäumen daher, um in sein Haus hinüber zu gehen. Sie sah, daß Herr Hugo de Groot neben dem kleinen Graukopfe, der auf einer Bank

saß, stehen blieb, und sie veranlaßte ihre Begleiterin sich in der Nähe niederzulassen. — Es sind vornehme Herrn — flüsterte sie ihrer Begleiterin zu — man hört da immer was Apartes! Das war auch so. Grotius hatte neueste Nachrichten vom Kriegsschauplatze am Rheine und erzählte sie Desnoyers. — Mörderische Kämpfe, Kämpfe Mann an Mann wie im Mittelalter — sagte Grotius — geschehen dort auf den Inseln und in den Wasserlöchern des Rheins. Der wilde Johann von Wörth, der baierische Feldhauptmann, ist der Erste gewesen, der auf den Herzog Bernhard losgefahren ist wie eine Furie. Es ist grimmig hergegangen, schwimmend sogar haben sie sich wie im Zweikampfe herumgeschlagen. Mein Sohn hat mir die merkwürdigsten Einzelnheiten geschrieben, er ist fast immer dicht neben dem ritterlichen Herzoge, und es regnete da Tod und Wunden. Das Letzte war, daß der Wörth einen Schuß durch Hals und Kopf bekommen, und daß der Herzog sich wie ein Löwe behauptet hat. Man erwartet, daß er nun um sich greifen und nächstens vor Breisach rücken werde.

„Ja, 's ist ein mächtiger Kriegsmann!“ sagte Desnoyers, „und Euer Sohn ist in guter Schule. Der wird auch ein Josua werden.“ — Ist nicht meine Absicht. Betracht es nur als Lebensschule. Hab' ihn mit meiner Frau zu friedlicher Laufbahn bestimmt und denke, ihn bald heimzurufen. Guten Abend, Excellenz! — „Auf Wiedersehen, Herr Ambassadeur! Danke für so wohlklingende Mittheilungen.“

Sie klangen ihm, diese Mittheilungen, abscheulich, sie klangen ihm entscheidend. Er war nicht blos französischer Minister, er war dem großen Orden zugetheilt, welcher den Untergang der Ketzer zu seiner Hauptaufgabe machte. Er wußte, daß dies erfolgreiche neue Auftreten des sächsischen Herzogs durchgreifende Befehle bringen würde gegen die Existenz dieses sächsischen Herzogs. Unwillkürlich richteten sich seine Blicke auf die Fenster neben dem Hause, in welches de Groot schritt. Dort am Mittelfenster saß Ludmilla und sah über die grünen Bäume hin, unter denen das graue Männlein saß. Er hatte vor sie aufzusuchen, sobald er

Blandini gesprochen. Er wußte, daß dort oben die Parole für ihn ausgegeben werden sollte, eine Parole, welche ihm wichtiger war als ein Beschluß der französischen Regierung. Norbert von Zierotin wurde heute Abend dort oben erwartet. Er war seit Monaten abwesend von Paris. Er war wieder in Madrid. Von dort wurde er heute Abend erwartet. Ihm mußte die Mittheilung de Groot's getreulich erzählt werden; ihm ordnete sich der französische Minister unter; denn dieser österreichische Edelmann vertrat eine größere Macht als die Macht Frankreichs. Zu Herzen nahm er sich's übrigens nicht der kleine graue Minister, daß es sich nun um die Tödtung des ketzerischen Herzogs handeln würde. Wer einer großen Verbrüderung angehört, der überläßt den Häuptern dieser Verbrüderung die Verantwortung, der überläßt ihnen sein Gewissen. Ein Geschäft werde vorliegen, ein Geschäft wie ein anderes. Der Herzog, täglich unter Kugeln und Schwertern, sei ja alle Tage dem Tode ausgesetzt! So oder so — das Resultat sei dasselbe. Man müsse nur dafür sorgen, daß die Handlung selbst undeutlich verbleibe, um üble Nachrede zu vermeiden. Und Blandini sei der Mann für solche Undeutlichkeit und Unscheinbarkeit. So blickte denn Desnoyers trotz so mißlicher Gedanken mit leiblichem Behagen auf die beiden hübschen Mädchen, auf Louison und ihre Begleiterin, welche in seiner Nähe standen und dem verschwindenden alten Grotius nachschauten. Sie gingen dem alten Herrn nach, und Desnoyers, welchem das weibliche Geschlecht lebhaft beschäftigte wie kümmerlich auch sein alterndes Körperchen sein mochte, sprach leise vor sich hin: Sollte der alte Ketzer auch noch —

„Liebesabenteuer pflegen?“ ergänzte eine Stimme neben ihm den angefangenen Satz. Doctor Blandini stand neben ihm. Desnoyers hatte die Seelenruhe, Blandini neben sich auf die Bank einzuladen und des Gründlichen mit ihm zu verkehren über die Liebesfähigkeit alter Männer, ehe er zu dem Thema überging, um dessen willen er den Doctor berufen, und welches die Kleinigkeit einer Ermordung in sich begriff. Sie hatten schon

eine halbe Stunde dagesessen, der neue Mond, welcher vom Horizonte aus einen Lichtschimmer auf den Platz geworfen, war verschwunden, und es war ganz dunkel und leer unter den Bäumen, als Desnoyers mit der Frage darauf einlenkte: „Ihr wißt, daß Herr von Zierotin für heute angekündigt ist?" — Ja, antwortete Blandini, es ist mir heute Mittag angekündigt worden, noch ehe ich die Bestellung von Eurer Excellenz erhielt. Sie hängt wol mit Zierotin's Ankunft zusammen? — „Allerdings. Zierotin bringt Aufträge der Oberen. Sie billigen gewöhnlich, was Olivarez anordnet, und Zierotin kommt aus Madrid, kommt von Olivarez. Ich zweifle nicht, daß man sich entschlossen hat, ein Ende zu machen mit dem gefährlichen Manne. Und ich weiß, daß Ihr, lieber Doctor, schon früher die Aufgabe übernommen." — Uebernommen? Das ist zu viel gesagt. Ich wäre gern damit verschont! — „Verschont? Das glaub' ich. Wir sind alle faul und möchten lieber blos genießen. Aber wir stecken Alle in der großen Tretmühle, wir müssen gern oder ungern ihrem Umschwunge folgen. Wollen wir's nicht, wollen wir zurückbleiben, so zermalmt uns der Mechanismus der großen Mühle eben erbarmungslos. Und Ihr seid so geschickt! Ihr wißt Eure Aufgaben so hübsch zu verfeinern! Dazu wollt' ich Euch Hilfsmittel an die Hand geben. Ich habe als Minister nichts damit zu thun. Unser König wie unser Premier würden kaum Ja dazu sagen. Nur der alte Desnoyers kann Euch behilflich sein durch — Nachweise, durch Zuweisungen. Da ist zunächst ein Herr von Mitzlau im Gefolge des Mannes. Herr von Zierotin hat mir ihn damals vorgestellt und empfohlen. Später hat er wol die Empfehlung zurückgenommen, weil der Mitzlau sich nicht bewährt habe und eigene Ziele verfolge, ich glaube eine Versöhnung des „Mannes" mit dem Kaiser. Aber solche Versöhnung halte ich für chimärisch. Der „Mann" ist zu sehr Ketzer und zu ehrgeizig. Wie dem aber auch sei, der Mitzlau ist ein Agent gegen ihn, und wenn er, wie ich nicht zweifle, scheitert, so braucht er doppelten Anhalt. Bringt ihm freundliche Worte von mir und die

Versicherungen meiner Unterstützung, sobald er deren bedürfe. Dies wird ihn Euch nähern. Wenn auch nur für Unverfängliches. Denn über Euer Ziel dürft Ihr ja doch nichts ahnen lassen." — Um Gottes willen nicht! — „Dann ist ein Schweizer, Erlach geheißen, neben dem „Manne". Der wird standhaft für ihn wirken, so lange Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Stirbt aber der „Mann", dann kann die Habgier dieses Schweizers Euch zu statten kommen. Wir werden sie befriedigen, und er wird Euch im Nothfalle schützen aus Gefälligkeit für uns. Ihm also sagt, daß ich ihn begrüßen lasse, daß ich Euch empfehle. Ich werd' es bestätigen bei gelegentlicher Zuschrift. Am besten bei einer Geldsendung. Denn diese ist ihm die Hauptsache. — Alsdann — Ihr werdet nicht direct zu dem „Manne" gehen wollen —" — O nein! — „Ihr werdet einen Umweg suchen —" — Allerdings! — „Ihr braucht einen nahen und sichern Aufenthaltsort, eine Zufluchtsstätte. Die nahe Schweiz, muß ihn bieten. Die Cantone in der Mitte sind fest katholisch, und in Luzern haben wir sichere Leute. Zierotin muß Euch dahin sichere Anknüpfungen des Ordens geben; ich unterrichte unsern Agenten dort. Er wird Euch ansprechen und Euch die Hand bieten. Schlagt in Luzern Euer Hauptquartier auf. — Ah," unterbrach er sich, „da erscheint Licht in den Fenstern der Lady! Gehen wir hinauf, und erwarten wir dort den Herrn von Zierotin. — A propos! Vor der Lady kein unbedachtes Wort von dem „Manne"! Sie ist neuerdings curios excentrisch in Betreff desselben. Eine germanische Sympathie rumort in ihr. Wenn sie nicht eine schöne Frau wäre, so stünde sie in Gefahr, langweilig zu werden. Ihr Liebhaber, Herr von Zierotin, wird nicht sehr erbaut von ihr sein, er wird sie sehr verändert finden. Man muß eben die Weiber nie so lange allein lassen; sie verfallen dann immer auf Dummheiten. — Steigen wir hinauf!"

Desnoyers hatte ganz recht gesehen. Ludmilla war seit ihrer Scene mit Herzog Bernhard verändert. Alle die Wandlungen, welche sie zum Glaubenswechsel geführt, erschienen ihr jetzt in falbem, ungünstigem Lichte. Die Welt ihrer Jugend und ihrer

Heimath war ihr mächtig vor die Seele getreten in der strengen Haltung Bernhards, und der abwesende Jaromir stand seitdem verwandelt vor ihrer Einbildungskraft. Ihre Phantasie brachte jetzt immer wieder den Pater Norbert vor ihre Augen — sie fürchtete sich vor seiner Wiederkehr. Und Eins hatte sich wunderbar in ihr verdichtet: der Argwohn, daß man irgend etwas Gewaltsames vorhabe gegen den deutschen Herzog. Alle Aeußerungen Norberts, Blandini's, Desnoyers' über Bernhard und dessen Zukunft, Aeußerungen kleinster Art mitunter waren in ihrem Gedächtnisse aufgetaucht. Sie gingen zurück bis auf Bernhards erste Ankunft in Paris, und es waren zufällige und unwillkürliche Aeußerungen zahlreich darunter. Aber eben weil sie zufällig und unwillkürlich gewesen, erschienen sie ihr jetzt wichtig und bestätigten jetzt ihren Argwohn, daß der Herzog durch geheimnißvolle Schritte gefährdet sein könnte.

So war es ihr nicht entgangen, daß Desnoyers die großen Siegesnachrichten über Bernhard mit einem wunderlichen Lächeln begleitet hatte. So war es ihr heute Abend von düsterm Effecte, daß der Diener Desnoyers und den Doctor Blandini meldete. Jaromir hatte ihr geschrieben, daß er heute Abend in Paris einzutreffen und in ihrer Wohnung abzusteigen gedächte — und da erschienen auch schon Desnoyers und Blandini bei ihr! Blandini besonders, welcher höchst selten bei ihr zu sehen war. Unheimlich muthete sie der Eintritt dieser beiden Männer an. Ernst und ängstlich begrüßte sie dieselben, und Desnoyers mußte die ersten Kosten des Gespräches tragen. Denn auch Blandini, der sonst so behagliche, war schweigsam und zerstreut. Dazu drang eine schwüle Nachtluft ins Zimmer durch die offenen Fenster. Es war ein drückender Zustand, welcher Desnoyers in seiner Meinung bestärkte, daß mit dieser Lady eine absonderliche Wandelung vorgegangen sein müßte. Er athmete auf, als Geräusch im Vorzimmer entstand, als die Thür aufging und Jaromir von Zierotin auf der Schwelle erschien. Aber der drückende Zustand erhielt durch Jaromirs Eintritt nur eine andere Färbung, er erhielt

keinen anderen Charakter. Ludmilla blieb festgebannt auf ihrem Sessel; sie begrüßte ihren nach langer Abwesenheit zurück kehrenden Freund nicht, sie sah mit weit geöffneten Augen auf ihn, sie schien zu beben, als er sich ihr nahte und ihre Hand küssen wollte. Sie zog die Hand zurück, als fürchtete sie jede Berührung.

„Ihr seid nicht wohl, Mylady?" fragte er. Nicht wohl! antwortete sie kaum hörbar.

Er selbst sah erschöpft aus. Angestrengt war er gereist während der heißen Jahreszeit von Madrid bis Paris. Sein Antlitz war gebräunt, aber die dunklere Farbe verschönte ihn nicht, sie vergröberte nur die Furchen der Leidenschaft in seinen Zügen. Staub lag auf dem dunklen Haare und dem jetzt ungepflegten Barte. Sein ermüdetes Auge hatte nicht die Kraft, die Welt von Bosheit in ihm zu beherrschen und durch geistiges Leben zu beglänzen.

„Wie hast du je," dachte Ludmilla, „auf diesen Mann günstig blicken können?! Und muß nicht Alles falsch sein, was du von ihm angenommen?!"

Jaromir wurde von diesem Eindrucke wenig gewahr. Er warf sich ermüdet in einen Lehnsessel. Er wurde auch nicht gewahr, daß Desnoyers seine niederhängenden Augenlider ungewöhnlich aufriegelte und den Blick von ihm auf Ludmilla zu lenken suchte, gleichsam mit den Augen flüsternd: Gieb Acht! Nimm Dich in Acht! Die verhüllten Kerzen, welche in den Zimmern Ludmillens eingeführt waren, kamen ihr jetzt zu statten: Jaromir sah nicht deutlich genug, um Physiognomien zu erforschen. Er beklagte sich über die Last dieser eiligen Reise.

„Warum seid Ihr geeilt bei dieser Hitze?" sagte Ludmilla. — Warum? Wißt Ihr denn nicht was vorgeht? Bleibt denn Paris hartnäckig zurück hinter Madrid in diplomatischer Kunst? Wahrhaftig, jetzt stehen doch die Zeichen dick genug am Gesichtskreise! Es sieht ja aus, als hätten wir umsonst gearbeitet seit dem Prager Fenstersturze, und als müßten wir ganz wieder von vorne anfangen. Der deutsche Krieg fängt ja von vorne an durch

dieses siegreiche Vordringen des sächsischen Herzogs! — „Das meint Olivarez?“ fragte Desnoyers. — Das meint er: das meint die ganze hohe Schule der Staatskunst in Madrid, und Eurem Richelieu hat man vor, den Cardinalspurpur abzureißen, denn er liefert Geld und Waffen für den Feldzug am Rheine. Diesen Richelieu wird man — „Mäßigt Euch,“ unterbrach ihn Desnoyers, „ich bin sein College, und Ihr genießt nur Gastfreundschaft in Frankreich. Auch thut Ihr ihm hierin Unrecht. Bernhards Erscheinung am Rheine war für ihn so überraschend und bestürzend wie für uns Alle. Verschonen wir übrigens die unwohle Dame mit trauriger Politik! Ihr selbst seid angegriffen, Euch thut Ruhe noth. Also auf Wiedersehen!“

Er stand auf, ging zu Ludmillen, um ihr die Hand zu küssen, und flüsterte Jaromir im Vorübergehen zu: Ein Wort! Jaromir begleitete ihn bis zur Thür. Dort sagte Desnoyers leise: „Olivarez hat's beschlossen?“ — Jaromir nickte. — „Und die Oberen haben zugestimmt?“ — Jaromir nickte. — „Nehmt Euch in Acht vor der Lady! Sie ist verstört. Mir scheint ihre Bekehrung erschüttert. Sie darf nichts ahnen.“

Er ging. Jaromir winkte Blandini, entschuldigte sich bei Ludmillen mit erschöpfender Müdigkeit und verließ ebenfalls das Zimmer. Blandini folgte ihm nach der kleinen Wohnung hinüber, in welche Medardo das Reisegepäck schon gebracht hatte. Ludmilla stand schwer athmend allein in dem großen Gemache. — An Blandini heftete sich ihr Sinn. Sie erinnerte sich deutlich einiger cynischer Aeußerungen, wenn Jaromir und Blandini nach Tische gescherzt hatten. — Dieser Doctor ist das Instrument, das gefährliche! — flüsterte es in ihr — warum nähm' er ihn jetzt mit sich?! — Das mußt du erfahren! Hastig schritt sie ins Nebenzimmer. Vorsichtig und leise öffnete sie die Thür zum nächsten. Dies Zimmer stieß an die kleine Wohnung Jaromirs. Hier konnte sie vielleicht ihr Gespräch hören. Jaromir war eingedenk gewesen, daß er damals in seinem Schreibzimmer die Reden Rohan's drüben gehört hatte. Er trat also mit Blandini

ins Schlafzimmer. An dies stieß unmittelbar dasjenige, in welchem Ludmilla horchte. Er war aber auch eingedenk der Worte, welche ihm Desnoyers zugeflüstert über Ludmillen. Sie sollte „nichts ahnen". Er sprach leise. Medardo war fortgeschickt! Jaromir entkleidete sich und legte sich ins Bett. Blandini mußte sich zu ihm setzen. Jetzt wurde das besprochen, was der deutschen Geschichte, ja der europäischen Geschichte eine unerwartete Wendung geben sollte. Ludmilla strengte umsonst ihr Gehör an — sie verstand kaum einzelne Laute. Eine Viertelstunde hatte sie in so peinlicher Spannung ausgeharrt, und eben wollte sie in ihr Zimmer zurückkehren, da wurde das Gespräch im anstoßenden Schlafzimmer mit einem Male laut, es steigerte sich zum Zank, und sie verstand die Worte Blandini's: — Zumuthung — mitten unter seinem Heere — man zerreißt mich ja! — Jaromir mochte ihn bedeutet haben, die Stimme zu dämpfen, sie verstand nichts weiter. Aber sie meinte genug zu wissen. Sie ging in ihr Zimmer. Dort umhergehend und nur manchmal erschöpft sich in einen Lehnsessel fallen lassend, verbrachte sie die ganze Nacht. Eine furchtbare Nacht der Prüfung und Reue. Das Antlitz und Auge des Jugendgeliebten, Hansens von Starschädel, wurde der Spiegel, vor welchem diese Prüfung und Reue sich abspielte. „Junge Freudenmädchen, alte Betschwestern" war der fürchterliche Refrain, welcher durch all' ihre Betrachtungen hindurch schwirrte wie der Mißton einer verstimmten Saite. Als der Tag heraufdämmerte, faltete sie die Hände, und betete sie das Vaterunser, wie sie es einst an jedem Abende ihrem Vater hatte vorbeten müssen. Sie war ruhig geworden; sie schloß die Fenster und verhüllte sie. Dann suchte sie ihr Lager, auf einen kurzen Schlummer hoffend. Sie hatte Entschlüsse gefaßt. Im Laufe des Tages wollte sie ihren Nachbar, den schwedischen Gesandten, aufsuchen und ihm Mittheilungen machen für Herzog Bernhard. Dann wollte sie abschließen mit ihrem jetzigen Leben und nach Deutschland zurückkehren. Was sind unsere Entschlüsse?! Absichten, weiter nichts. Ein Lüftchen kann sie verwehen. Der

nächste Mittag kam heran, und als bis dahin Ludmilla kein Lebenszeichen von sich gegeben, trat ihre Dienerin ins Zimmer und ans Bett. Ludmilla lag besinnungslos in hitzigem Nervenfieber. Der herbeigerufene Arzt war Blandini. Er zuckte die Achseln und erklärte: die Natur selbst müsse helfen; die Kranke sei nur zu hüten. Denn Delirien heftigster Art würden eintreten, das Nervenleben der Lady erscheine tief zerrüttet. Wenn die Lebenskraft all' die bevorstehenden Stöße überdaure bis zum Eintritt der kälteren Jahreszeit, so werde die frischere Luft vielleicht eine langsame Genesung möglich machen. Er stand allein mit Jaromir an ihrem Bette, als er dies aussprach, und Ludmilla war ihm dergestalt aus der Reihe der Lebendigen und Verständigen ausgeschieden, daß er dicht neben ihr von seiner Reise nach Luzern sprach und von den Mitteln, unscheinbar in die Nähe Bernhards zu gelangen. Sie vernahm nichts davon, und ihre Gegenwirkung war in einen dunklen Abgrund gefallen.

Der Herbst flog rauh auf Thal und Höhen im Jahre 1637. Ein scharfer Winter schien bevorzustehen. Die schon damals zahlreichen Obstgärten in der Schweiz wurden zeitig kahl, die Laubholzränder oberhalb der Matten wurden zeitig gelb und roth und stachen malerisch ab von den schwarzgrünen Nadelhölzern auf den Höhen. Die nordwestliche Schweiz, das Land von Aarau und Basel, welches die Aar durchströmt und der Rhein begrenzt, gleicht ganz und gar nicht den herkömmlichen Vorstellungen von der Schweiz. Hier giebt's keine hohen Berge, noch weniger Schneekegel und Gletscher. Hier giebt's nur Hügelland, von zahlreichen kleinen Waldungen beschattet. Aber auch hier wehte in diesem Jahre der Wind zeitig rauh und kalt durch das Thal der Aar. Unweit der Aar im Städtchen Lenzburg hatte sich die Rohan'sche Familie mit Eintritt des Herbstes niedergelassen. Verkleidet und vorsichtig war Herzog Heinrich bei nächtlicher Weile aus Genf geritten mit seiner Tochter und dem treuen Mathieu. Seine

Frau mit der übrigen Dienerschaft war ihm erst nach einigen Tagen gefolgt. Sie hatte in Genf die Meinung erhalten wollen, der Herzog wäre noch da, als er mit Marguériten schon über Bern hinaus war. Die französischen Aufpasser hatten getäuscht werden müssen. In Lenzburg waren sie zusammen getroffen. Hier hatte der Herzog ein Haus mit Garten dicht vor dem Städtchen gemiethet; von hier aus hatte er die Aufgaben betrieben, welche er für Herzog Bernhard übernommen hatte. Die eine betraf Hohentwiel, die andere betraf die Waldstädte. — Diese Waldstädte am Nordrande der Schweiz waren Oesterreich unterthänige Orte und waren militärisch von großer Wichtigkeit. Von Basel ostwärts am heftig strömenden Rheine gelegen war Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg bis Waldshut hinauf diejenige Landschaft, welche mit der neutralen Schweiz im Rücken den günstigsten Zugangspunkt bildete für einen kriegerischen Einbruch ins kaiserliche Deutschland. In Lenzburg war Herzog Heinrich nur eine starke Tagereise entfernt von diesen Rheinstädten und von hier aus konnte er leicht seine Verbindungen anknüpfen. Diesen Angriffspunkt hatte er schon in Paris mit Bernhard besprochen. Es war also für ihn eine große Ueberraschung gewesen, als Bernhard plötzlich von der Seite des Elsaß bei Rheinau über den Rhein gegangen war und sich dort unterhalb Breisach unter blutigen Kämpfen festgesetzt hatte. Erstaunt und erschrocken hatte er dies vernommen, als er sich in Lenzburg niedergelassen. Erschrocken, weil er als sorgfältiger Stratege die Rückendeckung Bernhards für höchst gefährdet hielt und den Franzosen nicht zutraute, daß sie diese Rückendeckung gegen die Kaiserlichen unter dem Herzoge von Lothringen durchführen würden. Erstaunt über die Kühnheit des Plans, über die Tapferkeit der Waffenthat. Er fand die Durchführung genial. Und vor dem Kriegsgenius Bernhards beugte er sich. Er selbst war schon in vorgerückten Jahren, und war durch das herbe Schicksal zu der Ueberzeugung gekommen: nur das gründlich Erwogene und das reiflich Vorbereitete, ja nur das dreifach Gedeckte sei im Kriege zu unternehmen. Aber er

besaß eine so milde Seele, ein durch Erfahrung und Bildung so geläutertes Wesen, daß er Rechthaberei gar nicht aufkommen ließ in sich, und daß er an der Berechtigung eines mächtigeren Genius wie Bernhards gar nicht zweifelte. Deshalb hatte er von Lenzburg aus sogleich all' seine Schritte dem neuen Plane Bernhards angepaßt. Erlach war zu ihm gekommen auf seinem Wege nach Hohentwiel, und mit ihm hatte er alle Maßregeln vereinbart, welche nöthig waren, um Bernhard von Würtemberg aus Unterstützung zu verschaffen. Das Alles war im Frühherbste schon geschehen. — Jetzt im Spätherbste waltete eine gedrückte Stimmung in dem Lenzburger Hause, welches Herzog Heinrich von Rohan mit Frau und Tochter bewohnte. Dies einstöckige Haus lag auf einem kleinen Hügel tausend Schritte vor der Stadtmauer des Städtchens. Es war oben vor den Fenstern des ersten Stocks von einer hölzernen Gallerie umgeben, wie sie balconartig jetzt noch zum schweizerischen Baustyle gehört. Und auf dieser Gallerie saß auf einem Lehnstuhle Herzog Heinrich.

Es war gegen Abend. Die Luft war grau und nur selten flog ein bleiches Sonnenlicht aus einer Wolkenspalte über die kleine Ebene, welche sich von Lenzburg westlich gegen die Aar hin erstreckt. Bäume und Felder waren von Rauhfrost wie mit Silber überzogen, und die Hügelwaldungen ringsum am nahen Horizonte waren wie weiß verzuckert. Halber Winter herrschte über diesem stillen Fleckchen Erde, und der Wind blies rauh vom Norden her. Er kam vom Schwarzwalde über den Rhein, und zischte grollend: ich bringe einen scharfen Winter. Das war doch nicht angethan, um auf eine offene Gallerie zu locken und dort ruhig zu sitzen! Herzog Heinrich war auch eingehüllt und zugedeckt mit Mantel und Pelz. Er saß da nach Vorschrift des Arztes. Bei den ersten kühlen Herbsttagen war er öfters von einem unheimlichen Frösteln überfallen worden, das sich mitunter zum Schauerfrost gesteigert hatte. Auch warme Sonnentage, welche sich noch eingestellt, hatten dies Unbehagen nicht vertreiben können, und zweimal hatte sich eine leichte Ohnmacht eingestellt. Man hatte zu dem Schlusse

kommen müssen, es sei dieser Zustand nicht die Folge der kälteren Jahreszeit, sondern eine Krankheit. Die Herzogin hatte in Lenzburg, sie hatte in Aarau nach einem Arzte gefragt, sie hatte an eine sichere Freundin deshalb nach Paris geschrieben. In Lenzburg war gar kein brauchbarer Arzt gewesen, — ein kühner Barbier versah dort die Heilkunst — und von Aarau war einer gekommen, der sich keinen Rath gewußt für das räthselhafte Unwohlsein des Herzogs. Wol aber hatte man in Aarau der Herzogin erzählt, daß neuerdings in Luzern ein italienischer Doctor erstaunliches Aufsehen machte. Er verrichtete Wundercuren, und wäre wol auch leicht zu haben, da er viel herum reiste und Kräuter suchte auf den Höhen. Er wäre von Basel gekommen, wäre auch damals ein paar Tage in Aarau gewesen. Doctor Blandini wäre sein Name. Als nun wunderlicher Weise auch die Freundin aus Paris geschrieben: die Herzogin möchte sich doch an den berühmten Doctor Blandini wenden, welcher unter den Vornehmen in Paris außerordentlichen Ruf hätte und welcher jetzt in der Schweiz wäre — da hatte die Herzogin einen Boten und einen Brief nach Luzern gesendet und den Doctor um einen Besuch in Lenzburg gebeten. Sie wußte nichts davon, daß Blandini ein Parteiwerkzeug wäre.

Blandini war sogleich gekommen. Der Ruf war ihm sehr erwünscht gewesen. Er hatte gezögert, in die unmittelbare Nähe Bernhards zu gehen. Im Elsaß war er gewesen und hatte überall dafür gesorgt, daß sein Aufenthalt bekannt und besprochen würde. Auf die Krankheiten hatte er gerechnet, welche unter Bernhards Truppen in den feuchten Rheininseln ausbrechen würden — die Berufung zu Rohan war für ihn ein großer Schritt zum Ziele; denn er wußte aus Paris, daß Rohan und Weimar miteinander zusammenhingen. Er hatte der Rohan'schen Familie sehr gefallen. Seine Sachkunde war so einfach, und stellte sich so einleuchtend dar.

„Das Unwohlsein des Herrn Herzogs,“ hatte er gesagt, „ist ein sehr seltenes. Es stammt aus der Seele. Geistige Ueberanstrengung, geistige Sorge, dauernder Kummer haben die Blutbereitung angegriffen, ich möchte sagen trocken gelegt. So ist die

Blutbeschaffenheit ungenügend geworden, und aus diesem ungenügend lebendigen Blute entsteht die Kälte, entsteht der Nervenfrost, entsteht die Ohnmacht. Medicin hilft da nicht viel. Ich will zwar ein Getränk bereiten, welches dem Blute ein wenig zu statten kommt; aber die Lebensweise im Ganzen nur kann helfen. Das Gemüth muß möglichst frei erhalten werden von kummervollen Eindrücken, und der Körper muß der Luft ausgesetzt werden. Letzteres ist die Hauptsache. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang muß der Körper in freier Luft sein. Die Einsaugung atmosspharischer Luft ist das stärkste Mittel, die Blutbeschaffenheit lebensvoll zu machen."

Seit der Zeit war Herzog Heinrich vom Morgen bis zum Abende im Freien. Er ging und ritt umher, fast immer begleitet von seiner Tochter, welche mit großer Zärtlichkeit an ihm hing. Und wenn er müde war — was ihm leicht widerfuhr bei seiner geschwächten Lebenskraft — dann saß er auf der Gallerie, die Luft mochte noch so rauh, das Wetter noch so unbehaglich sein. Marguérite hüllte ihn alsdann in Decken und Pelze, damit er vor Erkältung geschützt wäre. Die Folge gab dem Doctor Blandini Recht. Sein Zustand besserte sich. Blandini machte sich selten. Jetzt war er einen ganzen Monat ausgeblieben. Er that dies aus weit blickender Vorsicht: man sollte glauben, daß er die Anknüpfung nicht weiter betreibe als der ärztliche Dienst absolut erforderte. Wenn Bernhard davon erführe, so würde er sich erinnern, daß auch er immer Mühe gehabt, des Doctors habhaft zu werden. Und in Betreff Bernhards hatte er sich ausbedungen, daß man ihm Zeit lasse. Man hatte ihm eingeräumt, daß die Beseitigung des deutschen Herzogs vielleicht nicht nöthig würde, wenn die Unternehmungen des Herzogs ins Stocken geriethen. Und jetzt hatte man seit länger als einem Monate nichts mehr gehört von Fortschritten, welche der Krieg auf der rechten Rheinseite gemacht hätte. Auch Heinrich von Rohan war lange ohne Nachricht vom Kriegsschauplatze. Aengstlich spähte sein Auge durch die niedersinkende Dunkelheit, ob von der Aar herüber kein Bote erschiene.

„Marguérite! Marguérite!“ rief er plötzlich.

Springend kam seine Tochter aus dem Innern der Wohnung auf die Gallerie heraus.

„Strenge Deine jungen, frischen Augen an! Mich dünkt das ist ein Reiter, der dort auftaucht zwischen den Obstbäumen!“ — Es sind zwei, Papa! Und das große Thier des einen — richtig, das ist das schwarzbraune Maulthier des Doctors, das ist Doctor Blandini und sein Gehilfe. Siehst Du's? — „Ja, ja, jetzt erkenn' ich ihn. Ich hoffte freilich —“ — Aber Papa, sei nicht undankbar! Der Rath des Doctors hat Dir doch eine große Besserung zu Wege gebracht, und wenn vom Herzoge Bernhard so lang keine Nachrichten kommen, so denk' an das Wort der Mama: Unglücksnachrichten kommen mit dem Sturmwinde, gute Nachrichten kommen zu Fuß. — Willkommen, Herr Doctor, sehr willkommen! — rief sie hinab, als die Reiter der Stimme erreichbar waren. Dann rief sie den Dienern im Hause zu, den Gästen gewärtig zu sein, und nahm den Vater die schweren Hüllen ab, damit er leicht ins große Wohnzimmer wandeln könne.

Dort saß die Mutter bei heller Lampe und schrieb. Sie führte die große Correspondenz des Herzogs, seit dieser genöthigt war, den ganzen Tag im Freien zu verbringen, und seit der Doctor ihm untersagt hatte, den Geist anzustrengen. Nach einigen Minuten stand der feiste Blandini vor ihnen und hatte den Puls des Herzogs in seinen Händen. Frau und Tochter hingen am Auge, hingen am Munde des Arztes. Blandini war ein Arzt von Welt. Er hatte die beste gesellige Bildung, welche zuerst und zuletzt lehrt: niemals zu erschrecken, nicht einmal zu überraschen. So erklärte er denn einfach, daß die Gesundheit des Herzogs wirkliche Fortschritte gemacht habe und ihrer völligen Wiederherstellung entgegen reife. Dazu müsse die Kost reichlich beitragen, Fleisch, so viel als möglich Fleisch müsse die Nahrung bilden. Rasch gebraten, mitunter roh, damit der thierische Saft unverstellt in die Blut bereitenden Gefäße übergehen könne. — So wie ich neulich — schloß er — die Rippenstücke hier in der Küche behandelt habe.

Blandini war lecker und verstand selbst zu kochen. Dabei war er mäßig und appetitlich — er hatte den Frauen bei seinen mehrmaligen Besuchen in allen Stücken gefallen und die Frau Herzogin wollte sogleich Auftrag geben für das Abendessen, an welchem der liebenswürdige Doctor theilnehmen würde. Das Haus war weitläufig und war sorgfältig eingerichtet worden, damit an der vornehmen Rohan'schen Haushaltung so wenig als möglich vermißt würde. Des Herzogs selber wegen nicht. Er war einfach und anspruchslos. Aber die Herzogin war der vollen Formen ihres Standes, war des reichen Wesens bedürftig. Sie litt mehr als sie's zeigte von dem unordentlichen Wanderleben. Vor ihr war übrigens Blandini am meisten auf der Hut. Sie stand seinen Zielen mehr im Wege als der wohlwollende und arglose Herzog. Dieser vermied es wol als Staatsmann auf Mittheilungen über Politik und Krieg einzugehen, aber er war nicht mißtrauisch. Die Herzogin dagegen war es. Sie hatte Blandini nie gefragt, ob er katholisch wäre, aber sie wußte es, und sie setzte den Gesprächen mit ihm stets enge Grenzen; in ihrer Gegenwart erfuhr er nie etwas Besonderes. Es war ihm also erwünscht, daß er jetzt eine Zeitlang allein blieb mit dem Herzoge und seiner Tochter. Marguérite war ihm die ergiebigste Quelle für Nachrichten vom Herzoge Bernhard und dessen Heere. Sie war ganz unbefangen und natürlich und behandelte den Doctor, welcher ihrem geliebten Vater so heilsam, wie einen Freund des Hauses. Sie erzählte ihm in der Geschwindigkeit auch alles das, was der Vater nicht erzählt haben mochte, was er aber unbeschränkt hingehen ließ aus dem Munde seines Lieblings. Binnen einer halben Viertelstunde war Blandini unterrichtet, daß es seit längerer Zeit an Nachrichten fehle vom Kriegsschauplatze, und daß man besorgt sei. Diese Auskunft war ihm die willkommenste. Nun konnte er länger zögern mit seinem Angriffe auf das Leben Herzog Bernhards, und die zurück kehrende Herzogin fand ihn heiter und von bester Laune. Man ging zum Abendessen ins nächste Zimmer unter so behaglicher Stimmung, als ob man auf dem Stammschlosse in

der bretonischen Domnéné unter lauter Vasallen und ergebenen Unterthanen wäre. Zahlreiche Dienerschaft, welche die Herzogin herbeschieden, erleichterte diese Täuschung, und selbst der Herzog erschien heute getrost und heiter. Die tröstliche Zusicherung eines Arztes, zu welchem man Vertrauen hegt, verfehlt ihre Wirkung auch nicht auf den melancholischen Patienten. Haar und Bart des Herzogs war allerdings weiß geworden in der letzten Zeit, und das Antlitz wie die Hand war abgemagert. Aber das große braune Auge war wieder vom Schimmer seines guten Herzens belebt, und da er erst dem sechzigsten Jahre sich näherte, so glaubte er gern Blandini's Worte: daß er nur ein Stufenjahr zu überwinden habe und bis zum Frühlinge überwunden haben werde. Er hob sein Glas voll rothen Veltliners, welchen der Doctor empfohlen, und trank auf ein glückliches Neujahr, das ja nicht mehr fern sei — da neigte sich ein Diener zu seinem Ohre und flüsterte ihm eine Meldung zu.

„Der junge de Groot?!" rief er, „herein! herein! Das ist ein Bote des Herzogs Bernhard!" — Dietrich?! rief Marguérite und klatschte in die Hände.

Die Herzogin freute sich auch; aber sie hätte es lieber gesehen, wenn der fahrige junge Mann mit Berichten vom Kriege in besonderer Audienz vom Herzoge empfangen worden wäre, nicht in Gegenwart des katholischen Doctors — es war nicht mehr zu verhindern; Dietrich stand schon im Zimmer. Er sah ganz gut aus, wenn auch mager. Das Haar war kurz geschnitten, der Bart war gewachsen, das Antlitz vom Wetter gedunkelt, der Anzug einfach und praktisch ohne Farbenprunk, die Haltung fest, die Stimme kräftig. Er benahm sich wie ein Kriegsmann und — zum Erstaunen der Herzogin — wie ein Diplomat. Er platzte nicht wie sonst mit einer Erzählung heraus, sondern versicherte zunächst nur, daß der Herzog Bernhard sich wohl befände und ihn mit besten Grüßen beauftragt habe für die herzoglich Rohan'sche Familie. Die Herzogin benützte das. Sie nöthigte ihn an der Tafel Platz zu nehmen und sich mit Speise und Trank zu stärken; sie schickte dann die Dienerschaft hinaus und machte Anstalt, den

Doctor und Margueriten ebenfalls zu entfernen. Marguérite aber bat den Vater, dableiben zu dürfen, und da dieser freundlich mit dem Kopfe nickte, so hätte der Doctor allein fortgeschickt werden müssen, wenn er nicht selbst — er stand auch auf, um sich zu beurlauben. Er wußte zu gut, wie sehr ihm diese Enthaltsamkeit bei der Herzogin nützen würde. Aber das Naturell Dietrichs hatte seinen Bodensatz nicht verloren, er rief mitten im hastigen Speisen dem Doctor zu: „Ihr seid der berühmte Doctor Blandini, den ich im Louvre gesehen?“ — Derselbe. — „Also kein Franzos,“ fuhr Dietrich fort, „dann könnt Ihr die Hauptsache schon hören. Sie ist nur für die Franzosen peinlich.“ — Für die Franzosen?! rief der Herzog. — „Allerdings! sie haben sich schmählich benommen. Ich komme von Dellsberg im Sundgau, nicht weit von Basel, wo der Herzog Bernhard —“ — Er ist nicht mehr auf den Rheininseln? — „O nein. Bei Zwingen in Dellsberg legt er sein zerstörtes Heer in die Winterquartiere.“ — Zerstört? Er hat eine Schlacht verloren? — „Keineswegs. Wie ein Löwe hat er seine Rheinschanzen vertheidigt und erhalten. Aber das französische Heer, welches gegen den Herzog von Lothringen unsere Rückzugslinie decken sollte, hat seine Schuldigkeit nicht gethan, hat sich erbärmlich benommen. Gewichen ist es, immerfort gewichen ist es vor den Kaiserlichen unter dem Lothringer, und eines Morgens stand dieser vor Thann dicht in unserm Rücken. Da blieb keine Wahl übrig. Auf der deutschen Seite vorzudringen, waren wir nicht stark genug, und ohne Rückzugslinie kann kein Heer bestehen. Der Herzog übergab also dem General Manicamp die Rheinschanzen zur Bewachung und Vertheidigung, und wir bewerkstelligten unsern Rückzug auf der Elsässer Seite nach dem Sundgau herauf. Es war ein schweres Stück Arbeit. Unsere Leute waren von Krankheiten geschwächt, unsere Pferde waren gefallen wie die Fliegen. Die braven Reiter der Starschädel'schen Regimenter sind zu Fuß mit uns maschirt, und wir sind in so drohender Haltung marschirt, daß der Lothringer von Thann herüber — wir mußten ihm ja die Flanke bieten — gar

keinen Angriff gewagt hat. Das Alles war übel genug, aber es war doch tüchtig. Aber wir waren kaum eingerichtet im Sundgau, da kam die Hiobspost: Johann von Wörth hat die Rheinschanzen angegriffen, und —" — Und? — „'s ist unglaublich! Die Franzosen sind von einer Feigheit gewesen, daß man roth wird darüber. Nur sechzig Deutsche vom Schmidtberg'schen Regimente haben mannhaften Widerstand geleistet und sich zusammhauen lassen. Sämmtliche Franzosen aber haben ihr Leben geschont; sie leben alle noch. Johann von Wörth hat sie nicht einmal als Gefangene behalten wollen — er hat ihnen weiße Stäbe geben lassen und ihnen unter schallendem Gelächter seiner Truppen gesagt: sie sollten nur getrost nach Hause pilgern, sie wären unschädliche Soldaten!" — Und die Rheinschanzen? — „Sind in den Händen der Kaiserlichen. — Herzog Bernhard sendet mich an Eure Hoheit zur Ueberreichung eines eigenhändigen Schreibens, welches ich hiermit abzugeben die Ehre habe."

Während Dietrich den Brief aus seinem Wamse hervorzog und über den Tisch hinüber dem Herzoge Heinrich darbot, sprang Prinzessin Marguérite mit einem lauten Schrei von ihrem Sessel auf und rief: „Da ist er!" — Wer? Was? fragten erschreckt Alle.

Ein Mann war schweigend ins Zimmer getreten, und Marguérite, welche ihn zuerst gesehen, eilte diesem Manne entgegen. Es war Herzog Bernhard. In schlichter dunkler Tracht, welche in nichts den vornehmen Kriegsmann verrieth, stand er da und streckte beide Hände dem herzuspringenden Mädchen entgegen. Glückselige Befriedigung, wie man sie nie an ihm erblickt, strahlte über sein Antlitz. Dies Entgegenfliegen Marguéritens mochte alle Träume seines Herzens erfüllen. Er drückte innig die beiden Hände Marguéritens, er sah tief in ihre Augen und beeilte sich gar nicht, die Anderen zu begrüßen. Er bemerkte es wol auch nicht, daß die lebhafte Begrüßung von Seiten Marguéritens sich wesentlich unterschied von der seinigen. Marguérite war völlig unbefangen dabei. Sie begrüßte einen werthen Freund und fand rasch die Worte, daß dieser unerwartete Besuch ihrem armen Vater

eine große Erquickung sei. So war es auch. Herzog Heinrich war neu belebt, und wie ein kräftiger Mann schritt er herzu und schloß Bernhard in seine Arme. Dann begrüßte Bernhard die Frau Herzogin und küßte ihr die Hand und sah und erkannte auf der Stelle den Doctor Blandini.

„Da ist ja lauter Glück," sagte er, „auch Euch, schlimmer Doctor, finde ich. Wie sehnlich hab' ich nach Euch ausgeschaut; Ihr aber kamt nicht, obwol ich Euch dringend gebeten. Meine Truppen haben fürchterlich gelitten in den Wasserlöchern des Rheins, und die Seuche hat mir mehr hinweg gerafft als das Schwert des Feindes. Jetzt entgeht Ihr mir nicht mehr, Doctor, jetzt entführ' ich Euch selbst in mein Lager."

Und sich zu Herzog Heinrich wendend, setzte er hinzu: „Ich bin meinem Boten da auf dem Fuße gefolgt, weil mein Freund Starschädel ankam und ich das Berittenmachen meiner Reiter den zuverlässigsten Händen anvertrauen konnte. Ich wurde drüben entbehrlich, und mein Herz zog mich hierher. Ich komme auf unsere Pläne zurück, lieber Herzog, und will sie mündlich und gründlich mit Euch durchsprechen." — Wir räumen den Platz! rief die Herzogin.

Bernhard bat, daß dies nicht sofort geschähe. Eine Stunde in solchem Familienkreise sei für den Mann des Feldlagers ein gar zu seltener Segen. So blieb man denn noch eine Zeitlang beisammen. Herzog Bernhard mußte speisen, und die Unterhaltung bewegte sich um persönliche Interessen. Marguérite belebte sie durch die naiven Fragen und Bemerkungen eines jungen Mädchens, welche alle möglichen Einzelnheiten erklärt und geschildert haben will. Sie war durch ihren Vater ungemein unterrichtet über die Details von Krieg und Schlacht, und fragte so praktisch, daß Bernhard einmal um das andere ausrief: sie sei eine kleine Strategin von erstaunlicher Fähigkeit und sollte mit ins Feld rücken bei guter Jahreszeit.

„Auch bei rauher Jahreszeit," entgegnete sie, „ich mache mir gar nichts aus schlechtem Wetter. Fragt nur den Papa, wir reiten alle Tage aus, auch wenn es stürmt und schneit."

Sie saß zwischen ihrem Vater und dem Herzog Bernhard. Der Speisetisch war weggetragen, und die Gesellschaft saß im offenen Halbkreise, schwach beleuchtet von den Kerzen auf der fern gerückten Tafel. Das weite Gemach mit tief herab reichender Holzdecke stach in seiner schweizerischen Einfachheit wunderlich ab von den stolzeren Möbeln und den Teppichen, welche die Herzogin herbeigeschafft hatte. Herzog Heinrich und Herzog Bernhard saßen auf stattlichen Lehnsesseln, welche aus Paris nach Genf und von Genf nach Lenzburg gekommen waren, und zwischen sie hatte sich Marguérite ein gar bescheidenes Holzbänkchen des Schweizerhauses gerückt. Auf diesem thronte sie wie eine Fee, von welcher Strahlen der Anmuth ausgehen. Sie war jetzt schon gar lieblich entwickelt in Formen, welche der Rundung zustrebten und doch noch die jugendliche Schlankheit zeigten. Das feine Gesicht, früher gelblich blaß, war jetzt von leiser Röthe angehaucht, das Auge voll schelmischer Kraft, die Stimme tiefer und sonorer, das dunkle Haar voller und lockiger. Ein blaues Tuchgewand schmiegte sich eng an den schlanken Leib, und die feinen weißen Hände begleiteten alle Aeußerungen mit allerliebsten Gesten. Der fröhliche Geist, welcher aus dem weit geöffneten Auge blitzte und um den kleinen knappen Mund spielte, fiel wie Sonnenschein in Bernhards Gemüth. Es kam ihm eigentlich kein wirkliches Liebeszeichen entgegen von ihr, es verbarg sich auch keins, denn die schmeichelnde Zärtlichkeit für den Vater war ächt und galt nur dem Vater — dennoch war Bernhard befriedigt und beglückt. Das Liebreiche genügt der ersten Liebe. Und von ihm ging es nicht aus, daß die spielende Unterhaltung beendigt wurde. Von der Herzogin ging es aus.

Sie wollte den Doctor entfernen, wollte ihrem Gatten das wichtige Zwiegespräch mit Bernhard ermöglichen. Sie entschuldigte ihren eigenen Aufbruch damit, daß sie in ungenügender Behausung Anstalt treffen müsse für die Unterkunft der Gäste, und so entführte sie Marguériten und nöthigte den Doctor und Dietrich, den beiden Herzögen das Gemach allein zu

überlassen. Marguérite reichte dem Herzoge Bernhard die Hand und sprach:

„Auf Wiedersehen morgen bei Zeiten! Dann reiten wir aus und ich zeig' Euch die Gegend. Ihr bleibt doch eine Zeitlang bei uns?" — Eine Zeitlang. — „Eine lange Zeit; jetzt ruht ja doch der Krieg. Hört Ihr's, wie der Wind Eiskörner an die Fenster wirft? Eine lange Zeit also!"

Bernhard küßte zum ersten Male die kleine Hand und nickte bejahend. Die beiden Herzöge blieben allein. Blandini hätte wol gewünscht, sein Schlafzimmer in ihrer Nähe zu haben, damit Medardos feines Ohr ihre Pläne belauschen könnte. Es lag ihm daran, diese Pläne zu vernichten. Denn so lange Bernhard nicht siegte, so lange konnte Blandini seinen mörderischen Auftrag verschieben. Immerfort wünschte er das, obwol er sonst gar nicht sentimental war. Gleichgiltig tödtete er zu wissenschaftlichem Zwecke wol auch abgelebte Menschen. Sehr ungern aber ein kräftiges Geschöpf. Er hatte ein naturwissenschaftliches Gewissen. Es widerstrebte ihm, die Natur frech zu unterbrechen. Dazu kam die Furcht, solchen Mord mitten im Heerlager des Feldherrn bewerkstelligen zu müssen. Beides, naturwissenschaftliches Gewissen und Furcht, hatten ihm einen eigenthümlichen Plan eingegeben. Jetzt, als ihn der Diener ins Erdgeschoß hinab führte und dadurch jede Möglichkeit abschnitt, von der Unterredung der beiden Herzöge etwas zu erfahren, jetzt entschloß er sich, diesen Plan auszuführen. Denn jetzt war an kein Ausweichen mehr zu denken. Bernhard selbst wollte ihn mit sich nehmen; besser eingeführt zu werden konnte und durfte er nicht erwarten. Seine Operation mußte nun beginnen. In dem großen Stubenraume unten, welcher ihm angewiesen wurde, fand er seinen Begleiter, der halb für seinen Diener, halb für seinen Amanuensis, für einen untergeordneten ärztlichen Gehilfen, galt. Blandini hatte ihn, der sehr viel Anstelligkeit zeigte, zu diesem Zwecke geschult. Es war Medardo. In einem Winkel des Zimmers saß er in sich zusammengekauert. Voll Sorge. Er wußte längst die Ankunft

des Weimar; er wußte ebenso, was diese Ankunft für den Doctor und für ihn zu bedeuten haben werde. Zehn Schritte von dem großen Wohnhause standen Stallungen. Dort hatte Medardo, während man oben speiste, gespürt und geforscht bei den Begleitern des Herzogs Bernhard. Er war jetzt gewärtig, daß Blandini ihm ankündigen werde, was er zum Aergsten fürchtete. Das that Blandini auch, indem er sich an einen Tisch setzte und ein Fläschchen aus dem Mantelsacke zog. Medardo schwieg auf die Ankündigung.

„Ich bitte um ein Glas Wasser!" sagte Blandini nach langer Pause. Und als Medardo langsam dasselbe gebracht, fuhr Blandini fort: „Und nun die drei leeren Fläschchen, die Ihr in Luzern eingepackt habt. — Ihr braucht nicht so niedergeschlagen zu sein, Medardo. Die Sache steht noch in weitem Felde. Der Mann ist keineswegs im Glück, sondern im Unglück. Zunächst droht ihm nichts von uns. Und wenn er ins Glück käme, so würde ihm das Schicksal nur vorsichtig und allmälig nahe treten. Wir würden wie Helfer erscheinen, keineswegs wie Thäter. Deshalb will ich die Fläschchen bereiten."

Das Letzte sprach er ganz leise. Die eigentliche Absicht war nie zwischen ihnen ausgesprochen worden. Aber Medardo war nicht im Geringsten im Zweifel, daß er und Blandini dem Herzog von Weimar aus dem Leben schaffen sollten. Norbert hatte es ihm trocken gesagt. Was Blandini jetzt meinte mit den Fläschchen, und daß sie Beide wie Helfer und nicht wie Thäter erscheinen würden verstand er nicht. Er holte die Fläschchen. Es waren ihrer drei. Das zweite kleiner als das erste, das dritte kleiner als das zweite. Blandini hieß ihn, eins nach dem andern mit Wasser füllen, so daß nur noch einige Tropfen Platz finden könnten, und sie ihm der Reihe nach zu reichen. Dies geschah. Blandini ließ in das kleinste drei Tropfen aus seinem Fläschchen fallen, in das mittlere Fläschchen zwei Tropfen, in das größte Fläschchen nur einen Tropfen. Dann befahl er Medardo, sie fest zu verkorken und auf die Korkstöpsel die Nummern 1, 2, 3 zu schreiben. 3 auf

das kleinste, 1 auf das größte. Medardo befolgte Alles maschinenmäßig. Er verstand nicht, was der Doctor meinte und vorhätte; er fragte nicht einmal. Er war bis auf einen gewissen Grad verdummt. Von dem Momente an, da ihm Norbert die Begleitung Blandini's bei dieser Expedition auferlegt und er sich selber klar gemacht hatte, daß ein Widerstreben und Versagen keine andere Folge haben könnte als seinen Untergang durch die hundertfältigen Arme des Ordens, von dem Augenblick an, gab er sein Leben verloren. Die Scene aus dem Nürnberger Lager, wo der Bart-Conrad ihn unter den Händen gehabt, wo ihm Waldstein den Brei eingenöthigt, wich nicht mehr aus seinem Innern. Er war durchdrungen davon: das tödtliche Strafgericht breche über ihn herein, und aller Widerstand sei vergeblich. Dies zehrte an seinem Leibe wie an seinem Gehirn. Er magerte ab, und die Spannkraft seines pfiffigen Kopfes ließ von Tage zu Tage nach, sein Verstand erschlaffte. Blandini studirte diese Erschlaffung, wie er ein Kaninchen studiren mochte, mit welchem er Experimente machte. Er dachte auch schon daran, sich des verfallenden Burschen entäußern zu müssen, wenn sich die Kraftlosigkeit seines Wesens noch höher steigern sollte. Denn alsdann konnte Medardo als Mitwisser gefährlich werden, er konnte aus Schwäche ausschwatzen und verrathen. Deshalb sagte jetzt Blandini zu dem unheimlich schweigsamen Gesellen flüsternd aber eindringlich: „Medardo, nimm Dich zusammen. Du verstehst mich gar nicht, Du wirst geistesschwach durch Deine Furcht. Begreife doch! Es steht noch lange nichts bevor. Und wenn es endlich doch geschehen müßte, so werde ich Dich vorher fortschicken. Du kannst also ganz ruhig sein. Sprich ein Wort!" — Ach, Herr Doctor, entgegnete Medardo stöhnend, vor der Sache selbst fürcht' ich mich nicht so sehr. Ich hab' ja viel durchgemacht, und die Absolution ist mir ja zugesichert. Ich fürchte mich nur vor einem einzigen Menschen, vor dem Satan, der hinter mir durchs Leben schreitet mit Riesenschritten. Es ist ein Oesterreicher, Namens Conrad, ein unbarmherziger Schlagetodt. Bei Wien hat er mich ins Feuer geworfen,

neben Waldstein hat er mich vergiftet, und jetzt ficht er unter dem Weimar. Der Reitknecht drüben im Stalle hat mir vorhin auf meine Nachfrage erzählt, daß dieser Conrad schon seit längerer Zeit fort wäre vom Ketzerheere und in Würtemberg den Aufstand der dortigen Ketzer einzuleiten und zu leiten hätte, daß wir ihn also jetzt nicht träfen in der Umgebung des Herzogs. Augenblicklich also, Herr Doctor, bin ich wol noch eine Weile brauchbar. Ich gehe mit und thue Alles, was Ihr verlangt. Kehrt jener Satan aber zurück, dann steh' ich für nichts. Dann verlier ich Kopf und Herz. — „Dann entlass' ich Dich, Medardo. Sei getrost! Sammle Dich, und fasse Dich. Morgen vielleicht schon oder übermorgen reisen wir mit dem Herzoge zum Ketzerheere. Jetzt leg' Dich schlafen und stärke Dich an meiner Versicherung: mein Kopf ist mir so lieb als Dir der Deine. Muß es geschehen, so wird kein Mensch ahnen, daß ich und Du schuld daran sind."

Am andern Morgen schien die Sonne. Der ganze Himmel war rein, die ganze Erde war weiß. Eine leichte Schneedecke breitete sich über Hügel und Thal und die Winde hatten sich zur Ruhe gelegt. Ein frischer Winter war während dieser Nacht eingekehrt.

Vor dem Hause standen gesattelte Pferde, und aus der Thür traten die beiden Herzöge, Marguérite und Dietrich. Oben auf der Gallerie stand die Herzogin und sah zu, wie rüstig ihr Gatte sein Roß bestieg, wie artig Herzog Bernhard Marguériten die Hand als Steigbügel bot, und wie elastisch sich das Mädchen unter dieser Hilfe in den Sattel schwang. Das Blau der Kornblume war Marguéritens Lieblingsfarbe geworden, es kleidete sie trotz ihrer matten Gesichtsfarbe sehr gut und der zurückfliegende blaue Schleier war ein Schmuck, nicht ein Schutz. Sie bot ihr freies Antlitz der kalten Luft.

Die Mutter sah der berittenen Gesellschaft, die nach der Aar hinüber zog, lange nach. Sie war eine Frau, welche die

Sorge pflegte. Es war tief gegen ihren Sinn, daß ihr Haus dem Vaterlande entfremdet würde durch die Stellung ihres Gatten, wenn sie sich auch beugte vor den Pflichten, welche ihren Gatten dazu nöthigten. Sie stimmte auch nur zögernd bei, wenn der Herzog — wie er heute früh gethan — auf Bernhard und Marguérite hindeutete wie auf ein Paar, welches sich allem Anscheine nach zusammenfände. Denn Bernhard wäre von einer so weichen und lieben Stimmung, daß man Herzenswärme erkennen müßte. Sie theilte nicht sofort seine Freude darüber. Denn sie sah darin zunächst, daß die unsichere Zukunft außerhalb der Heimath ins Unabsehbare verlängert würde. Mit einem Seufzer trat sie ins Zimmer zurück, als der Reitertrupp unter den Obstbäumen verschwand.

Herzog Heinrich von Rohan, in gewöhnlicher Umgebung ziemlich sparsam mit seinen milden Worten, war sehr ausgiebig mit einem Manne wie Bernhard. Die halbe Nacht hatte ihm nicht genügt, Alles durchzusprechen was ihnen gemeinsam von Wichtigkeit war. Er hielt durch Fragen und Mittheilungen auch jetzt Bernhard an seiner Seite, als sie die Aar erreichten und am Ufer derselben abwärts gegen Norden ritten. Was sie vorhatten war denn auch von solcher Bedeutung und von solcher Nähe, daß Bernhard selbst, wie sehr es ihn drängte, Marguériten neben sich zu haben, dem Herzoge Heinrich sich ausschließlich widmete.

So kam die Unterhaltung Marguéritens an Dietrich. Er wußte sie wenig zu benützen. Der früher so Redselige war stiller geworden, und Marguérite selbst drückte ihm ihr Staunen darüber aus.

„Ihr setzt mich in Verwunderung, Herr Dietrich“, sagte sie endlich, „Ihr seid gar nicht so lebhaft wie früher. Und doch habt Ihr eine so stattliche Laufbahn gemacht, seit ich Euch nicht gesehen, und mein Vater sagte heute Morgen, daß Herzog Bernhard Euch lobt. Wie kommt das?“ — Das kommt daher, werthe Prinzessin — antwortete er mit einem melancholischen Lächeln — daß ich

wahrscheinlich in eine falsche Laufbahn gerathen bin. — „Wie so?“ — Ich habe allmälig entdeckt, daß ich nicht zum Kriegsmanne bestimmt bin. — „Ah? Ihr sollt aber immer in erster Linie in den Feind hineinstürmen.“ — Ja, aber was kostet mich das! Es reibt mich auf. Durch das Hineinstürmen such' ich meine Einbildungskraft zu betäuben. Diese Einbildungskraft, sonst die Quelle all' meiner Freuden, ist jetzt die Quelle all' meiner Leiden. Wenn die Schlacht losgeht, so schreien tausend Stimmen in mir: Jede Kugel trifft dich! — „Warum nicht gar!“ — Jeder Hieb, jeder Stoß, jeder Schlag gilt dir! Und nun hör' ich die Kugeln pfeifen, die Hiebe sausen von allen Seiten und will ausweichen, will mich decken nach allen Seiten und gerathe in eine Hast und Pein, daß es eine Erholung wird, wenn ich die Augen schließen und mich in den dichtesten Feindeshaufen stürzen kann. — „Wunderlich! Ihr seid also nur aus Furchtsamkeit tapfer?“ — Ich weiß nicht, ob Furchtsamkeit das richtige Wort ist. Einfachen Gefahren gegenüber bin ich eigentlich nicht furchtsam. Ich werde nur unruhig, wenn gar so viel Möglichkeiten der Gefahr vor meinen Geist treten. Dann fängt meine Phantasie dergestalt an zu arbeiten, daß ich mich selbst verliere. Ich gehe dabei zu Grunde. Seht mich nur an! Mein Gesicht ist eingefallen, mein Auge ist unstät und ein nervöses Zittern schüttelt mich bei jedem unerwarteten Geräusch. Und was das Aergste ist, mein liebster Schatz ist mir in Gift verwandelt worden: eben meine Phantasie. Sie hat mir im friedlichen Leben die größten Freuden verursacht, sie stand mir stets zu Gebote für alle nur ersinnlichen Herrlichkeiten der Welt. Was hat sie mir nicht Alles verschafft! Die glücklichsten Erfolge, die reizendsten Eroberungen, auch die Eure, Prinzessin. — „Mich habt Ihr erobert?“ — Freilich: Eure Hand und Euer Herz und die ganze Rohan'sche Herrlichkeit. — „Wie habt Ihr denn das angefangen?“ — Ganz ohne Mühe. Meine Einbildungskraft besorgte mir das und Aehnliches alle Tage Sie machte mich zum glücklichsten Burschen. Und das ist doch eigentlich ein Triumph der Menschenseele über die gemeinen Grenzen der

Wirklichkeit. Ein Kaiser oder König genießt seine Macht in viel geringerem Grade als ich sie genieße, der ich mich völlig in seinen Zustand versetzte. Er hat doch mit allen Schwierigkeiten des wirklichen Lebens zu kämpfen, wie sehr er Kaiser und König ist. Ich dagegen übersehe die Schwierigkeiten und schwelge nur in den Vortheilen. Wahrhaftig, das Eine hab' ich jetzt gelernt durch meine Kriegserfahrung: das Beste und das Schlimmste auf Erden tragen wir in uns, und wenn wir ein dürftiges Leben führen, so ist's unsere eigene Schuld. — „Das versteh' ich nicht ganz." — Ich will sagen: man muß sich eine Lebensbeschäftigung suchen, die unseren Anlagen entspricht. Dann mögen wir Glück oder Unglück haben, unser Inneres bleibt in einem gewissen Gleichgewichte, in einem gewissen Behagen und entschädigt uns für Alles was außen mit uns vorgeht. Ja wol! Und seit ich Euch dies Alles gesagt, liebe Prinzessin, seit ich — kurz, jetzt weiß ich auch, was ich thun muß, um wieder glücklich zu werden. Ihr habt mir dazu verholfen. — „Das ist mir recht angenehm. Mir scheint aber, ich habe wenig dabei zu thun gehabt." — Ihr seid neben mir gewesen, Ihr habt mich angehört und ich habe den Muth gehabt, Euch Alles zu sagen. Eine falsche Scham verhindert uns oft, die ganze Wahrheit zu finden. Euch gegenüber ist mir die unbefangene Offenherzigkeit der frühen Jugend wiedergekommen, weil wir unbefangen offenherzig mit einander sprachen vor drei Jahren, da Ihr noch ganz jung wart. Euch gegenüber hat mich die falsche Scham verlassen. Sie hat mich bisher gehindert, vor Jemand auszusprechen, daß ich die Courage eines Kriegers eben nicht besitze. Ihr glaubt mir, nicht wahr? daß ich trotzdem kein Wicht bin, nicht wahr? Ihr glaubt mir's? — „Ich glaube, daß Ihr ein eigener Mensch seid." — Ein eigener, gut, ein eigenthümlicher. Mehr verlang' ich auch nicht. Und nun hab' ich den Muth, mich durchzuführen als das, was ich wirklich bin. Ich will nicht mehr scheinen, was ich nicht bin. Und heute noch bitte ich den Herzog, mich ganz und gar nur so zu beschäftigen, wie es für mich taugt. Ich bin überzeugt, er wird's gleich merken,

denn er hat meiner Tapferkeit immer mit einem bedenklichen Lächeln zugesehen, und wenn er mich gelobt hat, so hat er innerlich meinen Dienst in seiner Kanzlei gelobt. Neben dem etwas unsichern Kanzler Leder hab' ich wirklich gute Dienste geleistet. Da, mit Wort und Feder, da bin ich gar nicht unsicher, gar nicht unruhig, da bin ich in Wahrheit muthig und tapfer. Warum? Da bin ich in meinem Elemente. In solcher Thätigkeit bin ich aufgewachsen. Ihr, Prinzessin, seid viel mehr geeignet als ich, Krieg zu führen. — „Ah! Warum denn?" — Euer Vater ist Euer Ideal. In seinem Lebenskreise seid Ihr innerlich aufgewachsen — „Das wollen wir ihm gleich sagen!" rief Marguérite und setzte ihr Pferd in Galopp.

Die Herzöge machten ihr Platz zwischen sich und sie erzählte allerliebst was ihr Dietrich eben mitgetheilt. Zu einigem Schrecken des eben heran kommenden Dietrich. Aber sie schilderte seinen Zustand so naiv und wohlwollend, daß er kein Gelächter erregte, sondern nur heitere Ausrufungen. Herzog Bernhard namentlich rief: er habe dies längst geahnt und werde den leidenden Helden künftig so verwenden, daß er wieder zu vollen Backen und ruhigen Augen käme. Marguérite brachte nun aber auch zur Sprache was Dietrich von ihr gesagt: daß sie kriegerisches Talent besitze.

„Das ist ganz gut gesehen von Herrn Dietrich," rief ihr Vater, „strategisches Talent hast Du wirklich. Nicht blos auf dem Schachbrette. Und das kannst Du unserm werthen Gaste sogleich beweisen. Er will einen Feldzugsplan entworfen sehen an der Aar abwärts nach Schwaben hinüber. Hier fließt die Aar, im Kopfe hast Du Ausweis genug von mir, so steh' Deinem Feldherrn Rede und erwirb Dir einen höheren Grad in seinem Generalquartiermeister-Stabe."

Marguérite verlangte es gar nicht besser. Bernhard auch nicht. Sie erklärte sich muthwillig bereit und folgte ihm sogleich, als er auf eine kleine Anhöhung des Ufers deutete, wo weitere Uebersicht zu hoffen wäre. Lustig sprengte sie neben ihm da hinauf,

während ihr Vater mit Dietrich im Schritt weiter ritt und das Thema über kriegerischen und bürgerlichen Muth zu erörtern begann. Der gute Vater sah dabei lächelnd dem fortsprengenden Paare nach, ließ aber Dietrich nicht im Geringsten merken, daß er nicht all' seine Aufmerksamkeit dem Studium des Dietrich'schen Charakters widmete. Marguérite war in der That befähigt in strategischen Dingen und der Vater hatte diese Befähigung gepflegt. Er hatte immer, als wäre sie ein Sohn, über Bedingungen eines Gefechts mit ihr gesprochen, wenn sie neben einander über Land geritten waren, er hatte ihr, da sie verständig darauf einging, in leicht faßlichem Tone Grundsätze und Maßregeln aus einander gesetzt, welche zur Kriegführung nöthig sind. Und sie hatte das Alles lebendig und verständig aufgefaßt. Welch eine willkommene Ueberraschung für Bernhard! In seinem Fache die Geliebte zu examiniren und zu belehren! Und ihr zu schmeicheln für die erstaunlichen Vorkenntnisse, welche sie entwickelte! Und wie allerliebst naiv entwickelte sie dieselben, wie reizend altklug bestand sie darauf, daß man dies Thal der Aar um keinen Schritt breit verlassen dürfe, um gesichert ins deutsche Reich einzubrechen. Denn es führe ja geradeswegs dahin. Bei Waldshut falle die Aar in den Rhein und diese Waldstadt sei schon österreichisch und werde gleich im ersten Anlaufe genommen.

„Aber sie liegt drüben auf dem rechten Ufer des Rheins", warf lachend Bernhard ein, „wie kommen wir über den reißenden Strom hinüber, um sie im ersten Anlaufe zu nehmen?" — Wie? Ja, wir machen es wie Herzog Bernhard an der Saône! Wir schwimmen mit den Reitern durch eine Furth und schneiden drüben dem Feinde die Rückzugslinie ab. Wenn er das merkt, reißt er aus und wir sprengen von rückwärts in die Stadt. — „Wenn aber die Thore geschlossen sind?" — So schießen wir sie ein! — „Womit?" — Mit — ja so! Unsere Stücke sind noch nicht auf der Schweizer Seite, wir haben blos Reiter — „Allerdings!" — Nun dann warten wir und lassen alle Trompeter blasen, um die Waldshuter einzuschüchtern, und — „Und?" —

Und fragen den Herzog Bernhard, was für eine Kriegslist er in seinem erfinderischen Kopfe habe?!

Bernhard konnte sich nicht enthalten, nach ihrer Hand zu greifen und unter glücklichem Lachen sie herzhaft zu drücken. Sie lachte mit, und da der Herzog sein Pferd dicht an das ihrige gedrückt, so waren sie sich Angesicht zu Angesicht ganz nahe; Auge an Auge — in dem einen Liebe, in dem andern Zutraulichkeit. Es folgte kein Kuß, es folgte nichts weiter, dennoch war Bernhard wie von einem riesenhaften Schritte der Annäherung beglückt. Unschuldige erste Neigung ist ja die Bescheidenheit selbst, sie sättigt sich an Mondesstrahlen. Es war aber auch nicht zu läugnen, daß Marguérite an diesem Morgen ihm näher zugeführt wurde. Sie hielt sich von jetzt an für seine Schülerin. Sie verlangte, indem sie weiter ritten, Belehrung und Belehrung über Alles, und in größter Geschwindigkeit. Und da sie wie ein junges Mädchen überall mit natürlichen, neckischen Bemerkungen den Lehrer unterbrach, und da Bernhard in überwallender Glückseligkeit auf alle abbeugenden Bemerkungen liebevoll einging, und als erfahrener Mann überall eine herzliche Bedeutung anzubringen wußte, welche von dem begabten Mädchen stets auf der Stelle, und immer sinnig aufgefaßt wurde — so öffnete diese lange Unterredung Beiden eine weite Pforte der Gemeinsamkeit.

„Prächtig! prächtig!“ rief Marguérite, „jetzt werd' ich von Wichtigkeit für meinen Vater und für Euch! Jetzt müßt Ihr mich in ernsthaften Dienst nehmen!“

Und sie rief mit heller Stimme nach dem Vater hinab, der unten auf dem Wege neben Dietrich dahin ritt. Er lenkte herauf. Die Sonne schien hell, der junge Schnee blitzte, die Aar schäumte an schmalen Eisrändern, die stille Winterluft war von frischer Erquickung, die weißen Wälder sahen von den Hügeln leuchtend zu.

„Du hast ja gesagt, lieber Vater,“ rief sie ihm entgegen, „daß Du mitziehen wolltest, wenn Dein Kriegsplan ins Werk

gesetzt würde. Ich habe dem Herzog Bernhard bewiesen, daß ich auch was vom Kriege verstehe und daß ich mich nützlich machen könnte durch weisen Rath der Jugend. Ernsthaft, lieber Vater, nimm mich mit! Dir kann ich gewiß nützen, wenn auch nur durch Liebe und Aufmerksamkeit."

Herzog Heinrich schüttelte lächelnd das Haupt.

„Helft mir doch bitten, Herzog Bernhard?" rief Marguérite.

Bernhard war äußerst bereit dazu. — Wenn auch nicht gerade in die Schlacht — sagte er — aber ins Hauptquartier, wo die Pläne entworfen werden, sollte der junge Generalquartiermeister mit seinen jugendlich frischen Eingebungen doch wol berufen werden können. Er werde die Lebensgeister der Feldherren gewiß wesentlich anfrischen. — Herzog Heinrich lächelte. — Und besonders jetzt, fuhr Bernhard fort, wo wir an der Grenze eines neutralen Landes operiren, jetzt bietet sich auch für die Gegenwart der Frauen günstiger Anhalt. Auf schweizerischem Boden sind sie ganz ungefährdet, und uns doch ganz nahe. Basel zum Beispiel ist ein wohlhabender sicherer Ort.

Herzog Heinrich ließ sich überzeugen und meinte endlich nur, es werde große Mühe kosten, seine Frau für diesen Plan zu gewinnen. So war es auch. Bei der Heimkehr fand man an der Herzogin lebhaften Widerspruch. In erster Linie dagegen, daß Herzog Heinrich mit seiner erschütterten Gesundheit ins Feld ziehen wollte. Sie ließ sogleich den Doctor Blandini zur Berathung rufen. Ehe dieser noch eintrat, erklärte Herzog Heinrich im Tone strengen Ernstes, daß hierin sein Entschluß gefaßt und bereits in vergangener Nacht dem Herrn Herzoge von Weimar mitgetheilt sei. — Es ist für mich — sagte er — das tiefste Bedürfniß, wenigstens meine Person einzusetzen für unsere gemeinschaftliche Sache. Leider ist durch die perfiden Maßregeln des Richelieu'schen Regimentes mein Anhalt in der Schweiz vernichtet worden. Ich kann nicht, wie ich gehofft, dem Herrn Herzoge eine Truppenmacht zuführen. Leider haben sich auch meine

hugenottischen Freunde einschüchtern und zersplittern lassen, und ihre Unterstützung für uns ist kaum der Rede werth. Um so mehr fühle ich mich verpflichtet und gedrängt, wenigstens all' das einzusetzen, was ich selber habe: meine Güter und mein Leben. Was sind sie mir, wenn sie nicht den höheren Anforderungen meines Geistes und Herzens zu Gebote stehen?! Der Arzt mag sagen was er will, ich ziehe ins Feld für die Sache meines Glaubens, und wenn mich der Herzog von Weimar auch zu nichts weiter brauchen könnte als zum gemeinen Reiter, so wird es mir eine Genugthuung sein, ihm als gemeiner Reiter zu dienen. — Darauf mußte auch die Herzogin schweigen.

— Uebrigens, setzte Herzog Heinrich hinzu, erfülle ich ja im Felddienste die Vorschrift des Arztes in vollem Maße. Ich soll den ganzen Tag in freier Luft sein; nun, das werd' ich sein. Blandini, der endlich eintrat und die Absicht des Herzogs erfuhr, mußte das bestätigen. — Nur eine Gefahr, sagte er, darf ich nicht verschweigen: jede Verwundung ist für Euch bedrohlicher als für jeden Anderen, Herr Herzog. Euer Blut ist in seiner Lebenskraft noch geschwächt. Für die Heilung jeder Wunde ist die Beschaffenheit des Blutes entscheidend. Für Euch ist auch eine geringe Verwundung gefährlich. Absonderlich eine Schußwunde.

— Ich steh' in Gottes Hand wie jeder Krieger, welcher sein Herz dem Kugelregen getrost aussetzt — erwiderte Herzog Heinrich.

Und nun wurden unter dem Eindrucke seines Ernstes alle Anstalten getroffen, das herzogliche Hauswesen vom folgenden Tage an nach Basel zu übersiedeln.

Am nächstfolgenden Tage war allgemeiner Aufbruch aus der Lenzburger Behausung. Bis nach Aarau gemeinschaftlich; jenseits der Aarbrücke in zwei getrennten Gruppen. Die Frau Herzogin mit zahlreicher Dienerschaft und mit Blandini sammt

Medardo gen Basel. Blandini, versehen mit weitester Vollmacht vom Herzoge Bernhard, sollte und wollte über Basel hinaus nach Dellsberg ins weimarische Heerlager, um dort alsbald seine ärztliche Hilfe zu entwickeln für alle schweren Gebresten der Krieger.

Dies war die eine Gruppe. Die andere Gruppe bestand aus den beiden Herzögen, Marguérite, Dietrich, Mathieu, einigen Reitknechten Weimar'schen und Rohan'schen Dienstes und einer ältlichen Kammerfrau, welche im Sattel gerecht war. Marthe hieß sie, und es war dieselbe, welche im vergangenen Winter krank zu Paris verblieben und die Quelle von Nachrichten über die schnelle Abreise der Herzogin und Marguérite's geworden war für den nachforschenden Dietrich. Sie war in ihrer Jugend Marguéritens Amme gewesen, hing mit treuer Zärtlichkeit an ihr und war eine mit gutem Mutterwitz begabte Vertrauensperson im Rohan'schen Hause. Zum Troste der Herzogin, welche bestürzt war über den ruhig und fest ausgedrückten Entschluß des Herzogs, Marguériten mitzunehmen, zum einzigen Troste der Herzogin hatte Marthe erklärt: auch wenn sie wieder krank werden sollte, würde sie sich durch keine Gewalt abhalten lassen, ihr „Prinzessin-Kind“ — so nannte sie Marguériten — in alle Ewigkeit zu begleiten, auch in die Schlacht selbst, wenn das Prinzessin-Kind so verrückt wäre, dahinein zu wollen. Sie hatte das nachdrücklich wiederholt trotz der Erklärung Herzog Heinrichs: daß ja von einem Kriegszuge gar nicht die Rede wäre, sondern von einem friedlichen Spazierritte, und daß er in zwei bis drei Tagen auf dem Wege nach Dellsberg bei der Frau Herzogin in Basel einsprechen und Marguériten wiederbringen werde.

Blandini und Medardo hatten umsonst wie Maulwürfe gehorcht, ob denn in diesen Gesprächen nicht ein kleiner Wink vorkommen werde, was dieser Spazierritt in Sachen des Krieges zu bedeuten habe. Es hatte sich kein Wink ereignet, und man hatte sich jenseits der Aarbrücke getrennt.

Die Gruppe der Herzöge ritt am linken Ufer entlang gegen den Norden. Sonnenhelles freundliches Winterwetter lag über der weißen Landschaft. Die beiden Herzöge hatten eine sehr ernsthafte Rekognoscirung vor. Bernhard hatte in seinem Lager die Nachricht zurückgelassen, daß er wol bei seiner Rückkehr, und nachdem besonders der Pferdemangel annähernd ergänzt worden, eine Bewegung gegen die burgundischen Berge vornehmen werde, um dem Herzoge von Lothringen die Operationslinie zu bedrohen und seinen Magazinort Mümpelgard zu decken; aber gegen Hans von Starschädel hatte er im Vertrauen gesagt, daß er den früheren Plan eines Rheinüberganges von der Schweiz aus wieder aufnehmen und daß er Rohan's Vorbereitungen dafür sorgfältig prüfen werde. Der Herzog Heinrich hatte ihn denn in der ersten Nacht mit allen Nachweisen eines erfahrenen Feldherrn in diesem Plane bestärkt, und sie waren übereingekommen, jetzt das linke Rheinufer von der Mündung der Aar bis Basel in Augenschein zu nehmen. Die beste Stelle sollte entdeckt werden, an welcher unter allen Vortheilen der Ueberraschung ein kleines Kriegsheer über den, wenn auch nicht allzu breiten doch reißenden Strom gesetzt werden könnte. Ein Hauptgesichtspunkt war der Ort Rheinfelden, welcher für fest verwahrt galt, und in welchem eine beträchtliche kaiserliche Besatzung sein sollte.

In der Gegend von Rheinfelden war auch besondere Vorsicht nöthig für ihre Personen, falls diese Verdacht erwecken sollten, und deshalb war beiden Herzögen weibliche Begleitung von Werthe. Solch' eine Begleitung werde den Gedanken nicht aufkommen lassen, daß zwei protestantische Feldherren dort herumreiten könnten, um ein Kriegsterrain in Augenschein zu nehmen.

So zog denn diese Gesellschaft in recht wohlgemuther Stimmung am Flusse dahin und hoffte an dem kurzen Wintertage bis ins Städtchen Bruck zu gelangen. Bernhard war in der Nähe des geliebten Mädchens von reinster Heiterkeit durchströmt, und der sonst so ziemlich schweigsame Mann erwies sich redselig bis zur Tändelei mit der fraglustigen Marguérite, welche für jede

neue Gestalt der Landschaft Auskunft verlangte. Dietrich wurde von Beiden als Anknüpfung zu Scherzen benutzt und erwachte auch zu guter Laune, als ihm Herzog Bernhard wiederholt versicherte: wenn Tapferkeit so viel innere Hindernisse zu überwinden habe wie bei ihm, so sei sie eine außerordentliche und müsse viel höher geschätzt werden als die eines gedankenlosen Schlagetodts.

Marguérite und Herzog Heinrich lachten Beifall, und die nachfolgende Dienerschaft schloß aus diesem fröhlichen Gebahren der Herrschaft, daß das schöne junge Paar wol als Brautpaar ankommen werde in Basel bei der Frau Herzogin. Mathieu hatte seinen Herzog seit vielen Jahren nicht so froh gesehen, und Marthe ließ ein Vorurtheil nach dem andern fallen gegen den fremden Herzog, welcher ihr als Ausländer eigentlich nicht willkommen war für ihr „Prinzessin-Kind“. Sie nahm mit gnädigem Kopfnicken Mathieus Erläuterung auf, daß ein Herzog des deutschen Reiches ein sehr großer Herr sei, und ein so gewaltiger, wie dieser selbst für eine Rohan „convenable“ genannt werden könne.

Bei sinkender Sonne lag Brugg vor ihnen, und ehe sie hinein ritten, fanden die Herzöge für nöthig, der Dienerschaft Instruktionen zu geben, damit den Nachfragen in der Herberge gleichmäßig geantwortet und das Inkognito der beiden Feldherren nicht durch Unvorsichtigkeit bloßgestellt würde. Man sah, daß Herzog Heinrich das Pferd anhielt und dem Herzog Bernhard winkte. Marguérite und Dietrich ritten langsam weiter. Man sah, daß die beiden Herren vertraulich mit einander sprachen, hörte einen lebhaften Ausruf Bernhards und vernahm die Aeußerung Rohan's: Mit Eurer Erlaubniß, lieber Freund, für diesen Zweck; das Kind erfährt wol nichts davon.

„Ich wünschte im Gegentheil, daß sie davon erführe und daß sie sich den Titel gefallen ließe!“ erwiderte Bernhard. — Also mit Eurer Erlaubniß! schloß Herzog Heinrich und hielt still, die Dienerschaft erwartend. Bernhard that desgleichen.

Der Dienerschaft wurde nun in deutscher Sprache eingeschärft, alle Nachfragen folgendermaßen zu beantworten: die

reisende Gesellschaft sei ein junges Brautpaar, welches nach Basel zum Fasching reise. Die junge Braut und ihr Vater, ein Graf von Chillon, seien aus der französischen Schweiz, der Bräutigam ein deutscher Graf Moosburg. Sie kämen aus Bern, und kämen über Aarau, weil sie Verwandte seitwärts von der großen Straße besucht hätten. Von all' dem brauchten die Diener ungefragt nicht das Mindeste zu verlautbaren und bei erfolgender Nachfrage nur in aller Kürze das Nothwendigste zu sagen. Mathieu und Marthe sahen einander an nach dieser Mittheilung, und ihre Augen sagten: Wußten wir das nicht! Herzog Heinrich hielt schon jetzt diese vorsichtigen Instruktionen von nöthen, weil Bernhard im Laufe des Tages vorgeschlagen hatte, den weiteren Weg gegen Waldshut aufzugeben und gleich von Brugg aus durch das Frickthal an den Rhein zu reiten. Gerade dort, wo sie morgen Abend eintreffen könnten, sei eine kleine Strecke oberhalb Säckingen der Paß über den Rhein von den Kaiserlichen vernachlässigt. Zu wiederholten Malen sei ihm berichtet worden, daß dort gar kein Posten aufgestellt wäre. Dort aber, nahe bei Säckingen und unweit Rheinfelden, komme man in unmittelbare Nähe der Kaiserlichen, und es sei die größte Vorsicht auch von Seiten der Dienerschaft unerläßlich, um nicht verdächtig zu werden. Es wäre doch gar zu kläglich, wenn Herzog Bernhard erkannt und von den Kaiserlichen in Gefangenschaft geschlagen würde. Den Abend und die Nacht in Brugg ereignete sich nichts, was an solche Gefahr erinnert hätte. Man war hier noch innerhalb der neutralen Schweiz, welche mit dem Kriege nichts zu thun hatte und bei durchreisenden Cavalieren an nichts Bedenkliches dachte. Am andern Mittag aber im Städtchen Frick, wo sie ihr Mittagsmahl in der Herberge einnahmen, zeigten sich schon bedrohliche Symptome. Sie speisten in einem Zimmer, welches an die große Wirthsstube grenzte und durch einen offenen Zugang ohne Thürpforten mit derselben verbunden war. In der Wirthsstube waren zahlreiche Gäste und unter ihnen einige Krieger des kaiserlichen Heeres, welche aus Säckingen herüber gekommen waren. Bei

diesen erregten die Fremden Aufmerksamkeit. Namentlich ein stattlicher Wachtmeister mit grauem Bart und sehr neugierigen Augen näherte sich mehrmals dem offenen Thürraume und schaute den Speisenden zu, indem er nachdenklich seinen Bart streichelte. Herzog Heinrich bemerkte es. Bernhard war ausschließlich mit Marguériten beschäftigt, welche ihn soeben in munterster Ausgelassenheit als „Bräutigam“ anredete. Marthe habe ihr heimlich mitgetheilt, daß sie in den Brautstand erhoben worden sei.

„Und Ihr habt nichts dagegen?“ fragte Bernhard. — Ei, mein Vater hat's angeordnet, und ich bin eine gehorsame Tochter! — „Also nur aus Gehorsam fügt Ihr Euch!“ — Genügt das nicht für eine Reisebrautschaft? — „Es genügt wol, ist aber nicht besonders schmeichelhaft für den Bräutigam.“ — Das ist ein ungenügsamer Bräutigam.

An dieser Stelle, welche Bernhard hätte betrüben können durch Unbefangenheit, welche ihn aber nicht betrübte, weil seine unerfahrene Liebe noch immer anspruchslos verblieben war, wurde das Gespräch unterbrochen durch eine halblaut gesprochene Bemerkung des Herzogs Heinrich. Sie machte Bernhard aufmerksam, daß ein Kriegsmann von der Wirthsstube her ihn unverwandt anstarre. Vielleicht erkenne ihn der Mann. Er möge gefaßt sein, der Mann nähere sich. Wirklich rückte der Wachtmeister vor bis an den Eingangsraum. Herzog Heinrich sprach nicht deutsch, wollte aber doch versuchen, die Aufmerksamkeit des Mannes von Bernhard abzulenken, und fragte ihn französisch: womit man ihm dienen könne?

„Nit versteh', obwol ich etwas spanisch versteh'“, erwiderte der Wachtmeister und schaute sogleich wieder auf Bernhard. — Ihr seid wol ein kaiserlicher Kriegsmann? fragte nun Bernhard deutsch. — „Ja, Herr! Von der Besatzung in Rheinfelden.“ — Wünscht Ihr etwas von uns? — „Mit Verlaub, ja.“ — Was denn? — „Eine Auskunft, Herr. Wir haben nichts zu thun in Rheinfelden, da wird man neugierig. Und Euer Gesicht macht mir zu schaffen. Es erinnert mich an eine nächtliche Affaire vor der

Nördlinger Schlacht. Ich war einer spanischen Compagnie zugetheilt am Walde seitwärts der Höhe von Hirnheim. Da griff uns der Feind im Dunkeln an. Es waren Deutsche, waren Weimaraner, und ihr Anführer focht wie ein Teufel. Er hieb mich zusammen; sein Pferd war höher als das meinige, und er traf mich auf den Kopf. Ich sehe mein Lebtag, wie er ausholt' in der Dunkelheit, und als der Hieb kam, nahm ich sein Gesicht aus trotz der Dunkelheit." — Nun? Was weiter? — „Nun, mir scheint: Ihr habt g'rad' solch ein Gesicht, wenn's auch jetzt nicht so wild aussieht!" — Das kann wol sein. Im Dunkeln setzt man sich Allerlei zusammen. — „Schon recht, aber — seid Ihr kaiserlich?" — Seid Ihr Profoß, der ausfragt? — „Wachtmeister bin ich." — Der in der Schweiz wacht? — „Nein." — Mich verkennt Ihr, alter Freund. War nicht bei Nördlingen. Bin aus der Schweiz, die Eurem ewigen Kriege neutral zuschaut. Setzt Euch her und trinkt einen Schoppen. Ihr erzählt uns dafür, wie's drüben aussieht und ob die Dame hier sicher ist, wenn sie über die Grenze kommt. Sie möchte gerne den Rhein sehen. — „Das kann sie getrost. 's ist mausstill bei uns. Langweilig sogar. Drum lungern wir herum in der Umgegend. 's ist hier im Schweizerlande Alles wohlfeiler als bei uns; Krieg macht eben alle Nahrungsmittel theuer. — Danke, Herr, der Wein ist gut." — Setzt Euch nur und erzählt uns was. Wir wollen nach Basel. Sind wir da sicher vor den verhungerten Weimar'schen. Der Bischof von Basel soll ja Klage erheben über sie. — „Und mit Recht. Sind ihm wie ein Heuschreckenschwarm aufs Land gefallen, und die Bürgerschaft hält heimlich zu ihnen. Die Städter sind überall den Ketzern heimlich zugethan. Aber von dieser Seite habt Ihr nichts zu besorgen, so weit herüber können sich die verhungerten Heuschrecken nicht wagen. Sie pfeifen auch auf dem letzten Loche und müssen in die burgundischen Berge zurück. Gestern war unser Generalissimus, der Herzog von Savelli, in Rheinfelden, der hat's gesagt. Er ist zum Lothringer hinüber geritten ins Elsaß, um ihnen den Garaus zu machen bei ihrem Rückzuge.

Himmelelement aber, Herr," schloß plötzlich schreiend der Wachtmeister seine Rede und sprang vom Sessel auf, „gerade so wie Ihr mich jetzt anseht, gerade so schaute auf der Hirnheimer Höhe der Satan auf schwarzem Riesenpferde — gelobt sei Jesus-Christ, da steckt mehr dahinter!"

Und schleunigst verließ der Wachtmeister das Gemach und gleich darauf auch die große Wirthsstube, nachdem er dort seinen Kameraden gewinkt hatte, ihm zu folgen. Herzog Heinrich fand es nun nicht mehr gerathen, über die Schweizer Grenze zu gehen. Bernhard sei, wenn auch nicht eigentlich erkannt, doch in Gefahr, als feindlicher Führer angehalten, festgenommen und am Ende doch vollständig erkannt zu werden. Marguérite schrie auf. Die Wirklichkeit hatte schnell ihre abstrakte Kriegsmuthigkeit überwältigt; sie zeigte sich voll fiebernder Angst für ihren Reisebräutigam, und das machte dem Herzoge Bernhard eine außerordentliche Freude. Er war ganz anderer Meinung. Gefahr war ihm vertraut, und er bestand darauf, die Recognoscirung durchzuführen. Es sei ihm zu wichtig, das Terrain von Säckingen abwärts kennen zu lernen. Der Herzog Heinrich mit seiner Tochter möge allenfalls das Ueberschreiten der kaiserlichen Grenze vermeiden und auf Schweizerboden nach Basel reiten. Das gewiß nicht! — rief dieser — ich bin ja den Kaiserlichen eine Nebenperson; also mit Gott vorwärts! Vorwärts! rief Bernhard und erlaubte sich, die Wange Marguéritens leicht wie mit einem leisen Backenstreiche zu streicheln unter dem Zurufe: Muth, junges Kriegsfräulein! Marguérite erröthete und erwiderte kein Wort. Man stieg zu Pferde und war bald an der Grenze. Auf Bernhards Wunsch war man gestreckten Galopp geritten, um noch bei Tagesschein an den Rhein zu kommen. Dies erregte Marguéritens Spannung und Aufregung und Aengstlichkeit. Sie bemerkte dabei mit wachsender Bewunderung, daß Bernhard von alle Dem keine Notiz nahm. Er kam jetzt zum ersten Male in ihrer Gegenwart in sein Element und verwandelte sich vor ihren Augen.

Die Sonne ging eben zu Rüste, als sie an das Rheinufer kamen. Links sah man Säckingen, rechts etwas entfernter Lauffenburg liegen. Dies war der Punkt, welchen Bernhard suchte. Weder links noch rechts war ein Kriegsposten zu sehen. Bernhard bat den Herzog Heinrich, eine Viertelstunde auf ihn zu harren, und ohne Antwort abzuwarten, sprengte er in vollem Rosseslaufe am Ufer aufwärts gen Lauffenburg zu. Marguérite erschrak heftig. — Er setzt sich aus, Vater — rief sie — sie werden ihn fangen! Der Vater machte eine abwehrende Bewegung und betrachtete seinerseits die Böschung des Ufers genau. Ein Flüßchen läuft von Frick herab an der Ortschaft Eicken vorüber hier in den Rhein. Es war fast zugefroren. Zwei Kähne saßen fest im Eise. Da hinunter ritt Herzog Heinrich, Tochter und Gefolge oben lassend. Marguérite sah sich nun ganz verlassen, und die Gefahr Bernhards schien ihr nun noch größer. Da hörte sie den Galopp seines Pferdes; er kam zurück. Grüßend, freudig rief sie ihm zu. Er hatte keine Zeit für sie, er lenkte ihrem Vater entgegen, der eben herauf kam und ihm eine kurze Mittheilung machte.

„Dies ist der Punkt, wie wir ihn brauchen," sagte Bernhard mit gedämpfter Stimme, „es scheint Alles frei bis Lauffenburg hinauf, und Lauffenburg hat, wie Ihr sagt, eine Brücke?" — Eine starke Brücke zwischen den Stadttheilen diesseits und jenseits des Rheins. — „Wohl; und jetzt rasch beim letzten Tagesschimmer am Ufer entlang nach Säckingen." — Dort liegen aber jedenfalls kaiserliche Truppen! — „Wenn auch!" — Vielleicht auch der Wachtmeister, der Euch in Frick erkennen wollte. — „Wenn auch!" — Der gehört aber nach Rheinfelden und bleibt schwerlich des Nachts fort von seiner Truppe. „Wie dem auch sei, ich muß wissen, wie stark der Feind in Säckingen und wie es in und um Rheinfelden beschaffen ist. Wir übernachten in Säckingen und reiten morgen früh nach Rheinfelden —" — Hinein? rief erschreckt Marguérite. „Hinein, mein Fräulein vom Generalstabe. Ihr müßt Euren Sporn verdienen, wir sind jetzt in den Krieg gerathen."

Es begegnete ihnen nichts von Bedeutung bis Säckingen. Dort fanden sie aber keine Brücke. Säckingen leuchtete mit seinen Lichtern vom andern Ufer herüber. Auf der Fähre setzten sie getrost hinüber und ritten unangehalten durchs Wasserthor. Daß von der Thorwache ein Soldat fortritt, nachdem sie vorüber passirt, das bemerkten sie nicht. Es war einer von denen, welche der Wachtmeister aus der Wirthsstube in Frick mitgenommen, und er ritt wirklich bei sternheller Nachtzeit nach Rheinfelden hinüber. Sie blieben auch in der Herberge unbehelligt und erfuhren mit Leichtigkeit, daß kaum fünfzig Mann kaiserlicher Truppen im Städtchen lagen. Am andern Morgen gingen sie auf der Fähre wieder zurück. Denn der Weg nach Rheinfelden ist auf der Schweizer Seite viel kürzer, weil der Rhein abwärts von Säckingen eine große Krümmung macht gegen Norden. Die Sonne schien wie gestern; der Schnee glitzerte. Sie ritten scharf, und schon nach einer Stunde sahen sie in der Ferne die hohen Ringmauern der festen Stadt auftauchen. Marguérite bat dringend, außen um die Stadt herum zu reiten. Man sähe ja genug von der Beschaffenheit. Herzog Bernhard schüttelte lächelnd sein Haupt, erinnerte an den „Sporn" und setzte leise hinzu: — Die Stadt will ich erstürmen, es ist mir von großem Werthe, ihr Inneres mit eigenen Augen kennen zu lernen. Der erste Mann, welchen sie am Thore sahen, war der Wachtmeister. Er grüßte schweigend. Bernhard fragte unbefangen, welche Herberge die beste wäre? — Im Hirschen! — antwortete der Wachtmeister.

Man ritt zum „Hirschen". Und als man dort abgestiegen, entfernte sich Bernhard zum Schrecken Marguérite's. Er schlenderte durch die Stadt und ließ sich nach der Rheinbrücke weisen, jenseits welcher eine ebenfalls mit starken Mauern befestigte Vorstadt lag. Er blieb über eine Stunde aus, während welcher ein Frühstück auf Dietrichs Anordnung bereitet wurde. Die große Wirthsstube war ziemlich leer. Nur einige Soldaten und einige Bürger saßen an einem Ecktische und verzehrten frühzeitig ihr Mittagsmahl. Der große Tisch am Fenster, durch welches die

Sonne schien, war frei, und auf ihm wurde für die Fremden gedeckt. Marguérite saß am Fenster und sah hinaus voller Spannung, ob Bernhard zurückkehren werde. Der Vater redete ihr leise zu, sie möchte ruhige Fassung behaupten. Dietrich, welcher allein deutsch sprach mit der aufwartenden Kellnerin, bestellte den besten Markgräfler, welcher im Keller zu haben sei. Er erschrak nicht wenig, als diese Kellnerin plötzlich sagte: Der Herr Commandant! Herr Gott, der Herr Commandant! Ein graubärtiger, hoch gewachsener Mann war eingetreten, respectvoll begrüßt von den Insassen am Ecktische. Er dankte leutselig und schritt auf den Herzog von Rohan zu, diesen mit der Frage anredend: — — wo denn der jüngere Cavalier wäre? Der Herzog entschuldigte sich, daß er nur ungenügend deutsch rede, und wies auf Dietrich. Ehe aber dieser antworten und etwas verderben konnte, stand Herzog Bernhard selbst zwischen ihm und dem Commandanten und fragte: — womit er dienen könnte?

„Wahrhaftig!" rief der Commandant, „der Wachtmeister hat Recht, die Aehnlichkeit ist curios!" — Welche Aehnlichkeit?

Der Commandant zog eine kleine Druckschrift aus dem Wamse und zeigte auf einen Holzschnitt, welcher in dieselbe eingeheftet war. Er stellte das Brustbild eines gewaffneten Kriegers vor und Bernhard las mit klarer Stimme die Unterschrift, welche lautete: Bernhardus, dux Saxoniae, liberator ecclesiae evangelicae. Marguérite stieß bei den ersten Worten einen Schrei aus. Der Commandant sah sie an, und Bernhard reichte ihr das Bild hin, unter Lachen in französischer Sprache: „Diesem grimmigen Kriegsfürsten soll ich ähnlich sehen, findet Ihr das?" — Non! Non! — rief sie. „Meine Braut ist nicht der Meinung, die Ihr zu haben scheint, und ihr gefällt der Tausch nicht. Ich stimme Euch aber bei, Herr, es ist einige Aehnlichkeit vorhanden. Mit wem hab' ich das Vergnügen zu sprechen?" — Ich bin der kaiserliche Commandant von Rheinfelden.

Bernhard bat ihn wie jenen Wachtmeister, sich bei ihnen niederzulassen und das Frühstücksmahl mit ihnen zu theilen. Sie

n aus der inneren Schweiz und würden sehr dankbar sein, al von einem Fachmanne etwas Gründliches über den Stand ndlosen Krieges zu erfahren. In der inneren Schweiz glaube an das nahe Ende desselben, da die kaiserlichen Waffen ja ll siegreich seien, jener Holzschnitt-Störenfried nun offenbar in den letzten Zügen liege und der neue Kaiser den Ruf ertiger Milde in der Schweiz habe, ganz wie ein ächter rreicher. Ihr, Herr Commandant, seid wol auch einer, Ton Miene haben das gemüthliche Oesterreichische.

— Bin wirklich ein Oesterreicher, heiße Rödel, und mir s schon recht, wenn das Raufen einmal ein Ende hätte: weiß kaum noch, wofür wir uns raufen. Mein Vater war noch Ketzer und ist übergetreten. Bei uns macht man sich s mehr draus. Der Herr ist wol auch ein — „Ketzer? Aufg ja. Bei uns im Berner Lande leben alle Secten friedlich einander. Was Kirche und was Sprache betrifft. Mein iger Schwiegervater hier zum Beispiel und mein schreckhaftes tchen verstehen unsere deutsche Sprache nicht.“ — Ihr t aber hochdeutscher, als sonst in der Schweiz, wo der nen mitredet, üblich ist. — „Das macht der Hauslehrer, vir Kinder hatten. Er war aus Hessen und hat uns den nen gereinigt.“

Der Herr Commandant bewährte sich als ächter, gemüth- Oesterreicher. Er gab den Verdacht nicht auf, welchen der tmeister über die Person des stattlichen Schweizer Cavaliers : hatte, aber er gab sich auch dem behaglichen Augenblicke hin, er sich bei einem guten Frühstück in guter Gesellschaft darer geberdete sich als Sprößling eines Großstaates, welcher en alten Römern spricht: Um kleine Dinge macht sich der or keine Sorge! Auffallenderweise bestärkte ihn Marguérite ser Sorglosigkeit. Das junge unentwickelte Mädchen erwies nit einem Male als vollständiges Frauennaturell. In aller : griff sie nach dem sichersten Frauenmittel: sie suchte den n Commandanten zu interessiren, sie suchte ihm zu gefallen.

Alle Brocken der deutschen Sprache, welche ihr in Lenzburg zugefallen waren, kramte sie aus und bat um Belehrung. Sie that dies so hastig, daß es liebenswürdig komisch wurde und dem etwa fünfzigjährigen Herrn Commandanten, welcher junge Mädchen zu schätzen wußte, ungemein behagte. Er schien den Zweck seines Besuches im Wirthshause ganz vergessen zu haben und erinnerte sich erst wieder daran, als Dietrich beordert wurde, die Pferde vorführen zu lassen und die Gesellschaft aufbrechen wollte. Er erinnerte sich daran, weil er bei Oeffnung der Thür den Wachtmeister im Hausflur stehen sah.

„Ah, richtig," rief er jetzt, „den Namen des Herrn aus der Schweiz möcht' ich gern wissen. 's ist wegen der Aehnlichkeit!" — Meinen? fragte Bernhard, um Zeit zu gewinnen — „Ja. Der Wachtmeister da thut's nicht anders. Der schönen Braut schwebt er schon auf den Lippen, wie ich sehe." — Sie wird ihn fallen lassen! lachte Bernhard. — Marguérite war purpurroth geworden, daß Bernhard selbst solche Entscheidung auf ihre Lippen legte, und athmete hoch auf, als Dietrich ein Zeichen machte. „Dietrich," sprach sie fast unwillkürlich. — Dietrich nennt ihn das Bräutchen, sagte galant der Herr Commandant, und wie nennt ihn Hinz und Kunz? — „Dietrich von Droot!" — Der Herr Commandant küßte ihr das erschrocken niedersinkende Händchen und — wünschte glückliche Reise. — Vorüber ging's am kopfschüttelnden Wachtmeister, welcher den Commandanten zurück hielt. Marguérite bemerkte das und ergriff Bernhards Arm — was sie nie gethan — um recht eilig mit ihm hinab zu kommen aufs Roß. — „Gestreckten Laufes fort! fort!" flüsterte sie, als sie im Sattel war. — Das würde uns erst recht verdächtig machen, erwiderte leise Bernhard, langsamen Schrittes bis zum Thore! Und Niemand blickt zurück! — So thaten sie und wurden's nicht gewahr, daß der Wachtmeister hinter ihnen her kam und am Thore nach ihnen rief. — Nicht hören und nicht umschauen! — commandirte Bernhard — bis wir draußen sind. Dann alle Sporen einsetzen!

Der Wachtmeister setzte sich in Trab, und just als sie mit den ersten Schritten aus dem Thore waren, hatte er sie eingeholt und griff Bernhards Pferde in die Zügel.

— Vorwärts! — rief Bernhard den Uebrigen zu. Alle spornten ihre Thiere, Marguérite aber schrie auf, als sie sah, daß der Wachtmeister Bernhards Zügel ergriffen, und sie schrie nicht blos, sie schrie den Namen „Bernard!" „Bernard!" schrie nun auch mit Stentorstimme der Wachtmeister, „ich dacht's ja! Wache heraus!"

„Aus" kam nur noch dumpf aus der Kehle. Ein Faustschlag Bernhards hatte ihn zwischen Auge und Ohr in die Schläfe getroffen und sein erschüttertes Hirn hatte seine Hand am Zügel geöffnet. Einige Schritte seitwärts taumelnd hatte er auch die Sehkraft eingebüßt, und konnte später der Wache nicht einmal erzählen, wie das Brautpaar trotz dem Sturmwinde von dannen geflogen wäre. Das Brautpaar selbst, in vollem Rosseslaufe bald die Uebrigen und die Schweizer Grenze erreichend, hatte seine gegenseitige Stellung verändert. Marguérite war durch die Gefahr wärmer und theilnehmender geworden für Bernhard; Bernhard dagegen war ganz Kriegführer geworden. Der großen Unternehmung war er jetzt ganz hingegeben und die Liebesneigung trat zurück. Er eilte ungestüm nach dem nahen Basel. Spät Abends kamen sie dort an und fanden die Herzogin in der Herberge, welche auf den Rhein und auf die Vorstadt Klein-Basel schaut. Ihr wurde Marguérite, die noch immer etwas betroffen war, übergeben. Noch in der Nacht sprach Herzog Bernhard zwei Baseler Kaufleute, welche durch Erlach gewonnen und seiner Sache zugethan waren. Sie versprachen, daß die Baseler Bürgerschaft sich nur erschrocken geberden würde, wenn das deutsche Heer ohne weitere Anfrage durch ihr Gebiet zöge. Am andern Morgen in dunkler Frühe ritten beide Herzöge nach Dellsberg ins Hauptlager. Bernhard hatte gar nicht Abschied genommen von der Herzogin und Marguérite, sein Geist war mitten im Kriege. Gegen Mittag holten sie Blandini ein, welcher langsam auf

seinem Maulthiere dem deutschen Kriegslager zuzog unter sorgenvollen Gesprächen mit Medardo.

„Ihr wohnt bei mir, lieber Doctor,“ rief Bernhard im Vorüberreiten, „und gehört zu meinem Hausstande. Hoffentlich trennen wir uns nicht mehr. Ade indessen! Euer Langohr geht mir zu langsam.“

9.

In den nächsten Wochen war im deutschen Lager Alles mit wunderbarem Eifer gefördert worden. Pferde wurden herbeigeschafft, Unbeschuhte wurden beschuht, Kranke wurden geheilt, Ungeübte wurden geübt. Hans von Starschädel war wirklich da und entwickelte sein Talent des Organisirens. Namentlich förderte er und verbesserte er das Geschütz. Erlach ferner war eingetroffen und hatte Nachricht gebracht, daß Hohentwiel gewonnen, daß Würtemberg im unteren Lande zum Aufstande bereit sei unter trefflicher Hetze des Bart-Conrads. Kaum vom Pferde mußte Erlach sogleich wieder aufs Pferd. Wer war geeigneter als er, auf die protestantischen Cantone der Schweiz zu wirken! Hinein in die Schweiz mußte er, um vorzubauen, wenn der Bischof von Basel und die katholischen Cantone aufschreien und aufspringen würden über Neutralitätsbruch. Blandini bemerkte wohl, daß ein Kriegszug vorbereitet würde, aber weder er noch Medardo konnten Näheres ergründen. Herzog Bernhard verlautbarte gar nichts. Nur Rohan und Starschädel schienen eingeweiht zu sein. Am 16. Januar 1638 spät des Abends verkündeten Trommeln und Trompeten, daß großer Gottesdienst gehalten werden sollte. Bei sternenheller, stillkalter Nacht traten alle Truppen unters Gewehr, und Herzog Bernhard mit all' seinen Generalen und Obersten, unter ihnen der Rheingraf, Nassau, Rosen, Ehm,

Taupadell, Schaffalitzky, Starschädel, erschien zu Fuß mit seinem Hofprediger. Auf freiem Felde hielt dieser eine kurze Predigt und ermahnte zum Kampfe für den evangelischen Glauben. Dann segnete er das Heer und dieses sang den ersten Vers eines Kirchenliedes. Es sang mit gedämpften Stimmen. Der Eindruck auf Blandini und Medardo hatte etwas Schauerliches. Sie hatten sich in die Nähe geschlichen, um vielleicht etwas zu erfahren. So wurden sie überrascht, denn die Truppen zerstreuten sich plötzlich und eilten in Ställe und Quartiere, um die letzte Hand an ihre Rüstungen zu legen; in zwei Stunden sollten zweitausend Mann aufbrechen. Sie waren aber freundlich gegen den „Wunderdoctor", wie er genannt wurde. Er hatte schon zahlreiche Heilungen bewerkstelligt, und man war ihm gewogen, obwol man sich zuraunte: Eigentlich ist er ein Papist! Auch Herzog Bernhard stand in Kurzem neben ihm und sagte wohlwollend: „Lieber Doctor! mein Kanzler Leder ist beauftragt, eine Geldsumme an Euch auszuzahlen für Eure segensreiche Mühwaltung an meinen Kranken. Ich hoffe die Summe zu verdoppeln, wenn wir uns wiedersehen. Nehmt Euch der zurückbleibenden Kranken hier und in Zwingen ferner an, damit sie mir kriegstüchtig nachgesendet werden können, und wenn Ihr scheidet, so bitte ich Euch, geht nach Basel zur Frau Herzogin von Rohan. Dort erhaltet Ihr die nächste Nachricht von mir. Kommt alsdann wohin ich Euch rufe, ich bitte Euch. Es wird Verwundete geben und Erschöpfte. Versprecht Ihr's?" — Ich verspreche es, Altezza.

Zwei Stunden später begann der Aufbruch. Es war frischer Schnee gefallen und darauf erhöhte Kälte eingetreten. Die Luft war still, der Schnee knisterte unter den raschen Schritten von tausend Fußgängern und tausend Reitern. So viel Truppen waren bestimmt zu einem Eilmarsche, zu einem Ueberfalle der Waldstädte. Der übrige Theil des Heeres mit seinen schwereren Bestandtheilen sollte nachfolgen. Zwischen Basel und Münchenstein marschirten diese zweitausend Mann über die Birsbrücke zu nicht geringem Staunen und Schrecken der Schweizer. Bernhard hatte

unter den Truppen verbreiten lassen, der Zug gehe über Waldshut hinauf, womöglich recta nach Wien. Er wußte, wie schnell Nachrichten durch die Bevölkerung laufen, namentlich einem bestimmten Ziele zu. Nach Waldshut mochten sie dringen, wenn sie nur Rheinfelden und der Umgegend vorüber liefen und die dortigen Kaiserlichen in Sicherheit ließen. Man marschirte denn auch eine Meile südwärts von Rheinfelden auf Frick zu, und dort erst wendete man sich jählings an den Rhein, an dieselbe Stelle oberhalb Säckingen, welche Rohan und Bernhard ausgesucht hatten. Die zwei Kähne fanden sie hier noch vor und wurden eiligst frei gehauen aus dem Ufereise.

„Sechzehn Mann vor!“ rief Bernhard. „Jeder erhält fünfzig Reichsthaler Belohnung. Wer will?!“

Eine ganze Schaar stürzte hinab in die Kähne und durch die grünweißen, eiskalten Fluthen, welche der Rhein hier in starkem Falle wälzt, ging es hinüber. Ruder hatte man vorsichtiger Weise mitgebracht. Am jenseitigen Ufer war Niemand zu sehen; es hinderte also auch Niemand und in Zeit von einer Stunde waren die Kähne achtmal hinüber und herüber gegangen und über hundert Mann marschirten jetzt drüben unter Anführung eines Lieutenants stromabwärts auf Säckingen los. Gleichzeitig führte Bernhard einige Compagnieen auf dem linken Ufer, um Säckingen gegenüber drohend zu erscheinen und die Fähren zu gewinnen, welche dort die Verbindung zwischen den Ufern unterhielten. Die geringe Anzahl kaiserlicher Truppen in Säckingen wurde überrascht, die Stadt sammt den Fähren fiel in Bernhards Hände, und vermittelst der letzteren wurden sogleich fünfhundert Weimaraner übergesetzt, welche das Kloster Bücken am Wege nach Rheinfelden in Besitz nahmen. Das geschah mit einbrechender Dunkelheit. — Pflegt Euch jetzt — rief Bernhard — sobald der Tag graut, erobern wir weiter. Im kalten Morgengrauen zog er an beiden Ufern aufwärts. Groß-Lauffenburg, welches an beiden Ufern liegt, war das Ziel. Hier gab's eine feste Brücke zwischen den beiden Stadttheilen, und eine solche

brauchte Bernhard am Nöthigsten. Nach Lauffenburg war die Nachricht schon geflogen von dem anrückenden wilden Heere, und als es mit der Morgensonne daher kam wie schwarze Wolken auf dem Schnee, da erschien der Commandant auf der Mauer und gesticulirte: wir können und wollen keinen Widerstand leisten!

So wurde Lauffenburg mit seiner wichtigen Brücke genommen, und als das langsamer marschirende Hauptheer nun angerückt kam, wurden die Truppen auf beiden Ufern vertheilt, Waldshut ebenfalls besetzt und Rheinfelden diesseits wie jenseits des Rheines eingeschlossen. Der ganze verwegene Ueberfall war gelungen: mit freiem Rücken stand Bernhard auf dem Boden des deutschen Reiches. Auf deutscher Seite zwischen Säckingen und Rheinfelden lag, wie gesagt, ein stattliches Deutschordenshaus, Bücken genannt, auf einer kleinen Anhöhe. Dort nahm Herzog Bernhard sein Hauptquartier. Man sah dort auf das nahe Rheinfelden hinab und sah auf das mälig sich erhebende Schwabenland hinauf, von wo der Feind zu erwarten war, welcher dem belagerten Rheinfelden Entsatz bringen konnte. Entsatz vermittelst einer Schlacht. Bernhard setzte Alles daran, Rheinfelden zu erstürmen, bevor der Feind käme und ihn zur Schlacht nöthigte. Aber jener Commandant von Rheinfelden, welcher sich dem reisenden Schweizer Bernhard so gemüthlich österreichisch erwiesen hatte, erwies sich dem stürmenden Herzoge Bernhard sehr ungemüthlich widerstrebend. Rödel vertheidigte seine Feste mit unerschütterlicher Tapferkeit. Die gut katholischen Bürger unterstützten ihn wacker, und es vergingen an drei Wochen, bis die Mauern und Thürme so erschüttert waren, daß ein gelingender Hauptsturm zu hoffen stand. Der fest gefrorene Boden erschwerte Erdarbeiten und Minenlegung gar sehr. Endlich war man so weit. Auf den nächsten Morgen war die Erstürmung angesagt. Bernhard sendete eine letzte Botschaft an den Commandanten mit der Aufforderung, die Stadt zu übergeben, und harrte im Kloster Bücken auf die Antwort.

Es war um die Mittagszeit. Bernhard, Rohan, der Rheingraf Philipp, der Graf von Nassau, Oberst Erlach und Hans von

Starschädel saßen bei der Tafel. Erlach war eben von Bern gekommen und hatte die Versicherung gebracht, daß dieser größte Schweizerstaat dem Heere der evangelischen Glaubensgenossen zu Willen bleibe und die eben eingelaufenen heftigen Reclamationen der kaiserlichen Behörden kurz abgewiesen habe. Die Tischgesellschaft war von bester Laune. Nur der Herzog von Rohan war still und ernst. Auf Bernhards Frage, ob seine Gesundheit wieder versage, erwiderte er halblaut: Ich möchte das nicht sagen; es fehlt mir nichts. Aber eine unerklärliche Traurigkeit beschleicht mich. Umsonst such' ich nach dem Grunde. — Da kam eine Meldung von Waldshut und Lauffenburg: man bemerke, daß große Trupps von Bauern aus dem Schwarzwalde herab zögen, oberhalb Waldshut von Stühlingen, oberhalb Lauffenburg von St. Blasien. Sie führten Saumthiere mit sich, welche mit Lebensmitteln, wol auch mit Schießbedarf beladen wären.

„Bravo!" rief die Tischgesellschaft, „das ist für Rheinfelden bestimmt und soll uns willkommen sein!"

— Man störe die Bauern nicht und lasse sie näher kommen. Taupadell kann eine Reiterabtheilung östlich zur Umgehung absenden, welche ihnen den Rückzug verleidet — befahl Herzog Bernhard. Rohan und Starschädel, welche trotz kurzer Bekanntschaft von einigen Tagen auffallend miteinander harmonirten, faßten die Nachricht anders auf. Sie hielten dieselbe für ein Zeichen, daß kaiserliche Truppen im Anmarsche wären. Die Bauern im südlichen Schwarzwalde gälten für fanatisch katholisch und kaiserlich und könnten sich wol den heranziehenden kaiserlichen Völkern angeschlossen haben. Diese Meinung fand bei den Uebrigen keinen Glauben. Savelli sei fern im Elsaß, Rainach, der allerdings aufmerksame Commandant von Breisach, könne die Hauptfeste nicht von Truppen entblößen, und der rührigste Führer, Johann von Wörth, stehe tief rheinabwärts auf Mainz zu, er könne nicht in so kurzer Zeit herbeieilen. Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Rückkehr des Parlamentairs, welcher den Commandanten von Rheinfelden zur Uebergabe aufgefordert hatte. Er

brachte eine abschlägige Antwort. — Sie rechnen drin — setzte er hinzu — augenscheinlich auf nahen Entsatz. Commandant Rödel that sehr zuversichtlich. Uebrigens haben unsere Reiter einen Mann aufgefangen, der zwar in Bauernkleidern steckt, aber Kopf und Haltung eines Kriegsmannes hat. Auf einem Saumpfade, der von St. Blasien herunter führt, haben sie ihn getroffen. Er ist vom Pferde gesprungen, um auf dem unebenen Boden leichter zu entschlüpfen. Sattel und Zaumzeug des Pferdes ist kaiserlich kriegsmäßig gewesen. Er spricht auch nicht schwäbisch. —

„Herein mit ihm!"

Der Wachtmeister aus Frick und Rheinfelden, die Bekanntschaft Herzog Bernhards, erschien vor der Gesellschaft als gebundener Bauer. Er sah den Herzog Bernhard nicht sogleich, da Erlach ihn anredete und examinirte. Bernhard erkannte ihn auf der Stelle und trat auf ihn zu. Als der Wachtmeister seiner ansichtig wurde, taumelte er zurück und fuhr mit der Hand an den Kopf, gerade dahin zwischen Ohr und Auge, wo ihn Bernhards Faustschlag getroffen. —

„Du scheinst ein Geisterseher zu sein," sagte Bernhard, „den können wir brauchen. Nahe am Brückenthurme in Rheinfelden ist ein Stück Mauer erst vor acht Tagen neu aufgeführt worden. Bei Winterwetter. Es hält also nicht und wird ein paar Brescheschüssen weichen. Du wirst morgen früh unseren Stückschützen die Stelle genau zeigen, und wenn Du recht gezeigt, will sagen wenn die Mauer stürzt, so wirst Du freigegeben. Stürzt die Mauer nicht, dann stürzest Du — wohin? das wird Dein Spionirverstand Dir selber sagen. Was hast Du im Gebirge gemacht, was hast Du gesehen? Die Wahrheit! Sie allein kann Dir nützen. Was hast Du gesehen oder erfahren?" — Bauern, Herr Fürst, nichts als Schwarzwälder Bauern, die Lebensmittel und Pulver brachten. „Und was für kaiserliche Truppen?" — Gar keine. „Wenn wir morgen kaiserliche Truppen sehen, so hast Du Deinen Kopf verwirkt, auch wenn die Bresche fällt. Wer schickt die Bauern? Der Bauer kommt nicht von selbst. Habt Ihr

sie gerufen? — Ja, Herr Fürst. Als Eure Truppen ausrückten, haben wir Boten ausgesendet. —

Diese Aussage war leider geeignet, den Herzog zu beruhigen und sein Auge von der Gefahr abzuwenden, welche von den Bergen herab sich unaufhaltsam näherte. Der Tag hatte sich in Schneewolken eingehüllt, es wurde schon dunkel, als der Wachtmeister in Gewahrsam abgeführt wurde, und die Generale wie Obersten zerstreuten sich, um zeitig der Ruhe zu pflegen, damit der frühe Morgen sie alle ausgeruht und rüstig fände zum Sturme auf Rheinfelden. Nur Herzog Bernhard, Herzog Heinrich von Rohan und Hans von Starschädel blieben in dem großen Capitelsaale des Ordenshauses noch eine Zeitlang beisammen. Sie allein standen einander innerlich nahe und waren sich größerer Zwecke bewußt. Sie saßen um ein Kaminfeuer, welches durch große Klötze Holz genährt wurde, und besprachen die Angelegenheit des Vaterlandes. Rohan gab sich der deutschen Reichsfrage gänzlich hin, weil er nur von einem reformirten deutschen Reiche Hilfe für Frankreich erwartete. Er und Hans führten vorzugsweise das Wort. Hans in ziemlich trauriger Weise. Er wagte kaum noch, etwas Ganzes und Großes zu hoffen. So wie er sein Vermögen zugesetzt in Erhaltung seiner Regimenter, so fand er das deutsche Reich erschöpft an materiellen Mitteln und hatte keine Vorstellung mehr von einer Beendigung des Krieges in größerem Sinne. Rohan tröstete, wie ein Idealist tröstet, und verwies auf die Unerschöpflichkeit der menschlichen Seele, welche sich das einmal erkannte geistige Gut nie wider auf die Dauer entreißen lasse. Bernhard tröstete nicht nur, er belebte. Sein ganzes Wesen war in kräftigstem Schwunge; er fühlte die Kraft in sich, den Kampf zu endlichem Siege zu führen. Daß er sich unabhängig von den Franzosen gemacht war ihm eine tiefe Erleichterung — er vertraute seinem Genius, und faßte die Dinge auf, wie ein beherzter Krieger sie auffaßt. Entschlossen und — im Detail praktisch. Eine Neuerung im Geschützwesen beschäftigte ihn. Er hatte sie mit Hans schon erörtert, und mitten aus den weiten Gesprächen

kam er jetzt darauf zurück, weil Hans besonders hierin sachverständig war. Ein heftiger Windstoß, welcher die Fenster erschütterte, unterbrach sie und brachte ihnen in Erinnerung, daß auch sie einiger Stunden Schlafs bedürftig wären. So trennten auch sie sich gegen Mitternacht. Hans noch mit der Bemerkung, daß man morgen während des Sturmes dies Bückener Ordenshaus mit Schützen besetzen sollte, um es vor einem Handstreiche sicher zu stellen, wenn etwa doch —

— Das wäre für das „rothe Haus“ noch nöthiger. Ich glaube nicht an die Nähe eines redenswerthen Feindes.

Das „rothe Haus“ war ein steinerner Häuserhaufe rheinaufwärts zwischen Bücken und Lauffenburg. Eine halbe Stunde später lag Alles im tiefen Schlafe, was die massiven Gebäude des geistlichen Hauses bewohnte. Draußen wehte stoßweise ein heftiger Wind und jagte die Schneewolken, welche nur einzelne Flocken fallen ließen. Die Nacht war finster und nur langsamen Schrittes konnten die kaiserlichen Truppen, welche von den Bergen über St. Blasien herunterstiegen, vorwärts kommen. Sie bildeten, wenn sie beisammen waren, ein kleines Heer, an Anzahl dem weimarischen überlegen. Von Wien, von München, von Breisach waren die lebhaftesten Anstrengungen ausgegangen bei der Nachricht: Herzog Bernhard stehe vor Rheinfelden. Dieser Einbruch in österreichisches Land mit freier Rückenstellung gegen die Schweiz erschreckte die katholischen Herrscher außerordentlich. Boten flogen nach allen Seiten. Savelli wurde aus dem Westen, Johann von Wörth aus dem Norden geholt, alle vereinzelten Truppenkörper mußten in Eilmärschen nach dem Schwarzwalde marschiren, und die Kriegscommissäre aus den vornehmsten Familien, die Fürstenberg an der Spitze, die Lerchenfeld desgleichen riefen einen Landsturm unter den Bauern zusammen. In dieser Nacht — es war die Nacht vor dem 28. Februar 1638 — kam diese kleine Völkerwanderung bis auf die letzten Anhöhen vor dem Rheinthale herab. Dort hielt man still um sich zu sammeln. Der Morgen graute. Den Oberbefehl führte der Herzog

von Savelli, ein Günstlingsgeneral der Herren aus Wien, welche durch keinerlei Erfahrung zu belehren waren, daß solches Protectionswesen dem Reiche die tiefsten Wunden schlage. Die Hauptperson war Johann von Wörth, ein ganzer Mann aus dem Cölnischen — dem Hintercölnischen, um so zu sagen, denn nach Brabant hinein verlegte man seine Abkunft. Vom gemeinen Reiter war er aufgestiegen zum genialsten Feldherrn, welchen der deutsche Krieg ausgebildet hatte. Er stand im Dienste des baierischen Kurfürsten und verachtete den wälschen Herzog Savelli gründlich. Aber ihm war es um das Gelingen der katholischen kaiserlichen Sache zu thun und er ordnete sich unter, wenn's denn sein mußte. Den linken Flügel des anrückenden kaiserlichen Heeres hatte er in dieser Nacht übernommen, und an dieser Stelle hoffte er dem weimarischen Herzoge endlich den Garaus zu machen. Auf die Verbindungslinie zwischen Kloster Bücken und Lauffenburg wollte er sich werfen, um Bernhard abzuschneiden von der Lauffenburger Brücke und von dem Zusammenhange mit dessen Truppen auf der linken Rheinseite.

Dies stand den Schläfern im Ordenshause wirklich bevor, und als Bernhard beim Morgengrauen geweckt wurde, mit der Nachricht, große Schaaren kaiserlicher Reiter hätten das „rothe Haus" besetzt, und rückten auf der Lauffenburger Straße heran, da übersah er augenblicks den Fehler seiner Sorglosigkeit, so wie die ganze Gefahr. Mit einem Sprunge war er auf, und befahl, Alles zusammenzuziehen um's Kloster. Binnen zehn Minuten hielt er in der Morgenkälte auf der Höhe vor dem Ordenshause, und strengte seine Augen an, den anbrechenden grauen Tag mit dem Blicke zu durchdringen nach Osten und nach Norden hin. Alle Führer umgaben ihn, und blickten gespannt auf sein Antlitz. Jeder wußte, daß die Gefahr riesengroß wäre, aber Jeder vertraute auf die kühne Schlagfertigkeit des Herzogs, der keine Miene verzog, sondern kaltblütig von Minute zu Minute neue Befehle ertheilte. Auf jeden Befehl flog ein Bote von dannen. Drei Aufgaben stellten diese Befehle in erste Linie. Zunächst: wie stark ist

der Feind? Alsdann: wie rasch und wie viel bringen wir auf Kahn und Fähre Truppen und Geschütz herüber vom andern Ufer? Endlich: wie halten wir den Feind auf, bis wir uns gesammelt? Taupadell, der keckste Reiterführer des weimarischen Heeres, ein lichtbraun bebarteter, lebensfrisch dreinschauender Thüringer übernahm die Auskundschaftung und die Aufhaltung des Feindes. Erlach übernahm das Herüberschiffen. Der Rheingraf Philipp übernahm das nachdrucksvolle Zurücktreiben der feindlichen Vortruppen. Hans von Starschädel ordnete auf eigene Faust die verhältnißmäßige Armirung der Klostergebäude durch thüringische Schützen aus seinen Regimentern, die zur Hand waren. Unter diesen Anstalten wurde der Tag licht und lichter. Bernhard sah, daß der Feind von Lauffenburg her seine Hauptmacht entwickelte. — „Das nächste wird sein" — rief er — „daß er Rheinfelden wird entsetzen, daß er nach Rheinfelden wird durchdringen wollen. Das muß zunächst verhindert werden, und dann wird sich's zeigen, ob er mehr vermag!"

Bernhard stellte also zunächst Alles was er erreichen konnte von seinen Truppen — es waren zwölfhundert Reiter und zwei Regimenter Fußtruppen — so auf der Bückner Höhe, daß ihnen der Feind die Flanke bieten mußte, wenn er nach Rheinfelden hinüber wollte. Er hatte ganz richtig vermuthet. Wörth hatte es so vorgehabt, und wurde nun durch Bernhards Aufstellung davon abgehalten. Aber dies steigerte nur die Gefahr für Bernhard. Wörth entschloß sich nun, den vollen Heranzug der kaiserlichen Truppen abzuwarten, und dem Herzoge Bernhard eine volle Feldschlacht zu liefern. War Bernhard einer solchen gewachsen in so mißlicher Lage? Seine Verbindungslinie war verloren, hinter sich hatte er den brausenden, eisigen Rheinstrom, und für ihn nur ein paar ärmliche Kähne und Fähren. Wollte er nach Westen entweichen, so mußte er an Rheinfelden vorüber, dessen Commandant sicherlich ausfallen würde, und wo kam er hin? In feindliches Land ohne irgend ein Hilfsmittel für sein Heer. War es zudem ein volles Heer, welches zum Entsatze Rheinfeldens heran-

zog, dann kamen gewiß auch Truppenmassen westlich Rheinfeldens von den Bergen herunter, in deren Hände er dann fallen mußte.

Richtig! Ein Bote des Rheingrafen meldete: auch von dieser Seite im Nordwesten rückten dichte Truppenzüge herab. Es war das Centrum und der rechte Flügel der Kaiserlichen unter Savelli. Es wurde klar: die Verzögerung bedeutete das Schlimmste, Bernhard wurde zu einer offenen Feldschlacht genöthigt. Stunden waren darüber vergangen. Sie waren gut benützt worden von den Weimar'schen. Ueber tausend Mann, meist Musketiere waren durch Erlach herüber geschifft worden und acht Feldstücke. Mit diesen und sechs gesammelten schwachen Regimentern entschloß sich Bernhard die Schlacht zu bestehen. Bernhard hielt noch wie früh am Morgen auf seinem Rosse vor Kloster Bücken. Er ließ jetzt alle erreichbaren Führer aus den Plänklergefechten zu sich rufen, um ihnen den Schlachtplan aufzugeben.

Er wies nach links hin, wo ein Thal nach Rheinfelden mündet, und wo ein Bach aus einem Walde herabkommt durch ein Dorf. „Dies Dorf heißt Karschau, der höher liegende Wald der Karschauer Wald. — Dort herab“ — sagte der Herzog — „wird der Hauptstoß kommen nach Rheinfelden hinein. Die Ueberflügelung zu unserer Rechten hat man angeordnet, um uns zu schleunigem Aufheben der Belagerung und zu einem jähen Abzuge zu nöthigen. Den Gefallen haben wir ihnen nicht gethan. Nun gilt's Zweierlei. Wir müssen dem Andrange durch Karschau die Stirn bieten, und müssen die Ueberflügelung rechts zersprengen, damit wir für alle Fälle unsere Verbindungslinie nach Lauffenburg frei erhalten. Wie's auch gehe, und wenn wir auch weichen müssen, die Herren müssen ihre Leute immer halb rechts wenden, da wir die Lauffenburger Straße für wichtiger halten als die Festung Rheinfelden zu unserer Linken. — Nassau und Taupadell fechten auf dem rechten Flügel, und sprengen die Ueberflügelung. Ist das gelungen, schwenken sie links ins Centrum des Feindes. Ich führe unser Centrum, Rheingraf Philipp unsern

linken Flügel. Er hält Karschau so lang als möglich, und muß er heraus, so erfolgt von mir und ihm ein entschlossener Angriff auf den hervorbrechenden Feind. Gott mit uns! Vorwärts!“ Heinrich von Rohan schloß sich dem Grafen von Nassau an, und sprengte mit ihm von dannen. Sein blasses Antlitz röthete sich in dem Schwunge, einem ungestümen Reiterangriffe beiwohnen zu können. Hans von Starschädel sah dies nicht ohne Besorgniß. Wie schön auch der hochgewachsene Herr mit dem edlen Antlitze aussah auf hohem Rosse, Hans meinte in dem geisterhaft blickenden Auge ein bedenkliches krankes Etwas zu entdecken. Er meinte, der durch Siechthum geschwächte Körper könnte in plötzlicher Erschöpfung versagen — er sprengte ihm nach, um an seiner Seite zu fechten. Er hatte eine tiefe Zuneigung gefaßt für diesen würdigen französischen Seigneur, welcher in edler Aufopferung, im Sinne reiner Bildung, in Liebe für alles Höhere so vortheilhaft abstach von zahlreichen Standesgenossen.

Auch Bernhard schien der Kraft Rohan's zu mißtrauen, und dessen Theilnahme am wilden Reiterangriffe nicht zu wünschen. Er rief ihm nach — umsonst! Rohan hörte es nicht mehr unter den Hufschlägen seines Rosses. Da winkte Bernhard Erlach, und bat ihn, auf jener Seite mitzufechten, und den durch Krankheit geschwächten Herzog schützend im Auge zu behalten. Bernhard selbst schien heute ganz Feldherr bleiben und nicht am Kampfe theilnehmen zu wollen. Die Leitung der Schlacht war heute wichtiger als je, alle Bewegungen und Wendungen mußten schier bis auf Fußbreite genau ausgeführt werden — er blieb halten auf der Bückner Anhöhe. Der Rheingraf Philipp war seinerseits unterdessen mit den Fußtruppen gegen Karschau hinauf gerückt. Links und rechts begann die eigentliche Schlacht. Es war beinahe um die Mittagszeit. Die Schneewolken lichteten sich, und hie und da blinzelte die Sonne vorübergehend auf die weiße Erde herab, welche bald mit Blutströmen und Leichen bedeckt sein sollte. Auf der rechten Seite ging es stürmisch und glänzend her. Taupadell am Flügel, Nassau links von ihm zersprengten in ungestümem

Anlauf die Ueberflügelung. Wörth's Truppen waren vier Tage und halbe Nächte lang rastlos marschirt, sie waren ermattet, und entwickelten nicht Widerstandskraft genug gegen den Anprall. Sie wichen, und was vom Landsturme in ihrer Nähe war, stürzte sich in wilde Flucht.

Augenblicklich fehlte auf diesem Flügel auch die Führung. Johann von Wörth hatte Savelli sagen lassen: er beginne die Schlacht da der Weg nach Rheinfelden durch den Feind verlegt sei. Savelli hatte zurück sagen lassen: Nein! er solle warten, bis die Regimenter Beigott, Edi und Tragi, welche noch fehlten, in die Schlachtlinie eingerückt seien. Ungeduldig war Wörth nach dem Centrum hinüber gesprengt zu Savelli, um ihm heftig auseinander zu setzen, daß der Feind sich ebenfalls stündlich verstärke über den Rhein herüber, daß er jetzt noch offenbar schwach sei, und daß ein gesammtes Vorgehen ihn in den Strom dränge. Wie immer war es zu Zank und Streit gekommen mit dem widerwärtigen, unfähigen Wälschen, da war das Geschrei herbei geflogen: der Feind greift an in wilder Furie, und der linke Flügel wird geworfen. Wüthend war Johann von Wörth nun zurückgesprengt, und mit aller Gewalt suchte er jetzt die Flucht der Seinigen aufzuhalten. Er hatte eine Löwenstimme und genoß des größten Ansehens und Einflusses auf seine Leute. Sein Geschrei und Fluchen staute einen Theil der Flucht. Es sammelten sich Haufen um ihn und folgten ihm zum Widerstande. An ihrer Spitze stürmte der grimmig aussehende schwarzbärtige Kriegsmann gerade dahin, wo der Graf von Nassau, Rohan, Erlach und Hans mähend vordrangen. Mann an Mann mußten die Führer fechten. Wörth gerieth an Nassau. Hieb auf Hieb flog, die Klingen zersprangen auf den Eisenschienen um Hals und Schultern. Sie griffen nach den Pistolen und brannten sie fast Auge in Auge auf einander ab. Wörth wurde durch die Wange geschossen, Nassau durch den Hut. Von beiden Seiten nahmen sich die Reiter ihrer Führer an, sie wurden getrennt.

Unweit davon war eine Anzahl der zurückkehrenden Wörth'schen Reiter wie auf Verabredung gegen den Herzog von Rohan zugesprengt. Sein vornehmes Aeußere mochte sie locken. Er hatte nur Mathieu an der Seite; Erlach und Hans waren durch kämpfende Trupps von ihm getrennt worden. Und Mathieus Pferd wurde durch einen Pistolenschuß niedergestreckt, es begrub den treuen Diener unter sich. Ein zweiter Schuß traf den Herzog selbst in den Schenkel und verwundete das Roß desselben. Es bäumte sich hoch, und da die Schußwunde des Herzogs ihm die Schenkelkraft zum Schlusse am Sattel und Weiche des Pferdes verminderte, so verlor er das Gleichgewicht und fiel zur Erde. Zwei Wörth'sche Reiter waren im Nu neben ihm, unter gegenseitigem Zurufe „Halb Part!" faßten sie geschickt zwischen ihren Pferden nach Schulter und Füßen des verwundeten und vom Falle betäubten Mannes, und brachten ihn der Länge nach zwischen sich empor bis zur Sattelhöhe. — Dein Pferd ist das stärkere — rief der eine — Du nimmst ihn, und bringst ihn hinaus! Der wird sich schon auszahlen! Und dabei wurde der widerstandslose Körper geschoben und gezerrt vor den Sattel des andern Reiters gebracht. Fort ging's mit ihm. Glücklicherweise nicht gar zu schnell, denn die Last war beschwerlich für das Roß des Reiters, weil sie den Hals mehr belästigte als das Kreuz.

Mathieu, welcher das mit ansah, während er sich mühsam unter seinem Thiere hervorarbeitete, schrie aus vollen Lungen nach Hans von Starschädel, welchen er in der Nähe fechten sah.

Hans, ein trefflicher Fechter, hatte sich soeben seines letzten Gegners entledigt, sprengte auf das Schreien herbei, folgte mit dem Blick dem ausgestreckten Arme Mathieus, verstand das Gestöhn „Gefangen! gefangen," und jagte hinter den Wörth'schen Reitern her. Mathieu folgte zu Fuß anfangs taumelnd, ja niederstürzend, denn sein fallendes Pferd hatte ihn arg zerquetscht; aber sein Wille war riesenstark, der Wille, seinem Herrn durchaus beizustehen.

Die Wendung des Gefechtes kam beiden Errettern zu statten. Der Rückprall, welchen Johann von Wörth's Ankunft verursacht, hatte sich nicht nachhaltig erwiesen, Wörth hatte nur zu geringe Schaaren sammeln und fortreißen können, und Taupadell von rechts her drängend, hatte das siegreiche Vordringen der Weimar'schen wieder hergestellt. Die Wörth'schen Reiter mußten nach links hin weichen; sie kreuzten denjenigen, welcher Rohan vor sich am Sattel hielt, sie hemmten das Fortschreiten seines Pferdes. Hans holte ihn ein, und riß ihn rückwärts nieder. Dabei ließ der Arm des Reiters, welcher den Herzog umschlungen hatte, nach, und dieser fiel von Neuem zu Boden. Schmerzhaft und erschütternd genug für den verwundeten Mann. Bei dem Zurückreißen des Reiters war dieser unwillkürlich seinem Rosse mit den Sporen in die hinteren Weichen gefahren, und da das Thier außerdem von der vorderen Last befreit worden, so machte es einen weiten Satz unter die quer vorüber fliegenden Reiter hinein sammt seinem auch in solcher Ueberraschung Schluß haltenden Herrn — Hans und der am Boden liegende Herzog waren plötzlich allein.

Hans sprang ab, und Mathieu taumelte eben herzu. Sie hoben den Herzog auf; er war fast ohnmächtig; aus der Wunde quoll das Blut. Hans riß seine Feldbinde ab, und schlang sie wenigstens äußerlich fest um das Bein, und nun nahm Mathieu unter Schluchzen seinen armen Herrn auf beide Arme, um ihn aus dem Getümmel nach rückwärts zu tragen. — Er ist leicht! ach, er ist nur zu leicht! — rief der treue Diener als Hans bemerkte: weit ginge es in dieser Weise nicht und Kloster Bücken sei eine halbe Stunde entfernt.

Der Raum, welchen sie durchschritten — Hans sein Pferd am Zügel führend — war ziemlich leer; das Reitergefecht ging aufwärts, und nur verwundete und sterbende Kriegsleute, todte und verstümmelt umher hinkende Pferde nöthigten sie mitunter zum Ausweichen. Endlich fing Hans ein herrenloses Pferd ein, welches noch gesund war, und er versuchte nun eine neue

Transportweise. Als besserer Reiter bestieg er das fremde Pferd, welches sehr accurat geführt werden mußte, wenn der neue Transport möglich werden wollte. Dann ließ er sich den Herzog herauf reichen und auf den Schenkel lehnen; dann mußte Mathieu Hansens Pferd, ein sicheres Thier, besteigen, und dicht heran drängen; dann wurde der Unterkörper des Herzogs hinüber gelegt auf Hansens Pferd, und dann ritten sie so, Bügel an Bügel, in langsamem Schritte auf Bücken zu. Der Herzog erwachte nach einer Viertelstunde aus seiner Ohnmacht, und versicherte seinen Rettern, daß er keinen Schmerz empfinde. Es war Nachmittag geworden, und als sie das Deutschordenshaus so nahe sahen, daß Hans mit seinem scharfen Auge seine Schützen an den Fenstern wahrzunehmen meinte, da wurden sie genöthigt still zu halten. Denn sie waren nahe am Gedränge eines andern Theiles der Schlacht. Hier nämlich war es schlechter gegangen als auf dem rechten Flügel der Weimaraner. Die Kaiserlichen waren so stark aus dem Karschauer Walde herabgedrungen ins Dorf, daß die Weimar'schen das Dorf nicht hatten behaupten können. Auch das letzte Regiment, Hatstein, hatte heraus gemußt, und der tapfere Rheingraf Philipp, der nicht weichen und sich auch nicht gefangen geben wollte, war erstochen, erschlagen und erschossen worden wie ein Held. Die siegreiche Masse der Kaiserlichen war im Sturmschritt auf die Höhe von Bücken gekommen, und erst hier durch das treffende Gewehrfeuer aus allen Fenstern, von allen Dächern und allen Vorsprüngen des festungsartigen Klostergebäudes aufgehalten worden. Die Geschütze Bernhards waren in die Hände der Kaiserlichen gefallen, und diese stürzten sich eben auf das weimarische Gepäck am Fuße der Bückner Anhöhe.

Dies war der Augenblick, in welchem Hans und Mathieu mit ihrem Verwundeten in die Nähe des Schlachttumultes kamen und still halten mußten. Ein Officier aus der Umgebung Bernhards jagte an ihnen vorüber, und zügelte seine Eile nur einen Moment, um Hans in Kenntniß zu setzen über den Stand der Dinge. Er flog zu Taupadell. Dieser sollte die Verfolgung der

Wörth'schen Reiterei abbrechen, und Fühlung suchen mit dem Centrum, damit er ein neues Vordringen Bernhards auf der rechten Flanke unterstützen könnte. Herzog Bernhard sah mit Vergnügen auf die Habgier der kaiserlichen Soldaten, welche sich in Beraubung des Gepäcks zerstreuten. Er ritt auf und nieder unter seinen zerrissenen Regimentern, er ordnete sie und ermunterte sie, und rief ihnen zu: In einer Stunde steht's anders. Schöpft Athem und seht auf mich!

Noch keine halbe Stunde war vergangen, da hörte er zu seiner Rechten die Trompeten des unermüdlichen Taupadell, der seine Reiter sammelte. Bernhard ließ all' seine Trompeter und Trommler antworten durch die schmetternden und wirbelnden Signale zum Sturmangriff, und an der Spitze der wieder geordneten Regimenter stürzte er unter den plündernden Feind, ihn niedermähend und zurücktreibend nach allen Seiten. Nicht eine Viertelstunde dauerte es, da hatte er die Mehrzahl seiner Geschütze wieder erobert, und den Feind wieder nach Karschau hinein getrieben. —

Sobald die Anhöhe vor ihnen wieder leer geworden, setzten Hans und Mathieu ihren Krankenmarsch fort. Hans voller Ungeduld. Es war ihm große Pein, dem Kampfe fern zu bleiben, und war ihm eine große Erleichterung, von Rohan zu hören, daß dieser eine Wiederkehr der Kräfte spürte und Hans ausdrücklich bat, ihn geringeren Leuten zu übergeben, damit ein so wichtiger Krieger nicht länger unthätig verbleiben müßte in entscheidender Stunde.

Oben am Ordenshause ankommend fanden sie auch die Hilfsmittel dafür. Zwei zuverlässige Leute Hansens übernahmen die Aufgabe, den kranken Herzog zum Rhein hinab zu bringen auf einer Tragbahre, ihn überzuschiffen, und drüben in einen Wagen zu betten, der ihn nach Basel bringen sollte. Hinter den Belagerungstruppen drüben gab's eine zahlreiche Wagenburg, und Hans verpflichtete seine Leute, Mathieu nicht eher die Sorge für den Herzog allein zu überlassen, als bis er wohl gebettet

fortfahren könnte. Ein Feldscheer bei den Truppen im Ordenshause hatte einen Verband angelegt und zuversichtlich erklärt, die Wunde wäre ungefährlich.

Fast heiter trennten sich Hans und der Herzog. Der Nachmittag war trüb geworden; dunkle Wolken bedeckten den Himmel. Sie glichen mehr Regenwolken als Schneewolken und verdunkelten das Tageslicht zeitig. Hans ritt nach der Richtung hinüber, wo Taupadell's Anschluß an Bernhard gewünscht und vorausgesetzt werden mußte. Hier konnte er zunächst strategisch nützen, da er die Stellungen kannte, wie sie im Augenblick waren. Es schien ihm auch viel darauf anzukommen, daß er den etwa nöthigen Rückzug Taupadell andeuten konnte. Die Wendung war im Allgemeinen glücklich gerathen: nach der Lauffenburger Seite stand kein Feind mehr. Diese Erwägung zeigte sich denn auch bald als die wichtigste. Die Zahl der Weimaraner war den größeren Massen der Kaiserlichen nicht gewachsen. Wörth hatte bald bemerkt, daß die Verfolgung Taupadell's aufhörte und hatte seine Truppen gegen Karschau herab zur Unterstützung Savelli's geleitet. Die Weimaraner wurden hart bedrängt, und Taupadell's Reiter hielten nur noch mühsam Stand, als Hans bei ihnen ankam. Zudem sank der Abend auf einmal ganz dunkel nieder. Man sah sich kaum noch, es wurde ein wüstes Fechten und Ringen. Instinctmäßig unterließen dies allmälig die Truppen von beiden Seiten. Es trat ein völliger Stillstand ein und es bildete sich ein leerer Raum zwischen den feindlichen Heeren. Taupadell kam langsam von der Höhe herab durch diesen leeren Raum geritten und traf auf Hans, welcher ebenfalls die Haltung des Feindes in der Nähe beobachten wollte. Was nun? fragte Einer wie der Andere.

„Sucht den Herzog auf", sprach Taupadell, „und meldet ihm, was ich so eben erfahren habe. Die Enge, welche das „rothe Haus" sperrt, ist noch in den Händen von ein paar Hundert Kaiserlichen. Auf unserm Rückzuge liegt also ein Hinderniß."

Hans suchte durch die Finsterniß einen Weg nach der Tiefe hinab. Er war sehr bekümmert. So mißlich und dürftig begann ein Feldzug mit geringen Mitteln, welcher die einzige, die letzte Aussicht bot für die evangelische Sache. Er fand den Herzog inmitten seiner Generale. Ehm, Rosen, Nassau, Schafalitzky, Kanowsky waren neben ihm. Erlach fehlte. — Was bringst Du? — rief ihm Bernhard mit ganz frischem Tone entgegen. Hans berichtete.

— Nun — entgegnete Bernhard — das rothe Haus wird uns nicht viel zu schaffen geben. Nassau, welcher des armen Rheingrafen Regimenter übernimmt, bricht zuerst auf und erstürmt es bei Tagesanbruch. — „Wie?“ riefen Alle, „Rückzug?! Rheinfelden aufgegeben?!“ — Sobald der Feind unsern Abzug merkt, wird er freilich hinein ziehen — entgegnete Bernhard. — Was helfen halbe Erfolge! Ein voller Sieg thut uns noth. Den können wir heut' nicht erzwingen; wir brauchen all' unsere Kräfte dazu. Ehm! Hinüber auf's linke Ufer! Die Belagerung aufheben; alle Stücke, alles Fuhrwerk, alles Gepäck, alle Truppen noch in der Nacht gen Lauffenburg senden. — Rosen! Mit Euren und Taupadell's Reitern bis Mitternacht hier bleiben und Lärm machen, damit der Feind getäuscht bleibe und dann folgen! Ans Werk! — Hans, reite neben mir!

Bernhard schlug Hans vor, im festen Ordenshause Bücken zurück zu bleiben mit einer namhaften Besatzung. — 's ist freilich ein ausgesetzter Posten. Aber Du wirst Dir im Nothfalle zu helfen wissen, und bei denen da drüben herrscht weder Einigkeit noch Verstand. Ich hab's aus dem Fluchen eines gefangenen Officiers entnommen. Der Schwachkopf Savelli commandirt und der Hitzkopf Wörth gehorcht nicht. Setze Geld daran, daß Du bis morgen Mittag genau ausgekundschaftet hast, was der Schwachkopf mit seinen Truppen angefangen hat. Ich hab' Anzeichen, daß der Schießbedarf und die Lebensmittel vorzugsweise von den Bauern über Stühlingen kommen sollen. Ich aber bleibe zwischen Stühlingen und Rheinfelden. Der Sieg, denk' ich, welchen er sich zuschreiben wird, soll dem Savelli zu Kopfe steigen und der Hunger in

Rheinfelden und unter seinen Truppen wird schreien; der Wälsche wird Dummheiten machen. Was Du erkundschaftet, lass' mir sogleich sagen; ich bin voll Hoffnung und muß nur erst all' meine Kräfte in der Hand haben.

Unterhalb Bücken schieden sie. Dort erst erfuhr Bernhard das Schicksal Rohan's. Es traf ihn empfindlich. Aber Hans tröstete mit der Aussage des Feldscheers: die Wunde wäre von keiner Bedeutung. Am nächsten Morgen war das rothe Haus gestürmt. Von den Gefangenen erfuhr man, daß in dieser Gegend alle Welt von einem Siege Bernhards gesprochen habe. Taupadell's Zerreißen der Wörth'schen Ueberflügelung hatte zahlreiche Flüchtlinge hierher gejagt, und durch diese war das Geschrei von einer Niederlage der Kaiserlichen aufwärts getragen worden unter die Bauern. Mit all' ihren Vorräthen waren diese in die Berge zurückgewichen. Des Abends kam Botschaft von Hans. Sie lautete: Wörth ist mit einem Fähnlein vor Bücken erschienen, aber abgewiesen worden. Die kaiserlichen Truppen sind in weiter Zerstreuung auf die Dörfer gelegt. Sie sollen nach allen Richtungen „merodern". Nach einem wallonischen Kriegsmanne Merode, welcher dies Unwesen angefangen, nannte man es „merodern", wenn die Truppen sich zerstreuten und auf eigene Faust Nahrung und Beute suchten unter zerstörender, meist grausamer Gewalthandlung.

Am nächsten Tage, es war Dienstag der 2. März — die Schlacht hatte am Sonntage statt gefunden — war Bernhard mit seinem Entschlusse fertig. Er hatte all' seine Streitkräfte über die Lauffenburger Brücke an sich gezogen. Marschfertig stand sein ganzes Heer zwischen Lauffenburg und dem rothen Hause auf freiem Felde. Es war Nachmittags und ein Nebel hüllte die ganze Landschaft ein. Da erschien Bernhard auf seinem großen aus Westphalen stammenden schwarzen Rosse, umgeben von all' seinen Generalen. Auch der fröhlich umschauende Taupadell war eben angekommen vom Streifzuge, welcher Nachrichten eingesammelt hatte bis St. Blasien hinauf. Diese Nachrichten

schienen in Bernhards Plan einzustimmen: er sah frisch und heiter aus. Auf seinen Wink bildeten die nächsten Regimenter ein enges Viereck um ihn, und mit weitschallender Stimme sprach er: „Nun, Freunde, ist der Augenblick da. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Am Sonntage haben wir den Sieg aufgeschoben, weil wir nicht zahlreich genug beisammen waren; morgen wollen wir ihn holen. Ist's Euch recht?“ Jauchzend schrien Alle und schwenkten die Waffen.

„Nun also in strenger Ordnung und ohne Lärm vorwärts. Wir marschiren in die Nacht hinein bis über Säckingen abwärts. Dort rasten wir unter Waffen ein paar Stunden. Vor Tage brechen wir wieder auf und mit Sonnenaufgang fassen wir die erschrockenen Kaiserlichen da, wo wir sie am Sonntage verlassen haben. Gott mit uns!“ — Gott mit uns! — riefen Tausende von Stimmen über das Feld hin und der Marsch begann.

Der Morgen graute erst, als Herzog Bernhard vor Bücken war und Hans von Starschädel begrüßte. Eine Croatenabtheilung, die zwischen Bücken und Rheinfelden lag, bringt die Nachricht in die Stadt hinein: der Feind rücke an. Johann von Wörth wirft sich auf's Roß und erkennt mit Schrecken: was das zu bedeuten habe. Noch fliegen die Boten nach allen Dörfern und alle kaiserlichen Generale eilen aus der Festung heraus, um nicht eingeschlossen zu werden. Von Rheinfelden nach Bücken war das ganze Rheinufer mit Gebüschen bedeckt. In dies Gebüsch werden die nächsten kaiserlichen Truppen geworfen. Die Hauptmacht wird abwärts von Rheinfelden aufgestellt, wo die Thalmulde mit ihrem Bach durch Karschau sich herunter senkt. Der Bach bildet abwärts von Karschau einen breiten Graben. Hinter diesem Graben ordnet sich was herbeikommt von kaiserlichen Truppen, Reiterei und Fußvolk neben einander. An Geschützen fehlte es, an Schießbedarf desgleichen, an Truppen nicht minder, nur die Befehlshaber und die Fähnlein waren vollzählig da.

Des Sieges sicher kam das weimarische Heer breit angezogen mit klingendem Spiel. Auf seiner Rechten weit oben die

Taupadell'sche Reiterei, um durch den höher liegenden Wald heute seinerseits die Ueberflügelung vorzunehmen. Unten commandirte Herzog Bernhard und ließ die Ufergebüsche zu seiner Linken nachdrücklich säubern. Rasch war das bewerkstelligt, und auf den Graben zu wälzte sich die Centrummasse, die Geschütze vor sich herschiebend und im Vorrücken feuernd. Das war die Neuerung, welche Bernhard mit Hans besprochen. Bis jetzt hatten die Geschütze nur aus fester Position geschossen. Heut' rückten sie zum Erschrecken des Feindes nach jeder Lage weiter vor, und die dritte Salve gaben sie so nahe am Graben, daß sie auf Pistolenschußweite vor dem Gegner abgebrannt wurde. Eine Neuerung, welche auch die tapfersten Reihen ins Wanken bringen konnte. Und nun in der Nähe des Grabens Bernhards schallendes Commando von allen Führern wiederholt: „Hinüber!" und der weite Sprung des schwarzen Riesenrosses im Nu ausgeführt von der ganzen Linie trotz des Musketenfeuers der Kaiserlichen, ausgeführt von Reiterei und Fußvolk, ohne einen Schuß aus den Handwaffen — das hatte etwas Schauerliches. Denn nun erst als sie drüben waren schossen die Weimaraner, wie ihnen Bernhard befohlen, dicht am Leibe des Gegners ihre Pistolen und Musketen los. Jede Kugel traf und riß nieder, und diese ganz ungewöhnliche Gefechtart half die Bestürzung vollenden — die ganze kaiserliche Linie warf sich in die Flucht, die Reiter lösten nicht einmal ihre Pistolenschüsse, es hatte sich ein panischer Schrecken verbreitet. —

Nur oben im Walde hielt das Wahl'sche Regiment tapfer Stand. Dorthin hatte sich auch Johann von Wörth aus dem Alles niederreißenden Fluchtgetümmel errettet, und hier wurde gefochten bis zum Aeußersten. Ohne Aussicht, ohne Erfolg. Taupadell hatte das ganze Gehölz umschlagen, der Graf von Nassau drang mit frischen Fußtruppen ein — was nicht fiel, mußte einzeln sein Heil in der Flucht suchen. Unter diesen Johann von Wörth. Die Nassauer holten ihn ein und dem Capitän-Lieutenant dieses Regiments — so wurde neuerdings der Hauptmann

genannt, welcher des Obristen Leibcompagnie führte — mußte er seinen starken Degen ausliefern.

Binnen einer Stunde war die ganze Schlacht zu Ende.

Die Verfolgung einer dergestalt aufgelösten Schlachtordnung war ein Fest für die Reiter Taupadell's und Rosen's. Ja Officiere, deren Stellung es gar nicht mitbrachte, betheiligten sich an diesem Acte. Unter diesen Mitzlau. Er hatte freilich einen ganz besondern Grund. Sowie sein Trachten seit zwei Jahren darauf gerichtet war, in der katholischen und kaiserlichen Welt Anhaltspunkte zu gewinnen, sowie er selbst Blandini sich genähert hatte, als dieser im Lager bei Dellsberg erschien und sich ihm geradezu anschloß, als dieser die Empfehlung Desnoyers' geltend gemacht, so hatte er bei dieser Schlacht ein dahin gehendes Augenmerk. Dies Augenmerk war der kaiserliche Generalissimus, der Herzog von Savelli. Ihm nahe zu kommen war sein Bestreben, nach welcher Richtung er geflohen sein könnte, darnach jagte und fragte er auf dem Felde umher, bei Verwundeten und Gefangenen mit großer Geschicklichkeit forschend. Er kam ihm auch wirklich auf die Spur. Nach Kranzach hin sollten die höchsten Herrn gesprengt sein. Nach Kranzach hin jagte Mitzlau und — fing den Herzog. Natürlich behandelte er ihn mit der größten Höflichkeit und war nahe daran, ein Abkommen mit ihm zu treffen. Der Herzog sollte in Wien Mitzlau's vollständige Amnestie empfehlen und durchsetzen — dafür wollte Mitzlau den Herzog entschlüpfen lassen. Wer war froher, wer versprach eifriger als Savelli! Aber ein paar Rosen'sche Reiter, welche desselben Weges kamen, vereitelten den Handel. Der eine meinte, den „vornehmen Herrn" zu kennen und beide erklärten sich bereit, ihn transportiren zu helfen. Mitzlau konnte dies nicht ablehnen, ohne Verdacht zu erregen.

Auf einer kleinen Bodenerhöhung zwischen Rheinfelden und Bücken hielt Herzog Bernhard, als die Gefangenen und Trophäen schaaren- und haufenweise gebracht wurden. An die sechzig Standarten und Fähnlein, an die hundert Officiere, und unter ihnen

der furchtbarste Gegner Bernhards, der wilde Johann von Wörth. Es bildete sich eine Gasse als er daher geführt wurde vor den Herzog, und eine Todtenstille trat ein. Sie bezeugte den unwillkürlichen Respect, welchen dieser tapfere Gegner einflößte, obwol seine grobe Gestalt jetzt mit Schmutz bedeckt, sein starkknochiges Gesicht von schwarzen Pulverstreifen befleckt und von der aufgerissenen Schußwunde im Backen blutrünstig aussah. Wörth galt nicht blos für einen Kriegsgegner Bernhards, er galt für einen persönlichen Feind desselben. Die stärksten Schimpfreden liefen um von ihm, welche er dem Reichsfeinde und Franzosenfreunde Bernhard beigelegt, Worte, welche diesen empfindlich verletzt hatten, weil sie nicht geringen Schein von Wahrheit trugen. Man mußte jetzt auf höhnische Worte aus Bernhards Munde gefaßt sein. Bernhard rief dagegen nichts weiter als: — „Ei, welch unvermuthetes Zusammentreffen!"

— Es ist das Glück Eurer fürstlichen Gnaden und mein Unglück, über welches ich mich nicht zu rechtfertigen habe — erwiderte Wörth ziemlich barsch. — „Der Herr wird Zeit haben, darüber nachzudenken." Nun kam die wohlgenährte Gestalt Savelli's, welchen Mitzlau vorstellte, an die Reihe. Mit ausgesuchter, etwas ironischer Höflichkeit empfing ihn Bernhard, und lud ihn sammt seinen Mitfeldherrn Johann von Wörth zur Tafel im Bückner Ordenshause.

Dann stieg Bernhard vom Pferde, und kniete nieder. All' seine Leute thaten desgleichen, und die gefangenen Generale standen wie Marksteine allein aufrecht. Neben Savelli und Wörth noch zwei von Wichtigkeit, Speerreuter und Adrian von Enkevort. Mit gedämpfter Stimme wurde der erste Vers gesungen von „Eine feste Burg ist unser Gott". Die Sonne hatte schon lange die trübe Luft erhellt, und schien jetzt warm hernieder wie junge Märzsonne zu thun pflegt. Zwei Stunden später saß man im großen Capitelsaale des Bückner Ordenshauses an der Tafel. Man hätte glauben können, der ganze Schlachtvormittag sei ein Traum gewesen, oder man sei nach griechischen Vorstellungen in

den Olymp versetzt, wo die blutigsten Feinde, ihrer Erdenfeindschaft vergessend, Nektar und Ambrosia mit einander genießen. Aber die Unterhaltung ließ den Gedanken an einen Traum und an olympische Scenen nicht aufkommen. Die Unterhaltung ward durch einen Zank bestritten, welchen Savelli und Wörth den Weimaranern zum Besten gaben. Einer warf dem Andern vor, durch schlechte Maßregeln das Unglück verschuldet zu haben, und Wörth wurde immer lauter und gröber, je thörichter und unrichtiger Savelli's Entschuldigungen auftraten. Nur einer der gefangenen Generale, Speerreuter, war ausgeschlossen von der Tafel, und saß in enger Haft. Er hatte früher unter den Schweden gefochten, und galt für einen Renegaten. Gegen Ende der Tafel gab Bernhard leise die Ordre: Speerreuter und Savelli werden nach Hohentwiel, Wörth und Enkevort nach Benfeld abgeführt. Letztere zu ehrenvoller Haft — setzte er hinzu — namentlich der „Schwarze". — So pflegte man Wörth zu nennen.

Mitzlau wurde beauftragt, den Transport nach Hohentwiel zu leiten. Er bemerkte, daß Savelli gleich nach der Gefangennahme dringend gebeten habe, nicht nach Hohentwiel gebracht zu werden, weil Widerhold, der dortige Commandant, sein persönlicher Feind wäre. — Mitzlau setzte hinzu: Lauffenburg eigne sich vielleicht —

„Meinethalben" — entgegnete Bernhard — „wenn der Herzog Savelli sein Ehrenwort geben will, nicht zu entweichen." — Dies giebt er. — „Gut. Wo aber ist denn Erlach?"

Er wurde vermißt. Es fanden sich Anzeigen, daß er im Reitergefechte des ersten Schlachttages in Gefangenschaft gerathen sein möge. — Man fragte Wörth. Dieser bestätigte die Vermuthung, und setzte hinzu, er sei mit anderen Gefangenen nach Rheinfelden gebracht worden. Bernhard befahl, sogleich Schritte für Erlach's Auslieferung zu thun, und hob die Tafel auf. Es war dunkel geworden; man brachte Lichter und ein Schreiben, welches an den Herzog Bernhard von Basel gebracht worden sei. Eilig öffnete es Bernhard, und wurde durch die Unterschrift

enttäuscht. Sie zeigte den Namen Blandini. Er schrieb in kleinen Schriftzügen in französischer Sprache Folgendes:

Eure Hoheit haben gewünscht, daß ich nach Basel ginge. So war ich denn zur Hand, als der verwundete Herzog von Rohan gebracht wurde. Möge sich Eure Hoheit erinnern, daß ich in Lenzburg gesagt: nur keine Schußwunde! Sie ist das Gefährlichste, was der Blutbeschaffenheit des Herrn Herzogs widerfahren könnte. Und so ist es leider geschehen, und zwar ist ein größeres Blutgefäß durch die Kugel zerrissen worden. Ein starker Blutverlust ist bei dem schlechten Verbande unvermeidlich geworden — Der Herr Herzog ist in Lebensgefahr. Die Wunde hat sich bösartig gestaltet, und sie vergiftet gleichsam das ohnehin von Zersetzung bedrohte Blut des Herrn. Ich habe wenig Hoffnung für die Erhaltung des theuren Lebens. Das Athmen guter reiner Luft kann vielleicht etwas hinhalten. Deshalb habe ich angeordnet, den Kranken sogleich höher hinauf ins Bergland zu bringen. Ein hiesiger Patricier besitzt bei Königsfelden im Berner Lande ein günstig gelegenes Landhaus. Dies hat er der herzoglichen Familie zum Aufenthalte angeboten. Sie reist mit dem Kranken noch heute dahin ab. Ich werde sie begleiten, um Alles aufzubieten, was meine Wissenschaft an die Hand giebt; aber wie gesagt, ich hege wenig Hoffnung. Die junge Prinzessin ist trostlos, und fragt, ob Eure Hoheit nicht kommen würden. Gestatten es die Geschäfte Eurer Hoheit, so müßte es bald geschehen, denn die Zersetzung des Blutes kann in einem bejahrten und geschwächten Körper einen plötzlichen Stillstand des Lebens herbeiführen. Es verharrt in dienstwilliger Bereitschaft

Eurer fürstlichen Hoheit

gehorsamer Diener
Carlo Blandini.

Basel, den 1. März 1638.

„Wo ist der junge Groot?“ fragte Herzog Bernhard. — Bei der Kanzlei in Lauffenburg — lautete die Antwort. „Er soll herbeschieden werden zu morgen früh!“

Und nun ging der Herzog aus dem Saale in ein anstoßendes Zimmer, und ließ die Befehlshaber, welche anwesend waren, oder von der Verfolgung des Feindes zurückkämen, in dies Zimmer bescheiden. Ehe sie kamen, theilte er Hans, welcher ihm gefolgt war, Blandini's Brief mit.

„Das Schicksal verlangt immer ein Opfer, wenn es einen großen Gewinn beschert," sagte er vor sich hin, während Hans las, „unser braver Rohan wird diesmal das Opfer sein." — Leider scheint es so. — „Ich will zu ihm. Beim Heere kann ich eine Woche entbehrt werden. Jetzt gilt's nur marschiren und in die Tasche stecken was herrenlos oder schwach vertheidigt ist. Ueber persönlichem Leide will ich nicht vergessen, und nicht Gott zu danken vergessen, daß der Gewinn so groß ist, wie wir nur damals zu Paris im Arsenale hoffen konnten. Die Führung des deutschen Krieges ist neuerdings, ist endlich in unsere Hand gegeben. Jetzt mußt Du hinaus, Hans, und mußt in Bewegung setzen, was vorbereitet ist in Würtemberg, Franken, Hessen und Niedersachsen. Aus dem Großen und Ganzen müssen wir arbeiten und schaffen, denn jetzt giebt es auf weit hin und lange hinaus kein feindliches Heer vor uns. Weicht jetzt Deine Schwermuth?" — Sie weicht.

Die Befehlshaber kamen, und alle eingehenden Nachrichten lauteten dahin, daß die Zerstörung des kaiserlichen Heeres eine totale wäre. An die fünfhundert Mann lägen todt umher, und Gefangene würden so schaarenweise eingebracht, daß man ihrer morgen wol gegen zweitausend zählen werde. Und was besonders erfreulich: sie liefen der Gefangennehmung geradezu entgegen und bäten um Anwerbung. Binnen acht Tagen könnte das weimarische Heer verdoppelt sein. Es sei eine Victoria wie die Gustav Adolphs bei Breitenfeld. Bernhard theilte nur kurz die nächsten Anordnungen mit. In drei Strömen sollten sie in den Breisgau hinab; das feste Schloß Rötteln überfluthen, den wichtigen Rheinpaß bei Neuenburg bedecken, und an die Thore von Freiburg schlagen, bis sie aufsprängen. Alsdann sollten sich die Ströme

vereinigen vor der Zwingburg Breisach. Die Befehlshaber wurden entlassen. Lachend rief ihnen Bernhard nach: „Wir haben ja Rheinfelden vergessen, das wol keinen Sturm mehr verlangen wird. Sitzt nicht der Wachtmeister noch hier, der vorgestern eingebracht wurde?"

— Ja fürstliche Gnaden. — „Schickt mir ihn herauf; er soll Rheinfelden erobern."

Der Wachtmeister kam, und als der Herzog ihm zurief, er habe viel versäumt, da drehte er seinen grauen Bart und entgegnete: — Ja! Aber ich möchte nicht gern noch mehr versäumen, und bäte deshalb recht ehrlich, mich unter Eure Fahnen treten zu lassen — ich hab' vom Fenster aus zugesehen, heut' Vormittag, gestrenge fürstliche Gnaden! Der Herzog klopfte ihm auf die Schulter, belobte seine Aufmerksamkeit in Frick, nahm ihn an, und trug ihm auf, morgen früh den Parlamentair nach Rheinfelden zu begleiten, und dem Commandanten Ródel deutlich zu beschreiben, wie es hier Außen aussähe. Der freundliche Ródel möge keine Umstände machen, damit man sich nicht gegenseitig zu erzürnen brauche. Und dann wurde Hoffmann gerufen. Der Herzog war einer tiefen Nachtruhe bedürftig. Seine Gedanken wendeten sich der Rohan'schen Familie zu. Mitten im Glück hüllte er sich in eine Wolke herzlicher Wehmuth.

10.

Drei Tage später erreichte Herzog Bernhard den Eingang in ein kleines Thal. Auf waldiger Berglehne, die gegen Morgen freie Aussicht bot, lag das Landhaus des Baseler Patriciers. Da hinauf ritt nun langsam der Herzog mit seinem kleinen Gefolge. Dietrich van Groot und ein Paar Reitknechte bildeten es, und einer dieser Reitknechte war nur ein Reitbube, was man

heutigen Tags einen Groom nennt, war der kleine Jaquette, welcher Dietrichs geschicktes Factotum geworden, und zu schnellem Ritte durch seine Leichtigkeit empfohlen war. Herzog Bernhard hatte Dietrich schon darum mitgenommen, weil er nach Blandini's traurigem Gutachten voraussetzen mußte, daß die Herzogin eines Gesandten nach Paris bedürfen würde. Richelieu machte oft kurzen Proceß mit einer Erbschaft, welche von einem sogenannten „Staatsverräther" herrührte, und ein berühmter Rechtsgelehrter wie Dietrichs Vater konnte sehr nöthig werden, wenn auch nur für Angabe der zweckmäßigsten Schritte. Vielleicht auch nur für ein zeitig angebrachtes Wort beim Könige, zu welchem Grotius als schwedischer Gesandter Zutritt fand. Denn der König mißbilligte oft die Confiscationen, welche Cardinal Richelieu befehlen wollte. Auf weiter Waldblöße am Bergeshange lag das Landhaus. Ein überhängendes Dach schützte es vor dem Schnee, eine Gallerie rings um den ersten Stock machte Licht und Aussicht zugänglich. Ehe Bernhard noch vom Pferde steigen konnte, war Marguérite schon vor dem Hause und eilte ihm entgegen. Sie hatte ihn von Weitem erkannt. Ach! ihr Benehmen war so lieb! Dem heiteren sorglosen Mädchen stand jetzt die Wehmuth und die Sorge so gut! Das Antlitz war ausdrucksvoller, die Stimme inniger geworden. „Ihr bringt gewiß Hilfe und Rettung!" sagte sie so zuversichtlich, daß dem Herzoge gar weh zu Muthe wurde, weh und warm, denn er sah und hörte zum ersten Male, daß Marguérite treu und tief empfinden konnte.

„Es geht auch seit heute viel besser," setzte sie hinzu, „der Vater hatte tief geschlafen, und spricht ganz freundlich."

Oben an der Treppe harrte die Herzogin. Sie sah noch ernster aus und kummervoller als gewöhnlich, und fragte leise: „Was hat Euch Blandini geschrieben? Das Schlimmste! Sonst kämt Ihr nicht so schnell, von weither und aus schwieriger Lage?!" — Im Gegentheil! Meine Lage ist vortrefflich; ich habe einen großen Sieg erfochten, und mein Herz trieb mich, dem Freunde die Siegespost selbst zu verkünden.

Er fand den Kranken in einem großen, sehr wohnlich eingerichteten Zimmer auf einem Ruhebette. Ein loderndes Kaminfeuer brannte, alle Fenster standen offen, und die eben untergehende Sonne beleuchtete rosenroth die mit Schnee bedeckten Alpen des Berner Oberlandes, die Jungfrau, den Mönch und den Aiger, welche der Kranke von seinem Lager aus sehen konnte, und in deren Anblick er gerade jetzt vertieft war. Er wußte noch nichts von der Ankunft Bernhards. Als er dessen ansichtig wurde, hob er ein wenig den einen Arm, und stieß einen leisen Freudenruf aus. Bernhard bemerkte nur zu gut, wie matt die Bewegung des Armes, wie schwach der Ruf war. Aber der Eindruck ging vorüber. Rohan zeigte sich so freudig erregt, als ihm Bernhard den Ausgang der zweiten Schlacht geschildert, daß dieser Blandini's Besorgnisse übertrieben fand. Und nun sprach der Herzog Heinrich lange und ohne sichtbare Anstrengung. Er würdigte mit guten Gründen den Sieg fast noch höher als Bernhard, und setzte klar auseinander, daß der deutsche Krieg nun endlich eine unabsehbare günstige Wendung gewonnen für die Protestanten. „Wie tröstlich ist das für mich auch darum, weil ich so wenig Wort halten gekonnt mit der hugenottischen Hilfe, die ich Euch damals in Paris in Aussicht gestellt. Meine Landsleute haben leider keinen Blick für das was jenseits ihrer Landesgrenzen sich bewegt. Kinder schließt die Fenster! Es wird für unsern Gast zu kalt.“ Bernhard protestirte. Herzog Heinrich aber bestand darauf, und bat Frau und Tochter, ihn ein Stündchen allein zu lassen mit Bernhard.

Als sie allein waren, sagte er zu Bernhards schmerzlicher Ueberraschung: „Mein lieber werther Freund, sprechen wir Testament. Ich bin außer Zweifel, daß meine Lebenskraft erlischt wie die Flamme einer Lampe, die am letzten Oeltropfen zehrt. Tröstet nicht. Wir sind ja beide Kriegsmänner, die mit dem Tode hinlänglich vertraut sind. Ich verfolge seit Jahren, wie der Oelvorrath meiner Lebenslampe fortwährend aufgezehrt wird, ohne daß ein Ersatz, ein neuer Zufluß zu entdecken gewesen wäre. Der

Kummer ließ nichts Neues zu. Der Kummer über die Welt, in der wir leben. Die Gelegenheit ist da, den Verkehr mit Gott zu säubern von altem Wust, den eine herrschsüchtige Kirche aufgehäuft, und sie wird nicht benützt. Die herrschenden Menschen scheuen die Anstrengung für ein höheres Ziel, verfallen persönlichem Eigennutze und sind so denkfaul, daß sie sich über ihren persönlichen Vortheil nicht einmal aufklären. Denn was kann die Folge sein, wenn mein Vaterland, wenn Frankreich das einmal gewonnene Licht gewaltsam unter die Oberfläche drängt. Das Licht wird unterirdisch glimmen und brennen, und eines Tages bricht es als wüthende Flamme hervor, und zerstört vulcanisch all' den Besitz und Vortheil, welchen man lügnerisch zu retten geglaubt hat. Ich sehe die Zeit kommen, in welcher die gedankenlosen französischen Edelleute als Bettler in fremde Länder flüchten müssen, froh darüber, ihr nacktes Leben gerettet zu haben. Und vielleicht fällt es ihnen auch dann noch nicht ein, daß ihre Vorfahren dies verschuldet, indem sie die Reform des Verhältnisses zu Gott mit Füßen getreten, und damit alle die Reformen zertreten haben, welche aus einer neu erweckten freien Gedankenwelt von selbst aufsprießen. Dieser Kummer hat mich aufgezehrt. Und jetzt da ich abscheiden muß, seid Ihr, mein junger tüchtiger Freund, mein einziger Trost. Nehmt meine brave Gattin, nehmt mein liebes Kind in Euren Schutz! Hat mich väterliche Vorliebe nicht getäuscht, so seht Ihr Marguériten gern —

„Ich liebe sie!“ — O, mein Gott, wie dank ich Dir! — Bitte, ruft sie, und ihre Mutter — mein Athem wird schwach — der letzte Tropfen — ist wol — nahezu — aufgezehrt —

Bernhard eilte. Mutter und Tochter kamen. Marguérite arglos. Der Vater streckte ihr seine Hand entgegen. Sie küßte dieselbe. Dann suchte er in matter Bewegung die Hand Bernhards, welcher an der andern Seite des Lagers stand, führte sie zur Hand seiner Tochter, und als sich die Hände Bernhards und Marguéritens kaum berührt hatten, sanken die seinigen nieder,

sein Haupt fiel zurück, ein leichtes Röcheln wie ein Seufzer rang sich aus seinem Munde. —

„Er stirbt!“ schrie mit herzzerreißender Stimme die Herzogin. Und es war so.

Bernhard war noch einige Tage geblieben. Marguéritens wegen. Nicht nur, weil er sie liebte, sondern weil der Tod des Vaters einen gar so beunruhigenden Eindruck machte. Sie hatte es nicht glauben wollen, daß der Vater todt sei, daß er todt sein könne. Sie hatte sich auf ihn gestürzt, ihm durch Liebkosen und Rufen ein Lebenszeichen abzuringen. Ihr Schmerz hatte sich wie Verzweiflung geäußert, und eine Leidenschaftlichkeit war an ihr zu Tage getreten, welche Niemand diesem bisher so gleichmäßigen, kühlen Mädchen zugetraut. Endlich war sie in Ohnmacht gesunken. Sie hatte ihren Vater mit all' ihren jugendlichen Kräften geliebt, und die trostlose Mutter behielt kaum Zeit für ihre Thränen um den entrissenen Gatten, sie mußte alle ihre Aufmerksamkeit und Pflege der verzweifelnden Tochter zuwenden. Am Morgen des dritten Tages hatte die Beerdigung statt gefunden. Gegen Erwarten hatte sich Marguérite ruhig und gefaßt dabei erwiesen. Nur ihre Thränen waren unaufhörlich geflossen. — Beim Weggehen vom Grabe hatte ihr Körper gezuckt wie von einem elektrischen Schlage getroffen, und sie hatte ihre Hand ausgestreckt nach Bernhard, der in der Nähe gestanden. Mit der Last ihres ganzen Körpers hatte sie sich auf seine dargebotene Rechte gestützt bis zur Hausthür. Dann hatte sie leise gesagt: Nicht fortgehen! Nicht fortgehen! Bernhard saß jetzt allein auf der Gallerie neben dem Sterbezimmer und schaute nach den Schneebergen des Berner Oberlandes. Es war ein sonniger Morgen; von allen Dächern, von allen Bäumen thaute es — der Winter schien jählings Abschied zu nehmen. Bernhard faßte keinen Entschluß. Er meinte warten zu müssen. Er meinte auch nicht, seine Gefühle ordnen und klären zu dürfen. Ein gewisses

Zartgefühl verwehrte das. Die Trauer um den Freund ließ nicht zu, sich Liebesgedanken hinzugeben.

So saß er da, und schaute in die Landschaft. Seine Stimmung war ernst, aber im Grunde doch glücklicher als er sich gestehen mochte. Die Wärme der Anhänglichkeit, welche in Marguérite hervorgetreten war, hatte sein Herz im Grunde sehr wohlthuend berührt. Da erschien Blandini hinter ihm, und trat auf die Gallerie heraus. Bernhard sah sich um, und empfand beim Anblicke des gelblich bleich aussehenden Mannes einen leichten Schauer. Er schob es auf die Todesweisheit dieses Arztes, welche sich so schlagend bewährt hatte am verstorbenen Rohan. Stammte dies Schauern nur daher? Oder erbebte die Seele Bernhards vor der Nähe dessen, der sich ihm als Mörder nahte?

Blandini hatte sich eingestehen müssen, daß er nach dem entscheidenden Siege bei Rheinfelden nicht mehr zögern dürfe in Erfüllung seines Auftrages. Er hatte sich während der letzten Tage einsam verhalten in seinem Zimmer. Aber Dietrich hatte er doch gesprochen, und war durch ihn unterrichtet worden über die große Tragweite des Rheinfeldner Sieges. — Jetzt kam er, um den Herzog selbst darüber zu vernehmen. Er hielt Bernhard für einfach und wahrhaftig in Beurtheilung der eigenen Thaten. Wenn dieser selbst sagen würde, daß der Sieg entscheidend, daß die glückliche Folge sicher und weitreichend wäre, dann war er entschlossen — an das mörderische Werk zu gehen. Dahin lenkte er also das Gespräch.

„Eure Hoheit," sagte er endlich, „haben also jetzt die siegreiche Lenkung des Krieges in der Hand?" — Das ist zu viel gesagt. Eine neue Epoche des Krieges beginnt allerdings. Es ist kein kaiserliches Heer mehr vorhanden, das mir entgegen gestellt werden könnte. Kaum ein Feldherr. Man wird, mein ich, tief unten in Niederdeutschland Truppen abrufen müssen, und wahrscheinlich den Götz an die Spitze stellen, der ein tüchtiger Oberst unter Waldstein war. Ehe der ein Heer zusammengebracht und über den Main geführt hat, wird der Sommer da sein, und ich

habe bis dahin Zeit und Muße, Breisach zu nehmen und mein Heer durch Zuzug aus den Ländern und Städten meiner Glaubensgenossen zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Die letzten sechs Jahre, welche auf des Kaisers Guthaben fielen, sind ausgestrichen, und es beginnt eine neue Rechnung. Gott wird entscheiden, ob wir die neu gewährte Gunst zu benützen wissen.

Diese Worte warfen den Schauer auf Blandini's Nerven. Sie waren unzweideutig, und er mußte nun an sein Werk gehen.

„Ich bitte Eure Hoheit," sagte er unter einem leisen Seufzer, „mich eine Minute Euren Puls beobachten zu lassen!" — Wozu? — „Ich bemerke in Eurem Auge und Euren Mienen ein Nervenzucken, das wie Wetterleuchten einem Gewitter vorauszugehen pflegt." Warum nicht gar! Ich bin ganz wohl. — „Darf ich bitten!" — Laßt mich in Ruh! Ich hege große Achtung vor Eurer Wissenschaft, und Euer Brief über den damals nur leicht verwundeten Herzog hat diese Achtung erhöht. Aber meine Person will leben und sterben ohne Doctor und Medicin. — „Folgt diesem Manne, lieber Herzog! Er hat einen Blick ohne Gleichen — ich hab' es mit Schaudern erfahren."

Die Frau Herzogin von Rohan, in tiefes Schwarz gekleidet, war auf die Gallerie herausgetreten, und sprach diese Worte. Um ihr gefällig zu sein, reichte Bernhard seinen Arm dem Doctor.

„Ja wol," sagte dieser nach einer Minute, „es gährt ein Nervensturm in Eurem Innern. Und man muß ihn gewähren lassen. Es könnte gefährlich sein, ihn zu unterdrücken. Vielleicht zertheilt er sich von selbst. Ist dies aber nicht der Fall, so laßt Euch durch die Art seines Ausbruches nicht täuschen. Dieser Ausbruch wird gar nichts Unangenehmes haben; er wird darin bestehen, daß Ihr Euch plötzlich sehr aufgeweckt, heiter erregt fühlt, federleicht in den Gliedern, geneigt zu körperlichen Luftsprüngen, erfüllt von einem schimmernden Lichtglanze im Innern, welcher Gegenwart und Zukunft übertrieben herrlich erscheinen läßt. Wenn dieser Zustand eintreten sollte, dann trinket Milch

oder Oel. Was Ihr am nächsten zur Hand habt. Beides beschwichtigt die Magennerven, und wirkt durch diese beschwichtigend weiter. Versäumt Ihr solche Gegenwirkung, so steigert sich der Reiz bis zu großer Abgespanntheit, und es bleibt das Samenkorn zurück, welches fortwuchert. Es ist unberechenbar, auf welchem Theil des Innern es seine Wurzeln ausdehnt, und Siechthum erzeugt —" — Hört auf! — rief Bernhard — Ihr überreizt Euch selbst. Mich nicht. Wer sich in den Finger schneidet, kann in Brand verfallen und den Arm verlieren, und wenn er ihn nicht rasch abschneiden läßt, das Leben. So heißt's in den Stuben und bei furchtsamen Leuten. Zu denen gehör' ich nicht, und Faselei, wenn sie noch so gelehrt und geachtet auftritt, ist und bleibt für meine Nüchternheit Faselei.

Blandini machte eine tiefe Verbeugung, eine gleiche, von einem kaum merklichen Achselzucken begleitet, der Frau Herzogin — und ging. Er hatte auf eine solche Abfertigung gerechnet; sein Zweck war erreicht. Gerade so meinte er am Besten sein Beginnen einzuleiten. Die Herzogin wollte Bernhard sanfte Vorwürfe machen; er aber brach das Thema ab, und ging darauf über: welches der nächste Lebensplan der trauernden Witwe wäre, und wie er ihr behilflich sein könnte. Er schlug ihr vor, wieder nach Basel zu übersiedeln, liebenswürdig hinzusetzend, daß dieser Vorschlag allerdings mit seinem Eigennutze zusammenhinge. Dort an der deutschen Grenze könne er leichter und öfter die Freude haben, Mutter und Tochter zu sehen. „Ich weiß nicht," setzte er hinzu, „ob der verstorbene Herzog mit Euch davon gesprochen, daß er mir eine nähere, herzliche Stellung zu Margueriten zugedacht hatte?"

— Ja, lieber Freund, und ich habe auch seine letzte Handlung, das Zusammenfügen Eurer Hände, verstanden — „Und gebilligt?" — Von Herzen. Dennoch, lieber Bernhard, widerstrebt es mir, jetzt nach Basel zu übersiedeln und diesen Ort zu verlassen, wo mein Heinrich seine Ruhestätte gefunden. Und ich wollte Euch bitten, den Eigenthümer in Basel anzugehen —

„Er soll Euch dies Landhaus und dies theure Grab nicht nur eine Zeitlang noch gestatten, er soll es Euch ganz überlassen. Ich kenne den Mann, er hat ein Herz für unsern Glauben, er wird unseren Empfindungen entgegen kommen." — Dank! Dank! Und leider muß ich einräumen, daß es ein Frevel an unserer gemeinsamen Sache wäre, Euch länger hier abzuhalten von Eurer großen Kriegsaufgabe. Mit Wehmuth sag' ich's, aber es muß gesagt sein. Nur Eins mögt Ihr uns noch gewähren: überlaßt mir den jungen de Groot zu einer Sendung nach Paris. Sein Vater kann uns — Ihr habt ja schon selbst daran gedacht! — recht nützlich sein, wenn er der Erste ist, welcher dem Könige den Tod meines Gatten anzeigt. Dann können die Umtriebe des Cardinals um Margueritens Erbe abgeschnitten werden; denn es ist dann zu hoffen, daß dem Könige ein entscheidendes Wort für unser Recht abgenöthigt wird. — „Dazu habe ich den jungen Mann mitgebracht. Er steht zu Eurer Verfügung. Und ich will sogleich selbst einen Brief an den König schreiben. Es wird ihm schmeicheln, wenn ich ihm selbst den Sieg bei Rheinfelden anzeige, obwol kein einziger Franzose dabei mitgefochten hat, und er wird die Artigkeit mit Artigkeit erwidern durch Bestätigung Eures unzweifelhaften Erbrechtes, die ich ausdrücklich in Anspruch nehme."

Auch die Herzogin wollte sogleich unmittelbar an den König schreiben. Sie trennte sich, und sie sagte nur noch, als er ihr die Hand drückte und küßte: — Aber, nicht wahr, den heutigen Tag schenkt Ihr uns noch ganz?

„Ich schenk' ihn mir!" erwiderte er herzlich.

Als die Sonne im Mittag stand, und den Schnee ringsum in Wasser verwandelte, war Dietrich mit den Briefen ausgerüstet, und brach auf nach Paris. Ein Diener des Rohan'schen Hauses ward ihm mitgegeben. Nicht Mathieu, der zum Schutze der Frauen bestimmt war, obwol der alte Knabe jetzt noch selbst schutzbedürftig erschien. Der Verlust seines Herrn beugte ihn tief, und erst im letzten Augenblicke fand er die Fassung, Dietrich an

den „Grauschimmel" zu erinnern, den der König unter solchen Umständen wol auch bewilligen werde. Der hochselige Herr Herzog — sagte er, und die Rührung übermannte ihn — wußte den Grauschimmel — sehr zu schätzen — und würde sich im Grabe — freuen —

— Ich sorge dafür! — entgegnete Dietrich mit seiner gewöhnlichen Zuversichtlichkeit vom Pferde herab, und grüßte Marguérite und die Frau Herzogin, die unter der Hausthür standen. Marguérite schritt sogar über den feuchten Sandboden herzu, und reichte ihm die Hand zum Abschiede.

Sie war so weich! Auch dieser Jugendgenosse ging fort! Es war ihr, als ob die ganze Welt leer würde. Denn die Mutter hatte ihr gesagt, daß der Herzog Bernhard bis morgen bleiben würde. Nur bis morgen?! hatte sie unter Thränen geflüstert. Der unbedachte Dietrich führte übrigens schon dasjenige mit sich, was den Zweck seiner Reise zerstören konnte — der mitreitende Jaquette beherbergte in seiner Satteltasche einen Brief Blandini's. Dieser nämlich hatte bemerkt, daß die große Rohan'sche Erbschaft in Frage stehe, und daß es von Wichtigkeit sei, wer die ersten Schritte einleiten könne. Seine Verbindung mit Desnoyers legte ihm gleichsam die Verpflichtung auf, eilig Bericht zu erstatten. So meldete er denn in wenigen Zeilen Desnoyers den Tod des Herzogs von Rohan und setzte einfach hinzu, daß der junge de Groot mit dieser Meldung an den König dieses Brieflein bringe. Dies wohlversiegelte Brieflein hatte Dietrich zur Bestellung übernommen. Und die Bestellung war sehr leicht. Neben dem Hause der schwedischen Gesandtschaft in der Wohnung der Lady Seymour sei es an den Diener des Herrn von Zierotin abzugeben. Das machte ja gar keine Schwierigkeit für Dietrich, und konnte gleich nach seiner Ankunft in Paris erledigt werden. Im Trauerhause selbst ging es her wie in allen Trauerhäusern: die Tagesordnung wurde eingehalten, als ob es keinen Todesfall, kein Begräbniß gegeben hätte. Die äußerliche Ordnung kommt der innerlichen Zerrüttung zu statten — Koch und Diener arbeiteten

regelmäßig weiter, und die Tafel war Nachmittags gerüstet, die Herzogin und Marguérite und Herzog Bernhard und Doctor Blandini setzten sich zu Tische.

Bernhard übernahm es, die Unterhaltung zu führen. Er entschuldigte sich beim Doctor über die starken Ausdrücke, welche er am Morgen gegen ihn gebraucht, und bat ihn, sobald als möglich wieder in sein Hauptquartier zu folgen. Das anbrechende Frühjahr sei immer die schlimmste Jahreszeit für den Gesundheitszustand der Truppen, „und Ihr werther Herr Doctor," fuhr er fort, „genießt unter ihnen durch Eure glücklichen Curen eines unbegrenzten Vertrauens. Sie fragen nicht darnach, welchem Kirchenglauben Ihr angehört, sie nennen Euch einfach den gesegneten Hexenmeister. Außerdem wartet mein Schatzmeister auf Euch, er ist Euch das Honorar noch schuldig für Eure Hilfe im Dellsberger Lager. Zunächst gehen wir nach Rheinfelden, welches sich in diesen Tagen ergeben muß, und wo es leider wie in allen belagerten Orten an ansteckenden Krankheiten nicht fehlen wird. Dann machen wir Neuenburg am Rheine zu unserm Hauptquartier. Dort ist ein wichtiger Rheinpaß, welchen ich befestigen und zu meinem Hauptsitze machen will. Dort, liebe Frau Herzogin und liebe Marguérite, hoff' ich auch Euch in der guten Jahreszeit einmal bewirthen zu können. Ich rüste eine Wohnung dazu, und bitte um Eure Zusage."

Die Herzogin verneigte sich stumm, und Marguérite, welche neben Bernhard saß, erhob ihr feuchtes Auge zu ihm fragend, bittend, hoffend? Wie kann man den Blick bezeichnen! Bernhard meinte ihn zu verstehen. Er nahm ihre Hand. Sie war warm und feucht, und als er sie an seine Lippen führte, empfand er, daß ein leise zuckender Druck von ihr ausging. Das Zartgefühl für die trauernde Tochter erlaubte es ihm nicht, das jetzt so weiche Mädchen um Liebe zu fragen, als es nach aufgehobener Tafel neben ihm stand am Kaminfeuer. Das Zimmer war leer. Sie sah reizend aus in den schwarzen Trauerkleidern. Ihre matte Gesichtsfarbe war von den dunklen Hüllen lieblich gehoben, und

ihr Auge hatte einen so weichen und lieben Ausdruck, welchen Schmerz und Trauer der Jugend verleihen. Bernhard suchte sie dadurch zu trösten, daß er ihr den Vater als unverloren darstellte. Sein Bild, sein lieber Eindruck bleibe ihr ja doch fürs ganze Leben. Und sein Vermächtniß!

„Sein Vermächtniß", fragte sie, zu ihm aufblickend. — Das bin ich, liebe Marguérite. Er hat mir in seinen letzten Minuten die Sorge vermacht um Euer Wohl; er hat mich berechtigt, seine Stelle einzunehmen für seine Marguérite, die sein letzter Gedanke war. Wollt Ihr mir dies Recht nicht gewähren, liebe Marguérite? —

Sie blickte innig in sein Auge, welches auf ihr ruhte, innig und schweigend.

„Nein?" fragte er leise. „O ja, ja, ja!" rief sie plötzlich schluchzend, und ihr Köpfchen sank an seine Brust, das Antlitz drückte sich abwärts, ein Thränenstrom erschütterte ihren ganzen Körper —

So hielt er eine Zeitlang lautlos das zitternde Mädchen. Unter schmerzlichen Thränen kam ihm der ersehnte, schönste Augenblick des Lebens. Vielleicht der einzige, wenn die Lebensgefahr wirklich zu ihm trat, welche in einem andern Zimmer desselben Hauses für ihn vorbereitet wurde. Er war sehr glücklich, wenn auch die Wehmuth ihren Schatten breitete über sein Glück, und wenn er sich auch gestehen mußte, das Schmerz und Verlassenheit die Geliebte an seine Brust geführt. Er streichelte endlich ihr Haar, er bat sie aufzublicken — Sie that es und flüsterte: Mein guter Freund!

„Das bin ich von ganzem Herzen!" sprach er eben so leise und neigte sich und berührte mit seinen Lippen ihr thränenfeuchtes Auge.

Da zuckte sie zusammen und trat ein wenig zurück. Hatte sie die Mutter gehört, welche gerade jetzt die Thür öffnete? Nein. Sie setzten sich alle Drei um den Kamin und die Herzogin erhielt ein oft stockendes Gespräch aufrecht. Die liebenswürdigen

Charakterzüge des Verstorbenen waren das Thema — hervorbrechender, überfluthender Schmerz erzeugte die Pausen. Bernhard war erstaunt und entzückt von einzelnen Bemerkungen Margüritens. Sie zeugten von einer klaren, gedankenvollen Auffassung, welche über die Jugend des Mädchens weit hinaus reichte. Die Herzogin mahnte endlich an die Nachtruhe, da Bernhard schon mit dem Morgengrauen aufbrechen wollte. Sie nahm Abschied von ihm, da Bernhard gebeten hatte, so früh am nächsten Tage sich um sein Fortreiten nicht zu kümmern. Dann reichte er Margüriten die Hand und küßte sie warm unter einem herzlichen Drucke. Sie erröthete und schlug die Augen nieder. Aber er fühlte, daß sie seinen Druck ein wenig erwiderte, und sie schlug dann auch das Auge auf und ihr Blick war lieb und warm. Eine Stunde später herrschte tiefe Stille im ganzen Hause. Auch Blandini und Medardo schliefen. Letzterer unruhig. Blandini ruhig.

Er hatte Alles besorgt für den nächsten Morgen. Zuerst die Vorausverkündigung für den Herzog, daß er in einem aufgeregten krankhaften Zustand gerathen würde. Das sollte doppelte Frucht tragen: das Zutrauen in die Wissenschaft des Arztes überaus erhöhen, und die Zuversicht auf die feste Gesundheit des Herzogs tief erschüttern. Alsdann hatte Blandini, allein mit Medardo auf seinem Zimmer, die Fläschchen hervorgesucht und Medardo aufgetragen, am andern Morgen Nummer Eins zu nehmen und anzuwenden. Er selbst wollte sich nicht mehr sehen lassen. Kein Gedanke an ihn sollte aufsteigen bei der Abreise des Herzogs. Eine Gewohnheit Bernhards machte dies leicht. Bernhard trank täglich des Morgens, unmittelbar nachdem er vom Lager aufgestanden, einen Becher frischen Wassers. Hoffmann reichte ihm denselben in gewöhnlichem Lebenslaufe; auf der Reise that dies der Reitknecht, welcher ihn begleitete. In diesen Becher voll Wasser sollte Medardo den Inhalt des Fläschchens schütten am nächsten Morgen. Der Inhalt des Fläschchens war farblos. Es war eine Arsenikauflösung in kleiner Dosis, nicht größer als

sie Bergsteiger und Gemsjäger zu sich nehmen sollen, wenn sie eine steile Aufgabe vor sich haben und ihre Kräfte beleben wollen. Sie sind durch die kleinsten Dosen allmälig vorbereitet, ihre Organe sind daran gewöhnt wie die des Königs Mithridates an stärkere Dosen gewöhnt gewesen sein sollen, und sie empfinden nicht mehr die üblen Nachwehen, welche bei einem ersten Verschlingen von so viel Gift ohne vorhergehende Gewöhnung eintreten. Medardo hatte den Reitknecht kennen gelernt; er kannte die Ortsgelegenheit. Noch ehe der Morgen dämmerte war er außen vor dem Landhause. In einen großen Trog lief da, vom Berge herabkommend, das frische Quellwasser. Dort erwartete er den Reitknecht. Er wusch sich Antlitz und Hände, um beschäftigt zu erscheinen. Der Morgen war hell und mild. Der Reitknecht kam und trug den Becher in der Hand. Gruß und Gespräch. Und als der Reitknecht den Becher gefüllt hatte, faßte Medardo den Kriegsmann beim Arme, in welchem er den Becher hielt und rief „horch!"

„Was giebt's?" Und bei dieser Frage blieb der Becher auf dem Rande des Wassertroges stehen, wie Medardo durch das Anfassen des Armes beabsichtigt hatte. — Das muß ein ganz naher Schildhahn sein, der hier oben im Walde balzt! sagte Medardo mit gedämpfter Stimme. — „Ich höre nichts!" — Die dicken Nußbäume hier um den Trog hindern den Schall, drüben hinter ihnen hört man's schon!

Medardo wußte, daß der Reiter seine Jagdpassion hatte und den Schildhahn werde hören wollen. So war's auch. Der Reitknecht schlich hinter die Bäume und Medardo schüttete rasch den Inhalt des Fläschchens in den Becher. Dann folgte er dem Reitknechte nach. — Hörst Du ihn nicht? — „Nein." — Der Lump verschweigt sich jetzt; schleichen wir ein Stück hinauf! — „Kann nicht. Der Herzog ist eben aufgestanden und erwartet sein Wasser —" Damit ging der Reitknecht zurück, nahm arglos den Becher und ging ins Haus. Als er drin war, schlüpfte auch Medardo von rückwärts hinein. Es wurden

die Pferde schon aus dem Stalle geführt. Zehn Minuten später bestieg Herzog Bernhard sein Roß, sah noch einmal nach den Fenstern des ersten Stockwerks hinauf und ritt langsam von dannen.

In Paris war Alles auf den Beinen, Alles in Bewegung; es donnerten die Kanonen. Was ist? Die Regierung feiert den Sieg bei Rheinfelden, welchen Herzog Bernhard von Weimar erfochten. Die Pariser wußten noch gar nicht, daß diese lärmende Feier eine sehr komische Seite hatte und daß nicht ein französischer Soldat bei Rheinfelden mitgefochten hatte. Sie wußten es nicht und fragten nicht darnach. Sie benützten die Gelegenheit spazieren zu gehen, weil der abscheidende Winter dazu Erlaubniß gab. Viel wärmere Erlaubniß als in der kälteren Schweiz. Unter den noch kahlen Bäumen der Place royale wimmelte es an diesem Nachmittage von Spaziergängern, noch mehr von Spaziergängerinnen. Unter ihnen Louison mit ihrer Freundin. — Louison war ziemlich rücksichtslos gegen diese Freundin: sie kündigte ihr plötzlich die fernere Begleitung auf, weil sie die „Frau Excellenz“ oben am Fenster sähe, und weil sie dieser gratuliren müsse zum neuen Siege ihres Herrn Sohnes. Frau Excellenz war Frau Grotius. Frau Grotius und Louison waren mit einander bekannt und befreundet geworden. Auf dem „Marché des Innocents“ waren sie mit einander bekannt geworden. Dieser Markt war etwas weit abgelegen für die Rue André Louisons. Aber diese hatte junge Beine und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, die Bekanntschaft einer so wirthschaftlichen Gesandtin zu machen, welche die Mutter des wackern Dietrich war. Der wackere Dietrich nämlich hatte in den letztvergangenen Jahren zu wiederholten Malen die Rue André aufgesucht, nicht blos um Mandeln zu kaufen im Spezereiladen des Vaters, sondern auch um im Hinterstübchen anzufragen, ob Demoiselle Louison einen höflichen Besuch annähme. Louison wünschte nun lebhaft zu wissen, ob die Frau Mutter des wackern Sohnes von diesen Besuchen unterrichtet wäre, und was sie dazu sagte. Die bürgerliche

Sorglosigkeit der Frau Excellenz, selbst auf den Markt zu gehen, gefiel auch Louison ungemein, und erweckte ihr den Gedanken: eine solche Frau könnte nicht abschmeckend sein gegen ein sauberes und obenein wohlhabendes Bürgermädchen.

Louison hatte sich darin nicht geirrt: Frau Grotius war recht freundlich auf die Bekanntschaft eingegangen, und nachdem man sich ein Dutzendmal auf dem Markte begegnet, und eine Strecke weit mit einander gegangen war, hatte sich's einmal zugetragen, daß Louisons Vater eine absonderlich feine Sorte von Kaffeebohnen erhalten, und daß Louison sich bereit erklärt hatte, der Frau Excellenz eine Probe davon zu bringen. So war sie ins Haus der Frau Grotius gekommen, und es hatte sich ein allerliebstes Verhältniß ausgebildet zwischen der älteren sehr verständigen Frau und dem jungen recht klugen Mädchen. Als dies Verhältniß schon lange im Gange gewesen, hatte denn Louison auf Umwegen nach dem Herrn Sohne sich erkundigt und Frau Grotius hatte lachend entgegnet: Macht keine Umstände, Mademoiselle Louison, ich weiß recht gut, daß Ihr meinen Dietrich kennt und daß er Euch mehrmals besucht hat. Mein Dietrich sagt mir Alles. — Louison war einen Moment lang roth geworden, dann hatte sie auch gelacht. Und der „junge Held" war nun vielfach Mittelpunkt ihrer Unterhaltung geworden. Der Sieg bei Rheinfelden trieb also Louison jetzt sehr natürlich zu Frau Grotius hinauf. Sie mußte nicht nur Glück wünschen, sie mußte auch fragen, ob Nachricht da wäre, und dem stürmischen Krieger nicht etwa ein Unfall begegnet wäre in der mörderischen Schlacht.

„Wir wissen noch nichts," antwortete Frau Grotius, und forderte Louison auf, sich neben sie ans Fenster zu setzen, „noch gar nichts. Aber ich ängstige mich nicht: Dietrich ist neuerdings mehr und mehr staatsmännisch im Dienste des Herrn Herzogs, er wird von diesem nicht ins dichteste Mordgetümmel hinein geschickt werden."

Und nun ging sie auf das Thema über, welches ihr besonders am Herzen lag mit Louison. Sie hatte an und für sich

eine starke Neigung, Proselyten zu machen für ihren evangelischen Glauben, und in Betreff Louisons schien sie dafür noch einen apparten Grund zu haben. Die kluge Louison ging auch sehr bereitwillig ein auf dieses Thema. Sie gestand, daß sie schon mit Herrn Dietrich darüber gesprochen, und daß sie sich bei ihrem Beichtvater Raths erholt. Aber der Rath habe mehr gescholten als belehrt, und gerade Belehrung über die Unterscheidungspunkte der beiden Kirchen suchte sie. Dadurch sei das Gespräch mit der Frau Excellenz so anziehend für sie.

„Lass' doch die dumme Excellenz," erwiderte Frau Grotius, „mir kommt ja der hochfahrende Titel gar nicht zu. Meinem Manne nur gehört er, und ich mag Eure römischen Uebertreibungen gar nicht leiden. Ich nenn' Dich mitunter „Du" und Du nimmst mir das auch nicht übel."

Louison küßte ihr die Hand und die Disputation begann. Louison hatte sich wirklich unterrichtet und konnte disputiren. Darüber sank der Tag und es wurde dunkel. Sie hatten sich vom Fenster entfernt und waren fast erschrocken, als Dietrich plötzlich vor ihnen stand. Er war eben angekommen mit Jaquette und dem Rohan'schen Diener. Na, das war eine Freude und ein Fragen und ein Antworten! Dietrich war so entzückt, Louison zu finden, daß es die Mutter fast übel genommen hätte, wenn eine Mutter wie Frau Grotius was übel nehmen könnte von ihrem Sohne. Als der Vater gerufen und gekommen war, gingen die Fragen auf ernste Dinge über. Die Briefe an den König kamen zur Sprache. „Also Audienz begehren für Dich und mich!" rief Papa, „aber der König ist nicht in Paris, er ist auf der Schnepfenjagd, wir werden ein paar Tage warten müssen!" — Dann ist noch ein Brief abzugeben hier nebenan bei der Lady Seymour — sagte Dietrich. — „Die arme Frau," schaltete die Mutter ein, „leidet wunderlich an den Nachwehen ihrer Krankheit. Ich hab' sie kennen gelernt, wir können ihr morgen selbst den Brief bringen." — Er ist nicht an sie und soll an den Diener eines Herrn von Zierotin abgegeben werden. — „Der ist schon lange

fort!“ — Einerlei! Er wird wol seine Adresse hinterlassen haben. Jaquette, Du kannst gleich den Brief hinüber tragen!

Vater und Mutter waren erbaut von dieser pünktlichen Sorgfalt des Sohnes, und die Mutter unterrichtete Jaquette genau über Haus und Dienerschaft der Lady. Sie war seit einiger Zeit täglich drüben gewesen; der gemeinschaftliche Hausarzt hatte Frau Grotius mit Lady Ludmilla bekannt gemacht, da die Lady bei allem Reichthum auffallend verlassen und einsam existire, und ihres Zustandes wegen recht sehr einer kundigen, weiblichen Hilfe bedürfe. Binnen zehn Minuten war Jaquette zurück. Der Diener des Herrn von Zierotin sei noch da, und habe die Bestellung des Briefes sogleich übernommen. Am andern Morgen that Vater Hugo die nöthigen Schritte, um die Audienz beim Könige zu erlangen für sich und seinen Sohn. Am andern Morgen war auch Louison wieder da. Die im Kriege verschlissene und abgebrauchte Kleidung Dietrichs mußte erneuert werden, und Frau Grotius setzte keinen Schneider in Nahrung, sie machte Alles selbst. Für diese Arbeit aber war ihr Louison wünschenswerth, denn sie gab bereitwillig zu, daß dies Pariser Kind feinen Geschmack habe, und sich auf die Mode verstehe. Dietrich war natürlich derselben Meinung, und fand das Maßnehmen von der Hand des noch viel hübscher gewordenen Mädchens ganz allerliebst. Am dritten Tage erst stiegen Vater und Sohn — letzterer zum ersten Male in seinem Leben elegant gekleidet — zu einer Kutsche hinab, welche gemiethet worden war, und welche die beiden Herren zum Louvre fahren sollte. Frau Grotius und Louison sahen ihr vom Fenster nach. Beide mit Genugthuung, Louison gestand sich, daß Dietrich doch in seinem Aeußern ungemein gewonnen habe seit sie ihn zum ersten Male in dem mißlichen gelben Mantel gesehen. Sein Inneres hatte sie immer eigenthümlich ansprechend gefunden. Er wußte so viel, und war so gut! Und er hatte immer Gesichtspunkte, welche sie höchlich überraschten. — Frau Grotius aber bemerkte laut, daß Dietrich doch offenbar zu gut sei, um als Futter für Säbel, Pistolen und Musketen verbraucht zu werden,

und daß er mit seinen erstaunlichen Kenntnissen und seiner so schön entwickelten Figur die Laufbahn eines Staatsmannes wieder aufnehmen müsse.

Louison war genau in allen Dingen. Sie fragte scheinbar recht unbefangen, was wol die Laufbahn eigentlich an Amt und Einkommen mit sich brächte. Und Frau Grotius entwickelte ihr das ausführlich. Sie beschrieb dabei recht offen, was die Familie an eigenem Vermögen besäße, und wie Dietrich auch nach Holland zurückkehren könnte, wenn ihm der schwedische Dienst nicht zusagte, oder wenn der Friede in Deutschland noch lange auf sich warten ließe, und der Herzog von Weimar nicht an sein großes Ziel käme. Im Falle des endlichen Triumphes für Herzog Bernhard freilich würde Dietrich gewiß zu großer Stellung berufen. Kurz, anderthalb Stunden vergingen unter solchen Erwägungen so schnell, daß Frau Grotius und Louison überrascht waren, Vater und Sohn wieder eintreten zu sehen.

„Nun, wie ist die Audienz abgelaufen?“ rief die Mutter. — So so! — antwortete Vater Hugo. — „Gar nicht besonders!“ rief Dietrich gegen seine Gewohnheit, die Alles rosig anzusehen pflegte. — Wie denn das? — „Der König wußte den Tod Rohan's schon,“ fuhr er fort, „und das ist unbegreiflich. Er erwies sich zäh in der Erbschaftsfrage.“ — Obwol er auf meine Einrede zugab — sagte Vater Hugo — daß der Besitzergreifung von Seiten der Frau Herzogin nicht ein einziges rechtliches Titelchen im Wege stünde. Recht geschickt und galant hat er dem Herzoge Bernhard die Erledigung zugeschoben. Es heißt ja, sagte er, daß der Herzog von Weimar in nächster Freundschaft steht mit den Rohan'schen Damen. Er wird also gern etwas für sie thun. Ich wünsche dann, daß er mir von den Gefangenen den Jean le Wert hierher nach Paris sende. Das ist eine angenehme Satisfaction für die Pariser, welche sich damals so sehr gefürchtet haben vor diesem Kriegsmanne. Ich lasse soeben durch einen Abgesandten, durch den Grafen von Guébriant, welchen der junge Graf von Turenne begleiten wird, um diese Sendung

ersuchen. Ihr, Herr Gesandter, werdet mir eine Gefälligkeit erweisen, wenn Ihr Eurerseits Euren hoffnungsvollen Herrn Sohn unverzüglich wieder zum Herrn Herzoge von Weimar sendet, auf daß er ihm die Hersendung des Jean le Wert plausibel mache. — „Du sollst gleich wieder fort?!“ rief die Mutter. — Leider! — antwortete dieser — und das thut Herzog Bernhard nicht! Den Wörth liefert er nicht aus. — „Und doch muß es versucht werden,“ sagte der Vater, „denn erstens ist ein solcher Wunsch des Königs für uns wie ein Befehl, und ferner bemächtigen sich die habsüchtigen Minister trotz der sonnenklaren Rechtsansprüche der Frau Herzogin dieser Erbschaftsangelegenheit, wenn dem Könige nicht Genüge wird in der Caprice für Jean le Wert.“

Recht verstimmt ritt schon am nächsten Morgen Dietrich wieder aus Paris, begleitet von dem Rohan'schen Diener. Jaquette war zurückgeblieben im Groot'schen Hause. Der Weg war damals so lang! Fast eine Woche brauchte man, wenn man die Pferde nicht wechseln konnte. Er ritt über Chaumont und Epinal nach den Vogesen zu, weil er dort französische Truppen vermuthen durfte, welche ihm den Aufenthalt Bernhards bezeichnen konnten. Von ihnen erfuhr er, daß Rheinfelden capitulirt habe, daß Rötteln wie Freiburg erstürmt seien, und Herzog Bernhard mit Verschanzung des Rheinpasses bei Neuenburg beschäftigt sei. Eines Abends kam er an den Brückenkopf, welcher auf dem linken Rheinufer gegenüber von Neuenburg angelegt war. Aneinander gelegte Schiffe zwischen Inseln bildeten Brücken hinüber. Er ritt langsam über die Brücken und Inseln. Die Sonne war schon untergegangen. Im Dunkeln ritt er in das befestigte Städtchen hinein. Man wies ihn nach rechts. Durch einen Thorbogen kam er scheinbar wieder ins Freie. Innerhalb der Mauern und Gräben zog sich hier ein Parkraum mit großen Bäumen zum Rheine hinab. Links vom Einreitenden stand ein zweistöckiges Haus mit hohem Dache. Es war breit und tief, Stufen führten zum Erdgeschoße

hinauf. In diesem Hause wohnte der Herzog. Rechts hinein ward Dietrich gewiesen. Durch ein geräumiges Vorzimmer trat er in einen gewölbten Saal. Ein großer, länglich runder Tisch stand in der Mitte. Links und geradeein waren Thüren. Die geradeein, dem Eintretenden gegenüber, führte zum Herzoge, die letzte links zu seinem Leibdiener. Dietrich öffnete die letztere, und fand Hoffmann bei zwei Kerzen mit Lesen eines Blattes beschäftigt. Hoffmann, der stets voll Weisheit war, erschien verstimmt. Der Herzog machte ihm Sorge und Aerger. Warum? „Ach!“ stieß er hervor, „weil er von Jugend an nie auf guten Rath gehört! Da hat ihn Doctor Blandini Tags vor der Abreise von den Rohan's gewarnt, hat ihm gesagt, daß er nicht wohl sei und was nehmen solle. Der Herzog hat darüber gespottet. Und kaum ist er eine Stunde auf der Reise, da geht's los. Er geräth in eine Aufregung ohne Gleichen, er spornt sein Pferd, und reitet bis er stürzt. Er muß aufgehoben werden, und ist wie gelähmt. Man bringt ihn in ein Haus. Dort wird ihm auf sein Verlangen Milch gereicht. Die thut ihm gut. Nach einigen Stunden kann er weiter. In Rheinfelden ruht er ein paar Tage, aber er hat einen Knacks weg, den er nicht verwinden kann. Das ist nun freilich gegen seine Natur, die immer von Eisen war, und nun ist er reizbar und kritlich, daß man's kaum aushält um ihn. Die Fliege an der Wand würde ihn ärgern, wenn's jetzt im Frühjahre schon Fliegen gäbe. Nur ein Gutes ist dabei, er ist nun endlich zur Erkenntniß gekommen, daß ein gescheidter Doctor was bedeutet. Weil ihm Doctor Blandini den Zustand vorausgesagt, da ist ihm der Glaube endlich in die Hand gekommen; jetzt will er geschwind durch des Doctors Hilfe gesund werden, und schickt Boten über Boten nach Luzern, wo Blandini verweilt. Er soll kommen, kommen und bleiben! Hätt' er's nur früher eingesehen!“

— Und der Doctor kommt nicht? — „Noch ist er nicht da. Diesen Zettel hat er geschickt. Er beschreibt die Diät und alle Verhaltungsmaßregeln. An mich ist er natürlich gerichtet,

denn wenn ich nicht aufpasse, der Herzog hat keinen Verstand und keine Geduld für so was. Dazu der Aerger mit dem wälschen Herzog! Und dazu ist unser Herzog auch selber schuld. Warum hat er den Racker nicht nach Hohentwiel geschickt, wie er Anfangs wollte! Da wär's nicht passirt." — Was denn? Und welcher Herzog? — „Na, der Savelli, der kaiserliche Generalissimus. Entwischt ist er aus Lauffenburg." — Ah? — „Freilich! Sein Ehrenwort hat er gebrochen. Auf sein Ehrenwort, daß er nicht entweichen wollte, hatte er die Erlaubniß bekommen, frei in der Stadt umherzugehen. Und die Erlaubniß hat er dazu benützt, mit Hilfe eines Mönchs, eines Bürgers und eines Frauenzimmers über die Stadtmauer zu klettern, und davon zu laufen. Der Herzog war von einer Wuth! So hab' ich ihn noch gar nicht gesehen; er ist eben krankhaft. Alle drei, den Mönch, den Bürger und das Frauenzimmer hat er auf der Stelle aufhängen lassen." — Oh! — „Und was noch unangenehmer ist: der artige und geschickte Herr von Mitzlau ist dabei mit in die Patsche gekommen. Er hatte mit gut gestanden für den Savelli. Wer kann denn auch von einem Cavalier solche Niederträchtigkeit vorhersehen! Er hat eben nicht gedacht, daß diese wälschen Herzöge keine ordentlichen Herzöge sind. Und die Herren Obersten Rosen und Taupadell die haben gehetzt, die sind dem Herrn von Mitzlau nicht grün. Glücklicherweise stand er gut beim Herzoge von Paris her wegen des verstorbenen Herzogs von Rohan, den er damals gerettet. So hat's der Herzog fallen lassen; aber geschadet hat's dem Mitzlau doch — kurz, es geht bei uns jetzt Vieles schief und schräg, obwol der Krieg besser marschirt als je. — Ja so, Ihr wollt den Herzog sprechen. Da muß ich nachfragen und melden, 's ist nicht mehr wie sonst. Ueberraschungen mag er nicht mehr, er ist eben empfindlicher und schreckhafter. Er, der früher das Erschrecken gar nicht kannte! Der Erlach ist drin, den er als Gefangenen in Rheinfelden gefunden und befreit hat. Wartet nur hier, ich gehe schon."

Eine Minute später stand Dietrich in einem großen Eckzimmer, welches auf den Park und Rhein hinab sah, vor dem

Herzoge. Bernhard lag auf einem Ruhebett, und Dietrich entdeckte erst nach und nach, daß sein Antlitz blaß und verstört war. Das Licht der Kerzen war durch Schirme verdeckt, und gewährte nur eine unsichere Beleuchtung. Erlach stand in einiger Entfernung neben einem Tische, auf welchem ein großer Festungsplan — wahrscheinlich von Breisach — ausgebreitet lag. Dietrich mußte erzählen. Als er zu des Königs von Frankreich Forderung kam, den Johann von Wörth nach Paris zu senden, fuhr der Herzog auf. „Warum nicht gar!" stieß er undeutlich zwischen den Zähnen hervor. Als Dietrich geendigt hatte, sagte der Herzog unmuthig: das sind Finten, an die ich mich nicht kehre. Und den tapfern Kerl, den Wörth, geb' ich ihrem Gespötte nicht preis!

„An das Gespött glaub' ich nicht," sagte langsamen Tones Erlach, „denn sie respectiren die Tapferkeit. Uebrigens habt Ihr, fürstliche Gnaden, bis jetzt alles Mögliche gethan für diesen Wörth, der Euch doch sein Lebelang Schaden genug angerichtet. Ihr laßt ihn in Benfeld behandeln wie er's nur wünschen kann, Ihr habt ihm sogar erlaubt, seinen Officier nach München und Wien zu schicken, damit die Darstellung über die Rheinfelder Niederlage und die wahrscheinliche Verleumdung durch den Savelli nicht ohne Gegenrede bleibe. Das ist doch wahrhaftig mehr, als solch ein roher, papistischer Soldat von Euch erwarten durfte. Ich würde an Eurer Stelle keine weiteren Umstände mit ihm machen." — Ihr nicht, aber ich. Es widerstrebt mir, die Franzosen mit ihm prahlen zu lassen. — „Nun dann bezahlt Ihr den Gefangenen wahrhaftig theurer als er's werth ist. Denn aus der Schilderung dieses Herrn Groot geht ja deutlich hervor, daß man die Frau Herzogin von Rohan nicht ihr Erbe antreten läßt, bis Ihr dem Könige den Wörth bewilligt habt. Das ist doch ein Handel, der wenig Sinn hat, wenn Ihr, wie ich voraussetze, der herzoglich Rohan'schen Familie in wahrer Freundschaft zugethan seid."

Bernhard schwieg eine Weile, und sagte dann kurz zu Dietrich: Auf morgen! Am andern Morgen stand Dietrich in

dem gewölbten Saale, und erwartete, zum Herzog hinein berufen zu werden. Die Sonne schien warm auf die großen Bäume, welche bis zum Rheine hinab anmuthige Gruppen bildeten. Weiße Schäfchen und grüne Knospen rundeten sich schon farbig ab in der hellen Luft, und der Rheinstrom glitzerte im Strahl der Morgensonne malerisch herauf. Außen hatte Dietrich überhaupt Alles gar erfreulich gefunden in Neuenburg. Die Verstärkung des festen Platzes wurde von den Truppen mit Lustigkeit betrieben, und Fuhrwerk auf Fuhrwerk ging vorüber mit Belagerungsmaterial beladen. Es war für Breisach bestimmt, welches bereits umschlossen wurde vom weimarischen Heere. Eine sogenannte niederländische Belagerung sollte statt finden. Das heißt eine weite Festung sollte um die Festung Breisach gezogen werden auf beiden Seiten des Rheins und auf dem Rheine selbst im Norden und Süden vermittelst der Inseln. Der Hunger sollte Breisach bezwingen. Zeit hatte man vor sich; Niemand wußte etwas von einem kaiserlichen Heere. Hier innen aber, im Hause des Herzogs fand Dietrich Alles düster. Zustand und Stimmung Bernhards warf tiefe Schatten. Leibdiener Hoffmann ging durch den Saal, und sagte im Vorübergehen: — Der Herzog wird Euch schwerlich sehen, er hat eine schlaflose Nacht gehabt. Oberst Erlach wird Euch wol abfertigen. Der thut jetzt Alles. Die Generale und Obersten sind alle im Felde, und Leder ist zur persönlichen Abholung des Doctor Blandini nach der Schweiz gesendet. Glücklicherweise mit Erfolg. Es ist eben ein Brief von ihm gekommen: in einigen Tagen hofft er mit dem Doctor hier einzutreffen. — Da kommt Oberst Erlach!

Erlach kam wirklich, um ihn abzufertigen, und ihm Briefe einzuhändigen. Den einen an den König von Frankreich, den andern an den Commandanten von Benfeld. „Der letztere,“ sagte er, „wird den Jean le Wert nach Paris senden.“ — Herzog Bernhard hat das bewilligt?! — „Und Ihr werdet wohl thun, Euch dem Gefolge anzuschließen, damit Ihr gleichzeitig mit dem Gefangenen in Paris eintrefft, und unter dem ersten günstigen

Eindruck die Bezahlung vom Könige eintreibt, welche der Herzog erwartet für diese Ueberlassung Jean le Wert's, die Freigebung der Rohan'schen Erbschaft. Der Herzog läßt Euren Herrn Vater bitten, -mit Euch zum Könige zu gehen, und dies so eilig wie kräftig durchzusetzen. Gute Verrichtung!"

Betroffen verließ Dietrich Neuenburg, nachdem er den Rohan'schen Diener mit kurzer Nachricht an die Frau Herzogin in die Schweiz gesendet. Ueber den Rhein zurück und an diesem abwärts reitend kam er am folgenden Tage nach Benfeld, und gab das Schreiben ab an den Commandanten. Dieser schüttelte trübselig den Kopf und sagte: Wörth wird außer sich sein! Allerdings war er das. — Wenn Ihr mich nicht bindet, und auf den Wagen schleppt, bringt Ihr mich nicht fort! — schrie er. Der Commandant hatte eine kleine Beruhigung für ihn: er zeigte ihm den herzoglichen Brief aus Neuenburg. Am Schlusse desselben stand von Bernhards eigener Hand geschrieben: Wörth bleibt auch in Frankreich mein Gefangener, und ich werde Alles aufbieten, ihn gegen den Grafen Horn auszuwechseln, welcher seit Nördlingen in Gefangenschaft sitzt. Das tröstete Wörth einigermaßen, aber nur einigermaßen. Erst — wunderlich genug! — erst als sie über die französische Grenze kamen, wurde dem so tief gedemüthigten Kriegsmanne besser zu Muthe. Zu Marsal nämlich, der ersten französischen Stadt, begrüßte ihn Bürgermeister und Rath am Thore in feierlichster Weise, und bewirthete ihn sodann auf's Glänzendste. Wörth sah erstaunt und fragend auf Enkevort, der die Reise mit ihm machte. Sie wußten Anfangs beide nicht, was das bedeutete. In Nancy wiederholte sich's, und auch die Volksmassen begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. In Bar, in Vitry, in Châlons, in Epernay, in Château-Thierry, in la Fère desgleichen — der Transport zwischen siebenhundert Musketieren wurde ein Triumphzug für die beiden Gefangenen. Der König hatte es befohlen, und die Bevölkerung hatte diesen Zug ritterlicher Galanterie verstanden. Im Gehölz von Vincennes, dessen festes Schloß für Wörth zum Aufenthalte bestimmt war, trennte sich Dietrich, und ritt in die

Stadt hinein. Vater und Mutter hörten seinen Bericht mit Staunen an, und nicht ohne Betrübniß.

„Das ist nicht gut!" sagte kopfschüttelnd Frau Grotius, „diese Krankheit Bernhards, eines bisher so gesunden Mannes, die hat etwas Räthselhaftes, etwas Unheimliches. Und diese Auslieferung Wörth's gefällt mir gar nicht. 's ist doch sein Landsmann!" — Bernhard ist gewiß unschuldig daran — rief Dietrich — er wollte durchaus nicht. Aber er ist offenbar tief krank, und der Erlach hat's dem geschwächten Herzoge abgerungen. — „Und diese Aufnahme," sprach Hugo Grotius, „nützt den Franzosen über alle Maßen. Sie ist neu und einzig. Ganz Europa wird diese edle Courtoisie bewundern; sie wird Einfluß haben auf's Völkerrecht." — Es ist ein großes Beispiel. — „Eilt nur wenigstens in den Louvre, damit Ihr beim ersten Rausche eincassiert, was dafür bezahlt worden ist, die Freigebung der Rohan'schen Erbschaft! sagte Frau Grotius.

Das geschah denn auch sogleich, nachdem sie Dietrich umgekleidet. Diesmal kam er ja amtlich mit einem Schreiben des Herzogs von Weimar an den König, diesmal bedurfte es nicht des weitläufigen Nachsuchens um eine Audienz. Binnen einer Stunde waren Vater und Sohn zurück und berichteten, daß Alles gelungen wäre. Der König war entzückt gewesen über Dietrichs Expedition, hatte ihn seiner Gnade versichert, und hatte auf der Stelle formellen Befehl gegeben, die Frau Herzogin von Rohan in all' ihre Erbschaftsrechte ohne die geringste Behinderung eintreten zu lassen. Die Familie Groot saß den Abend beisammen in ernsten Gesprächen. Dietrichs Laufbahn wurde in erster Reihe besprochen. Die Kriegsbahn weiter zu verfolgen war allen Dreien nicht wünschenswerth. Am Wenigsten jetzt, da der persönliche Protector, Herzog Bernhard, so bedenklich ausspannte. Ein amtlicher Eintritt in die Gesandtschaft war jetzt angezeigt, da Königin Christine und Kanzler Oxenstierna in Stockholm die öffentlichen, besonders gnädigen Aeußerungen für Dietrich van Groot höchlich beachten und dessen Anstellung sogar wünschen würden. Als man

darüber einig war, kam Frau Grotius wieder auf die unheimliche Krankheit des Herzogs Bernhard zurück und äußerte so gewiß halblaut vor sich hin: Es geht mir da, seit Ihr von hier nach dem Louvre gegangen, immerfort etwas im Kopfe herum!

„Was denn?" fragten Vater und Sohn. — Die Lady Seymour hier neben uns. Sie hat auch so eine räthselhafte Krankheit gehabt und ihre Genesung ist auch so räthselhaft unvollständig. Ihr wißt, daß eine Kammerfrau von ihr damals in unser Haus stürzte und uns als Nachbarsleute in Anspruch nahm. Der Arzt ihrer todtkranken Herrin sei fortgereist, die Lady sei ohne ärztliche Pflege und wir möchten ihr doch einen Arzt nennen, den sie rufen könnte. Das thäten wir natürlich und bei dieser Gelegenheit kam ich hinüber; man will doch christlich helfen wo man kann. Da hat mir denn beim Wieder- und Wiederkommen — denn die Krankheit wich nicht und wich nicht — diese Kammerfrau des Langen und Breiten erzählt von den Verhältnissen ihrer Herrin. Und von alle dem ist mir heute Einiges so gar curios vor den Sinn getreten. Zum Beispiele: sie ist persönlich, und, wie's scheint, genau bekannt mit dem Herzoge Bernhard. Er ist am Tage vor seiner letzten Abreise drüben bei ihr gewesen, und sie ist zum ersten Male krank geworden, nachdem er fortgegangen ist. Dann hat der Arzt, welcher sie so schnöde verlassen hat, ebenfalls einen italienischen Namen gehabt wie der, welchen Du, Dietrich — ist der Doctor, welchen Du beim sterbenden Rohan gefunden und welchen man jetzt wieder in Neuenburg erwartet — 's ist ja doch derselbe —? — „Derselbe. Er heißt Blandini." — Blandini? Mir ist's gerade so, als ob die Kammerfrau denselben Namen genannt hätte. Man muß sie fragen. Ich kann mir nicht helfen; aber mich quält ein Verdacht — „Was für einer?" — Als ob es zwischen diesen Krankheiten einen geheimen Zusammenhang gäbe und als ob diese Krankheiten von dem Doctor — „Nun?" — Angelegt wären. — — „Angelegt?" — Ich weiß noch kein rechtes Wort dafür.

' s ist eben nur wie eine Ahnung, welche mich peinigt. Aber ich möchte auf den Grund kommen. Die Lady will ohnehin Dich kennen lernen, Dietrich. Ich hab' ihr von Dir erzählt und daß wir Dich erwarten. Nichts Näheres, nur so im Allgemeinen. Das Gespräch mit ihr ist gar curios und man muß vorsichtig sein. Manchmal schreit sie plötzlich laut auf, wenn man einen Namen nennt. Sie hat nämlich in dem langen Nervenfieber ihr Gedächtniß verloren gehabt, und das ist wunderlich langsam wiedergekommen und nicht ganz. Jetzt weiß sie Alles wieder, was sie erlebt hat bis vor zwei Jahren. Die letzten zwei Jahre fehlen ihrem Gedächtnisse immer noch, wenigstens im Zusammenhange. Einzelnes weiß sie wieder, weil sie durch einzelne Namen daran erinnert worden ist.

Jetzt erinnerte sich aber die sorgsame Hausfrau, daß es spät am Abend wäre und daß die Herrn Groot zu Bette müßten. Dietrich habe auch morgen bei Zeiten das glückliche Ergebniß seiner Sendung an die Frau Herzogin von Rohan zu schreiben. Ihr Verdacht gegen den Doctor Blandini solle nicht vergessen werden! — Wenn sie nur Wort hielt, die verständige Frau! Es konnte ja wirklich auf diesem Wege eine Hilfe für den gefährdeten Herzog Bernhard in Bewegung gesetzt werden. Frau Grotius hielt immer Wort. Sich und Andern. Am andern Morgen begegnete sie Louison auf dem Markte und theilte ihr mit, daß Dietrich wieder da sei, daß er eine Millionen-Erbschaft mit bemerkenswerther Geschicklichkeit in Sicherheit gebracht habe, und daß sie ihn heute der Lady Seymour vorstellen werde. Louison erinnerte in bescheidener Form daran, daß die Frau Ambassadrice früher einmal die Absicht geäußert habe, auch sie, Louison nämlich, mit der Lady bekannt zu machen, damit sie, Louison, den Umgangston mit vornehmen Damen kennen lerne.

„Ganz richtig!" erwiderte Frau Grotius, „komm' also um Drei zu uns. Die Lady speist erst um Zwei. Komm sauber! Ich nehme Dich mit. Man kann nicht wissen, ob es Dir nicht einmal nöthig wird, viel und oft in hohen Gesellschaftskreisen zu

verkehren.“ — Mir? Ach, wie sollte das zugehen! — erwiderte Louison mit lächelnder Coketterie.

Frau Grotius gab ihr einen leichten Backenstreich und sagte fortgehend: „Wenn man den evangelischen Katechismus ordentlich versteht und ehrlich glaubt, und von der Vielgötterei lassen kann, dann ist vor Gott Alles möglich.“

— Vielgötterei? Was ist denn Viel? Ihr habt ja auch drei in Eurer Dreieinigkeit! — „Das ist nicht wahr! Einigkeit heißt hier Einheit. Die Drei sind Eins. Das Eine hat nur drei Gesichter.“ — Wie Herr Dietrich das indische Bild zeichnet und Brahma, Wischnu und Schiwa nennt! Wie? — „Mach, daß Du fortkommst! Es schickt sich nicht für einen Gelbschnabel, der jetzt eigentlich im Glauben nirgendhin gehört, leichtfertig einem Gelehrten nachzusprechen, was sie nur halb verstanden hat. Und noch dazu auf dem Fischmarkte. Also Punkt drei Viertel auf Drei!“

Louison stellte sich pünktlich ein. Und zwar sehr passend angezogen. Bürgerlich, aber mit einer feinen vornehmen Nuance in den Stoffen. Ihr Vater war sehr wohlhabend, und sie war das einzige Kind. Dietrich fand sie außerordentlich reizend und fand es auch sehr schicklich von seiner Mutter, daß sie erst drüben anfragen wollte, ob der Lady die Vorstellung der jungen Leute genehm wäre. Denn dadurch wurde er eine Zeitlang allein gelassen mit Louison. Er hatte ihr so Viel zu sagen und hoffte, sie würde ihm noch mehr sagen. Trotz aller Weitläufigkeit war er ihr gegenüber immer noch befangen, wenn er von Gefühl und Liebe sprechen wollte und machte immer den stillen Anspruch: sie müsse mehr als den halben Weg entgegen kommen. Besonders heute schien es ihm auch, als ob Louison dazu angethan wäre. Sie war so gewiß gerührt. Die Einführung in die vornehme Welt war allerdings ein Ereigniß in ihrem Leben, und sie war recht ehrgeizig.

Frau Grotius ging. Nicht die Stiege hinab, sondern durch das anstoßende Zimmer nach dem Raume, welchen der Herzog

von Rohan damals bewohnt hatte. In der langen Krankheit der Lady nämlich hatte die Kammerfrau die verkleidete Thür öffnen lassen, damit die Frau Gesandtin bequem und täglich kommen und die Krankenpflege leiten könnte und Lady Ludmilla hatte seit ihrer Genesung das höchlich gebilligt und fortbestehen lassen, weil ihr der tägliche Verkehr mit der verständigen Frau Grotius angenehm war. Sie lebte ganz einsam. Norbert von Zierotin war seit ihrer Erkrankung verschwunden. Nur ein Diener der Lady, welchen er gut besoldete, war in einigem Verkehr mit ihm geblieben. Dieser hatte auch den letzten Brief Blandini's an Desnoyers besorgt. Desnoyers selbst hatte das Haus mit keinem Schritte mehr betreten. Krankheit liebte er nicht.

Ludmilla saß in ihrem großen Salon, dessen Fenster offen standen und die frische Frühlingsluft einließen. Sie blickte gedankenvoll hinaus auf die grünen Knospen der Bäume, welche die Place royale so anmuthig machten. Frau Grotius war ihr willkommen und sie erklärte sich sehr bereit, die jungen Leute zu empfangen. — Abgesehen davon — sagte sie mit einem melancholischen Lächeln — daß Euer Sohn dabei ist, bringt mir jede neue Bekanntschaft an und für sich schon Vortheil. Es kommen neue Gegenstände in Rede, und mein unglückliches Gedächtniß ergänzt sich. Alles muß ja neu genannt werden vor mir, damit ich es wieder gewinne. Denkt nur, heut' sagt mir meine Kammerfrau, daß wir dem Verhungern nahe gekommen sind, weil ich den Rentmeister meiner Güter in England vergessen und ihm keinen Befehl geschickt habe, Geld an mich zu senden. Glücklicherweise wußte ein alter englischer Reitknecht, der in meinem Stalle dient, Namen und Adresse. Es ist doch ein peinlicher Ueberrest meiner Krankheit! — Frau Grotius tröstete und holte nun Dietrich und Louison. Dietrich war ganz erschrocken, als er Ludmillas ansichtig wurde. Er erkannte sie gar nicht. Die schöne Frau hatte vor zwei Jahren seine sinnliche Phantasie beschäftigt — und jetzt saß ein ganz anderes Frauenbild vor ihm. Interessant wol, aber ohne jeglichen Frauenreiz. Ihr reiches dunkles Haar war

verschwunden. Kurze, graue Löckchen waren an seiner Stelle. Das Gesicht war mager, und das Auge, ohne Glanz erschreckte zuweilen durch seinen falschen Blick, welcher in der Jugend so verführerisch gelockt hatte. Sie bat Dietrich um Erzählung seiner Schicksale. Da sie den Krieg beträfen, so würde sie sehr lehrreich für sie sein, weil sie in völliger Unkunde der letzten Zeit verblieben wäre. Dietrich erzählte. Ein Ach und Oh um das andere unterbrach ihn von der Lady. Fortwährend wurden Erinnerungen in ihr geweckt. Es war, als ob das menschliche Hirn aus lauter Zellen bestünde, die geöffnet und geschlossen werden könnten, als ob jede Zelle eine Abtheilung für gewisse Notizen wäre, und in Ludmillens Gehirn ganze Reihen dieser Zellen jetzt erst wieder geöffnet wurden dadurch, daß man gewisse Namen und Begriffe vor ihr aussprach. Der Name des Herzogs Bernhard besonders und dessen, was mit ihm und um ihn vorgegangen, schien eine ganze Reihe von Zellen zu eröffnen.

Dietrich war bis zu seiner Reise nach Lenzburg gekommen, und zur eigenthümlichen Krankheit des Herzogs von Rohan, welche ein italienischer Arzt erstaunlich genau erkannt und berechnet habe, derselbe Arzt, welcher dem Herzoge Bernhard vorher gesagt, daß ihn ein krankhafter Zustand überfallen werde. Dieser Arzt, Doctor Blandini geheißen —

„Blandini!" schrie Ludmilla, und sprang in die Höhe, „Blandini! Mein Gott, mein Gott! Blandini, Norbert, Desnoyers — hier, hier, drüben im Schlafzimmer, die Nacht — das Ende! — Verzeiht! verzeiht! Laßt mich nur einige Momente lang — ja, ja, Alles, Alles steht nun wieder vor mir! In dieser Angst bin ich hingefallen — mein ganzes Leben grinste mich an wie ein Gespenst."

Sie ging im Zimmer umher eine lange Weile. Dann schien Fassung über sie zu kommen; sie setzte sich nieder, und bat um die Weitererzählung. Diese übernahm Frau Grotius. Ihr Verdacht war bestätigt, und sie erzählte auf die Hauptpunkte los, auf die räthselhafte Erkrankung Bernhards, welche Blandini

vorausgesagt — wie konnt' er das? Durch bloße Wissenschaft? Schwerlich. Die Herzogin von Rohan hat diese Voraussage des Doctors ängstlich in Gegenwart meines Sohnes dem Reitknechte des Herzogs mitgetheilt, damit er unterwegs sorgsam Acht habe auf seinen Herrn, und sie hat tief erschrocken ausgerufen: der Doctor Blandini steht mit Geistern im Bunde. Ich frage nur: mit was für Geistern? Wie gute Geister kommen sie mir nicht vor, und ich habe mit Schrecken gehört, daß er jetzt wieder in Neuenburg beim kranken Herzog erwartet wird, dieser gespenstige Doctor Blandini —

„Nein, nein, das sind böse Geister," rief Ludmilla, „ich weiß jetzt Alles wieder. Nach Neuenburg! Vielleicht können wir den Herzog noch erretten! Wollt Ihr mich begleiten, junger Freund?" — Gewiß! riefen Dietrich und Frau Grotius mit einer Stimme.

11.

Am Tage der Abreise Ludmillens und Dietrichs von Paris war Blandini mit Medardo in Neuenburg eingetroffen. Kanzler Leder von Rehlingen war stolz darauf, den Wunderdoctor endlich zur Reise bewogen zu haben. Blandini hatte diesmal sich nicht bitten lassen, um als gebetener Gast zu erscheinen. Er kam wirklich sehr ungern. Medardo hatte seinen ganzen Operationsplan verdorben. Dieser Plan war darauf hinaus gegangen, mit der kleinsten Dosis Gift anzufangen, und nur langsam zu größeren Dosen aufzusteigen. Indem er die erste leichte Vergiftung in ihren Folgen vorhersagte, steigerte er Bernhards Vertrauen in seine Kunst. Ebenso wollte er bei den folgenden stärkeren Dosen und Anfällen verfahren. Dann konnte er immer wieder bis auf einen gewissen Grad heilen, und doch den Körper allmälig zerstören. Mußte

dann der Tod herbeigeführt werden, so erschien er als Folge langer Krankheit, und es entstand kein Verdacht. Diesen Weg hatte Medardo übersprungen. Blandini hatte an jenem Morgen im Rohan'schen Sterbehause noch zu Bett gelegen, als Medardo hinaus zum Wassertroge mußte, wo der Diener Bernhards mit dem Becher zu erwarten stand. Medardo war ja schon in Lenzburg unterrichtet worden, daß mit den Fläschchen stufenweise vorgegangen werden, daß zuerst Nummer Eins genommen werden sollte. Blandini also hatte ihm an jenem grauenden Morgen das Fläschchen nicht selbst eingehändigt; Medardo hatte es selbst genommen. Und er hatte nicht Nummer Eins, er hatte Nummer Drei genommen, also die stärkste Dosis. Hatte er dies absichtlich gethan? Allerdings war er verhältnißmäßig sicher gestellt, wenn der Herzog einsam auf der Reise erkrankte. Oder hatte er es in blöder Bestürzung gethan, da seine Geisteskräfte wirklich in bedenklicher Weise abnahmen?

Blandini wußte das selbst nicht. Er wurde es erst gewahr, als der Herzog sich schon entfernt hatte. Betroffen eilte er in der nächsten Stunde nach Luzern. Erst als Leder kam, um ihn abzuholen, wurde es ihm deutlich, daß auch die stärkere Dosis die Meinung des Herzogs erzeugt hatte: Blandini hat das vorhergesagt! Und ebenso deutlich wurde es ihm aus dem Betragen des ehrlichen, harmlosen Leder, daß keine Spur von Verdacht vorhanden wäre, und daß der Herzog aufrichtig des helfenden Arztes zu bedürfen glaubte. Nun war er mit verändertem Plane nach Neuenburg gekommen. Er wollte nun rasch operiren. Neben dem Kanzler wurde ihm eine geräumige Wohnung im ersten Stock angewiesen. Dann ging er hinab zum Herzoge, welcher ihn ungeduldig erwartete. Bernhard empfing ihn warm und herzlich. Sein Vertrauen in die Wissenschaft des Doctors war jetzt außerordentlich. Blandini fand, daß die Natur des Herzogs dem Gifte energischen Widerstand geleistet, und es eigentlich schon ganz ausgeworfen hatte. — In einer Woche — sagte er — sollen Hoheit ganz hergestellt

sein. Aber der Puls hat noch jenes verhängnißvolle Etwas, welchem schwer beizukommen ist. Auf einen Rückfall müssen wir gefaßt sein, und er kann heftig werden. Diät und Verhütung jeglicher Leidenschaftlichkeit müssen uns helfen.

Bernhard, weil er nie krank gewesen, erwies sich aber nun als ein geradezu leidenschaftlicher Patient. Um jeden Preis sollte der Krankheitsstoff herausgeschleudert werden! Er hätte selbst Gift genommen, wenn Blandini ein solches als Heilmittel, ob auch als gefährliches Heilmittel, angerathen hätte. Und eben weil er nie auf Aerzte etwas gegeben hatte, gab sich jetzt Bernhard diesem Arzte, welchem er Unrecht gethan und dessen er nun dringend bedurfte, rücksichtslos hin. Blandini vertilgte wirklich in sechs Tagen die letzten Spuren der Vergiftung. Frei von jeglichem Nachweh konnte Bernhard am siebenten Tage zu Pferde steigen, um die Festungsbauten diesseits und jenseits des Rheins zu besichtigen. Er sah blaß aus, aber das Auge war wieder natürlich belebt. Er ließ dem trefflichen Doctor eine große Summe auszahlen.

Leder brachte sie ihm. Blandini nahm keine Notiz davon. Er saß vor seinem Arbeitstische, welcher mit Pflanzen, Mineralien, Flaschen und Pfannen bedeckt war, und bereitete die entscheidende Dosis. Leder wollte zuschauen und sich unterrichten. Blandini hatte nichts dagegen, und erklärte ihm, daß er einen starken Trank für den Herzog bereite, der genommen werden sollte, wenn ein Rückfall einträte. Leder nahm unbefangen ein Stückchen Arsenik in die Hand, und roch daran. Blandini hinderte ihn nicht, und bat nur, ihm ein rothes Fläschchen zu reichen, welches Leder näher stand. — In dies rothe Fläschchen — sagte er — werde ich den Trank destilliren. Dies sagte er, weil ihm einfiel, den gutmüthigen Leder als Handlanger zu benützen. Es flog ihm der Gedanke durch den Kopf: wenn du zunächst dem Herzoge Nummer Eins giebst und ihm voraussagst, daß ein leichter Anfall eintreten würde, so könnte Folgendes geschehen, was dich sicher stellte und die

Angelegenheit beendigte: du giebst vor, zu einem schwer Kranken nach Basel berufen zu sein. Du werdest drei bis vier Tage ausbleiben. Der Herzog solle am nächsten Morgen nüchtern Nummer Eins nehmen, um den drohend heranziehenden Anfall abzuwenden. Träte er doch ein, dann möge er sich vom Kanzler Leber das rothe Fläschchen bringen lassen, und den Inhalt desselben verschlucken. — Dann bist du — schloß er seinen Gedankengang — vierundzwanzig Stunden entfernt, wenn die Katastrophe eintritt, und man kommt am Ende gar nicht auf üble Gedanken. So sei es! Die letzten drei Worte sprach er laut, und stand auf.

„Was denn?" sagte Leber, indem er das Arsenikstückchen wieder hinlegte. — Den Frühlingstag will ich genießen, spazieren gehen. Wollt Ihr mit? — „Keine Zeit, keine Zeit!" — Medardo! Den Aufguß sorgfältig abkochen, in das rothe Fläschchen gießen, das Fläschchen luftdicht verstopfen und dort ans Fenster stellen in die Sonne. Es ist das Hauptmittel, wenn der Herzog einen neuen Anfall kriegt. Ade, Herr Kanzler! —

Leber ging voll Bewunderung in sein Zimmer. Blandini aber kehrte auf der Schwelle um, und bedeutete Medardo, Alles zur Abreise zu rüsten. Sie gingen heut' Abend noch bis Müllheim hinüber. Dann füllte er das rothe Fläschchen mit der vorbereiteten Arsenikflüssigkeit, verkorkte es sorgfältig, stellte es ans Fenster, verschloß das Geld, welches Leber hingelegt, nachdem er es sorgsam gezählt, in ein Schubfach, und — ging wirklich spazieren. Er wollte dabei nicht allein bleiben. Der Gedankenkreis, welcher ihn eben bewegte, hatte doch sein Peinliches; er war auch abgeschlossen, und eine Abwechslung schien erwünscht. Rudolph von Mitzlau sollte aufgesucht werden. Dies war der einzige Mensch, welcher Blandini hier unter lauter Ketzern nahe stand. Damals im Dellsberger Lager hatte er sich auf die Empfehlungen Desnoyers sehr entgegenkommend erwiesen. Blandini hatte gefunden, daß dieser Mann zu allen möglichen Anknüpfungen an die katholische Partei bereit wäre.

Mitzlau wohnte im Städtchen, nicht mehr, wie wol früher, unter einem Dache mit dem Herzoge Bernhard. Letzterer hatte Mitzlau's Verhältniß zu Savelli wirklich übel genommen, und wenn er auch den anklagenden Stimmen, daß Mitzlau selbst die Entweichung Savelli's begünstigt habe, keinen Glauben schenken mochte, so hatte er doch Mitzlau aus seiner Nähe gewiesen. Jene anklagenden Stimmen hatten ganz Recht gehabt. Mitzlau griff nach jeder Hand, welche ihm zu Wien nützen konnte, also auch nach Savelli's, welcher als eine Creatur der Wiener Hofgunst bekannt war. Und Savelli hatte sich natürlich als Gefangener zu Allem bereit erklärt: zu Mitzlau's Amnestirung in Oesterreich und zu den directesten Schritten für eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Bernhard. Aber Zeit schien er sich zu lassen. Mitzlau wartete seit Wochen vergeblich auf ein Lebenszeichen von Savelli, und schrieb eben einen vorsichtig erwogenen Brief an denselben, als Blandini in sein Zimmer trat. Bereitwillig schloß er sich an zum Spaziergange. Erst Nachmittags sei er nicht mehr frei, da kämen Rekruten über den Schwarzwald herunter; die müßte er in Empfang nehmen. Sie gingen nach den Rheinbrücken und Inseln. Da auf den Inseln gab es zahlreiche Bäume und Gebüsche leichter Gattung, welche ihre Blätter zeitig entwickeln, dort finde man am ersten Frühlingszeichen. Jeder fühlte am Andern, daß sie zu einander gehörten, daß sie sich gegenseitig vertrauen könnten, und Blandini faßte den Gedanken, ob dieser Mitzlau nicht eine hilfreiche Vertrauensperson werden könnte, wenn heut' Abend etwas mißlingen sollte — da wurde dies Gespräch, in welchem Einer an dem Andern herumtastete, durch eine auffallende Erscheinung unterbrochen. Sie waren auf der zweiten Schiffbrücke, welche nach der Insel, „Untere Bleiche" genannt, hinüber führte, da kam aus den Bäumen der „unteren Bleiche" hervor eine berittene Gesellschaft mit Damen. Damen?! „Es sind doch nicht etwa die Rohan'schen?!" sagte Mitzlau. — Ich bin kurzsichtig und kann's nicht ausnehmen! — entgegnete

Blandini. — Richtig, der Laffe, der junge Groot ist dabei. Aber der ist ja nach Paris gesendet. — Die Reitgesellschaft war auf die Brücke und ihnen ganz nahe gekommen. Mitzlau erkannte die Dame nicht, neben welcher Dietrich ritt. So verändert war Ludmilla. Sie erkannte ihn aber, und wendete sich ab. Dietrich grüßte und fragte, ob der Herzog Bernhard noch in Neuenburg wäre?

„Allerdings."

Er dankte höflich, und vorüber polterte der Reitzug mit Kammerfrau und Dienern. Von hinten seitwärts glaubte jetzt Mitzlau Ludmillen erkannt zu haben; Blandini, an welchem die Kammerfrau dicht vorüber geritten, sagte leise: — Das ist möglich, die Kammerfrau war es! —

„Was bedeutet das?" — Ich weiß es nicht.

Es kam den beiden Patronen unheimlich vor, und sie hielten es für gerathen, auch nach Neuenburg zurückzukehren. Blandini fühlte sich in seinem Vorsatze bestärkt, noch heute zu handeln. Ludmilla und Dietrich kehrten im Gasthofe ein, und Dietrich eilte zur Wohnung des Herzogs hinüber. Er hatte die glückliche Endschaft der Rohan'schen Erbschaftsfrage zu melden, und um Audienz zu bitten für die Lady Seymour. Der Herzog kam just zurück, umringt von jubelnden Rekruten, welche niemand Anderer als der Bart-Conrad aus Würtemberg brachte, und welche dem berühmten evangelischen Führer ihre erste Huldigung zuriefen, entzückt darüber, daß sie des großen Feldherrn sogleich ansichtig wurden. Bernhard sprach vom Pferde eine Weile mit Conrad, und ließ sich von ihm berichten über die Zustände in Würtemberg. Vom Pferde steigend und ins Haus kommend sah er Dietrich, und nahm ihn mit in sein Zimmer. Zur Rohan'schen Nachricht nickte er mit dem Kopfe, und sprach kaum hörbar: Theuer erkauft! Bei Ankündigung der Lady und ihres Gesuches sagte er trocken: „Was hat die Renegatin bei mir zu suchen? Sie ist mir unangenehm". Dietrich behauptete nun eilig, sie sei nicht mehr Katholikin. Sie habe es vergessen, und

als man sie darin erinnert, habe sie erklärt: das sei in der Ueberspannung geschehen, und diese Zeit der Ueberspannung sei vorüber.

„Heute so und morgen so! Das lieb' ich nicht. Und was heißt das: sie hat es vergessen?"

Nun schilderte Dietrich ihre Krankheit, und wie sie entstanden. Der Herzog selbst spiele beim Entstehen dieses furchtbaren Nervenfiebers die Hauptrolle. Die Warnung, welche er früher zurückgewiesen, weil Lady Ludmilla die Namen habe verschweigen wollen, sei ihr zum zweiten Male nahe gelegt worden. Sie habe Entdeckungen gemacht, sie habe den Entschluß gefaßt, ihm nun auch die Namen zu nennen, und diese Aufregung habe sie ins hitzigste Fieber geworfen. — Mein Vater — schloß Dietrich — kennt das Geheimniß, welches sie Euch enthüllen will, und beschwört Eure fürstliche Gnaden, sie anzuhören, und ihre Enthüllungen sorgsam zu beachten.

„So bring' sie her, wenn ich gespeist habe."

Als Dietrich das Haus verließ, betrat es Blandini. Er eilte in sein Zimmer hinauf, und wunderte sich, Medardo in demselben nicht zu finden. Er fing an, einzupacken, und wurde nach kurzer Weile gewahr, daß Medardo hinter einem Schranke und hinter Kleidern versteckt kauerte.

„Was heißt das? Bist Du krank?" — Am Tode — stöhnte Medardo. — „Was fehlt Dir?" — Der Teufel ist da — der bärtige Oberösterreicher — ich hab' ihn vom Fenster aus gesehen — er dreht mir den Hals um, wenn er mich erblickt. Laßt mich im Verborgenen, bis die Dunkelheit eintritt. Und dann fort, fort! — „Dann wollen wir ja fort. Komm hervor, schließ' meinetwegen die Thür hinter mir, und packe ein. Reich' mir Nummer Eins — laß'! laß! ich seh's schon. Ich gehe hinab, mit dem Herzoge zu speisen. Bis ich wiederkomme, kannst Du fertig sein mit Einpacken. Zerbrich nichts in Deiner kindischen Angst, und — wie gesagt — schließ' zu hinter mir."

Er steckte das Fläschchen Nummer Eins in die Brusttasche, und ging zum Herzoge hinab.

Als Dietrich Ludmillen die Nachricht brachte, daß der Herzog sie empfangen werde, bat sie ihn, bis dahin allein bleiben zu dürfen. Sie war in tiefer Aufregung. Wie ein Sühnopfer für ihr ganzes Leben erschien es ihr, jetzt eine so schwere Anklage auf sich zu nehmen, welche sie eigentlich doch nicht beweisen konnte. Ihr Innerstes sprach: es sind Bösewichte, jene Norbert und Blandini, ihnen widerfährt nur Gerechtigkeit, wenn du sie des Aergsten zeihst! Was ihre Gedächtnißschwäche betraf, so gewährte sie ihr jetzt geradezu einen Vortheil. Diejenige Gegend nämlich der letzten Jahre, welche ihrem Gedächtnisse durch irgend einen Anstoß wieder zugänglich wurde, trat ganz ausgebreitet und ganz erleuchtet vor ihre Seele. Gerade weil links und rechts von dieser Gegend Finsterniß waltete, trat die klar gewordene Erinnerung um so deutlicher hervor. Sie meinte dem Herzoge mit hundert Einzelnheiten völlig beweisen zu können, daß Norbert, Blandini und Desnoyers es auf seine Ermordung abgesehen hätten. Nur Ruhe, nur Kraft der Besinnung meinte sie von Gott erbitten zu müssen für die wichtige Stunde. Dietrich verließ sie mit der felsenfesten Ueberzeugung, daß sie Recht habe. Die Erkrankung Bernhards auf dem Rückwege von Königsfelden war ihm eine Vergiftung durch Blandini. Phantasiereiche Menschen faseln oft, sie finden aber auch oft, was für trockene Menschen gar nicht vorhanden ist. Und Dietrich hatte die Eigenheit, daß ein gefundenes Ergebniß seiner Gedanken ihn so erfüllte, als ob außer diesem Gedankenergebniß gar nichts weiter in ihm vorhanden wäre. Alles Andere schwieg, alles Andere verschwand, er hörte und sah nur diesen einen Punkt. Es war ihm auch gar nicht möglich, darüber zu schweigen. Die Wahrheit ist heilig, Alles außer ihr ist Plunder! pflegte er seiner Mutter zu entgegnen,

wenn diese seine Offenherzigkeit tadelte und für einen Diplomaten als unpassend bezeichnete. In solcher Stimmung kam er von Ludmillen herunter ins große Gastzimmer, wo sich Conrads Rekruten mit Speise und Trank stärkten. Eine Glasthür führte aus diesem Zimmer nach dem Hofe. Sie stand offen. Die Frühlingssonne lag warm im Hofe, und eine Menge besonders älterer Kriegsleute hatten sich ihre Mahlzeit und ihre Schoppen da hinaustragen lassen, um die junge Luft zu genießen. Unter ihnen der Bart-Conrad, um welchen sich stets Genossen und Bewunderer gruppirten. Er aß rasch, und erzählte viel. Das Trinken dazwischen hielt nicht auf. Dietrichs Blick fiel sogleich auf ihn. Er kannte ihn wohl und sah in ihm den verkörperten deutschen Krieger unteren Standes. Vom Kaiser Matthias an bis zum dritten Ferdinand, zwanzig Jahre lang, hatte dieser Cumpan Alles durchgemacht, für ihn mußte ja die Gefahr und Errettung Bernhards, des Hauptheldeu seiner Fahne, von elektrischer Wirkung sein. Ihm meinte er ausdrücken zu müssen, was in nächster Stunde siegreich niedergeschlagen werden sollte; er würde jubeln wie kein Anderer. So trat er zu ihm, und begrüßte ihn, des Ueberfalls bei Richelieu erwähnend im Palais Cardinal. — Heute wird die Pfaffenintrigue noch einen empfindlicheren Schlag erleiden — setzte er hinzu, und athmete tief auf, daß er nun endlich einmal vor einem dankbaren Publicum die Wahrheit enthüllen könnte.

„Heute? Wie so?“ — Ja, wißt Ihr denn nichts von der jähen Erkrankung des Herzogs? — „Freilich! Aber 's war weiter nichts als eine jähe Verkühlung.“ — Das nun wol nicht — sagte jener graubärtige Wachtmeister von Rheinfelden, der an Conrads Tische saß, um den berühmten Bärtigen kennen zu lernen. — „Was sonst?“ — Gemunkelt wird Allerlei — sagte der Wachtmeister — aber auch frisch gelogen. Weil ein katholischer Arzt in der Nähe gewesen — 's ist dummes Zeug! Ueber das Vorurtheil von katholisch und evangelisch sind wir ja doch hinaus! pflegte Herr von Rödel, unser Commandant zu sagen.

— „Da hat er 'ne Dummheit gesagt, Euer Commandant!" brummte Conrad, „man spricht nicht mehr viel davon; aber der Krieg hat damit angefangen, und wird auch damit ausgehen, wenn wir's auch allmälig vergessen haben, und gefreut hat's keinen von uns, daß ein wälscher Papist als Doctor um den Herzog ist. 's ist unschicklich. Wenn man auch den Wolf zähmt wie 'nen Hund, neben sich läßt man ihn doch nicht, wenn man schläft. Vorhin, als wir einrückten, hab' ich ihn gesehen, und da hab' ich gehört, daß er Leibarzt heißt. Das hat mir nicht gefallen. Arm in Arm mit dem Herrn von Mitzlau kam er, na, der ist für mich nie koscher gewesen. Hab' ihn noch als kathol'schen Cavalier gekannt in Wien." — Na deshalb! — grollte der Wachtmeister. — „Der Bart-Conrad hat ganz Recht!" sagte nun Dietrich, dessen Schleusen nicht länger zu halten waren.

Und nun erzählte er die ganze Entstehung des Verdachtes, und das ganze Schicksal der Lady, und daß sie jetzt hergekommen sei, um in der nächsten halben Stunde dem Herzoge Bernhard die entsetzliche Gefahr einer Vergiftung zu enthüllen. Alles fuhr von den Sitzen auf — eine Minute lang herrschte Todtenstille. Dadurch wurden alle Insassen des Gastzimmers auch heraus gelockt. Ein gräulicher Lärm folgte auf die Stille, bis Conrads Löwenstimme Schweigen gebot.

„Nichts durcheinander thun!" schrie er, „solche Gelegenheit, ein Beispiel zu statuiren, nicht verderben! — Unser Herzog! Das ächteste, fixeste evangelische Haupt, das wir noch gehabt haben, der unser Kamerad ist, wo's Leben am wohlfeilsten! Kreuz Schwerenoth, da müssen wir ein Strafexempel hinstellen, daß Jedermann sich an den Hals fühlt. Sachte! — Ist der Doctor allein? Oder hat er Helfershelfer?"

Und nun schilderte der Wachtmeister, wenn auch mit einigem Widerstreben, den Gehilfen Medardo. Er war noch nicht weit in der Schilderung, da schrie Conrad so brüllend auf, als ob ein Löwe brüllte. Er hatte die „rothe Feder" erkannt.

„Der Tag der Rache ist da!“ grunzte er schrecklich, „wo wohnen die Bestien?“ — Im Hause des Herzogs. — „Auf! Aber mit Bedacht! Erst das Haus umstellen“ — Und die Audienz der Lady abwarten, zum Donnerwetter! — rief der Wachtmeister. — „Umstellen und abwarten!“ schrie der Chor. — Larifari! — schrie Conrad — der Herzog ist vornehm, wenn's seine Person angeht. Auf die Brücke treten wir nicht. Und die „rothe Feder“ hat's ohnedem hundertmal verdient. Gleich umstellen!

Und nun wählte er ein Dutzend von seinen „findigsten“ Rekruten aus, beschrieb ihnen Blandini und Medardo, und schickte sie fort. Der Wachtmeister hatte Auskunft geben müssen, in welchem Zimmer sie wohnten. — Wir Andern folgen — holla, junger Herr! Da oben vom Fenster winkt die Lady, eilt! — Dietrich flog zu ihr. — „Und wir Anderen,“ fuhr Conrad fort, „wir schlendern, — gebt mir Feuer, Wachtmeister, meine Pfeife ist ausgegangen — ich sage wir schlendern hinter ihr her, und warten vor dem Hause ein halbes Stündchen, länger nicht. Wir sind unser ein Stücker Dreißig. Zehn können noch eine Weile abkommen und die Pastete 'rumerzählen. So wird's ein Regiment, das dem Herzoge beweist, sein Leben sei neunundneunzigtausendmal mehr werth, als das Leben von zwei Canaillen. Gängen mer! Und hübsch stille!“

Unterdessen war das Mittagmahl beim Herzoge Bernhard zu Ende gegangen. Es nahm niemals viel Zeit in Anspruch, wenn es nicht ein Gastmahl war. Bernhard selbst war mäßig und frugal. Er war auch völlig frei von der Gewohnheit im dreißigjährigen Kriege, welcher die meisten Heerführer ergeben waren, von der Gewohnheit des ausschweifenden Trunkes. Er war bei Tafel heiter gewesen, und war erst verstimmt worden, als Blandini am Schlusse derselben wieder mit seiner Besorgniß hervortrat: es könnte ein neuer Anfall eintreten, und der Herzog möchte am nächsten Morgen nüchtern ein Gegenmittel einnehmen. Blandini überreichte an Hoffmann das Fläschchen Nummer Eins, welches das vorbauende Gegenmittel enthalten sollte. Dann

hatte sich Blandini auf sein Zimmer im ersten Stocke zurückgezogen. Noch war kein Anzeichen des Sturmes vorhanden gewesen, welcher ihm drohte. Sein Plan stand fest, mit einbrechendem Abend nach Müllheim zu entweichen, das rothe Fläschchen aber am Fenstersimse für Leder zurückzulassen. Leders aufmerksame Sorgfalt, davon war er überzeugt, werde dies gewiß morgen dem Herzoge zutragen, sobald das Fläschchen Nummer Eins seine aufregende Wirkung begonnen. Medardo wußte nichts von alledem, er packte ein. Aber so ungeschickt, daß Blandini fortwährend wieder auspacken mußte. Medardo war so betäubt, als ob er vor dem offenen Rachen der Klapperschlange stünde.

Draußen verblich der sonnige Tagesschein. Ein Wind hatte sich erhoben und dichte Wolkenmassen zusammengeweht, welche die Luft verdunkelten und einzelne Regentropfen fallen ließen.

Da kam zu Fuß Lady Ludmilla, begleitet von Dietrich. Sie bat um seinen Arm vor den Stufen der Hausthür, sie schwankte. Langsam führte er sie durchs Vorzimmer in den gewölbten Saal, wo man gespeist hatte und die letzten Tafelreste eben weggetragen wurden. Hoffmann kam und führte sie in das Gemach des Herzogs. Dietrich blieb allein im Saale. Er sah auf den Park hinaus. Seine Gedanken waren ganz im Gemache des Herzogs, er bemerkte es jetzt kaum, daß sich der Platz vor dem Hause mit Menschen füllte. Es waren Conrads Leute, und Conrad mit ihnen. Auf sein Geheiß verhielten sie sich ruhig. „Wir wollen doch abwarten“, sagte er halblaut, „was die Dame ausrichtet. Die Loß'sche Tochter meint's brav. Kommt sie traurig heraus, dann reden wir. Und jedenfalls „langen“ wir uns die rothe Feder und den papistischen Quacksalber. Während er dies sprach, blickte er unverwandt auf die Fenster im ersten Stocke, welche er nach des Wachtmeisters Beschreibung für diejenigen hielt, hinter denen Blandini und Medardo stecken müßten. Plötzlich stieß er einen thierischen Laut aus der Kehle.

Die Angst hatte oben Medardo keine Ruhe gelassen; sie hatte ihn getrieben, auszuschauen, ob bei dem sinkenden Tageslichte auch nicht etwa sein teuflischer Widersacher herbeischliche und das Fortreiten gefährlich mache. Der warmen Luft wegen hatten die Fenster bis jetzt offen gestanden, er wollte sie vor dem Winde nun schließen, er erschien am Fenster — wie der Raubvogel seine Beute, erkannte ihn flugs Conrad und stieß jenen Schrei aus. Ganz zu derselben Zeit hörte Dietrich im Saale die laute Stimme des Herzogs und die noch lauter werdende, von Angst und Pein geschwellte Stimme der Lady. Er schloß aus einzelnen Worten der Letzteren, welche verständlich zu ihm drangen, daß der Herzog ihr keinen Glauben schenkte — er öffnete das Fenster und rief hinaus — denn jetzt im Bedürfnisse des Beistandes sah er Conrad mit den Seinen, und jetzt trieb ihn die Aufregung seiner Phantasie zu allem Möglichen — er rief hinaus: — Es nützt nichts, der Herzog glaubt nichts!

Das war genug für Conrad. — „Mir nach!“ schrie er, „wir zerreißen die Schurken!“ — Auf den Stufen der Hausthür der Erste, blieb er aber doch stehen und sagte: „Aber nicht alle! Die Füchse könnten eine Fluchtröhre haben. Ums ganze Haus herum eine Kette machen!“ Es waren so viel Kriegsleute den Rekruten nachgeströmt, daß sie den ganzen Ort Neuenburg wirksam hätten umzingeln können. Eine Schaar von etwa dreißig drängte ihm nach ins Haus. Einen Augenblick wurden sie aufgehalten durch Lady Ludmilla, welche eben in den Hausflur trat. Sie war durch den Saal an Dietrich vorüber und durch das Vorzimmer wie eine Verzweifelnde gestürzt, sie traf jetzt mit den herein dringenden Männern zusammen, hielt diese wol — denn sie war exaltirt bis zum Aeußersten — für eine feindliche Masse und schwankte unter einem gellenden Schrei zurück. Dietrich, welcher ihr nachgeeilt war, fing die Sinkende auf. Conrad mit den Seinigen stürmte die Stiege hinauf, jetzt mit Geschrei, da der Anblick Ludmillens die Leute erbittert

hatte über die ungläubige Härte des Herzogs. Die Papisten! Die Papisten! — rang sich als Schlachtruf aus dem Geschrei, und dies trieb Leder oben auf den Vorsaal und erklärte ihm, daß der Sturm Blandini und Medardo gelten möchte. Er stellte sich vor die Thür derselben und rief: „Die Gäste des Herzogs stehen unter seinem Schutz." — Schönen Dank für's Wegweisen! — sagte Conrad, schob ihn zur Seite und wollte die Thür öffnen. Sie war verschlossen. — Drückt alle auf mich! — schrie Conrad. Das geschah, und die gesprengte Thür flog auf.

Es war Niemand im Zimmer zu sehen. Alle dreißig suchten, und hinter einem Schrank fanden sie Blandini. Während aber alle auf die Beute stürzten, kroch Medardo unter einer Bettstatt hervor und gewann die Thür. Es wäre gegen den Instinct Conrads gewesen, dies nicht wahrzunehmen! Seine Augen waren nicht durch den Fang Blandini's gefesselt. Sie flogen umher nach dem Erbfeinde, sie entdeckten den Flüchtling. Mit einem weiten Satze war er hinter ihm her. Die Todesangst beflügelte Medardo. Er gewann die Stiege aufwärts in den zweiten Stock. Conrad folgte ihm wie der Sturmwind. Es gab jähe Wendungen beim Ausgange der Treppen, sie kamen dem leichteren, behenderen Medardo zu Statten, und der schwerfälligere Conrad blieb etwas zurück im zweiten Stock. Medardo gewann den Boden und warf hinter sich eine Bretterthür ins Schloß. Dies war ein geringes Hinderniß für Conrad, sie krachte auf unter seinen mächtigen Schultern. Aber auf dem Boden war's dunkel, er sah seine Beute nicht mehr. Keuchend stand er still. Er horchte. Ein Knarren lenkte sein Auge. Richtig! Da kroch der Bube!

Unter dem hohen Dache war nämlich ein doppelter Boden. Zu dem höchsten führte nur eine Leiter hinauf und auf diese Leiter hinauf fiel ein matter Lichtschimmer vom Dachfenster. In diesem Lichtschimmer sah Conrad die rothe Feder aufwärts klimmen. Er sprang hinzu, die Leiter umzuwerfen sammt dem

Feinde. Er warf sie um, aber der Feind hatte schon mit den Händen die oberste Bodenlage angefaßt, die Leiter fiel ohne ihn, er hing in der Luft. Die Todesangst verlieh ihm Stärke, er schwang sich in die Luke hinauf, er verschwand. Dort bist du mir sicher! dachte Conrad. Er hatte vorhin, als er mit seinen Rekruten ankam, das Haus betrachtet, um sich zu überzeugen, ob es trotz der ausgestellten Wachen dem Flüchtlinge Gelegenheit biete zum Entwischen. Es bot keine, es stand frei da. Verhältnißmäßig langsam hob er die Leiter auf und legte sie wieder an. Im Hinaufsteigen wurde er doch wieder hitziger, und als eine Sprosse unter seinem schweren Körper brach und er halb fallend mit dem Kinn an eine höhere Sprosse nicht ohne Schmerz aufschlug, da erwachte mit dem Aerger auch wieder die bestialische Wuth.

Dieser oberste Boden war nur mannshoch und war von der offenen Luke besser beleuchtet. Hier war für Medardo keine Möglichkeit, seinem Verfolger zu entgehen, wenn er sich nicht hinabstürzen wollte. Selbstmord war aber Medardo wol nicht zuzutrauen. Er war vielmehr in der Stimmung einer von Hunden verfolgten Katze, welche, in einen Winkel ohne Ausgang gedrängt, sich mit allen Waffen der Verzweiflung zur Wehre setzt. Im hintersten Winkel des schiefen Dachbodens hatte er sich neben einem Sparrbalken eingeklemmt, daß er kaum sichtbar war, und hatte ein Messer aus der Tasche gezogen und aufgeklappt. Das hielt er krampfhaft in der Hand und mit diesem stieß er, als Conrad ihn entdeckte und nach ihm griff, dem Angreifer schreiend ins Gesicht. Umsonst! Die furchtbaren Fäuste griffen und hielten ihn wie eiserne Klammern und trugen ihn nach der Luke. Umsonst biß er ins Gesicht Conrads hinein — am Luftzuge mußte er wahrnehmen, daß er sich in freier Luft befände. Mindestens drei Stock hoch in freier Luft. Er schien sich auch dessen bewußt zu sein, er schien zu wissen, daß seine einzige Rettung darin bestünde, den Feind nicht loszulassen. Wie Krallen bohrten sich seine Finger in Conrads Haare und Schultern. Conrad stand mit einem Fuße in der hölzernen Dachrinne, welche diesem Fuße

keine gute Stütze bot und wol auch in ihrer morschen Beschaffenheit brechen konnte. Wenn er Medardo schleudern wollte, so lag die Gefahr nahe, daß er festgehalten und ausgleitend ebenfalls in die Tiefe gerissen wurde. Conrads Wildheit beachtete das nicht. Er schleuderte; die Dachrinne gab nach und barst, Medardo ließ nicht los, beide Körper waren auf dem Punkte, in gräßlicher Umarmung gemeinschaftlich hinab zu stürzen. Nur weil Conrad mit einem Fuße noch innerhalb des Bodens stand und der Schenkel dieses Fußes eine Widerlage am Pfosten der Luke fand, und weil die morsche Dachrinne nur so weit geborsten war, als die Spitze von Conrads anderem Fuße sie durchgebrochen hatte, war ihm so viel Anhalt geboten, daß er seinen Körper zum Stillstand bringen konnte. Eine Viertelminute lang dauerte die Ungewißheit, ob das Uebergewicht nicht doch abwärts neigen werde. Conrads Körperkraft, auf das rückwärtige Bein zusammen gedrängt, siegte — er stand. Aber all' seine Gliedmaßen zitterten sichtbar von der mächtigen Anstrengung, und der Instinct der Selbsterhaltung trieb ihn, in den Bodenraum zurück zu treten sammt dem Feinde, der an ihm, gleichsam in ihn geklammert war. Eine kurze Pause trat ein. Conrad schnaufte in halber Athemlosigkeit. Kein Wort verlautete. Medardo mochte wol fast besinnungslos sein, die Spannung seiner Finger ließ nach — da erfolgte aus allen Leibeskräften Conrads ein Ruck — und die rothe Feder flog wie eine Feder aus der Luke hinaus in die freie Luft, und sich drehend wie eine Puppe stürzte sie in die Tiefe.

Conrad hörte nur ein leises Geräusch des Auffallens unten. Er stand tief athmend unbeweglich. Er trat nicht vor, um hinab zu schauen. Eine Stimme rief aber unten, verständlich bis hier oben herauf: Er hat's Genack gebrochen! — Der süddeutsche Ausdruck des Rekruten „Genack" für Genick war Conrad geläufig. Das Jahrzehnte lang verzögerte Rachewerk war gethan. Er stieg langsam die Leiter und die Stiegen hinab. Es war ihm nicht so wohl zu Sinne, wie er's erwartet hatte von endlicher

Vollbringung dieser lang ersehnten That. Er schüttelte sich, als ob er lästige Gefühle abschütteln wollte. Bilder seines Lebens flogen an ihm vorüber. Von jenem Abende an, da er aus dem weißen Löwen im Salzgriese zu Wien den „Lump" zum ersten Male durch's Fenster geworfen. Keins der Bilder schien ihm zu gefallen, er schüttelte sich von Neuem. „'sbleibt ein Hundeleben", murmelte er grollend vor sich hin, „und am Ende bist du selbst ein Lump und hast nichts Besseres verdient, als —"

Da war er im Hausflur und fand dort den Herzog selber mitten unter den Rekruten. Er schalt sie heftig und schloß eben damit, daß er den Ersten, welcher sich nochmals solch einen Einbruch gestatten würde, am nächsten Baume aufhängen lassen werde. Der Herzog war nämlich just in den Hausflur heraus gekommen, als man den Doctor Blandini herab geschleppt hatte. Er hatte den Doctor, welcher an allen Gliedmaßen vor Furcht schlotterte, sofort befreit und in das Vorzimmer hinein führen lassen, da er nicht mehr im Stande gewesen war, sich auf den Beinen zu erhalten. Dies Schelten des Herzogs aber und dies Androhen des Stranges verscheuchte auf der Stelle den moralischen Katzenjammer Conrads. Ehe er noch bis zum Herzoge vorgedrungen war, schrie er schon: Na, das ist nicht uneben! Weil wir nicht ruhig zuschauen, wenn man unsern Capo vergiften will, weil wir ihn befreien wollen von diesen Canaillen, da will uns der Capo an die Bäume hängen lassen. Straf' mich Gott, besser kann die verkehrte Welt doch nicht aussehen! Er selbst sah gräulich aus. Das Blut lief ihm über das Gesicht von den Messerstichen Medardos, sein Haar war zerzaust, sein Bart desgleichen und sein Wams zerrissen. Der Herzog wollte ihn verhaften lassen, er wollte fragen, wer und was ihn so zugerichtet — aber er that Beides nicht. Daß man den Exceß begangen, um sein Leben zu sichern, blieb doch nicht ohne Eindruck auf ihn. Er machte eine fortweisende Armbewegung und ging ins Vorzimmer. Hier begegnete ihn ein neuer Schrecken. Dietrich wies auf eine Ecke des Gemachs. Da saß, oder lag Lady Ludmilla

regungslos. „Was ist das?" fragte der Herzog. — Ich fürchte, ein Nervenschlag hat sie getroffen. Daß der Herr Herzog ihr keinen Glauben geschenkt, hat sie in Verzweiflung gestürzt, sie kam mehr todt als lebendig aus Eurem Zimmer — „Seht doch nach, Doctor!"

Blandini war dies kaum im Stande. Mit zitternder Hand fühlte er ihren Puls, und kaum hörbar sagte er nach einer Weile: — Sie ist todt! — „Oh!" rief Bernhard. Dann setzte er langsam hinzu: „Verlaßt Euch übrigens auf meinen Schutz, und bleibt ruhig bei mir, Doctor Blandini".

Dann ging der Herzog in sein Zimmer. Es war Nacht geworden. Die Leiche der Lady wurde weggetragen. Die offene Thür zeigte, daß die Tumultuanten alle fort waren. Blandini und Leder blieben allein im Vorzimmer. Leder suchte den Doctor zu trösten, und sprach von Rohheit der Soldatesca, die der Herzog schon zu zügeln wisse. Sprach von ruhiger Weiterbehandlung des kranken Herzogs, und daß er das rothe Fläschchen am Fenster nicht vergessen werde, wenn der Nothfall eintrete, und wenn der Doctor durchaus nach Basel müsse. — Uebrigens will ich nur gleich nachsehen — schloß Leder — ob auch Eurem Amanuensis nichts zugestoßen ist in dem Krawall. Der bestialische Bärtige ist hinter ihm her gewesen. Er ging. Blandini blieb allein. Nicht eine Minute länger wollte er bleiben. Auch in sein Zimmer hinauf wagte er sich nicht mehr. Seine Furcht war grenzenlos. Aber das Geld liegt oben! — Nein; er hatte es beim Einpacken schon in die Tasche gesteckt, da es aus Goldstücken bestand.

— Fort! fort! — schrie es in ihm. Vorsichtig schritt er hinaus. Ueberall war's still und leer. Nur durch das Innere der Stadt zu gehen erschreckte ihn. Rechts um das Haus! Ja, da gab's an der Ringmauer hin einen stillen Weg zum Müllheimer Thore.

Rechts um die Hausecke bog er also. Aber nach einigen Schritten stolperte er über einen Gegenstand im Wege und fiel

faßt. Ein Lichtschimmer aus dem Erdgeschoße fiel auf diesen Gegenstand, nach welchem sich Blandini mechanisch umsah — es war die Leiche Medardos, welche hier unbeachtet liegen geblieben war. Blandini floh voll Entsetzen.

12.

Während der Nacht räumten Rekruten den Leichnam Medardos fort und warfen ihn in den Rhein. Conrad hatte in ärgerlicher Stimmung gemeint, das wäre doch rathsam und er selbst empfände einen Widerwillen, den todten Kerl noch einmal anzufassen. Im Hause des Herzogs hatte man gar nichts erfahren vom Unfalle Medardos. Leder war spät Abends noch einmal ins Zimmer Blandini's gegangen, und da er es leer gefunden, hatte er geglaubt: Blandini hätte doch, wie er vorausgesagt, die Reise nach Basel zu dem schwer Erkrankten angetreten und Medardo mit ihm. Getreulich erinnerte er sich des rothen Fläschchens. Er nahm es vom Fenstersimse und trug es auf sein Zimmer. Gewissenhaft, wie er war, brachte er es am andern Morgen bei guter Zeit zu Hoffmann hinab, damit es dem Herzoge gereicht werde, sobald der Anfall trotz des vorbauenden Mittels dennoch einträte. Hoffmann entgegnete verdrießlich: — Wir müssen warten! Der Herzog scheint doch angezogen zu haben von dem gestrigen Verläumdungsqualm; er hat mich vorhin fortgejagt mit dem weißen Fläschchen. Es fehlt mir nichts! sagte er und legte sich auf die andere Seite. Jeder von Beiden bewahrte sein Fläschchen sorgfältig auf, da Jeder überzeugt war, heut' oder morgen werde es doch gebraucht werden. Während der nächsten Tage herrschte eine peinliche Stille in Neuenburg. Niemand wollte offen sprechen über den Verdacht und über die Vorfälle. Am dritten Tage war das Begräbniß der Lady Ludmilla. Dietrich

besorgte es. Soldaten und Rekruten folgten dem Sarge in großer Anzahl. Sie beschwerten sich untereinander über Herrn von Mitzlau. Er hatte den Theil von Rekruten, welcher ihm oblag, zum Exerciren befohlen und ihnen dadurch unmöglich gemacht, der würdigen Dame, welche sich für den Feldherrn geopfert, die letzte Ehre zu erweisen. Er selbst fehlte natürlich auch. Nach dem Begräbnisse bat Dietrich um Audienz beim Herzoge Bernhard. Es sollte eine Abschiedsaudienz sein. Die Hinrichtung der Lady, wie er's nannte, hatte ihm einen sehr peinlichen Effect gemacht. Es wurde ihm allmälig ganz deutlich, daß er sich mit seiner schöpferischen Phantasie viel besser befinden werde fern von den Tumulten des groben Lebens.

Dies sagte er dem Herzoge ehrlich und einfach. Der Herzog war verstimmt, und machte nur eine einfache Handbewegung zu Dietrichs Abschiedsgesuche. Endlich setzte er aber doch etwas freundlicher hinzu: „Ihr könnt mir, junger Freund, noch einen letzten Dienst erweisen, wenn Ihr Eure Rückreise über die Schweiz macht, und den Rohan'schen Damen Grüße und Nachrichten von mir bringt. Nachricht von der frei gemachten Erbschaft und von mir. Es wird an Gerüchten nicht fehlen über meine Erkrankung und über das, was vorgestern hier vorgefallen. Sie sollten sich durch haltlosen Verdacht nicht schrecken lassen, ich befände mich ganz wohl und rechnete mit Sicherheit darauf, ihnen während das Hochsommers in Basel zu begegnen. Bis dahin wird die Belagerung Breisachs in vollem Gange sein, und ich werde abkommen können. Ein trefflicher Schimmel feiner Race ist mir gestern aus den burgundischen Bergen geschickt worden. Er ist auf Gebirgspfaden groß gewachsen, und wird der Prinzessin Marguérite gute Dienste leisten im Oberlande. Ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr ihn mitnähmt, und den ruhigen Fuchs, welchen Ihr aus meinem Stalle öfters geritten, zum Andenken mit Euch nach Paris marschiren ließet." Dietrich verbeugte sich.

„Noch Eins. Euer Herr Vater möge mir zugethan bleiben. Rath Müller, der Vertraute Oxenstierna's, sei gestern hier

eingetroffen mit guten Dingen. Schweden nähere sich mir wirksam, und es könnte geschehen, daß ich nach dem Falle Breisachs dem Generale Banér, welcher jetzt in Thüringen vordringt, über Hessen hinüber unmittelbar die Hand reichte. Euer Vater möge in Stockholm den Befehl an Banér auswirken, daß dieser nach der hessischen Grenze zu Posto fasse. — Und dem Könige von Frankreich möge er sagen, die Generale Guébriant und Turenne, welche er mir durch Euch angekündigt, ließen noch immer auf sich warten. Die französischen Minister hätten mir in keinem Punkte Wort gehalten, die Eroberungen hätte ich sämmtlich mit eigenen Kräften machen müssen. Das wäre mir schon recht und ich würde es beim Ausgange in Rechnung bringen. Aber ich hörte, daß man Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser anbahnte, und daß schon von Cöln und von Hamburg dafür die Rede ginge, und daß der König die Gnade haben wollte, auch meine Interessen zu vertreten. Dafür ließe ich mich schönstens bedanken. Ich bedürfte keines Vormunds, und hätte das Recht eines solchen dem Könige von Frankreich niemals eingeräumt. Ich würde mich als deutscher Reichsfürst schon selbst vertreten. Dem Grafen Trautmannsdorf in Wien sind Friedenspräliminarien erst seit dem Tage von Rheinfelden eingefallen, und ich lasse daran erinnern, daß Rheinfelden mein Tag gewesen. In der Geschwindigkeit hat der Kaiser nun endlich auch meine Herren Brüder belehnt, und diese lassen mir gestern berichten, daß ich meinen Wunsch nach Frieden nur auszusprechen brauchte, um auch belehnt und mit ganz besonderer Schenkung an Land und Leuten vom Kaiser ausgezeichnet zu werden. Wenn ich nun meinen geliebten Herren Brüdern die Gemeinschaftlichkeit mit ihnen abschlage, was mir fast schwer fällt, weil ich nicht um kleiner persönlicher Vortheile willen in Waffen stehe gegen den Kaiser, so könnten sich die französischen Minister mit Leichtigkeit die Folgerung ziehen: der Herzog Bernhard von Weimar werde sich nicht von ihnen ins Schlepptau nehmen lassen. Euer Herr Vater wird dies schon des Weiteren ausführen. Habt Ihr mich verstanden, junger Freund?"

— Vollkommen, fürstliche Gnaden. — „So geht mit Gott. — Erlach, gebt Befehl wegen der Pferde für den Herrn van Groot!"

Erlach, welcher stets um die Person des Herzogs war, ging mit Dietrich. Herzog Bernhard nahm Papiere vom Tische, und las in ihnen. Als Erlach zurück kam, sagte der Herzog: „Da finde ich ja ein Schreiben des albernen Savelli. Wer hat denn das gebracht?" — Ich weiß nichts davon. — „Der Narr erbietet sich zur Vermittelung zwischen mir und dem Kaiser. Nachdem er in Lauffenburg sein Ehrenwort gebrochen! Der Mensch ist so unverschämt wie thöricht. Unter den Tisch! Aber wen hat er denn geschickt? Wer hat das Schreiben gebracht?" — Ich weiß durchaus nicht. Hier im Zimmer ist außer mir Niemand gewesen — Mitzlau nur war einen Augenblick da mit einer Meldung über Bewaffnung der Rekruten. Er kann doch nicht —? Fürstliche Gnaden erinnert sich, daß Rosen darauf beharrt, Mitzlau habe bei der Gefangennahme Savelli's und bei der Flucht desselben aus Lauffenburg —? — „Wir wollen Acht auf ihn haben."

Noch an demselben Tage erfolgte der Aufbruch des Herzogs zur Belagerung von Breisach. Von Krankheit Bernhards war nicht mehr die Rede. Blandini's Voraussage erfüllte sich diesmal gar nicht. Leder hatte dem Herzoge erzählt, daß und weshalb der Doctor nach Basel gegangen, und daß er in den nächsten Tagen zurückkehren werde. „Neuenburg bleibt mein Hauptquartier," hatte der Herzog gesagt, „das Zimmer des Doctors und die Verpflegung bleibt ihm wie bisher."

Nun vergingen mehrere Monate mit dieser Riesenarbeit einer niederländischen Belagerung. Drei Stunden im Umfange diesseits und jenseits des Rheins wurde die furchtbare Lagerverschanzung angelegt, welche das „Capitolium Deutschlands", wie Breisach genannt wurde, zu Falle bringen sollte. Eine ganze Festung, Kenzingen, wurde in dies verschanzte Lager einbezogen,

indem ihre Steinwälle zerschlagen, und Meilen weit in Stücken dahergefahren wurden, damit man hinreichend Mauersteine gewänne für die Belagerungsmauern.

Man blieb lange ungestört. Es wurde so wie Bernhard vorausgesagt: tief aus Niederdeutschland mußte Götz, mußten Truppen geholt werden. Erst im Hochsommer war wieder ein hinreichendes kaiserliches Heer vorhanden, um Breisach zu entsetzen. Der Kaiser legte mit Recht den höchsten Werth auf die Errettung seiner Hauptfeste im deutschen Reiche, und die dringendsten Mahnungen kamen Tag für Tag aus Wien. Der Herzog von Lothringen vom Elsaß herüber, Götz und Savelli von Baden und Würtemberg her sollten Bernhard ins Kreuzfeuer treiben, zersprengen und verjagen. So begann denn Treffen um Treffen, zunächst darauf gerichtet, Lebensmittel und Munition nach Breisach hinein zu werfen. Endlich kam's auch zu einer vollen Schlacht. Bei Wittenweier wurde sie geschlagen, in einer Gegend, welche Bernhard genau bekannt war von seinen Kämpfen mit Johann von Wörth, als dieser die Rheinauer Schanzen täglich angriff. Die genaue Ortskenntniß und die ihm stets bereite Kriegslist unterstützten ihn. Bis in den Abend hinein schwankte die Schlacht. Da schickte er auf Fußpfaden eine Schaar Trompeter und Trommler in einen Wald zur Seite des Feindes. Sie bliesen und trommelten da zum Sturme. Die Kaiserlichen meinten, diesem Sturme auf ihre Flanke ausweichen zu müssen, sie gaben dadurch Blöße nach der Richtung, wo nicht blos Trompeter und Trommler waren, diese Blöße benützte Bernhard rasch und nachdrücklich, und so errang er in der Nacht noch den Sieg.

Savelli hatte wol abermals seinen redlichen Antheil an diesem Mißgeschicke der kaiserlichen Waffen: er war dem tapfern Götz wieder zum Mitfeldherrn aufgedrängt worden, und commandirte einen Tag um den andern. Hier bei Wittenweier kam es denn auch endlich einmal vor, daß die angelangten französischen Officiere Guébriant und Turenne durch ihre persönliche Tapferkeit

— Truppen hatten sie sehr wenig — Bernhard zur Erkenntlichkeit veranlaßten. Ruhe jedoch verschaffte ihm auch dieser Sieg noch nicht. Er mußte einen Boten an die Rohan'schen Damen senden, welcher die Zusammenkunft in Basel absagte und auf den Winter vertagte. Von Wien aus folgte Befehl auf Befehl, um jeden Preis die Weimar'schen Belagerungswälle zu durchbrechen, und Breisach zu befreien. Feldmarschall Götz sollte vom rechten Rheinufer eindringen, der Lothringer Herzog vom linken. Und Bernhard hörte, der letztere sei über Thann im Anmarsche. Eiligst flog Bernhard hinüber, begegnete ihm auf dem Ochsenfelde bei Thann, griff ihn stürmisch an und schlug ihn in die Flucht. Am Abende des Sieges erhielt er aber auch schon die Nachricht: Götz komme mit großer Macht am rechten Ufer angerückt. Wiederum im Fluge eilte Bernhard mit seinen Reiterregimentern über den Rhein zurück. Todtmüde kam er in seinen Verschanzungen an, und sank aufs Lager. Spät am andern Morgen erwachte er, und — hatte nicht die Kraft aufzustehen. Das Lagerfieber grassirte, und der Herzog war von ihm befallen.

Es schien der ganze Feldzug auf dem Spiele zu stehen, als Götz am 14. October den Sturm unter unaufhörlichem donnerndem Geschützfeuer begann. Der alte Waldstein'sche Kriegsmann wußte, daß in Wien seine ganze Existenz gefährdet war, wenn er die Verschanzungen nicht durchbräche; er führte Regiment auf Regiment gegen die Schanzen am Rheine und auf den Inseln, wo die Ueberwältigung des Feindes am leichtesten erschien; er stürmte die Redoute an der Schiffbrücke viermal vergebens, er kam zum fünften Male wieder und — nahm sie. Nun treibt er seine tapferen Leute nach der nächsten Brücke, in deren Nähe die Gebäude mit den Munitionsvorräthen des Weimar'schen Heeres standen; er wirft das entgegeneilende Weimar'sche Regiment über den Haufen, er erobert die Brücke — das Loch ist geöffnet, die Kaiserlichen sind auf dem Punkte, die halbjährige Arbeit Bernhards zu zersprengen, und alle Weimaraner schreien nach dem Herzoge, der ihnen zum ersten Male fehlt in dem

gefährlichsten Augenblicke. Man stürmt mit diesem Geschrei zu ihm. Er rafft sich auf, er schwingt sich auf den westphälischen Rappen, er ruft seinen Truppen zu: Laßt Euch nicht irren, es ist derselbe Götz, den wir bei Wittenweier geschlagen, wir schlagen ihn auch heute, vorwärts! Und Alles sammelt sich um den Feldherrn, und unter seiner Führung geht es nach der verlorenen Brücke. Unter einem grimmigen Gemetzel wird sie genommen, unter Siegesgeschrei rücken die Weimaraner weiter nach der Redoute an der Schiffbrücke. Hier setzten sich die Kaiserlichen fest und fechten wie Löwen. Sieben Angriffe schlagen sie zurück, beim achten erst ersteigen die Weimaraner das Bollwerk, und besetzen es. Aber Götz kommt mit neuen Kräften, und stürmt nun seinerseits von Neuem viermal hinter einander. Kommt er zum fünften Male, so ist die Kraft der Weimar'schen Truppen erschöpft und er wird Sieger. Bernhard selbst erhält sich kaum noch auf dem Pferde. — Götz kommt nicht mehr; auch seine Kräfte reichen nicht mehr weiter, und die Nacht fällt nieder auf die Leichenhaufen — die grimmige, mit furchtbarer Tapferkeit ausgeführte Stürmung der Kaiserlichen ist abgeschlagen.

Herzog Bernhard reitet in finsterer Nacht zurück nach seinem Lagerhause. Der Fieberfrost schüttelt ihn jetzt bei eintretender Ruhe ärger als vorher, und als er noch hundert Schritt von seiner Wohnung entfernt ist, da kann er sich nicht mehr auf dem Pferde erhalten — er winkt seinen Leuten — sie müssen ihm vom Pferde helfen und ins Haus tragen, er verliert die Macht über seine Gliedmaßen. Bei diesem Anblicke ruft Hoffmann, welcher ihm ins Bett hilft: „Aber, gerechter Gott, das sind ja nicht die Zeichen des Lagerfiebers!" Und Leder, welcher herzukommt, stimmt ein in Hoffmanns Rede. Es war nichts weiter als jenes Fieber, welches sich auszubilden pflegt unter den Truppenmassen, die lange Zeit eng bei einander liegen müssen, und denen noch dazu ein feuchtes Herbstwetter über den Hals kommt. Die Symptome Bernhards waren nur gesteigert, weil er die Krankheit gewaltsam niedergedämpft, und sich in die moralische wie körperliche

Anstrengung eines so entscheidenden Kampfes gestürzt hatte. Hoffmann aber und Leder hatten nichts vor Augen als den seit Neuenburg gefürchteten Rückfall, welchen Blandini angekündigt. Sie hatten auch schon darum nichts vor Augen, weil gerade sie die Mittel gegen einen solchen Rückfall in Händen zu haben glaubten, das weiße und das rothe Fläschchen. Was wir heilen zu können glauben, das wünschen wir gleichsam herbei, um uns recht wirksam und nützlich zu zeigen. Sie drangen also in den Herzog, die vorhandenen Gegenmittel zu nehmen. Hoffmann suchte das seinige hervor, Leder eilte fort, um das seinige zu holen. Er wohnte nämlich nicht unter demselben Dache mit dem Herzoge. Die Wohnungen der höher gestellten Personen bestanden aus ebenerdigen kleinen Häuschen von Kenzinger Steinen, und boten nur ein Zimmer und eine Kammer. Bernhards Aufenthalt war sehr dürftig, und der Sieger in großen Schlachten lag jetzt armselig auf einem Feldbette in ödem Gemache. Leder wohnte eben so gut nebenan, und war eiligst zurück mit dem rothen Fläschchen, welches er seit einem halben Jahre immer wohlverwahrt bei sich führte.

Bernhard zeigte keine Lust, diese Mittel einzunehmen. War sein Vertrauen auf Blandini doch erschüttert? Der Tod der Lady Ludmilla, die ernste Haltung des sonst leichtblütigen jungen Groot, das Verschwinden Blandini's, welchen keine erneute Einladung zurückgebracht hatte, obwol die Krankheiten im Lager Veranlassung geworden waren, mehrmals nach ihm zu senden — all' das waren Samenköner in Bernhards Seele geworden. Er wies Hoffmann zurück, dessen weißes Fläschchen ja doch zuerst an die Reihe kommen sollte. Nun wurden beide Quacksalber erst recht dringend. Der Eigensinn des kranken Herzogs aber bestand darauf: sie sollten sich fortpacken und ihm Ruhe lassen. Vielleicht fände er Schlaf, und wenn nicht, dann sei's am nächsten Morgen zeitig genug, an Weiteres zu denken. Sie mußten gehen. Als Hoffmann am nächsten Morgen aber aus seiner Kammer sachte herein schlich, um den Herrn nicht aufzuwecken, wenn er

schliefe — und so hatte es ihm geschienen, da er die Thür der anstoßenden Kammer nicht eingeklinkt gehabt hatte — da fand er den Herzog aufrecht sitzend. Er war hoch geröthet, und gestand, daß ihn Phantasien gepeinigt und jeden wirklichen Schlaf vertrieben hätten.

„Lass' den Feldarzt rufen!“ sprach er mit matter Stimme.

Es wurde nach ihm gesendet. Ehe er aber anlangen konnte, war auch Leber da, und er wie Hoffmann kamen nun mit größerem Fuge darauf zurück: dies sei nicht das Lagerfieber, dies sei der gefürchtete Rückfall, und der Herzog sollte doch um Gotteswillen die Mittel des weisen Blandini einnehmen. Der Herzog schüttelte den Kopf. Da trat der Graf von Nassau ins Gemach, und meldete: Wir haben's mit einem Waldstein'schen Feldherrn zu thun, der keinen Verlust an Mannschaft scheut. Auf, Herzog, auf! Den Götz kümmert's nicht, daß wir heute Morgen fünfzehnhundert seiner todten Leute von den Brücken und Wegen geräumt haben, er marschirt vor Langendenzlingen in Schlachtordnung auf, binnen einer Stunde wird der Tanz von Neuem losgehen, und der Tag hat von jetzt an — es ist acht Uhr — noch wenigstens neun Stunden. Das ist zu lang für uns, wenn Ihr nicht dabei seid. Also, auf, auf! Wir erwarten Euch.

Bernhard wußte zu gut, daß es das Aeußerste gälte. „Wohlan denn,“ rief er, „ich muß in einigen Stunden auf dem Pferde sein — Eure Mixturen sollen ja das zu Wege bringen — so gebt sie her!“ Hoffmann und Leber waren eiligst zur Hand mit ihren Fläschchen. — Nicht beide zugleich, Herr Kanzler — eiferte Hoffmann — zuerst das meine! Und wenn dessen Wirkung nicht zureicht, also im schlimmsten Falle nach einigen Stunden erst das Eurige.

„Richtig!“ sagte Leber, „so hat der Doctor Blandini angeordnet.“ — Nichts da! — stöhnte Bernhard — zu langsamem Probiren hab' ich keine Zeit. In einigen Stunden muß ich auf dem Pferde sein. Also gleich das stärkere Mittel! Dein's Leber!

Kopfschüttelnd goß Hoffmann den Inhalt des rothen Fläschchens in die kleine Schale, welche er bereit hielt. Auch dieser Inhalt war farblos, die rothe Farbe gehörte nur dem Fläschchen. Es war eine Arsenikauflösung mit hinreichender Kraft, um in kurzer Frist den Tod herbeizuführen. Der Herzog saß aufrecht im Bette, und streckte die Hand aus nach der Schale. Hoffmann reichte sie ihm. Als er sie zum Munde führen wollte, trat der Feldarzt ein.

„Komm her, alter Knabe," rief Bernhard, „und fühle meinen Puls. Wir glauben, es sei nicht das Lagerfieber allein, das mich schüttelt. Sag' mir Deine Meinung."

In der einen Hand behielt der Herzog die Schale mit dem Gifte, die andere reichte er dem Feldarzte. An diesem wetterbraunen alten Practicus von ganz untergeordneter medicinischer Kenntniß hing das Leben des damals mächtigsten Feldherrn. Er fühlte lange.

„Nun?" schrie Bernhard ungeduldig. — 's ist ein starkes Fieber — sagte endlich der Feldarzt — und es hämmert wol ein Bischen anders als — — — aber unser nichtswürdiges Lagerfieber ist's doch. — „Es hämmert anders? Wer soll da klug werden! Und an meinen damaligen Zustand in der Schweiz, der mich vom Pferde riß, an jenen Anfall erinnert mich mein jetziger Zustand gar nicht. Da war mir ganz anders!" — Natürlich, fürstliche Gnaden — bemerkte hochweise Hoffmann — damals war't Ihr übrigens gesund gewesen; jetzt habt Ihr 's Lagerfieber noch dazu, jetzt muß Euch freilich anders zu Muthe sein. — „Und ein Versuch wird ja nicht schaden;" setzte Leber hinzu, „wenn das Mittel den Feind nicht findet, für den es bereitet ist, so wird's als Beruhigungsmittel wol auch das Fieber beschwichtigen, das Euch schüttelt. Es befreit Euch also entweder ganz oder es erleichtert Euch doch." — Was ist's? — sagte Bernhard zum Feldarzte, und reichte ihm die Schale unter die Nase. — „Es riecht gar nicht," antwortete dieser. „Mit Erlaubniß!" setzte er hinzu, und tauchte seinen Finger in die

Flüssigkeit, den Finger alsdann an seine Zunge führend. — Nun? — „Süßlich — scharf!" Und dann schüttelte der Alte wunderlich den Kopf. — Du weißt nichts! Machen wir ein Ende, ich will auf.

Und er setzte die Schale an den Mund — und trank. Nach dem ersten Schlucke setzte er ab. Der Gedanke an Blandini fuhr ihm durch den Sinn wie ein blendender Blitz. —

„Ich könnt's für Arsenik halten!" sagte gleichzeitig der Feldarzt. — Ich halt's auch für Gift! — schrie Bernhard, und schleuderte die noch mit drei Viertheilen des Getränks angefüllte Schale weithin auf den Fußboden.

Die Folgen des Giftes kündigten sich auf der Stelle an: Druck und Hitze im Magen, brennender Durst, Wühlen in den Gedärmen. — Hoffmann und Leder schrien vor Entsetzen. Ihr thörichtes Zureden war ja die Veranlassung geworden.

Glücklicherweise verlor der alte Feldarzt nicht im Mindesten den Kopf. Er zog aus seiner ledernen Gürteltasche sogleich eins der Pulver, deren er bei der Feldpraxis ohne Apotheke täglich bedurfte, verschaffte sich selbst Gefäß, Wasser und Löffel, und bot in kürzester Frist dem Herzoge ein Brechmittel stärkster Sorte. Auf Pferdenaturen berechnet that es augenblicklich seine Wirkung, und der Feldarzt meinte behaupten zu können: der Schluck giftiger Flüssigkeit, welchen fürstliche Gnaden leider verschlungen, sei großentheils nun wieder heraus geworfen. Warme Milch und warmes Oel werde den Rest beschwichtigen —

„Milch und Oel," schrie der Herzog, „empfahl mir der Schurke damals in der Schweiz! Jenen Anfall hat er gewiß selber angestiftet, um mich langsam — Rosen soll Reiter nach der Schweiz jagen und den Kerl aufheben lassen. Ich will ihn haben! Fragt nach, ob Götz vorrückt und angreift!"

Götz griff nicht an; er fand seine Truppen zu tief gelichtet, zu sehr erschöpft und erhielt die Nachricht von der Niederlage des Lothringers bei Thann. Er gestand sich die Unmöglichkeit ein, die Weimar'schen Verschanzungen, welche stärker wären als

Breisach selber, zu erstürmen. Er zog ab. Auf Nimmerwiederkehr. Der Zwiespalt unter den kaiserlichen Führern unterstützte die Anklage gegen ihn, daß er seine Schuldigkeit nicht gethan. Nach solchem Sturme! Er wurde verhaftet und Jahre lang zu Ingolstadt inquirirt. Es stand nichts mehr im Wege, daß die Belagerung Breisachs langsam und mittelst Aushungerung zu Ende geführt würde. Herzog Bernhard war zu Wagen nach Neuenburg gebracht worden, damit er dort in bequemerer Häuslichkeit seine Genesung betreiben könnte. Der alte Feldarzt hatte Recht gehabt: es waren nur geringe Spuren der Vergiftung in ihm zurückgeblieben. Sie verschwanden allmälig sammt dem Lagerfieber.

Blandini war in Luzern nicht aufzufinden gewesen; er war spurlos verschwunden. Die Arsenikstücke auf seinem Zimmer in Neuenburg, welche man entdeckte, erhoben den Verdacht gegen ihn fast zur Gewißheit. Leber von Rehlingen war bei dieser Entdeckung in Blandini's Zimmer thätig gewesen, er wußte jetzt, daß er damals an die Giftstücke gerochen, und erinnerte sich, daß er lecken gewollt. Es beschlich ihn eine natürliche Melancholie über das Unzureichende menschlicher Weisheit. Auch mit einem Schriftstücke hatte er jetzt in Neuenburg Unglück. Es war aus den Verschanzungen um Breisach an ihn ergangen mit dem Auftrage: es dem Herzoge Bernhard sogleich zu übergeben. Triumphirend unter wehmüthigem Lächeln überreichte er es dem Herzoge. Er war außer Zweifel, daß es die Capitulation des hartnäckigen Reinach, des Commandanten von Breisach wäre. Es war aber ein zweiter Brief des Herzogs von Savelli mit der Aufforderung an Bernhard, sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Er verlangte, Ort und Zeit zu wissen, wo und wann die Verhandlungen beginnen könnten.

„Und das schickt man an Euch? Und aus unserem Lager? Wer hat's gebracht?"

Der bestürzte Leber wußte nur zu sagen, daß ein Reiter —

„Aus dem Regimente, in welchem Herr von Mitzlau steht?" fragte Erlach, welcher eben ins Zimmer getreten war. — Kann

sein — genau weiß ich das nicht. — „Zur Strafe," sagte der Herzog, „sollt Ihr sogleich die Antwort schreiben. Er läßt uns keine Ruhe, dieser wälsche Fant, wenn er nicht abgetrumpft wird."

Und nun mußte sich Leder hinsetzen und ohne weitere Ueberlegung, die er sich sonst zu gönnen pflegte, eine Erwiderung aufsetzen. Leder fand die Strafe gnädig und schrieb in ergeben aufgeregter Stimmung unter Anderem wie folgt:

„Seine fürstliche Gnaden der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar läßt zwar geschehen, daß es des Herrn Feldmarschalls Duca Excellenz altadeligen Geschlechtes mit dem ganzen heiligen römischen Reiche gut meine, daß aber Seine Excellenz einen geborenen Herzog von Sachsen in der Liebe zum Vaterlande unterrichten wolle, in Tugenden, die er mit dem hohen Geblüte seiner großen Ahnherren ererbt hat und meine, ihm sagen zu müssen, was dem Vaterlande dienlich sei, oder was demselben mangle, und worin dessen Ruhe, Sicherheit und Wohlstand bestehe, das könne Seiner fürstliche Gnaden nicht anders als seltsam und befremdend vorkommen."

Bernhard nickte lächelnd — die Wiederkehr der Gesundheit spiegelte sich in diesem Lächeln — zur pathetischen Vorlesung dieser Stelle und setzte hinzu: „Damit seid Ihr aber, Freund Leder, noch nicht absolvirt für Eure Leichtgläubigkeiten. Jetzt müßt Ihr trotz hereinbrechender Winterszeit Eure Lenden gürten und auf Reisen gehen. Zunächst in unsere Linien vor Breisach mit diesem Eurem Schreiben an Savelli. Dort wendet Ihr Euch — harmlos und vorsichtig! — an den Herrn von Mitzlau. Ihr gesteht ihm vertraulich, daß Savelli an mich geschrieben im Auftrage des Kaisers, daß ich dies Schreiben freundlich aufgenommen und merkwürdig eingehend beantwortet hätte. Ihr wäret beauftragt, es heimlich und unscheinbar zu befördern, könntet aber den jetzigen Aufenthalt des Savelli durchaus nirgends erfahren und bätet Mitzlau, Euch behilflich zu sein für eine zuverlässige Uebersendung. Wir hegen den Verdacht, daß dieser Mitzlau seit Rheinfelden und Lauffenburg mit diesem Savelli zusammensteckt und Durchstecherei

treibt; wir wollen ihm Gelegenheit geben, sich zu verrathen, und Ihr sollt das zu Wege bringen. Verstanden?“ — Vollkommen, fürstliche Gnaden. Eine geheime diplomatische Aufgabe. — „Ganz geheim, bis Ihr mich wiederseht. Ich folge Euch morgen und erwarte Euren Bericht. Sobald Ihr ihn mir erstattet habt, geht Ihr trotz Winterwetter nach der Schweiz. Erlach hat Briefe vorbereitet, welche Euch Bekanntschaften zuführen und Hilfsmittel. Ihr waret stets ein wohlwollender Verehrer Blandini's; Euch wird er nur Freundliches zutrauen. Ihr geht nach Luzern, von wo er allerdings verschwunden sein soll. Erlach aber meint, daß ihn die dortigen Pfaffen nur verbergen. Ihr fragt nach ihm, als hättet Ihr ihm Geschenke und Botschaft zu überbringen. Ich wäre entrüstet über den Verdacht, welchen man gegen ihn ausgesprengt, ich hätte felsenfestes Vertrauen in seine Kunst und wünschte nur ihn zum Arzte für meine erschütterte Gesundheit. Gelingt's Euch, so führt ihn hierher nach Neuenburg und zeigt mir's eiligst an. Gute Verrichtung! Zunächst auf morgen Abend in meinem Lagerhause.“

Zum nächsten Tage hatte Bernhard außerdem an seine Truppen vor Breisach den Befehl erlassen, die große Schanze Sanct Jacob am linken Rheinufer zu erstürmen, die letzte, welche noch zu erobern war. Nachmittags — es herrschte ein dichter Novembernebel — kam er in seinen Linien an. Er sah etwas bleicher und magerer aus, aber das Auge war wieder frisch, die Truppen schrieen ihm jauchzend entgegen: Sanct Jacob sei um Mittag gefallen, Breisach müsse sich nun ergeben. Des Abends kam Leder Bericht zu erstatten. Mitzlau's Regiment sei mitgewesen beim Sturme, und er habe ihn erst am späten Nachmittage getroffen. In einem steinernen Häuschen, das Mitzlau allein bewohne. Mitzlau habe sich Anfangs scheu und verschlossen gehalten. Dann sei aber ein fremder Mann eingetreten. Kein Soldat, ein Mann in der wohlhabenden Tracht eines Bürgers.

Das habe sichtlich Mitzlau in Verlegenheit gesetzt — habe aber rasch zum Ziele geführt.

„Wie das?" — Ich erkannte den Mann, fürstliche Gnaden, — fuhr Leder fort — ich! Durch meinen ausgebreiteten Verkehr mit Gelehrten. Vor Jahren hab' ich ihn in Dresden gesehen. Da that er sich hervor durch staatsrechtliche Kenntniß und der kurfürstliche Minister benützte ihn beim Prager Friedensschlusse. Damals hieß er einfach Heusner. Von Prag mag er nach Wien gekommen sein, kurz vor unserm Einrücken nach Frankreich — es war in der Frankfurter Gegend — wurde mir erzählt: der Heusner habe eine schöne Carrière gemacht und heiße jetzt, da der Kaiser ihn geadelt, Heusner von Wandersleben. Na, was der hier zu suchen hat und beim Herrn von Mitzlau, das wurde mir natürlich auf der Stelle deutlich, und ich machte dann keine Umstände und sagte es gerad' heraus, daß ich ihn erkännte und daß ich mich freute, ihm auf Versöhnungs- und Friedenswegen zu begegnen, denn fürstliche Gnaden wären jetzt in ihrer Macht und Herrlichkeit ganz geneigt, sich durch einen Pact mit dem Kaiser von den letzten Franzosenfesseln zu befreien. — „Bravo, Leder!" — Nun konnten sie nicht mehr anders, sie mußten zugeben und einräumen, und Heusner gestand, daß er mit Vollmachten ausgerüstet wäre. — „Gut. Verlange die Vollmachten zu sehen. Stelle Dich geneigt; schildere mich geneigt. Schilt auf die Franzosen, sage, daß ich ihrer satt wäre. Sage, daß es nur eben darauf ankomme: was der Kaiser zu bieten habe. Es dürfte nicht blos mich persönlich betreffen, es müßte Reich und Kirche angehen. Nur dann würd' ich davon Notiz nehmen, nur dann würd' ich ihn selber — ja, setze hinzu: erst wenn Breisach in meiner Gewalt, erst wenn ich da oben im kaiserlichen Schlosse wohnte, und wenn Du mir sagen könntest, seine Anerbietungen wären der Rede werth, dann erst würd' ich ihn selber sprechen. Das wird gute Wege haben; denn die Thoren bilden sich immer noch ein, mich bestechen zu können. Die guten Wege kosten Zeit und machen die Unterhändler sicher. Namentlich den Mitzlau, den wir uns gar

kochen wollen. Der Patron spionirt augenscheinlich schon lange und verdient ein Zehrgeld. Suche klar zu werden, ob und wie weit er gutes Kind mit dem Savelli ist, und ob die Zärtlichkeit nicht bis Lauffenburg zurückreicht, bis zum Wortbruch des wälschen Abenteurers und zur Flucht desselben. Ich erinnere mich deutlich, daß Mitzlau mich bat, den Savelli nicht nach Hohentwiel, sondern nach Lauffenburg zu senden. Man muß alle Schulden bezahlen. — Noch Eins! Dieser Mitzlau war recht vertraut mit Blandini. Wer weiß, ob nicht —! kurz, Du wirst jetzt nicht eher nach der Schweiz aufbrechen, um mir den Blandini zuzuführen, bis dieser Mitzlau erledigt ist. Sage beiläufig, daß meine Meinung für Blandini die günstigste geblieben sei, kirre den Mitzlau mit ausgesucht gutem Futter. Nichts Abscheulicheres, als Schlangen im Busen nähren. Erlach wird dafür sorgen, daß er in keinem Falle entschlüpfen kann. Gute Nacht!"

Es waren nur einige Tage, welche Leber zu seiner Aufgabe blieben. Breisach konnte sich nicht länger halten. Die Hungersnoth in der Stadt war entsetzlich. Ueber den Genuß unsauberer Thiere war man längst hinaus, man verzehrte schon Menschenfleisch. Der charakterstarke Freiherr von Reinach mußte sich entschließen, das wichtige kaiserliche Bollwerk auszuliefern. Als Bernhard dies aus dem weicher werdenden Tone der Unterhandlungen merkte, berief er all' seine wichtigen Truppenführer und alle seine Agenten aus der Nähe und Ferne herbei. Auch Hans von Starschädel, welcher im Hessischen mit Melander, dem hessischen Feldherrn unterhandelte. Da oben in der kaiserlichen Burg sollte ein Kriegsrath gehalten werden, welcher nach so großen Erfolgen der Weimar'schen Waffen von entscheidender Wichtigkeit werden konnte für den deutschen Krieg und für das deutsche Reich. Am 3. December wurden die Feindseligkeiten eingestellt, und Mittags um drei Uhr erschienen die Geiseln beider Parteien zwischen der Stadt und der Aumühle. Aber eine schwarze Wolke

des Grolls legte sich auch jetzt noch zwischen die ersten Schritte und den endlichen Abschluß, welcher Reinach und der Besatzung einen ehrenvollen Abzug mit fliegenden Fahnen und zwei Kanonen zusichern sollte. Und Bernhard war bekannt als gewaltsam, wenn ein Groll in ihm wühlte, welchen er für berechtigt hielt. So entschloß er sich jetzt nicht, auch dem kaiserlichen Kanzler Volmar freien Abzug zu bewilligen. Dieser Kanzler hatte den Herzog mit ehrenrührigen Aeußerungen und Pasquillen geschmäht. Ferner hatte sich das Gerücht verbreitet, Reinach habe weimarische Gefangene verhungern lassen. Beide Punkte erzeugten eine peinliche Spannung, als der Morgen der Uebergabe erschien. Auch in der Umgebung Bernhards, wo Einige das große Ergebniß nicht durch einen grausamen Act befleckt sehen wollten. Unter diesen stand Hans, welcher soeben angekommen war, dem Herzoge am nächsten, und er zögerte auch nicht, seinen Gedanken vollen Ausdruck zu geben, als sich dieser aufs Pferd schwingen und mit seinem Generalstabe zum Kupferthore reiten wollte. Herzog Bernhard sah ihn streng und finster an, und sagte trocken: Alles muß seine Grenzen haben, auch im Kriege. Sonst wird er noch grausamer und macht uns zu Cannibalen.

Es war ein Sonntag, dieser 9. December. Leichter Schnee bedeckte die Erde; aber die Luft war mild, und die Sonne trat zuweilen hervor. Die schwarze Erde kam hie und da zum Vorscheine unter ihren thauenden Strahlen. Vom Eisenberge bis zum Kupferthore waren Weimar'sche Fußtruppen aufgestellt. Zwischen ihnen hindurch ritt der Herzog mit sechzig Reitern, seinen vorzüglichsten Officieren, bis in die Nähe des Thores. Das Thor ging auf, und heraus wankte nach einigen Kutschen und Packwagen, die halbverhungerte Besatzungsmannschaft. Es stürzten Mehrere vor Erschöpfung nieder. Hunderte von Weibern kamen mit ihnen, und erhöhten die Kläglichkeit des Anblickes. Selbst die Anführer, Freiherr von Reinach, Kanzler Volmar und Oberst Escher sahen auf ihren abgemagerten Rossen wie Bilder des Jammers aus. Vor dem Herzoge stiegen sie ab. Reinach

nahte sich unter tiefer Verbeugung, küßte den Stiefel Bernhards, und wünschte ihm mit schwacher Stimme Glück zur Eroberung. Eine ängstliche Stille herrschte unter den Anwesenden; Jedermann blickte auf den schweigenden Feldherrn, in dessen Antlitz Zorn und Mäßigung mit einander kämpften. Endlich sprach er:

„Erst seit dem Abschlusse des Vertrages habe ich den jammervollen Tod meiner Leute vernommen, welche Ihr gefangen hieltet. Es ist eine unerhörte und unverantwortliche Grausamkeit, die der gerechte Gott nicht ohne Strafe lassen wird. Ich habe mehrmals ein Lösegeld für sie angeboten; Ihr habt es ausgeschlagen. Darum hätte ich Ursache den Vertrag zu brechen."

Reinach entschuldigte sich mit der allgemeinen Noth, die in der Stadt geherrscht, und daß man zu Augsburg gefangene Kaiserliche auch nicht besser behandelt hätte, als die eigenen, auf dürftigste Nahrung angewiesenen Truppen. Bernhard sah streng auf ihn herab, und sprach herb tadelnde Worte. Dann aber entließ er ihn mit einer Handbewegung. Der Kanzler Volmar kam jetzt an die Reihe, und es stand zu fürchten, daß sich das Ungewitter ganz auf diesen entladen würde. Er war in einen langen Trauermantel gehüllt wie ein Büßender, und trug einen Stab in der Hand. Er mußte aufs Aeußerste gefaßt sein, denn beim Abschluß der Capitulation hatte Bernhard jede Begnadigung dieses Kanzlers abgelehnt. Dreimal fiel der arme Mann auf die Knie und flehte mit aufgehobenen Händen um Verzeihung.

„Was hat ein Gesell wie Ihr verdient", rief der Herzog, „welcher mich mündlich und schriftlich beschimpft und verleumdet hat?" — Ich gestehe mein Vergehen ein — erwiderte dieser — ich bereue es, und bitte flehentlich, Gnade vor Recht ergehen zu lassen.

Bernhard sah sich im Kreise der Seinigen um. Alle Gesichter waren streng und ernst. Man erwartete des Herzogs Ausruf: einen Strick für den Mann! — Bernhards Auge verweilte auf Hansens Mienen. Sie drückten Wehmuth und Traurigkeit aus, Wehmuth und Trauer über das Schicksal besiegter Menschen.

Er hätte mit seinem Blicke so gern den Herzog um Nachsicht gebeten. Aber gerade dadurch konnte er dem Bedrohten schaden: Bernhard hatte einen starken Eigensinn des Herrschers in sich. Vielleicht versteht er — dachte Hans — mein Weh um das Glücksspiel der menschlichen Creatur. So war es. Bernhard begnadigte den Kanzler, und wendete sich nun zum Obersten Escher und zu den übrigen kaiserlichen Officieren. Er sprach freundlich zu ihnen, und lobte ihre Standhaftigkeit. Dann befahl er Lebensmittel auszutheilen und in die Stadt zu schaffen, und während seine Fußtruppen in die Stadt einmarschirten, wendete er sich zu Hans mit den Worten: „Du siehst, wie weich ich geworden bin. Dort oben in der Burg sollst Du im nächsten Jahre erleben, wie das zugegangen. Mit dem Frühlinge denke ich dort ein Fest zu feiern, welches Du besser verstehen wirst als mein bärtiger Generalstab. Hast Du Weib und Kind gesehen auf der Rückreise von Lüneburg nach Hessen?"

— Ich habe sie gesehen und genossen. — „Der Tod Lady Ludmillens bringt Deiner Frau, ihrer Schwester, eine stattliche Erbschaft. Nun geht es wieder eine Weile mit der Erhaltung Deiner Regimenter. Hat der Kaiser Schwierigkeiten erhoben beim Anspruch Deiner Frau auf die böhmischen Güter?" — Im Gegentheil. Minister Trautmannsdorf hat freundlich erklärt: er hoffte, wir würden beim Friedensschlusse unsere Wohnung auf den böhmischen Gütern aufschlagen. — „Es träufelt eitel Honig auf uns von Wien, seit wir siegen."

Da marschirten die letzten Truppen ins Thor. Der Hofprediger des Herzogs schloß sich ihnen an, und hinter ihm folgte nun Bernhard mit seinem Gefolge. Der Weg ging zum Dome. In ihm sollte zum ersten Male lutherisch gepredigt, und „Herr Gott Dich loben wir" von Protestanten gesungen werden. Als der Zug vor dem Dome ankam, erschien oben auf der Zinne der Burg neben der schwarzrothgelben Reichsfahne die schwarzgelbe Fahne des sächsischen Hauses, und es donnerten die Kanonen, geladen und abgeschossen von Weimar'schen Stückknechten. Es schlug eben

zwölf von den Thürmen, und die Sonne schien hell. Couriere hatten schon drei Tage vorher — denn der Tag der Uebergabe war schon drei Tage vorher hinreichend gewiß — nach allen Festen den Befehl getragen, um die Mittagsstunde überall das Geschütz zu lösen, und, wie man später erfuhr, hatte man überall — in Hagenau, in Colmar, in Benfeld, in Schlettstadt, in Freiburg, Neuenburg, Rheinfelden bis Waldshut und Hohentwiel hinauf — die Stunde eingehalten. Dem weiten fruchtbaren Länderkreise von den Vogesen bis hinter den Schwarzwald war verkündet worden: es beginnt ohne Widerstand eine neue Herrschaft! Herzog Bernhard geberdete sich in der kaiserlichen Burg zu Breisach von jetzt an durchaus wie ein neuer Herrscher. Der Feldherr trat ganz in den Hintergrund, der Regent in den Vordergrund. Die Generale und Obersten, welche alle einberufen waren und einen Kriegsrath für neue große Feldzugspläne erwarteten, wurden einzeln vor den Herzog berufen, und erhielten Aufträge für friedliche Organisirung ihrer Bezirke. Warten indessen sollten sie noch einige Tage, da eine allgemeine Zusammenberufung noch erfolgen werde. Wichtige Besuche strömten übrigens von allen Seiten herzu. Der König von England sandte einen Bevollmächtigten für den Sohn des Winterkönigs, und ließ sein Bündniß anbieten für Wiederherstellung von Kurpfalz. Ein Markgraf von Baden stellte sich ein, treue Nachbarschaft in Anspruch nehmend. Die Städte aus dem Bereiche des Heilbronner Bundes schickten Vertreter, Zustimmung und Hoffnung auszudrücken. Kurz, das Breisacher Schloß gewann das Ansehen einer neuen, weithin mächtigen Residenz, und leise wie laut sprach man davon: das Jahr neun und dreißig wird einen neuen Kaiser, einen evangelischen Kaiser sehen! Man beruhigte sogar die erschrockenen Katholiken unten in der Stadt, und sagte ihnen: was fürchtet Ihr? Erfahrt Ihr nicht an Euch selbst, daß Eurem Glauben und Eurer Kirche gar nichts in den Weg gelegt wird? Volle Religionsfreiheit wird einkehren unter dem Scepter Kaiser Bernhards!

Die beiden Vertrauten Bernhards, Erlach und Hans von Starschädel, sahen mit ganz verschiedenen Empfindungen zu. Hans war glücklich und half nach allen Seiten, wo es auszugleichen und zu versöhnen galt. Ihm war das Herz Bernhards zugethan, und ihm war seine letzte Sendung trefflich gelungen. Er hatte Zusagen von großer Tragweite mitgebracht: der frühere Plan Arnims zu einer mächtigen Mittelpartei war neu erweckt, und stand jetzt in größerer Gestalt zum Abschlusse da. Freilich hatte sich Hans nach heftigem innerem Kampfe entschließen müssen, die Schweden aufzunehmen in den neuen Bund. Bernhard hatte ihm schlagend dargethan, daß ein Sperren dagegen eitel Thorheit wäre. „Sie stehen ja doch einmal", hatte er gesagt, „seit einer Reihe von Jahren als große Kriegsmacht im Reiche. Was nützt es, das nicht sehen zu wollen? Hinauswerfen können wir sie doch erst, wenn wir mit dem Kaiser fertig geworden sind. Und außerdem sind sie uns doch verwandter als die Franzosen. In ihren Heerlagern ist ja Alles deutsch; die Sprache wie die Mannschaft; wir haben sie germanisirt. Ist der Reichsfriede da, was bedeuten die paar Generale und Obersten? Ein Aufruf an die Truppen, die zu neun Zehntheilen aus unseren Landsleuten bestehen, löst diese Truppen von ihnen, und die paar Generale und Obersten müssen froh sein, wenn wir sie beschenkt einschiffen an der Ostsee."

Das war der Wahrheit gemäß, und Hans hatte mit Banér eine Uebereinkunft vorbereitet, welche nur der Bestätigung von Stockholm bedurfte, um das Zusammengehen der schwedischen Heere mit Bernhard in vollem Maße festzustellen. Rath Müller war bereits in Breisach eingetroffen, und hatte des Kanzlers Oxenstierna Botschaft überbracht: die Bestätigung sei unterwegs, und Banér werde befehligt, an der Fulda'schen Grenze dem Herzoge Bernhard zur Vereinigung entgegen zu kommen, sobald der Herzog seinen Marsch dorthin richte. Ein gemeinschaftlicher Einbruch in Böhmen und Baiern nach Wien zu, werde den Kaiser zum Friedensschlusse und zur Abdankung nöthigen. Denn auch Baiern fange an zu wackeln und lau zu werden in seiner kostspieligen

Verbindung mit Oesterreich. Es mache Miene, sich mit Frankreich zu verständigen, welches seinen Johann von Wörth mit verführerischer Höflichkeit behandle. Diese Verständigung werde eine andere Richtung nehmen, sobald Bernhard und Banér mit vereinter großer Macht einbrächen.

Mit den kleineren Kriegsmächten, die noch immer tapfer das Feld hielten, und mit den wichtigsten Städten endlich war die Uebereinkunft abgeschlossen. Hessen mit dem erfahrenen Feldherrn Melander harrte der Ankunft Bernhards, um sich mit ihm zu vereinen, und die weiten Länder der Welfen unter dem kriegs- wie staatskundigen Lüneburger Herzoge schlossen sich mit vollem Nachdrucke an. Die evangelische Sache war in der That seit Gustav Adolphs Zeiten nie so mächtig gewesen als jetzt nach den Siegen Bernhards, und sie hatte in ihm ein Haupt, welches allerwärts als Haupt geachtet wurde. Bernhard selbst war sich all' dessen klar bewußt. Er war auch nie so froh und heiter gewesen, als in diesen hellen Wintertagen auf der Breisacher Burg. Reiner Sonnenschein lag auf den Ländern, welche er diesseits wie jenseits des Rheins weit überblickte als sein Reich. Ausdehnen nnd ausdehnen sollte es sich nach allen Himmelsgegenden! das war sein Vorsatz. Die Fenster standen offen, denn eine milde Winterluft wehte draußen. Bernhard war beschäftigt, den südlichen Theil des Schlosses wohnlich und schön herrichten zu lassen. Er wies die Werkführer an und fragte Hans hie und da um Rath: ob dies oder jenes für Frauen geeignet wäre? Nicht ein Wort hatte er Hans erzählt von seiner Liebe zu Margueriten. Er war darin verschlossen, ja verschämt wie ein Jüngling. Aber aus Allem ging deutlich hervor: hier sollte zum Frühjahr eine junge Frau einziehen als Herrin des Kriegsfürsten! Und Hans hatte genug erfahren durch Hoffmann, um zu wissen, daß Bernhards Anstalten eine nahe Hochzeit bedeuteten.

Erlach folgte verdrossen durch die Zimmer. Ihm gefiel das Alles nicht. Er sah nur Heil im französischen Bündnisse. Das war zum Aeußersten bedroht durch ein Bündniß mit Schweden,

Hessen und den Welfischen Fürsten und durch einen Kriegszug ins innere Deutschland. Er sah auch mißtrauisch auf die volle Besitzergreifung der vorderösterreichischen Lande und des Elsasses, denn er wußte bereits genau durch Desnoyers, daß Frankreich die Landgrafschaft Elsaß in Anspruch nehmen und Bernhard nur einige Nutznießungen zugestehen wollte. Selbst die immer deutlicher auftauchende Heirat mit einer Rohan war ihm unerwünscht, denn er wußte, daß die französischen Minister diese Heimführung einer reichen Hugenottin sehr unpassend fänden. Er war seit Bernhards letzter Abreise aus Paris dem Minister Desnoyers näher und näher gekommen, und nur sein erprobter politischer Verstand hatte ihn abgehalten, seine französische Gesinnung deutlich auszusprechen vor Bernhard. Er hatte nur immer leise gewarnt und gehindert und geschoben, weil er gemerkt hatte, daß volles Aussprechen seiner Gesinnung ihn um die Gunst Bernhards bringen, ihn aus der Nähe des Herzogs scheuchen würde. Diese Nähe und diese Gunst waren aber doch zunächst das Wichtigste für ihn. Für Bernhard freilich, der diese Richtung Erlach's wenig beachtete, war die Nähe Erlach's eine tiefreichende Gefahr. In Wahrheit war ein französischer Spion in der Person Erlach's fortwährend an Bernhards Seite.

Hans ahnte etwas davon, und er hatte es vermieden, den Bericht über seine diplomatische Sendung in Erlach's Gegenwart zu erstatten. Aber Bernhard war arglos und vermied es nicht, von den nahen Beziehungen zu Melander, zu Banér, zum Lüneburger zu sprechen, und den deutschen Feldzugsplan gelegentlich anzudeuten. Erlach war klug und ergänzte sich leicht, was verschwiegen wurde. Endlich hatte er sich auch — es war gestern geschehen — einmal direct dahin ermannt, dem Herzoge offen zu sagen, daß er nach Allem was er sähe und hörte, die Allianz mit Frankreich für gefährdet erachtete. Er hatte offen hinzu gesetzt — denn er war kein gemeiner Verräther, sondern ein politischer Parteigänger — daß er dies sehr bedenklich fände. Politisch wie moralisch bedenklich. Letzteres, weil der Herzog doch mannigfache

Unterstützung von Frankreich angenommen und Zusagen ertheilt habe.

„Jene werd' ich bezahlen, und diese werd' ich halten!" hatte Bernhard erwidert.

Damit hatte der Herzog gestern dies Gespräch abgeschnitten. Heute waren die Generale und Obersten um ein Uhr aufs Schloß beschieden, und Erlach, tief verstimmt, unterbrach jetzt die häuslichen Anordnungen Bernhards mit der Meldung: es sei gegen Eins und die Herren kämen in Masse den Berg herauf nach der Burg.

„Sie sollen sich im Waffensaale versammeln und auf mich warten", erwiderte der Herzog, „vorher aber will ich Leber sprechen. Er soll auf mein Zimmer kommen."

Erlach ging; Bernhard und Hans folgten ihm bald. Leber erwartete sie schon vor des Herzogs Zimmer. Alle drei traten ein, da Bernhard Hans bedeutet hatte, er könnte zugegen bleiben.

„Nun, schriftkundiger Freund", begann Bernhard, „wie weit seid ihr mit dem Heusner und dem Mitzlau gekommen? Was bietet jener, wie tief steckt dieser in der Verrätherei?"

Leber fand diese Veranlassung schicklich, eine historisch-politische Abhandlung zu entwickeln. Der Herzog wollte den Inhalt kürzer geboten haben und unterbrach den Redner mit der Frage: „Mit einem Worte, was bietet der Kaiser?" — Er bietet dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar das Directorium bei den Friedensverhandlungen!

Bernhard sah erstaunt auf Hans. Dieser sagte: Da seht Ihr's! Trautmannsdorf ist ein geistvoller und billiger Mann.

„Das ist allerdings fein genug und artig", sprach Bernhard. „Es ist aber auch so allgemein und weitsichtig, daß es Zeit und Erklärung übrig läßt. Und da es uns hierbei um nichts zu thun ist, als um eine artige Kurzweil — denn derjenige nur wird den Frieden dirigiren, der die letzte Schlacht gewinnt — so wollen wir den Herrn Heusner nur als langen Strick gebrauchen für den nichtswürdigen Mitzlau. Sagt ihm also, Freund Leber, daß

ich ganz erbaut sei von der mir zugedachten Rolle bei der Friedensschließung, daß ich aber um nähere Erklärung bitten müßte: was denn bis zur Friedensschließung zwischen dem Kaiser und mir für ein Verhältniß herrschen solle? Ich wüßte keines als den einfachen Krieg, so lange nicht neue Grundlagen über Reich und Kirche vorgelegt würden. Einer solchen Vorlage sei ich immer gewärtig, und erst wenn er diese brächte, würde ich für den Herrn zu sprechen sein." — Die will er in der Tasche haben, aber nur Euch selbst, fürstliche Gnaden, vorlegen. — „Dann soll er warten; ich habe jetzt keine Zeit. Morgen beginnen wir einen fröhlichen Winterfeldzug—"— Wie?! — riefen Leder und Hans einstimmig. „Der meine Gegenwart nöthig macht. Wir wollen die gefrorenen Wege benützen. Sobald ich nach Breisach zurückkehre, wird der Boden des Kaisers wieder um Etwas verringert sein. Herr Heusner von —" — Wandersleben — „Wandersleben soll unterdessen seine Instructionen demgemäß ergänzen und erweitern lassen. Theilt ihm das recht ernsthaft mit, damit er Zutrauen fasse und den Mitzlau nicht kopfscheu mache. Habt Ihr Anzeichen, daß wir dem Mitzlau nicht Unrecht thun?" — Die allerdeutlichsten. Mitzlau ist in Alles eingeweiht und augenscheinlich seit der Rheinfeldener Schlacht im genauesten Rapport mit dem Herzoge von Savelli. — „Dann ruft den Obersten Rosen aus dem Waffensaale herüber." Leder eilte fort. Hans fragte nun dringend: ob der Herzog ernsthaft gesprochen, als er einen Winterfeldzug angekündigt? „Ganz ernsthaft. Und Du gerade mußt ihn besonders billigen. Ich will als ehrlicher Mann die Gelder an Frankreich zurückzahlen, welche es an uns gewendet. Und zwar in Land und Leuten. Ich will ihm eine Provinz erobern, die uns nicht gehört und die Frankreich naturgemäß sich aneignen kann."

Ehe Hans weiter fragen konnte, trat Rosen ein. Der Herzog wendete sich sogleich zu ihm.

„Nun, Rosen, der Augenblick ist da, Eurem Widerwillen gegen Mitzlau ein Genüge zu thun, wenn Ihr Beweise aufgefunden habt für Euren Verdacht." — Die hab' ich, Herr Herzog.

Zwei Reiter von mir sind dazu gekommen, als er bei Rheinfelden den Savelli gefangen hat. Sie sagen aus, daß sie die beiden Herrn in freundschaftlichem Gespräch gefunden und das Wort „Amnestie für einen schlesischen Cavalier“ vernommen haben, kurz, daß es ihnen nicht geringe Mühe gekostet, den Savelli festzunehmen. Denn der von Mitzlau hätte offenbar die Absicht gehabt, ihn entwischen zu lassen. — „Und die Lauffenburger Flucht?“ — Ist auch klar gemacht. Fürstliche Gnaden haben einen Wachtmeister aus Rheinfelden in Bücken verhört, der Euch früher hat fangen wollen. — „Kenn' ihn.“ — Der Mann hat sich brav unter uns aufgeführt und ihm hab' ich die Ausforschung in Lauffenburg übertragen, weil er von früherer Garnison her dort genau bekannt war. Er hat's herausgebracht, daß Mitzlau dem Frauenzimmer mit Mittel und Wegen an die Hand gegangen ist zur Entweichung des Savelli, demselben Frauenzimmer, welches die ganze Expedition geleitet hat und dann gehenkt worden ist. — „Und Ihr glaubt an die Wahrhaftigkeit dieser Zeugnisse?“ — Wie an mein Ehrenwort. — „Ich hab' den Verräther geschont, weil er mir in Paris einen guten Dienst geleistet. Ich will ihm deshalb auch jetzt noch einen ehrlichen Tod gönnen. Er erfährt nichts von dem, was gegen ihn vorliegt. Ihr nehmt ihn auf meinen Befehl zu Eurem Corps. Wir werden in nächster Zeit vorzugsweise Bergfesten zu stürmen und Schluchten zu säubern haben. Stellt ihn überall in erste Linie, wo der Tod am wohlfeilsten ist. Jetzt folgt mir in den Saal! — Ihr, Herr Leder, geht heute noch, sobald Ihr den Heusner gesprochen, an Eure zweite Aufgabe. Die Briefe Erlach's, welche Euch in Luzern Anknüpfungen verschaffen, liegen bereit. Und wenn Ihr zum Ziele kommt und den Doctor nach Neuenburg gebracht habt, so schickt mir die Nachricht über Hüningen, Pfirt und Pruntrut nach Pontarlier. Pontarlier soll mein Hauptquartier werden.“ — Pontarlier?! — riefen jetzt Leder und Rosen einstimmig. „Pontarlier!“ erwiederte der Herzog und schritt voraus zum Saale, wo seine Heerführer ihn erwarteten.

Kriegsrath im gewöhnlichen Sinne war Bernhards Sache nicht. Er faßte seine Entschlüsse allein und selbstständig. Auch jetzt wollte er seine Truppenführer nicht befragen; er wollte ihnen nur ankündigen, was zu thun wäre. Und er kündigte ihnen einen Feldzug an nach — Hochburgund. Das allgemeine Staunen war groß. Zurück in die Berge! Mitten im Winter! Während Alles darauf gerichtet war, tiefer ins deutsche Reich einzudringen und in Gemeinschaft mit Bundesgenossen in großem Heereszuge vorzuschreiten!

„Der Zug wird nicht lange dauern; in ein paar Monaten wird er vollendet sein“, sprach der Herzog, „und wird reiche Beute eintragen, denn er trifft ein vom Kriege noch unberührtes Land, in welchem der Papismus ungestört herrscht und seine Schätze aufgehäuft hat. Trefft Eure Anstalten! Morgen Früh brechen wir auf. Am Doubsflusse kommen wir zusammen. Ich hoffe die Herren werden mit mir speisen. Ich bitte mich im Bankettsaale zu erwarten.“

Brausend und klirrend verließ die Masse den Saal. Hans und Erlach allein blieben beim Herzoge zurück. Erlach war ebenso erstaunt wie Hans. Aber nicht so unangenehm. Er sah darin einen neuen Anschluß an Frankreich und hörte jetzt mit Vergnügen, daß er in des Herzogs Auftrage sogleich nach Paris gehen sollte. Dort sollte er erklären, wie der Herzog diesen Feldzug lediglich zu Gunsten Frankreichs unternähme. Eine unheilvolle Idee, diesen Erlach nochmals dorthin zu senden, wo ohnedies seine Anhänglichkeit nistete, und wo er jetzt völlig unbewacht und unbeaufsichtigt der Verführung durch Richelieu und Desnoyers preisgegeben war!

„Gebt die Schweizer Briefe an Leder“, schloß der Herzog, „und sprecht mich heute Abend noch einmal, damit Euch meine Gesichtspunkte vollständig eingeprägt werden!“

Erlach ging.

„Nun Freund, brich los und gieb Dem Worte, was in Deinen Mienen herumläuft!“ sagte der Herzog zu Hans. — Das

Verhängniß ist eben unergründlich — sprach dieser mit matter Stimme — wir spähen umsonst nach seinen Gesetzen. Ich fürchte, Euer und unser Verhängniß liegt eingesargt in dem Worte „Frankreich". Alles steht jetzt bereit, in unerhört günstiger Constellation steht es bereit für Euch, den deutschen Krieg an ein glückliches Ende, für die evangelische Sache an ein glückliches Ende zu führen, da fallt Ihr zurück auf französische Seite, durch welche unsere gute Sache so lange vergiftet worden ist! — „Ich falle zurück! Bist Du denn unverständig? Eben weil ich endigen will mit den Franzosen, weil ich sie abfinden will mit einem uns gleichgiltigen Stück Landes, unternehme ich eine Zwischenexpedition, weiter ist es ja nichts. Jetzt in den Wintermonden ist weder Melander, noch Banér, noch der Lüneburger bereit. Wir lägen müßig hier in Winterquartieren, weiter geschähe nichts. Und bis zum Frühsommer ist jenes Bergland erobert. Mit Pferden, die mir fehlen und die dort zu holen sind, komme ich zurück, marschire stärker als ich's jetzt könnte an den Main hinab. Die Franzosen aber sind abgefunden, ich habe als ehrlicher Mann ihre eigennützigen Geldopfer reichlich vergolten, lauter Dinge, welche Du, gerade Du billigen und loben müßtest. Was weiter?" — Weiter? Jetzt, wo Euer Leben für uns, für unser Vaterland das Höchste bedeutet, jetzt wollt Ihr Euch plötzlich ohne Noth in die Schluchten eines fanatisch katholischen Landes stürzen, wo die spanischen Pfaffen den Meuchelmord gegen Euch predigen werden, wo die Gelegenheit zu Hinterhalt und Mord überall geboten ist, wo — „Aber, Hans, wo geräthst Du hin! Der Lebensgefahr wegen! In welcher ein Kriegsmann täglich schwebt. Was ist Dir? Du verblassest obenein. Wie kommt Dein ruhiger Verstand zu solchen Uebertreibungen?!" — Es ist nicht mein Verstand, es ist mein Gefühl, es ist eine unselige Ahnung, welche mich überfällt. Wir haben gesündigt mit dem Hereinziehen der Fremden in die Streitigkeiten unseres Vaterlandes, und jetzt wollt Ihr dies heillose Bündniß abzahlen in einem Augenblicke, der unsere frische, gesammelte Kraft für die entscheidende Anstrengung

in heimatlichem Bürgerkriege — Gott steh' mir bei, es steigen Gebilde auf vor meinem sonst nüchternen Auge, ich sehe einen Fluch sich entladen, der aus diesem Bündnisse sich entwickelt — „Hör' auf! Du wirst ein Geisterseher. Das steht Dir nicht. Dergleichen Schwärmerei überlass' den Katholischen. Das Leben wär' eine Last, wenn man für jeden Schritt den Abgrund besorgen müßte. Komm zur Tafel! Meine Gedanken wandeln in Hoffnung und die Räume dieser lichten Burg verheißen mir das schönste Jahr meines Lebens."

Er schritt hinaus. Hans blieb stehen. Er war eine Beute trostloser Gedanken. Bernhard begegnete auf dem Wege zum Bankettsaale seinem Leibdiener Hoffmann, der einen prächtigen Pokal in den Händen trug.

„Wo hast Du den her?" fragte der Herzog. — Aus der Silberkammer der Burg. Die ist prächtig angefüllt. Dieser Kelch stammt vom Kaiser Max und heißt der Kaiserbecher. Ich trag' ihn für fürstliche Gnaden hinein. Wenn's morgen wirklich ins spanische Gebirge hinauf geht mit uns, dann denken fürstliche Gnaden an unsern Keller hier. Der ist ganz leer und der Vorrath an spanischem Weine, welchen wir mitgebracht, geht stark auf die Neige.

Bernhard war kein Weinkenner und kein Weintrinker. Aber seit den Vergiftungen fühlte er zum Oeftern seine Verdauung angegriffen, und trank zur Kräftigung derselben bei Tische einen süßen spanischen Wein. Mit diesem Getränk wurde ihm auch jetzt der Kaiserbecher angefüllt, und eh' er ihn an die Lippen setzte, rief er über die Tafel hin: Auf das Wohlergehen meiner treuen Kriegskameraden! Hiermit war die Redseligkeit und der Trinkspruch entfesselt. Haus kam verspätet in den Saal. An der Thür blieb er wieder stehen und blickte über die bärtigen, wild ausschauenden Männer hin, welche lebendig und geräuschvoll tafelten. — Das Kriegshandwerk ist allen geläufig — war sein Gedanke — die Ursache des Krieges, die Sorge um Form und Wesen des Vaterlandes ist ihnen fremd. Der rohe Tag, die

gemeine Wirklichkeit verwildert die Seele. Ist es gleichgiltig, wie die Werkzeuge beschaffen sind? Da sprang der lebensfrohe Taupadell von seinem Sessel auf. — Ruhe! Ruhe! Achtung! — schrie man von allen Seiten. Taupadell rief: In der vorderösterreichischen Kaiserburg, welche jetzt die Sonne wie mit silbernem Golde durchscheint, trinke ich auf die Gesundheit, auf die Fröhlichkeit und auf ein hundertjähriges Leben — wessen? — Nun? — fragte man lachend ringsum. — Auf die Gesundheit — fuhr Taupadell mit erhöhter Commandostimme fort — des neuen evangelisch-deutschen Kaisers! Alle sprangen von den Sitzen auf, und ein donnernder dreimaliger Zuruf erschütterte den Bankettsaal. Nur Bernhard blieb sitzen, und führte lächelnd seinen Kaiserbecher voll spanischen Weines an den Mund. Die Sonne schien wirklich schräg durch den Saal und beleuchtete grell die ausdrucksvollen Köpfe der Kriegsobersten. Aber weil sie sämmtlich aufrecht standen, gerieth der sitzende Bernhard in Schatten. Hans meinte, seine Züge kaum noch zu erkennen. Jene krankhafte Traurigkeit, sonst wirklich seinem männlichen Wesen fremd, kam von Neuem über ihn; ein Schauer schüttelte seine Nerven — er ging nicht an seinen Sitz, er verließ den Bankettsaal.

13.

Blandini war noch in Luzern. Er wohnte verborgen im Jesuitenkloster. Zu ebener Erde war ihm dort ein weites, gewölbtes Zimmer eingeräumt, vor welchem sich der Klostergarten ausbreitete. Der gebietende Obere des Klosters behandelte ihn laut Instruction wie eine achtungswürdige Respectperson, und hatte strenge Ordre ertheilt, nicht ein Wort von der Anwesenheit des Doctors zu verlautbaren, als dieser im kläglichen Zustande von Neuenburg zurückgekommen war. In kläglichem Zustande.

Der Schrecken hatte sich seiner dergestalt bemächtigt, daß er um keinen Preis der Welt wieder in die Nähe des Herzogs von Weimar zurückgekehrt wäre. Auch Norberts Drohungen widerstand er jetzt. Zweimal schon war dieser seit dem unglücklichen Frühlinge des verflossenen Jahres in Luzern eingekehrt. Der überall umherreisende und spähende Norbert hatte ihn vorwurfsvoll unterrichtet, daß das zurückgelassene Gift wirkungslos verschüttet wäre, daß der deutsche Herzog gesund verblieben und von Sieg zu Siege flöge, daß der Untergang desselben nun peremtorisch verlangt würde, und daß kein Verdacht gegen Blandini obschwebte, wie die wiederkehrenden Einladungen des Herzogs bezeugten. — Blandini beharrte fest auf seinem Nein! Nicht wieder! — Er verglich die allerdings schwere Strafe, welche ihm vom Orden drohte für seine Weigerung, mit der Gefahr in Bernhards Nähe, und seine Furcht flüsterte: diese Gefahr im deutschen Heerlager ist noch größer, noch furchtbarer. Er blieb bei seinem Nein, als Norbert jetzt binnen drei Vierteljahren zum dritten Male nach Luzern kam. Drohend stand er vor ihm. Es war gegen Ausgang Januar 1639; draußen im Garten schneite es dicht. Norbert wußte schon davon, daß der ketzerische Herzog in die Freigrafschaft eingefallen war, und siegreich, mörderisch vordrang ins Innere des spanischen Burgund. Dies Land war eine treueste Burg des Jesuitenordens, war ein höchst werthvoller Vorposten der spanischen Monarchie, die alte Heerstraße nach den Niederlanden von Alba's Zeiten her, und Olivarez hatte im schlimmsten Zorn von Norbert verlangt, daß jetzt auf jede Gefahr hin ein Ende gemacht werden müßte mit dem verderblichen Leben des Weimaraners. Norbert wiederholte dies Blandini in schneidenden Worten. Blandini saß gebeugt an seinem Arbeitstische, Pflanzen sortirend, und erwiderte mit matter Stimme, aber festem Tone: Nein!

Norbert trat einen Schritt näher, als wollte er ihn körperlich ergreifen. Blandini rückte erschreckt seinen Sessel weiter ab, sah scheu auf Norbert, und sagte hastig: Da stehen zwei angefüllte

Fläschchen. Nehmt sie selbst! Seit ich von Neuenburg entkommen, zwingt mich der ängstliche Geist gegen meinen Willen, nichts als Gifte zu bereiten. Das weiße kennt Ihr schon; das dunkle ist aus Belladonna gepreßt. Dies Pflanzengift Eurer Tollkirsche, aus Wurzel, Kraut und Beere gezogen, wirkt fast noch wilder als das mineralische. Wenn es der Herzog verschluckt hat, so wird Euch die Erweiterung seiner Pupille sagen, daß ein Hexentanz in ihm losgeht, der mit lustigem Wahnsinne und pestartigem Tode endet. Blaue und röthliche Flecken bleiben auf dem Körper zurück, und die Feldärzte werden einstimmig sagen: er ist an der Pest verstorben. Nehmt das! Nehmt beide! Wählt nach der Gelegenheit. Thut's selbst, oder laßt es thun. Auch der höchsten Autorität gegenüber fühl' ich mich nicht zur unmittelbaren Handlung verpflichtet. Ich hab's mit Aussetzung des eigenen Lebens versucht, habe meinen guten Willen hinlänglich bekundet. Meine Schuldigkeit geht gewiß nicht weiter, als daß ich Euch die Mittel liefere. Sie sind ganz sicher, beide. Mein abermaliges Hingehen wäre gar nicht sicher; ich bin so erschreckt, daß ich es ungeschickt anfangen würde. Wenn ich überhaupt dazu käme! Denn ich vertraue den Versicherungen des Herzogs nicht, daß er *mir* noch traue. Sie müssen das rothe Fläschchen gefunden haben, und da Ihr selbst von einem Krankheitsfalle vor Breisach wißt, so hat er's wahrscheinlich probirt und für das erkannt, was es ist. Nehmt selbst! Ich gehe, ich wiederhol' es Euch, um keinen Preis der Welt wieder hin.

Norbert nahm beide Fläschchen und schob sie in verschiedene Taschen seines Wamses. Die Rede Blandini's hatte ihn überzeugt, daß der so gründlich erschreckte Doctor unbrauchbar geworden sei zur Ausführung. Ohne ein Wort zu erwidern ging er fort. Blandini athmete auf. Er schritt nun an die Ausführung seines neuen Lebensplanes. Durchdrungen davon, daß seine Existenz durch den Orden vernichtet würde, weil er sich ungehorsam erwiesen, hatte er vor, nach Genf zu flüchten. Dort gab's keinen Katholiken, und wenn er auch seinen Namen ablegte, so konnte

er vielleicht, freilich nur vielleicht! ungefährdet fortbestehen. Ach, ohne den reichen Erwerb, an den er sich gewöhnt hatte! Eine Hoffnung blieb jedoch. Es war lange vorbedacht, daß er Norbert selbst zur That aufgefordert und ihm die Gifte überlassen hatte. Er kannte diesen Norbert als einen äußerst verwegenen Mann. Wenn dieser es selbst unternahm, so konnte er darüber zu Grunde gehen. Dann gab's keinen directen Ankläger für Blandini — das war Blandini's Hoffnung, welche ihn jetzt stärkte unter den Vorbereitungen zur heimlichen Abreise von Luzern.

Leder kam verspätet nach Luzern. Auch er fürchtete sich. Er hatte sich unterwegs überlegt, daß Luzern ein stockkatholischer Ort wäre, daß er als Agent des ketzerischen Herzogs erkannt werden dürfte, und daß dies mißliche Folgen haben könnte. Er war in Zürich erkrankt, und kam erst an dem Tage in den „Schwan" zu Luzern, als obige Scene zwischen Norbert und Blandini vorgegangen war.

Sein Trost war ein Züricher Bürger, dessen Begleitung ihm Erlachs Briefe verschafft hatten. Man hatte ihm in Zürich einleuchtend bewiesen, daß er allein in Luzern gar nichts erfahren würde. Leder fand diese Beweisführung ganz erwünscht. War er doch von Tag zu Tag mehr abgekommen von dem eigenen Wunsche, daß seine Aufgabe gelingen möchte. Er war ein weicher Mensch. Was geschah, wenn seine Aufgabe gelang, und er Blandini nach Neuenburg brachte? Der arme Schurke — und war's denn auch ganz erwiesen, daß er ein Schurke war? der Herzog hatte ja den Trank verschüttet, und krank war er vorher, das Roßpulver des Feldarztes konnte ja die unangenehmen Symptome erzeugt haben! — der arme Blandini wurde ja doch in seinen Tod geschleppt! Dies Amt fand Leder sehr unbehaglich, als er im Gasthofe zum Schwan sein Mittagsmahl mit dem Züricher Bürger verzehrte. Es war auch Alles so unerfreulich! Man hatte ihm von dem prächtigen Blick erzählt auf den Vierwaldstädter See vom

„Schwan“ aus — denn dieser Gasthof stand damals schon da, wo er jetzt steht — und nun sah man nichts als ein wenig Wasser, und lauter, lauter weißen Schnee, der die ganze Luft anfüllte.

„Wer ist der stattliche Herr, welcher da in den Schwan tritt?“ fragte Leder den schwer verständlichen Kellner, welcher in wunderbaren Kehl- und Gurgellauten versicherte, er spreche deutsch. — Das ist ein „dütscher“ Cavalier — antwortete der Kellner. — „Mich dünkt, ich hab' ihn schon gesehen!“

Es war Norbert, der von Blandini kam. Und Leder hatte ihn allerdings in Frouard gesehen vor einigen Jahren neben Blandini. Norbert trat ins Gastzimmer. Fremde gab's damals sehr selten in Luzern, nach Naturschönheiten reiste gar Niemand, am wenigsten im Winter. — Leder mußte ihm gleich auffallen. Er hatte auch ein scharfes Personengedächtniß, und erinnerte sich auf der Stelle an die Begegnung in Frouard. Sogar Leder's Namen wußte er noch — Blandini's Mittheilungen aus neuerer Zeit hatten ihn aufgefrischt. Mit gemüthlicher Freimüthigkeit erneuerte er also die Bekanntschaft, setzte sich zu ihm und hatte ihm nach einer halben Stunde, wie der Züricher Bürger sagte, „alle Würmer aus der Nase gezogen“. Besonders dadurch, daß er Leder warnte. Wovor? Sich als Ketzer zu verrathen, denn daß er ein solcher wäre, zeigte sich ja gleich! Kurz, Leder schloß sich diesem Norbert im Laufe des Nachmittages vertraulich an. Norbert hatte noch nicht Zeit gefunden, die beiden Giftfläschchen abzulegen, da wußte er schon genau, was Leder in Luzern wollte. Leder hatte ihn natürlich um Blandini's jetzigen Aufenthalt befragt! Norbert wollte Blandini Jahre lang nicht gesehen haben, und gestern erst in Luzern angekommen sein. Er habe selbst eine Bestellung an Blandini auszurichten, und hoffe ihn morgen zu sehen, wenn er noch in Luzern wäre. Der Züricher Bürger war ärgerlich fortgegangen, um Erkundigungen einzuziehen über Blandini. Als er Abends wiederkehrte, war die Wirthsstube leer, und der Kellner berichtete, daß die beiden Herrn zusammen auf des „dütschen“ Cavaliers Zimmer wären und pokulirten. Das

war Norberts Sache nicht, wol aber Leder's, und diese Neigung Leder's kam Norbert ganz erwünscht: sie machte den Weimar'schen Kanzler immer redseliger, und unterrichtete Norbert über alle intimen Lebens= wie Charakterzüge Bernhards. Auf geschickte Nachfrage auch über das Liebesverhältniß zu Marguérite von Rohan, für welches Leder mit Zuversicht eine nahe Hochzeit auf der Breisacher Burg voraussagte. Norbert hatte sich dem wißbegierigen Leder neuerdings als eine Künstlernatur vorgestellt, welche des wüsten Kriegswesens in Deutschland müde geworden und schon vor Jahren auf Reisen gezogen wäre, um fremde Landschaften, Bauten und Bilder zu sehen. Nicht blos zur Unterhaltung, auch zum Studium. Daher die damalige Reise mit Blandini. Die Religionsfrage hatte Norbert wie ein vornehmer Zweifler behandelt; er hatte allen Nachdruck darauf gelegt, daß er ganz Europa gesehen habe, um sich zu bilden. Das war Lockspeise für Leder, der einen lobenswerthen Trieb hatte, sich über Alles zu unterrichten.

So saßen sie denn wie der Fuchs und das Kaninchen bei einander. Norbert sollte und wollte erzählen und schildern, in Wahrheit erzählte und schilderte aber Leder, welcher sich etwas zu Gute that auf die Behendigkeit seiner Rede. Er fühlte sich auch absonderlich angeregt. Herr von Norbert, wie er sich nannte, hörte vortrefflich und aufmunternd zu, der Wein aus dem Waadtlande trank sich leicht und angenehm, und ein kleiner Page in Norberts Dienste, welcher ab= und zuging, hatte etwas eigenthümlich Reizendes an sich für die hervorquellenden Augen Leders. Sie quollen dem Pagen lüstern über die runden Formen hinweg, und Norbert gestand lächelnd zu, daß der Page wirklich ein Mädchen wäre, welches er in Spanien zu sich genommen, wo er es in schlechten Händen gefunden. Das Kind sei maurischer Abkunft, und in der Erziehung grenzenlos verwahrlost gewesen. Es habe einen eigenen Reiz, solch ein halbwildes Geschöpf in die Cultur einzuführen.

„Glaub' das! glaub' das! Merkwürdig!" lallte Leder just, als der Züricher Bürger eintrat, und ihn abrufen wollte. „Sprecht

nur frei," sagte Leder, „mein erfahrener Freund hier, Freiherr von Norbert, ist von Allem unterrichtet."

Mißtrauisch äußerte der Züricher Bürger blos: — Der Mann scheint wirklich nicht mehr in Luzern zu sein. Wenigstens hat ihn seit Monaten kein Mensch mehr gesehen.

„O, das würde nichts beweisen," sagte Norbert, „Doctor Blandini vergräbt sich oft lange in seine Studien. Aber darüber verschaff' ich Euch, wie gesagt, morgen Gewißheit. Ich hab' ihn auch hier aufsuchen wollen. Habe eine wissenschaftliche Bestellung an ihn von einem Naturforscher aus Bologna. Den Brief geb' ich morgen im Kloster ab. Ist er hier, so läßt er mich vor, um mir die erbetene Antwort mitzutheilen. Auf morgen also!"

Norbert benützte diese Unterbrechung, um den weinseligen Leder, den er hinlänglich ausgeweidet hatte, loszuwerden. Am andern Morgen ging er nach dem Kloster. Vielleicht, dachte er, macht dieser persönliche Zudrang des herzoglichen Kanzlers dem eingeschüchterten Blandini doch einen ermunternden Effect. Blandini's Zimmer war leer; die wichtigsten Habseligkeiten fehlten. Der herbeigerufene Klosterdiener berichtete: der Herr Doctor sei gestern gegen Abend auf seinem Maulthiere abgereist. Ganz unerwartet und trotz des Schneegestöbers. Er hat die Flucht ergriffen, der Wicht! sagte sich Norbert, und ging stehenden Fußes zum Oberen des Hauses. Er war zu lang und zu tief im Dienste, als daß er nicht das Bedürfniß gefühlt hätte: nun mußt du wirklich die Aufgabe selbst übernehmen! Er war bereits so eingelebt in seine Ordenspflicht, daß es ihm außer Frage stand, ein so wichtiges, lang vorbereitetes Unternehmen müsse um jeden Preis vollendet werden. Ein thätiger Mensch, sei er gut, sei er böse, betreibt seine Obliegenheiten allmälig mit Leidenschaft. Kalten Blutes und von fragloser, im Nothfalle tapferster Verwegenheit war dieser Norbert ohnehin; es schien ihm unmöglich, daß ein Werk ungethan bleiben könnte, weil ein Instrument versagte. Was hätte er, der alle Einleitungen übernommen und den Seinigen sowie Olivarez verkündigt, was hätte

er den Seinigen und Olivarez sagen wollen, wenn dies Werk unterblieben wäre, und unterblieben wäre in solchem Zeitpunkte?! Der Zeitpunkt war — das wußte er nur zu gut! — furchtbar bedrohlich für die Seinigen. Nicht Taupadell allein dachte an die Möglichkeit eines evangelischen Kaisers. Und der Siegeswagen dieses Bernhard erschien in unaufhaltsamem Rollen, und der mordbrennerische Einfall in Hochburgund brannte und mordete noch dazu die Jesuiten am eigenen Leibe. Wenn irgendwo, so war dort an den Ketzer zu kommen. Dort schützte ihn kein Mensch von der Bevölkerung, wie allenfalls draußen in Deutschland. Fest entschlossen trat Norbert ein in das Gemach des Oberen, der beiden Fläschchen eingedenk, welche er gestern von Blandini's Tische mitgenommen. Sie waren unschätzbar, wenn kein Burgunder einen guten Schuß anbringen konnte.

Ganz entschlossen trat er nach einer Stunde aus diesem Gemache. Er brachte Briefe mit an Ordensbrüder in Pontarlier, welches Leder als Hauptpunkt genannt hatte. Und er brachte eine Notiz mit, welche fast noch werthvoller war: zu Pontarlier im ersten Gasthofe hauste ein alter Spanier als Wirth, welcher zu jedem Dienste bereit stünde. Dieser alte Knabe hatte noch Autodafés in Madrid gesehen und hatte die blutigsten Tage in den Niederlanden mitgemacht. Jeder Ketzer war für ihn vogelfrei; einen Ketzer niederzustrecken galt ihm für ein frommes Werk. Nunnez hieß er. Krumm und lahm geschossen und gehauen, war er von den dankbaren Vätern auf einen einträglichen Ruheposten gebracht worden. Dieser Ruheposten war der Gasthof „zum Mandelbaum" in Pontarlier. Hier übte er Aufsicht über Alles was einkehrte, über Alles was gesprochen wurde, und an jedem Samstage erstattete er dem dortigen Oberen Rapport. An diesen Nunnez war Norbert jetzt gewiesen und empfohlen durch Brief, Merkzeichen und Losungswort. Leder harrte im Schwan und war eigentlich recht zufrieden, als Norbert ihm sagte: Er scheint wirklich fort zu sein, der Doctor! Was thu' ich mit meiner Bestellung? Ich habe bestimmt versprochen, sie an ihn auszurichten.

Man glaubt im Kloster, daß er in Paris sei. Dorthin wollte ich eigentlich auch. Die Feste locken mich, die dort gefeiert werden sollen, weil die Königin endlich einen Dauphin geboren. Blandini soll durch seine Arzneimittel dazu beigetragen haben. Wahrscheinlich ist er auch deshalb hin, um seinen Lohn einzucassieren. Gehen wir zusammen nach Paris, Herr Kanzler! Darauf konnte nun doch Leder nicht eingehen. Er wollte nach Neuenburg zurück, wo diplomatische Arbeit seiner warte und von wo er dem Herzoge Nachricht von seinem Mißerfolge senden werde. Nach Pontarlier habe sie der Herzog befohlen.

„Pontarlier? Das wäre der Mühe werth. Am Neufchateler See vorüber und bei dem berühmten Paß von Joux hinein könnte man den geraden Weg über Besançon nach Paris nehmen und berührte dabei Pontarlier, wenn man Aussicht hätte, den berühmten Herzog von Weimar einmal zu sehen, den möglichen Kaiser. Das wär' verlockend; ich hab' ihn nie gesehen." — Thut's, thut's, Herr Baron! — „Nicht doch! Man geriethe ohne Noth ins Schlachtgedränge hinein, und Euer Herzog wird nicht gerade an dem Tage in Pontarlier sein, an welchem ich durchpassire! Und bloßes Sehen genügte mir nicht. Mit solch einem Manne möchte ich ein paar Worte gesprochen haben." — Ich geb' Euch ein paar Zeilen mit an seinen Leibdiener, den Hoffmann, der macht das möglich. — „Sehr freundlich! Bravo! Das könnte mich bestimmen. Und noch mehr! Durchs Berner Land reitend könnt' ich vielleicht die schöne Braut des Herzogs im Vorbeireiten sehen und dem Herrn Herzoge sagen — in Kaisersfeld wohnt sie mit ihrer Mutter?" — Königsfelden, unweit Königsfelden! — „Ach, wir sind Beide Sanguiniker, Herr Kanzler, mit unserm Enthusiasmus für geschichtliche Berühmtheiten. Wer weiß, ob ich nach ein paar Stunden noch aufgelegt bin zu solchen Abschweifungen?! Aber dieser unser Enthusiasmus giebt doch unserem Leben einen reichen Inhalt und verschönert es. Nicht wahr?" — Sehr richtig.

Der Page war unter Obhut des Schwanenwirthes in Luzern zurückgeblieben und Norbert stand nach einigen Tagen vor der Frau Herzogin von Rohan. Als feiner Weltmann entschuldigte er seine Zudringlichkeit. Des Herrn Herzogs von Weimar Kanzler, der ehrenwerthe Herr Leder von Rehlingen, habe ihn in Luzern aufgefordert, auf seiner Reise nach Pontarlier bei der Frau Herzogin anzufragen, ob dieselbe und Prinzessin Tochter vielleicht eine Bestellung an den Herrn Herzog mitzugeben hätten. Die Herzogin war rückhaltend höflich, aber die hinzu kommende Marguérite zeigte sich höchlich erfreut von der Gelegenheit, einen Brief an Herzog Bernhard schicken zu können. Die Gerüchte über Vergiftungsattentate hätten sie äußerst beunruhigt, und sie möchte Glück wünschen und um nähere Auskunft bitten. Zu letzterer erklärte sich Norbert befähigt. Herr Kanzler von Leder habe ihm in Luzern alle Einzelnheiten erzählt. Dadurch machte er sich nun allerdings interessant und selbst die Herzogin nahm nun Antheil an ihm. Er stellte die Vorgänge so dar, als ob Alles auf Mißverständnissen beruhte. Die Sendung Leder's nach Luzern, um Blandini neuerdings einzuladen, zeige ja auch, daß der Herzog zu derselben Ueberzeugung gekommen wäre.

„Ich hab' mir's auch nicht denken können," rief Marguérite, „Doctor Blandini ist ein so ruhiger und gebildeter Mann. Ruhe und Bildung braucht ja doch ein gutes Gewissen. Und ein so feiner Mann, wie käm' der zu so grobem Verbrechen!" — Ja, ein feiner Kopf ist er. Sein Herz haben wir nicht kennen gelernt — sagte nachdenklich die Mutter.

Marguérite reizte Norbert ungemein. Eine Rosenknospe, die im schönsten Aufblühen stand! Leuchtenden Auges sah er ihr nach, als sie hinweg ging, um den Brief zu schreiben. Aber er faßte sich ehrbar vor der immer noch in tiefes Schwarz gehüllten Herzogin, und begann ein politisches Gespräch mit ihr im Tone eines wohlunterrichteten Protestanten. Der Brief, welchen ihm Marguérite unter Kopfschütteln der Mutter einhändigte, war ihm das erwünschte Einführungsmittel beim Herzoge Bernhard.

Wirklich dankbar schied er von den beiden Damen. Nur zwei Personen lagen ihm noch als bedenklich vor Augen. Er hatte wie auf den Namen „Königsfelden" den wackern Leder auf beide so geschickt zu führen gewußt, daß Leder zuerst ihre Namen genannt, und Auskunft über sie gegeben. Aber die Auskunft genügte nicht. Die beiden Namen waren Mitzlau und Hans von Starschädel. Er wollte natürlich in Pontarlier Niemand begegnen, der ihn kannte. Der Herzog konnte ihn zu Frouard, wo er nur einmal auf seiner Thürschwelle erschienen war, nicht bemerkt haben, und in Paris waren sie einander nie in die Nähe gekommen. Und von des Herzogs Umgebung kannte ihn wol auch Niemand. Aber Mitzlau! Er hatte zwar aus Leder's Rede gemerkt, daß Mitzlau nicht gut angeschrieben stünde beim Herzoge, und Rosen's Truppen zugetheilt wäre. Aber dennoch —! Es kam Alles auf die erste Begegnung an. Er mußte Mitzlau als warmer Freund und mit sicherer Zusage von Wien entgegen treten. Dann fände er in ihm vielleicht sogar einen Verbündeten. Das wollte er, und die Wiener Zusage sollte groß und articulirt sein. — Hans von Starschädel dagegen war ein schwerer Stein des Anstoßes. Der kannte ihn von Podiebrad aus als einen Feind, als einen Partisan der Jesuiten. Da mußte sich Leder's Vermuthung bestätigen. Leder hatte nämlich gemeint, Starschädel werde gar nicht beim Herrn sein, weil er die Expedition nach Hochburgund gemißbilligt, und weil er eine sehr freie, freundschaftliche Stellung neben dem Herzoge einnehme. —

Am Fort Joux vorüber, das schon in Trümmern lag, kam Norbert in den ersten Februartagen nach Pontarlier. — Die Stadt war leer und still. Das Ketzerheer war schon hindurch, und gegen St. Claude weiter. — Norbert konnte es nicht besser wünschen; nun konnte er sich dort einrichten.

Im „Mandelbaum" absteigend, erkannte er schon im Aeußern den alten Nunnez. Ein kleiner Mann, mager, aber von starken Knochen. Schneeweißes, dünnes Kraushaar. Dunkelbraunes, wie Leder eingeschrumpftes Antlitz mit stechenden braunen Augen

und wohlerhaltenen Zähnen. Er hinkte, und ein Arm hing steif an der Hüfte hinunter. Als er neben Norbert stand, sprach dieser leise ein Merkwort aus. Die braunen Augen leuchteten auf. Norbert machte unscheinbar mit dem Zeigefinger der linken Hand ein Kreuz in die Luft — und Nunnez riß sogleich dem Hausknechte den Mantelsack aus der Hand, „ich werde selbst den Herrn hinaufführen" in scheltendem Tone ausrufend. Auf der Treppe flüsterte Norbert: ein verstecktes Zimmer, von welchem aus man sehen kann, ohne gesehen zu werden! Nunnez führte ihn schweigend hoch hinauf und in ein Mansardengemach, von welchem man auf Straße und Platz blicken konnte. Als sie eingetreten waren, winkte Norbert, nach der Thür zu sehen. Sicher! sagte Nunnez.

Nun zog Norbert die Briefe hervor an die Patres in Pontarlier, und zeigte die Adressen Nunnez der Reihe nach. Es waren drei, und dreimal sprach Nunnez in grimmig traurigem Tone: todt! todt! todt! Jetzt öffneten sich die Schleusen des alten Fanatikers. Er schilderte unter Ausbrüchen von Wuth die Gräuel des Ketzerheeres. In die Flammen der heiligen Häuser hinein hätten sie die frommen Väter geschleudert, und Hohngelächter dazu aufgeschlagen.

Es war zum großen Theil Wahrheit was er sagte. Dieser Feldzug in Hochburgund wurde grausam geführt. Die Bevölkerung selbst widersetzte sich überall, und erbitterte die Truppen durch Hinterhalt, Ueberfall und Tücke. Es war ein Krieg geworden bis ans Messer, und in diesem abgelegenen katholischen Winkel zum ersten Male wieder unter den entfalteten Fahnen der verschiedenen Religion. Norbert verständigte sich mit Nunnez in der ersten Viertelstunde. Der alte Spanier war nicht nur bereit zur Ermordung des Herzogs, des ketzerischen Königs Jehu, er war begierig darnach, er küßte Norbert mit thränendem Auge Hand und Arm, als ihm dieser das Giftfläschchen übergab. Norbert gab ihm das farbige, das Belladonnagift. Das farblose Arsenikgift behielt er für sich, wenn ihm zuerst die Gelegenheit käme. Die Farblosigkeit war immerhin ein Vortheil. Nunnez

hielt die Ausführung für ganz leicht. Der Herzog habe sein Quartier im „Mandelbaum“. Sein Diener sei hier geblieben, weil der Herr täglich zurück erwartet werde. Dieser Diener sei ein Leckermaul und ein Weinschmecker. „Nun hab' ich,“ fuhr Nunnez fort, „den verdienten Ruf eines guten Kochs und was noch besser zutrifft, des besten Weinkellers, besonders in spanischen Sorten. Da hat sich denn der Ketzer mit dicken Lippen an mich gedrängt, um immer unsere geschmorten Erbsen frisch aus der Pfanne zu haben und alle die kleinen Flaschen von Malaga und Alicante zu verkosten. Für den Jehu schüttet er immer solch eine kleine Flasche in einen bestimmten Pokal, den die Canaille Kaiserbecher nennt. Was ist also leichter, als daß ich das nächste Alicantefläschchen mit dieser Mixtur, die Ihr mir gegeben, segne. Arglos sauft sie der Jehu und ist hin!“ Pferdegestampf von unten unterbrach ihn. Er sah aus dem Fenster und rief Norbert zu: Da kommt er! seht! und mit schwachem Geleit. Ans Werk! Er pflegt nur einen Tag hier zu bleiben, und speist nur einmal; trinkt aber nur beim Speisen; es muß also heut' geschehen. — Ehe er hinab humpelte, übernahm er noch die genaue Anfrage, ob Herr von Mitzlau oder Herr von Starschädel mitgekommen wären, ein Fremder hätte nach beiden gefragt.

Nach einer Viertelstunde war er wieder da: der Diener des Jehu hat gesagt, keiner der Beiden sei mitgekommen. Der Jehu selbst wäscht sich und kleidet sich um, in einer halben Stunde speist er. Aber der Teufel dient seinen Leuten! Der Lump von Diener hat hinzugesetzt, sein Herr brauchte heut' keinen Wein von mir; in St. Claude wäre ein voller Weinkeller der frommen Väter erbeutet worden, der Graf von Nassau hätte ein spanisch Faß zur Probe geschickt, davon sollte heut' auf die Tafel kommen. Das geht nicht durch meine Hand, und morgen früh reitet er weiter. Was thun?

„Nun, dann muß ich selbst an die Arbeit!“ sagte Norbert nach kurzer Ueberlegung. „Führ' mich in den Speiseraum, zeig' mir, wo das Getränk aufgestellt wird, und dann sei zur Hand.

Wer am leichtesten an den Becher kommt, der verrichtet das Werk. Ich lass' mich sogleich bei ihm melden, und übergebe ihm was ich mitgebracht. Es ist eine große Freude für ihn, und ich denke, er wird mich zur Tafel behalten, um erzählt zu hören, was ich erzählen kann. Werden wir entdeckt, hast Du Leute, welche uns unterstützen können, sobald wir uns zur Wehre setzen?" — Nein, Herr, dann müssen wir sterben. Der ganze Mandelbaum ist voll von bewaffneten Ketzern, und unsere Leute sind eingeschüchtert. — „Wenn auch! Gehen wir."

Sie wurden es nicht gewahr beim Hinabsteigen, daß neue Reiter vor dem Mandelbaume abstiegen. Es war Rosen mit seinen Officieren. Unter Letzteren Mitzlau, den Rosen unter seinen Augen zu haben liebte, wenn's just nicht ins Feuer ging. Feuer und Schwert hatten übrigens Mitzlau bis jetzt wunderbar verschont, obwol er an den gefährlichsten Stellen hineingejagt worden war. Rosen hatte darüber ärgerlich geäußert: — Wenn man das Leben wohlfeil giebt, dann will's kein Teufel. Mitzlau selbst hatte es wohl gemerkt, daß man Uebles mit ihm vorhabe. Es schwante ihm, daß der Herzog seine Umtriebe mit Savelli entdeckt hätte; denn Bernhard sah ihn nicht mehr an. Mitzlau dachte an Flucht. In dieser Stimmung schritt er mit Rosen die Treppe herauf im Mandelbaume, und — stand plötzlich vor Norbert, der aus dem Speiseraume kam. Einer wie der Andere stand betroffen. Aber einer wie der Andere war geübt, Fassung zu finden. „Mein werther Freund, Mitzlau," rief Norbert zuerst, „wie freut's mich, Euch zu begegnen!" Mitzlau äußerte sich ängstlich, und Arm in Arm wandelten sie einen Corridor entlang. Rosen sah ihnen kopfschüttelnd nach und trat in das Zimmer, welches ihm zur Wohnung angewiesen wurde.

„Freund," flüsterte Norbert, „Ihr steht auf einer Wolfsgrube, jeden Augenblick könnt Ihr in den Tod fallen. Der Herzog kennt Euren ganzen Verkehr mit Wien, hält Euch für einen Katholiken, für einen Verräther. Ich bin da, um Euch zu erretten, aber ich wage dabei selbst das Aeußerste. Drängt Euch

eng an meine Seite, thut Alles, was meine Stimme flüstert, meine Augen winken! Kommt zur Tafel, auch wenn Ihr nicht geladen seid, denn dort wird's zur Entscheidung kommen, und wenn wir zusammen stehen, können wir obsiegen. Fragt nicht! Ich muß zum Herzoge, der mir verfallen ist. In Wien werden wir glänzend entschädigt."

Ohne irgend eine Antwort zu erwarten, kehrte Norbert zurück und eilte in die Wohnung des Herzogs, welche ihm Nunnez bezeichnet hatte.

„Fragt gefälligst an, Herr," sagte er zu Hoffmann, „ob der Herr Herzog den Freiherrn von Norbert sprechen wolle, welcher aus Königsfelden kommt und einen Brief der Prinzessin Marguérite von Rohan zu übergeben hat."

Ein freudiger Ausruf Bernhards und „Herein! herein!" war die Antwort auf Hoffmann's Anfrage.

„Ihr habt die Frauen gesehen? Es geht ihnen wohl?" fragte der Herzog, Norbert entgegen kommend. — Ganz wohl, fürstliche Gnaden, und die schöne Prinzessin verbirgt den Wunsch nicht, sondern spricht ihn herzlich aus: Euch bald wiedersehen zu können. — „Das freut mich sehr, und ich danke Euch, danke Euch! Ihr kommt über Valengin und Travers? Ist der Weg brauchbar?" — Ganz gut. — „Zwischen den beiden Seen, dem Neufchateler und Bieler, keine Schneeverwehung?" — Gar kein Schnee! Die Luft viel milder als hier.

Bernhard hatte den Brief hastig ergriffen und fast unwillkürlich geöffnet. Er setzte nur eiligst hinzu — man sah ihm den Drang an, ihn sogleich zu lesen —: Nochmals Dank! Ich bitte Euch, mit mir zu speisen und mir viel zu erzählen von den Rohan'schen Damen. Norbert zog sich zurück und fragte Hoffmann recht harmlos: wo gespeist würde? Er wußte es recht gut, aber er wollte hin gewiesen sein, um unbeargwohnt jede Gelegenheit am Schenktische beobachten zu können. Dieser Schenktisch stand nicht im Speiseraume selbst, sondern im Vorzimmer. Neben der Thür, welche in den Speiseraum führte. Der Speiseraum war

ein mäßig großes Gemach mit nur einem großen Fenster, durch welches man in den Hof hinab sah. Im Hofe wimmelte es von Rosen'schen Reitern, und es schienen immer noch neue anzukommen. In der Mitte des Gemachs stand ein runder Tisch. Ein Dutzend Gedecke auf ihm. Norbert ging in diesem Raume auf und nieder, stets nach der Thür des Vorzimmers kehrend. Er erwartete Nunnez und erwartete den Leibdiener Hoffmann, welcher den bewußten Pokal und den Wein bringen würde. Zunächst kamen nur Kellner des Gasthofes, welche den Schenktisch mit Batterien von Weinflaschen belasteten. Auch steinerne Krüge voll Wein stellten sie unten neben den Tisch. Als Norbert wiederum nach rückwärts in den Speiseraum hineinging, zog er vorsichtig das weiße Fläschchen aus dem Wamse und lüftete den fest eingedrückten Korkstöpsel, damit kein Atom Zeit verloren ginge, wenn der Moment sich darböte zur Ausleerung des Giftes in den Kaiserbecher. Als er sich wieder umwendete, sah er zwischen den Kellnern Nunnez ins Vorzimmer treten. Er trug auf dem gesund gebliebenen Arme Teller, Messer, Gabeln, Becher und rief den Kellnern zu: Fünfzehn Gedecke werden's, drei mehr! Dann trat er in den Speiseraum und entledigte sich ganz geschickt seiner Last mit derselben Hand, welche sie trugen. Während des dadurch verursachten Geräusches aber fragte er den herzu tretenden Norbert laut: „Versteht Ihr spanisch?" — Natürlich! — antwortete dieser. — Dann fuhr er mit leiser Stimme in spanischer Sprache fort: „Ich mache noch einen Versuch mit dem Hoffmann. Er soll zeitig den Becher füllen. Gelingt das, so vollbring ich's. Gebt nur auf uns Acht. Gelingt es nicht, dann lass' ich keinen Kellner mehr ins Vorzimmer, sobald der Herzog kommt, und beschäftige den Hoffmann so, daß er nicht auf den Schenktisch sehen kann. Hier sind die Stühle nicht an den Tisch gerückt. Während dies geschieht, tretet Ihr hinaus und gießt Euren Saft binnen einer Achtelminute in den Becher. Still, da kommt der Ketzer!"

Hoffmann trat ins Vorzimmer, in der einen Hand einen zierlichen Krug, welcher den besonderen Wein von St. Claude

enthielt, in der andern Hand den Kaiserbecher. Er sagte zu dem heraus kommenden Nunnez: Es wird noch eine Weile dauern, fürstliche Gnaden schreibt erst noch einen Brief, der gleich fort soll in die Schweiz. — Damit setzte er Krug und Becher auf den Schenktisch. Nunnez erklärte sein Mißtrauen gegen den Wein von St. Claude und meinte, der seinige werde doch besser sein. Er bat, ihn kosten zu dürfen. Hoffmann hatte nichts dagegen. Er achtete die Küche- und Kellerkenntniß des Mandelbaumwirthes hoch. Er goß aus dem Krüglein eine Neige in den nächst stehenden gemeinen Becher und reichte ihn Nunnez. Dieser kostete wie ein Kenner kostet, einmal, zweimal, dreimal, zuckte die Achseln und sagte: Mein Alicante ist besser! Kopfschüttelnd kostete nun auch Hoffmann und sagte mit Zuversicht: Nein!

„Auch die Farbe ist unklar. Gießt ihn nur in den goldenen Becher, dann werdet Ihr's sehen.“ — Nein, jetzt noch nicht. Er würde verduften, da der Herzog noch eine Weile ausbleibt.

Dieser Versuch also, welchem Norbert aufmerksam folgte, war gescheitert, und jetzt traten die Obersten ein. Zuletzt auch Mitzlau. Obwol er nicht geladen war. Norberts Kenntniß seiner Lage hatte ihn veranlaßt, diesem kundigsten Patrone zu folgen. Er trat zu ihm. „Setzt Euch neben mich, wenn es zu Tische geht,“ flüsterte ihm Norbert zu, und bewegte sich nach der Thür zum Vorzimmer. Da kam Rosen und sah ihn von oben bis unten an. Als er Mitzlau im Hintergrunde des Zimmers erblickte, ging er geraden Wegs auf diesen zu und fragte barsch: — Wer hat Euch denn geladen zur herzoglichen Tafel?

„Der Cavalier dort,“ erwiderte Mitzlau, auf Norbert deutend, „hat mir, von einer Audienz beim Herrn Herzoge kommend, die Einladung gebracht.“ — Ihr kennt den Cavalier? — „Ja.“ Er nannte Euch vorhin seinen werthen Freund? — „Ja.“

Das Vorzimmer war unterdessen ganz leer geblieben, denn Hoffmann und Nunnez waren beim Eintritte der Gäste fortgegangen. Jetzt kam Hoffmann eilig, trat zum Schenktische und goß aus dem Kruge den Wein in den Kaiserbecher. Dann eilte

er zurück an die Eingangsthür des Vorzimmers, in welcher der Herzog Bernhard erschien. Norbert trat zur Seite und drückte sich in den Winkel neben der Speiseraumthür. Er wollte nicht sogleich von Bernhard gesehen werden, damit er nicht angeredet würde. Gerade wenn Bernhard nicht eingetreten wäre, hoffte er durch Nunnez' Hilfe das Beschlossene ausführen zu können. Dies gelang auch. Bernhard bemerkte ihn und wendete sich zur Tafel. Ein Officier schob ihm den Sessel zu. Bernhard winkte: die Herren möchten sich niederlassen. Während dieser Verzögerung und Unruhe war Norbert längst an der Vorzimmerthür und sah, daß Nunnez gekommen war und sich Hoffmann's bemächtigt hatte. Er trug eine Weinflasche in der Hand und schien zu verlangen, daß dem Herzoge von diesem besseren Weine vorgesetzt würde. Er stand dabei an der äußeren Thür des Vorzimmers und der abwehrende Hoffmann kehrte dem Vorzimmer und dem Schenktische den Rücken. Auf dem Vorsaale draußen war kein Kellner zu sehen. Norbert war von ungestörter Kaltblütigkeit. Er versicherte sich durch einen Rückblick auf die mit Herbeischaffung der Stühle beschäftigte Gesellschaft, daß kein Blick auf ihn gerichtet wäre, und schritt hinaus an den Schenktisch, zog das Fläschchen hervor, entkorkte es, goß das Gift in den Kaiserbecher und steckte Kork wie Fläschchen wieder in seine Brusttasche. Wohl berechnet hatte er keinen Moment Zeit dazu verschwendet, den kleinen Kork wieder einzustopfen in das Fläschchen. Und diese Berechnung sollte ihn gefährden! Gerade als er mit dem Eingießen fertig geworden, trat ein Kriegsmann neben den disputirenden Hoffmann und Nunnez in das Vorzimmer und schritt raschen Ganges auf den Speiseraum zu. Er sah auf Norbert, dessen Erscheinung am Schenktische ihm auffallen mochte, und stand just neben ihm, als sich dieser hastig in den Speiseraum wenden wollte. Ihre Augen begegneten sich. Norbert war zunächst davon unangenehm berührt, daß überhaupt Jemand so unerwartet neben ihm war und langsam erst stieg der noch unangenehmere Gedanke in ihm auf: das ist ja —! Die Vergeltung stand neben ihm. Es war Hans von

Starschädel, der gegen Leder's Vermuthung beim Heere war und jetzt mit Rosen's Truppen ankam. Er erkannte den Pater Norbert sogleich. Die Scenen von Podiebrad waren ganz lebendig in seinem Gedächtnisse. Während dieser kurzen Pause gegenseitiger Erkennung fiel etwas zwischen ihnen zur Erde. Es war der kleine Pfropf des Fläschchens, welcher aus der Brusttasche Norberts herabgekollert war — Hans betrachtete ihn und sah dann zum Schenktische. Sein Auge haftete an dem Kaiserbecher, aus welchem nur der Herzog zu trinken pflegte, und er machte dann, völlig stumm verbleibend, eine Handbewegung nach dem Speiseraume, welche besagte: Ihr wart auf dem Wege dorthin, laßt Euch nicht stören! Norbert ging voraus. Er ging fest, obwol er sich eingestand: jetzt ist Dein Leben so viel werth, wie eine taube Nuß. Herzog Bernhard hatte eben nach ihm gefragt und rief dem Eintretenden zu, sich an seiner Seite niederzulassen. Norbert that das in guter Haltung, sich nach Mitzlau umsehend, welcher noch stand. Er winkte ihn neben sich, und dieser hatte die Dreistigkeit, sich so in der Nähe des Herzogs niederzusetzen. Der Herzog bewillkommnete eben Hans, der nicht erwartet war in Pontarlier, und wies diesem den Platz an zu seiner Rechten. Er theilte ihm halblaut mit, daß er einen Abstecher machen wollte in die Schweiz hinüber, und daß ihn Hans begleiten sollte. „Die Eroberung hier ist so gut im Gange, daß wir eine Zeitlang entbehrlich sind," sagte er heiteren Blicks und wendete sich zur Suppe, die jetzt aufgetragen wurde. Herzog Bernhard pflegte rasch zu speisen, sogar etwas hastig. Die Suppe war also rasch verzehrt, und jetzt setzte Hoffmann den gefüllten Kaiserbecher mit dem tödtlichen Inhalte vor ihn hin unter den geflüsterten Worten: Die neue Sorte von St. Claude! Bernhard griff nach dem Becher und hob ihn mit der rechten Hand. Da legte Hans seine Linke auf den Arm des Herzogs und sagte leise: Trinkt nicht, Herzog!

„Warum nicht?"

Hans sprach leise in ihn hinein. Den Becher fortwährend in der Hand hörte Bernhard zu, wie es schien, ungläubig. Sein

Auge richtete sich auf Norbert, dessen Antlitz bleich war, der aber langsam seine Suppe aß, und nur mitunter, kaum bemerkbar, einen halben Blick nach der Hand des Herzogs sendete.

Endlich setzte Bernhard den Becher wieder hin und sagte halblaut zu Hans: Unterrichte Rosen! Hans stand auf, ging zu Rosen und sprach ihm ins Ohr. Alles das wurde von den übrigen Tischgenossen nicht beachtet. Erst als Rosen von seinem Sitze aufsprang und ziemlich laut die Worte ausstieß: „Das sieht dem „werthen Freunde" ähnlich," wurden einige aufmerksam. Rosen ging hinaus. Es wurde Fleisch aufgetragen. Man speiste ruhig weiter. Auch Bernhard aß. Hoffmann kam zu ihm mit der Frage, ob der neue Wein dem Herrn nicht munde? und erhielt keine Antwort. Mittlerweile trat Rosen wieder ein und sagte einigen speisenden Officieren ein paar Worte ins Ohr. Diese legten augenblicklich Messer und Gabel hin — es entstand unheimliche Stille an der Tafel. Bernhard, welcher seine Fleischportion verzehrt hatte, unterbrach jetzt die Stille und sagte zu dem neben ihm sitzenden Norbert: „Ich weiß Euren Namen noch nicht, Herr!" — Norbert heiß' ich — antwortete dieser mit fester Stimme. „Von Zierotin," setzte Hans hinzu. — Ich höre, Ihr seid ein Jesuit! — fuhr Bernhard fort, und nun gerieth die ganze Tafel in Bewegung. „Nein!" erwiderte Norbert. — Ihr bestätigt mir wol dieses Nein dadurch, daß Ihr mir aus meinem Becher herzhaft zutrinkt. Hier ist der Becher!

Norbert bezwang sich so, daß er lächeln konnte. Uebrigens schwieg er.

„Ihr wollt nicht trinken?"

Norbert schüttelte unter demselben erzwungenen Lächeln den Kopf.

„Dann thut mir vielleicht Euer „werther Freund" Mitzlau, welcher ungeladen hier sitzt, die Ehre an, den Becher auf mein Wohlsein zu leeren?!"

Mitzlau ahnte in Todesschrecken, daß Norbert nicht ohne den triftigsten Grund den Becher abgelehnt haben könnte, daß

ein Attentat auf das Leben des Herzogs vorliege, daß auch er verloren wäre durch die „werthe Freundschaft“ Norberts. Er ermannte sich zum Trotze und sprach heftig: „Ich habe den Mann neben mir seit zwanzig Jahren nicht gesehen und habe nichts mit ihm zu schaffen“.

— Ihr lehnt es also ab — sagte Bernhard — meinen Becher auf mein Wohlbefinden zu leeren? — „Weil er es ablehnt!“ schrie Mitzlau. — Wie erfahren wir also —? begann Bernhard und sah sich im Kreise um. „Ganz leicht, Herr Herzog;“ rief Rosen, „meine Leute haben einen Mönch eingebracht, welchen der Strick erwartet. Er hat sechs Mann in einem Hause eingeschlossen und Feuer an das Haus gelegt. Sie wären verbrannt, wenn nicht neue Leute gekommen wären. Er ist kerngesund und wird den vollen Becher als letzte Labung vor dem Galgen willkommen heißen. Sein Befinden nach dem Trank wird deutliche Auskunft geben.“ — Da!

Bernhard reichte Rosen den Becher und Rosen ging fort.

— Weiter auftragen! sagte Bernhard zu Hoffmann, der jetzt an allen Gliedern schlotternd hinter ihm stand und sich bittere Vorwürfe machte, daß er den braven Nunnez abgewiesen mit dem unschuldigen Weine.

Es wurde weiter aufgetragen, und nach einigem Zögern wurde auch gegessen. Norbert wenigstens aß, und als die entsetzliche Stille allmälig in Murmeln übergegangen war — denn Jeder drückte seinem Nachbar seine Gedanken aus, und Einer theilte auch dem Andern mit, was Rosen vorhin nur Einzelnen still gesagt hatte — flüsterte Norbert Mitzlau zu: Wenn es zum Aeußersten kommt, erstechen wir den Herzog; macht Euer Schwert locker! — So verging eine Viertelstunde. Da trat Rosen wieder ein mit dem leeren Becher.

— Nun? — fragte der Herzog. — „Der Mönch entgeht wirklich dem Galgen;“ sagte dieser, „er liegt in Convulsionen, schreit vor Schmerz, und wird den Tag nicht überleben, wie die Feldärzte einstimmig sagen.“

Ein wüthender Schrei der Officiere folgte dieser Rede. Alle waren von ihren Sesseln aufgesprungen. Nur Herzog Bernhard, Norbert und Mitzlau waren sitzen geblieben. Bernhard winkte mit der Hand. Es wurde still. Und zu Rosen sich wendend sagte er langsam: — Sechs Musketenschüsse! Drei für jeden dieser Herren! — Er deutete auf Norbert und Mitzlau. Da sprangen auch diese Beiden auf, rissen ihre Schwerter aus der Scheide — oder wollten sie aus der Scheide reißen. Rosen's frühzeitige Anordnungen verhinderten sie. Er hatte angeordnet, die beiden „Kerle" festzuhalten, sobald sie sich vom Sessel rührten, und zu visitiren. Sie waren im Nu umringt und grimmig festgehalten. Und aus Norberts Brusttasche kam das leere Fläschchen zum Vorscheine. Hans gab es Hoffmann und trug ihm auf, den Stöpsel dazu neben dem Schenktische zu suchen. — Binnen einer Minute war das geschehen — der kleine Stöpsel paßte genau. Der ruhig dasitzende Bernhard winkte Rosen: Norbert und Mitzlau wurden abgeführt. Mitzlau brüllte mehr als er schrie: Das ist ja niederträchtig! Ich habe mit einem Giftmischer keine Gemeinschaft.

„Mitgefangen, mitgehangen!" entgegnete Rosen. — Doch ja! — rief Herzog Bernhard plötzlich, indem er sich umwendete — der Jesuit hat ein frommes Werk zu thun gemeint. Er wird die Tröstungen seiner Kirche wünschen. Das will ich nicht stören. Es soll ihm ein Pater gerufen werden! — „Fürstliche Gnaden," sagte ein Officier, „in ganz Pontarlier ist kein katholischer Geistlicher mehr zu finden. Was nicht erschlagen ist, hat sich geflüchtet oder versteckt."

Diese Rede war ein unangenehmer Eindruck für Bernhard, absonderlich für Hans. Die abscheulichste Seite des Religionskrieges kam da noch einmal ans Tageslicht.

— Dann kann ich nicht helfen; — sagte Bernhard tonlos — aber Mitzlau wenigstens gebt einen Feldpastor! — „Zum Teufel mit Eurem Pastor," brüllte dieser, „ich bin mein Lebtag nicht zum Ketzerthum übergetreten!" — Ihr seht, Herzog — sagte Rosen — wie sehr er sein Schicksal verdient, dieser heuchlerische Verräther!

Und fort ging's mit Beiden. Der Vorsaal war voll Truppen, die Rosen bei seinem ersten Weggehen herauf beschieden hatte und denen jetzt die armen Sünder überantwortet wurden. Man band ihnen die Arme auf den Rücken, und auf Rosen's Befehl wurden sie zur Kirche geführt, welche dem Mandelbaume gegenüber am Platze stand. Unten im Hausflur stand Nunnez in einem Winkel. Er war gerade in diesen Winkel gekrochen, weil er sah, daß Norbert auf dieser Seite die Stiege herab kam. So mußte der Verurtheilte — für Nunnez ein heiliger Märtyrer — dicht an ihm vorüber. Norbert sah ihn, und sein Blick sprach zu ihm: Räche mich! Eine dunkle Flamme in Nunnez' Auge antwortete: Das ist geschworen. — Als sie zum Haus hinaus waren, kroch Nunnez die Treppe hinauf in das Zimmer, welches er heute Morgen Norbert angewiesen. Hier konnte er vom Fenster auf die Kirchenmauer sehen, welche entweiht werden sollte. Er warf sich auf die Kniee und betete. Norbert war todtenbleich, ging aber ohne Wanken über den Platz hinweg und lehnte sich ruhig an die Kirchenmauer. Er sprach kein Wort. Mitzlau's Antlitz war karminroth und nahm sich übel aus neben dem fuchsrothen Barte. Er schrie, schimpfte und fluchte ohne Unterlaß und wollte sich nicht hinstellen. Der Corporal, welcher die sechs Musketiere befehligte, suchte ihm begreiflich zu machen, daß er dadurch nur selbst den Tod sich erschwerte. Denn wenn er nicht ruhig stünde, würde er schlecht getroffen und hätte dann viel zu leiden. Ein tapferer Officier wie er, wüßte ja doch, was sich schicke. Das half. Noch ein Fluchwort gegen Norbert, welcher ihn ins Verderben gerissen, und er stand ruhig. Ganz nahe, nur fünf Schritte entfernt, hatten sich die sechs Musketiere schon aufgestellt und hatten die Musketen schon an den Backen genommen. Schnell commandirte der Corporal „Feuer!“ und Jeder hatte drei Kugeln in der Brust. Nunnez oben am Fenster sah, daß sie vornüber aufs Antlitz fielen, und er stieß einen fanatischen Schrei aus. Niemand hörte ihn da oben. Es wäre den Weimaranern unten heilsam gewesen, wenn sie ihn gehört hätten.

14.

Der Brief Marguéritens an Bernhard, welchen Norbert gebracht, war kurz gewesen und hatte gelautet:

Mein liebster Freund! Ich habe nur Zeit für zwei Worte. Diese wollen sagen: wie lange, wie lange haben wir unsern besten, unsern einzigen Freund nicht gesehen! Just ein Jahr lang nicht! Ein so langes Jahr! Die Mutter verschmerzt den Tod meines guten Vaters nicht, gar nicht. Ich auch nicht. Ach er war so lieb! Aber ich meine doch, er sei mir nicht ganz verloren. Er steht so lebendig vor mir, oder vielmehr er sitzt zwischen mir und Euch, und spricht so freundlich, und nimmt Eure Hand und nimmt die meinige. Ach, lieber Bernhard, Ihr solltet doch nicht so weit von uns sein und bleiben! Täglich reite ich auf Eurem höchst vortrefflichen Schimmel gegen Westen hin, wo Ihr hinter dem Juragebirge fechten sollt, und strenge die Augen an, ob Ihr denn nicht einmal des Weges daher kommen werdet. O thut's bald; wir sind so einsam. Eure Marguérite.

Bernhard hatte die Antwort gesendet:

Morgen reite ich durch den Jura, und es kommt zu seiner liebsten Freundin Euer Bernhard.

So ritt er denn am nächsten Morgen aufwärts am Doubs, neben sich Hans, hinter sich ein paar Reitknechte. Der Morgen war frisch, die Luft hell. Sein Gemüth war zwischen zwei Empfindungen schwankend. Die eine schwellte ihm hoffnungsvoll die Brust, und zum ersten Male gab er ihr laute Worte, wenn auch kurze Worte. Er liebte Hans und wußte, daß dieser die Liebe zu einen Weibe ehrlich verstehe. Auch in halben Worten verstehe. Er brauchte ihn dabei nicht anzusehen; er sprach über den Kopf seines Pferdes hinaus in die frische Luft. Du verstehst mich? warf er nur einmal dazwischen.

„Vollkommen, Herzog, und ich freue mich herzlich, die junge Dame kennen zu lernen. Sie soll so schön als tüchtig sein.“ — Beides, Hans! Und ihr Besitz wird mich sehr beglücken. Aber es thut auch noth. Die gestrigen Erfahrungen lasten doch schwer auf mir. Den Mord fortwährend an der Ferse zu wissen, ist, auch für einen Kriegsmann, niederschlagend. Die ganze Menschheit wird einem verdächtig — — wer jagt da hinter uns?

Es waren zwei Reiter. Graf Guébriant war der eine, Erlach der zweite. Beide kamen von Paris mit Botschaften und Erklärungen der französischen Regierung. Guébriant bat um eine Unterredung unter vier Augen. Wär's ein anderer Franzos gewesen, so hätte Bernhard gesagt: Reitet neben mir und sprecht. Guébriant achtete er als Soldaten, ihn und den jungen Vicomte von Turenne. Er stieg also ab und ging mit ihm in ein Häuschen am Flusse. Das zerstörte Fort Joux schaute von oben herab auf den schäumenden Doubs und das steinerne Häuschen. Erlach und Hans warteten außen. Hans fragte, wie der Cardinal die Anzeige des Herzogs aufgenommen habe. Sehr ungünstig! antwortete Erlach und führte alsdann des Breiteren aus, wie natürlich dies wäre und wie Richelieu sich für geprellt erachten müßte. Um ein Stück Bergland könnte Frankreich nicht Jahre lang kostspielige Anstrengungen gemacht haben. Chevalier de Lisle, der Bote des Cardinals — schloß er — wartet drin in Pontarlier auf die Antwort, welche der Herzog dem Grafen Guébriant giebt, wie auf ein Ultimatum. Es steht zu fürchten, daß Frankreich den Spieß umkehrt, wenn sie ungenügend ausfällt. Verwendet Euren Einfluß, Herr von Starschädel, daß der Herzog nachgiebiger auftritt. Wenn Frankreich den Elsaß als unser Widersacher mit Truppen überzieht, so stehen wir zwischen zwei Feuern.

„Das zweite Feuer seh' ich nicht,“ erwiderte Hans, „denn es steht kein kaiserliches Heer im Felde, und mit den Franzosen wollen wir binnen einer Woche fertig werden. Macht Ihr Euch lieber frei von Eurer unseligen Ergebenheit für die Franzosen!“

Erlach sah ihn betroffen, aber sehr unfreundlich an. Sein herber Blick schien zu fragen: Weißt Du Näheres von mir? Erlach war nämlich bei seinem diesmaligen Aufenthalte in Paris der Verführung Desnoyers' völlig erlegen. Er hatte eine große Summe Geldes genommen, er hatte eine hohe Leibrente angenommen, er hatte sich vollständig bestechen lassen. Wozu? Den Franzosen bei erster Gelegenheit Breisach auszuliefern und die festen Plätze im Elsaß, in Vorderösterreich, selbst die würtembergische Feste Hohentwiel. Düstern Blicks kamen jetzt Bernhard und Guébriant aus dem Häuschen, bestiegen ihre Pferde und trennten sich unter kühlem Gruße. Guébriant ritt nach Pontarlier zurück. — Erlach ritt mit dem Herzoge weiter. Bernhard forderte ihn auf, im Reiten Bericht zu erstatten. Erlach that das in der Weise, wie er kurz vorher mit Hans gesprochen. Nur vorsichtiger und ausführlicher. Die persönliche Verstimmung des Königs und Richelieu's gegen Herzog Bernhard betonte er nachdrücklich.

„Mag sein!“ schloß Bernhard, „ich habe meine Schuldigkeit gethan, indem ich dies Land von den Spaniern erobert, und es der französischen Regierung überantworte. Ihr mögt zurückkehren nach Pontarlier, Oberst Erlach, und die Einrichtungen darnach treffen in diesem Lande, daß die Franzosen Besitz ergreifen können, sobald meine Truppen abziehen. Jenseits des Doubs, wo die deutsche Sprache anfängt, soll den Franzosen kein Dorf zufallen. — Dort macht die Runde durch alle festen Plätze. Sie sollen in straffer Armirung, und vor jedem Ueberfalle der Franzosen sicher gestellt sein. In acht Tagen denke ich bei Basel aus der Schweiz heraus zu kommen, und meinerseits eine große Rundreise zu unternehmen durch mein jetziges Reich, um die Landesverwaltung in meinem Sinne zu ordnen. In Breisach treffen wir zusammen. Dort erwart' ich Eure Meldung, daß alle festen Plätze unter zuverlässiges Commando gegeben sind.

Nach dieser Rede ritt auch Erlach gen Pontarlier zurück. Er war entschlossen — denn er war bezahlt dafür — das Gegentheil von dem zu thun, was ihm der deutsche Herzog aufgetragen.

Hans deutete darauf hin gegen Bernhard. Mißmuthig erwiderte dieser: „Erschüttere nicht auch Du noch mein Vertrauen. Erleb' ich nicht Verrath genug? Hab' ich nicht erst diesen Mitzlau strenger gestraft, als es redlich nothwendig sein mochte?! Wohin gerathen wir? Freilich hat dieser Schweizer ein übertrieben günstig Vorurtheil für die Franzosen. Aber nur aus Gründen, die ihm wol zustehen, weil er unsere gestiegene Macht im deutschen Reiche nicht kennt. Uebrigens hat er sich doch stets als ein zuverlässiger, meinen Befehlen streng gehorchender Mann erwiesen. Ich thäte ihm Unrecht, wenn ich ihm was Falsches zutraute". Unmuthig spornte er sein Pferd, und sie flogen nach der Tiefe hinab, in welcher sich der Neufchateler See ausbreitet. Die Witterung erwies sich hier wirklich milder, und das Frühjahr schien sich als ein weiches, wahrscheinlich regnerisches anzukündigen. Am folgenden Tage war auch die Stimmung Bernhards gründlich verändert. Alle die Kriegs- und Regierungssorgen und das Unbehagen, stets vom Morde bedroht zu sein, waren verflogen. Höhere Gespräche, welche Hans anschlug, und auf welche Bernhard gegen seine Gewohnheit bereitwillig einging, erhoben sie über die Sorgen des Tages. Hans hatte die Fähigkeit, in einfachen, natürlichen Ausdrücken intimere Betrachtungen anzustellen, und was Bernhard sonst lächelnd als „Philosophie" abzuweisen pflegte, das fand er jetzt ansprechend. Das Schicksal schien ihm eine Sammlung gewähren zu wollen. Sie sprachen von der Bestimmung des Menschen, und Hans führte aus, daß diese doch sehr mannigfaltig sein und auf sehr mannigfaltige Art Glück gewähren könne, wenigstens Befriedigung. Nach irgend einer Seite müßte auch der Glücklichste entsagen. Darum hielte der verständige fromme Mensch dies Leben nur für einen Uebergang, für eine Vorbereitung. Wem nun gar ein liebendes und geliebtes Weib beschieden und ein Kindersegen geschenkt sei, der könne sich eine lieblich umfriedete Welt bilden. Ich habe zwei solche Beispiele vor mir — fuhr er fort — das Familienglück eines Freundes aus dem Waldstein'schen Kreise, Leo Steinwald ist er geheißen, und

mein eigenes. Freund Leo, welchen ich auf meiner letzten Reise besucht, lebt im mecklenburgischen Lande wie auf einer glücklichen Oase mit Frau und Kind. Er schafft Gutes und nützt wo er nützen kann. Das empfinden und achten selbst die Kriegführer in seiner Nähe, und verschonen den Umkreis seiner Wirksamkeit. Und ich selbst habe mich in den letzten trüben Jahren, da Ihr in Frankreich verschwunden waret, mit dem Gedanken vertraut gemacht: unsere Sache des Glaubens und Vaterlandes in Leid und Trübsal verfallen zu sehen. Die Sache des Glaubens ist es ja für mich schon lange; denn Eure lutheranischen Grenzen sind nicht die meinigen. Dennoch — o, es hat freilich schmerzliche Kämpfe gekostet! — hab' ich mit meiner Marie einen Standpunkt gefunden, welcher uns leidlich beruhigt. Wir erziehen unsern Sohn für unsere Ideen, wir vertreten unsere Grundsätze überall im Alltagsleben fest und ruhig, wir wirken still für die Zukunft. Sind unsere Gedanken wahr, so befruchten sie auch, und die Familie ist der kleine Staat, welchen keine Gewaltthat verwüsten und vernichten kann.

„Ja, Hans," sprach Bernhard, „Du bist ein guter Sproß unserer sächsischen Heimat, und Du erweckst mir sehnsüchtige Gedanken an diese Heimat. Seit wie lange hab' ich diese Sehnsucht nicht gekannt! Erfurt wäre ein guter Mittelpunkt, wenn Gott mir ferner Leben und Sieg schenken will. Da wären wir nahe bei einander, und sähen uns oft, und unsere Frauen schlössen Freundschaft."

Hans sah erschrocken auf Bernhards Auge, welches mit ungewöhnlichem Blicke ins Weite schaute. Warum war er denn erschrocken? Die Rede Bernhards, und sein Blick wie sein Wesen erweckten in Hans einen erschreckenden Gedanken. Bernhard kam ihm ganz verwandelt vor, und der erschreckende Gedanke sprang ihm aus einem alten Volksspruche vor die Seele, aus dem Volksspruche: Der muß nahe an seinem Tode sein, denn so war er nie! Hans schob es auf die immer wiederkehrenden Vergiftungsattentate, und wurde auch rasch davon abgelenkt. Denn Bernhard

zeigte hastig mit dem Arme hinauf — sie waren am Fuße eines Hügels — und rief: Sieh doch, sieh doch! Meine Ahnung! Das kann Niemand sein als — das ist der Zelter, das ist sie! Und wie ein Pfeil flog sein Pferd hinauf. Hans blieb zurück; er wollte das Wiedersehen nicht stören. Zwei Frauen und ein Mann kamen von der Höhe des Hügels herab. Es war Marguérite, Marthe und Mathieu. Wie schwang sie ihr Taschentuch als begrüßende Flagge, da sie Bernhard heranstürmen sah, mit welchem Freudenrufe reichte sie ihm beide Hände entgegen, als er dicht bei ihr sein schnaubendes Roß jählings zum Stehen brachte. Denn sie konnte die Zügel fallen lassen, ihr Zelter war fromm wie ein Lamm bei allem Feuer. Sie ritten allein neben einander den Hügel hinab. Marthe und Mathieu warteten auf Hans und die Reitknechte. Marthe schien der Meinung zu sein, daß Mathieu nicht zu hören brauchte, was die jungen Herrschaften einander zu sagen hätten; sie schnitt ihm wenigstens eine mißbilligende Grimasse, als er sein Pferd ihnen nachwenden wollte. Die jungen Herrschaften Marthes aber kamen gar nicht dazu, sich etwas zu sagen. Sie fragten und fragten, und fragten in Ausrufungen, welche keiner Antwort bedurften. Endlich kam's doch zur Klarheit zwischen ihnen, daß Königsfelden noch einige Meilen entfernt, und daß Marguérite schon einige Stunden unterwegs wäre.

„Gestern Abend kam Euer Bote an," sagte sie in hastiger Rede, „und wir erfuhren, daß Ihr kommen wolltet. War das eine Freude! Ich rief gleich aus: mit dem Frühesten reite ich ihm entgegen! Und als die Mutter sprach: So ins Ungewisse hinaus und ungeleitet, das geht ja nicht, und schickt sich nicht! — da fragte ich meine alte Marthe, ob sie mitreiten wollte, und die gute Marthe lachte — ich weiß nicht recht, warum sie lachte! — und sagte Ja. Außerdem versprach ich der Mutter, nur bis zur Mittagsstunde zu reiten, und wenn ich Euch bis dahin nicht begegnet wäre, dann wieder umzukehren. Ihr seid aber gekommen just um die Mittagsstunde. 's hat himmlisch gepaßt, Alles." — Aber da werdet Ihr ja ganz erschöpft sein, obwol Ihr gar nicht

so aussieht — rief Bernhard — habt Ihr denn Lebensmittel bei Euch? Oder seid Ihr eingekehrt? — „O nein! Wir sind immerfort scharf geritten, bis Marthe anfing zu stöhnen. Ich bin auch gar nicht erschöpft, ein wenig durstig vielleicht.“ — Dort unten stehen Häuser am Wege! Da steigen wir ab, und verlangen Milch, und ruhen eine Weile! — „Ja wol. Das wird auch der Marthe erwünscht sein. Wie mich das freut, so selbstständig in die Welt hineinzusprengen! Einen Augenblick vorhin, eh' wir auf den Hügel hinauf kamen, wurde mir bange. Jetzt, da Ihr neben mir seid, fühl ich mich so sicher, als ob mein lieber Vater neben mir wäre.“ — Fast hätte ich nicht kommen können! — „Warum nicht?“ — Der Tod streckte die Hand nach mir aus. — „Um Gotteswillen!“

Und nun erzählte er ihr das Attentat, welches ihr Briefbote Norbert gegen ihn gerichtet. Sie erschrak so, daß sie blaß wurde. — Und daß sie selbst den bösen Mann geschickt hatte —! Sie zitterte, als Bernhard vor dem ersten Hause still hielt, abstieg, und ihr vom Pferde half. Sie zitterte so, daß er sie vom Pferde herunter heben mußte. Es durchschauerte auch ihn, als er fühlte, in welcher Aufregung der weiche, voll gewordene Mädchenkörper bebte unter seinen Händen. Ein Bursch aus dem Hausflur kam herbei und hielt die Pferde. Eine rüstige Bauersfrau öffnete eine leere Stube für das vornehme Paar, und versprach Milch. Bernhard führte Marguérite in die Stube und zu einem Sessel von grobem Holze, ihr Muth zusprechend. Als Tochter eines tapfern Vaters müsse sie ja wissen, daß ein Kriegsmann stündlich in Gefahr schwebe, und doch gewöhnlich heil aus der Gefahr heraus schreite.

„Ja, so dacht ich wol in meiner Jugend, bis mein armer Vater an jenem Abende plötzlich schwieg, starren Auges, athemlos! Oh, da hab' ich mit Entsetzen erfahren, was Tod heißt! Und wenn ich mir vorstelle, daß auch Ihr —“

Bernhard stand dicht vor ihr, und legte leise beide Hände auf ihre Schultern, und sagte mit verhaltener Stimme: „Liebe Marguérite, bin ich Euch wirklich so werth, daß Ihr —?“

— O wahrhaftig! — unterbrach sie ihn, und sah so treuherzig zu ihm auf mit thränenfeuchtem Auge, daß ihm das Herz in Wonne bebte — wahrhaftig! Die Mutter und Ihr — mein Gott, daran habe ich noch gar nicht gedacht, daß ich die Mutter verlieren könnte, aber —

Die Thür ging auf, Bernhard trat sogleich einen Schritt zurück. Die Bauersfrau brachte die Milch, und fragte, ob sie Feuer machen sollte in dem kalten Zimmer? „O nein!" antwortete Marguérite. Die Bauersfrau ging.

„Wollt Ihr nicht trinken?" fragte Bernhard, und reichte ihr den ganz saubern Topf. — Ich habe keinen Durst mehr. — „Aber Ihr braucht eine Labung. Fort mit den Todesgedanken. Wir leben ja beide frisch und kräftig. Wir haben, will's Gott, ein langes Leben vor uns. Lächelt, liebe Marguérite, lächelt getrost. So! Und nun trinkt herzhaft, trinkt mir zu auf unser Wohlergehen!" — Auf Euer Wohlergehen! — „Nein, auf unseres! — Wollt Ihr das nicht?" — Wie gern!

Sie trank und ihre Augen sprachen zu ihm eine reizende Sprache. Als sie ihm das Gefäß reichte, führte er es da an die Lippen, wo die ihrigen geruht. Sie erröthete unter seinem Blick. Er stellte das Gefäß auf einen Tisch, und holte sich einen Sessel, welchen er dicht neben sie setzte. Er empfand es im Geiste und im Herzen, daß die jahrelange Liebeshoffnung langsam aber glücklich gereift sei in Marguérite, welche wie eine eben aufgeblühte Rose still da saß, still zur Erde schauend. Nur daß draußen das Gefolge ankommen, und den schönsten Augenblick unterbrechen konnte, war eine Störung. Schnell also meinte er sich überzeugen zu müssen, ob die selige Empfindung in ihm vollen Widerhall finde im Geiste und Herzen Marguéritens.

„Marguérite," sagte er halblaut, indem er sich niederließ, „ich möchte gern wissen, wie es in Eurem Herzen aussieht!" — In meinem —? — und dabei ließ sie die Handschuhe, welche sie ausgezogen, aus den Händen fallen. Einer blieb im Schoß des blauen Reitkleides, der andere glitt auf den Fußboden. Sie bückte

sich, ihn aufzuheben, und klagte, daß ihr Blut und Wärme so sehr nach dem Kopf steige — „Das macht Euer Hütchen, welches so fest sitzt, und welches Ihr so scharf unter dem Kinn gebunden habt. Erlaubt!“

Und nun löste er mit nicht recht sicherer Hand — der sonst! so tapfere Kriegsheld — die Bandschleife unter ihrem Kinn, und berührte ungeschickt mehrfach ihre untere warme Wange — und dann hob er das Hütchen von ihrem vollen dunklen Haar, und ermannte sich sogar, das ein wenig wirr gewordene Haar glatt zu streichen, indem er noch leiser sagte: „Ihr habt Eure Antwort unterbrochen, ob in Eurem Herzen —“ — Das weiß ich ja nicht — unterbrach sie ihn. „Seht nur tapfer hinein!“ — Wie kann man das? — „Man stellt sich Fragen.“ — Welche? — „Zuerst, ob man ganz befriedigt ist, oder ob man was vermißt. Seid Ihr immer ganz befriedigt?“

Sie schwieg.

„Oder hofft Ihr noch etwas, was noch nicht da ist?“ — Letzteres wol! — „Und wenn Ihr der Hoffnung einen Namen geben solltet, wie würde der Name lauten?“

Da erhob sie die großen dunklen Augen und sah ihn an. So vertrauensvoll und doch nicht ganz ohne Schalkhaftigkeit, so warm, so lieb, und der kleine Mund mit seinen schwellenden Lippen öffnete sich, der Name schwebte darauf, es fehlte nur noch der Muth des Athems, welcher ihm Ton geben sollte und Bernhard selbst unterdrückte diesen Ton! Als wollte er die leiseste Betonung gewiß vernehmen, hatte er sich näher und näher zu ihrem Munde gebeugt und der erste Kuß entstand wie eine Uebereilung — der Laut „Bernard“ kam erst nachträglich und für den Sprachforscher zweideutig zu Gehör, als ein Klopfen an der Thür den Kuß unterbrach. — Marthe hatte draußen sich erinnert, daß sie die jungen Herrschaften doch wol auch beaufsichtigen sollte, und hatte gemeint, daß sie nun lange genug allein geblieben wären, um sich das Nothwendige zu sagen — thörichte alte Amme! Es ist den Menschen so wenig Zeit vergönnt zum Glücke, und man

spricht deshalb nur von glücklichen Augenblicken Gute Freunde sollen sie nicht noch abkürzen. Am wenigsten einem Manne wie Bernhard, dessen Leben so heftig bedroht war mit Abkürzung.

Und dennoch wurden es drei glückliche Tage in Königsfelden. Die schönsten seines Lebens. Das natürliche Wesen, die frische Jugendliebe Marguéritens entfaltete sich ihm während dieser drei Tage zu nie empfundenem Entzücken. Und Bernhard wußte den Werth der Zeit zu schätzen: er trat vor die Frau Herzogin hin und bat sie, die Hand Marguéritens ihm sogleich zu gewähren. Was Pomp und Hochzeitsprangen! — rief er — die ich allerdings selbst vorbereitet, wir stehen im Kriege, und jede Verzögerung kann unwiederbringlicher Verlust sein. Laßt den nächsten Prediger kommen und bewilligt unsere Trauung! — Das war leider gegen den Charakter der etwas förmlichen Frau. Sie fand solch eine Heirat aus dem Stegreif nicht schicklich. Des Pompes bedürfe es nicht, meinte sie, aber überraschen dürfe die Heirat einer Rohan die Welt nicht. Zudem sei das Trauerjahr für den verstorbenen Vater kaum abgelaufen, und mindestens fünf Vierteljahre schreibe die Sitte ihres Hauses vor zwischen Grab und Brautbett. Sobald der Sommer über Wald und Feld eingekehrt sei, werde sie ihm die Tochter nach Breisach bringen. —

„Ich werde sie holen lassen wie eine Königin!" sagte Bernhard seufzend, denn er wußte nur zu gut, daß diese strenge Frau nicht abzubringen wäre von ihren Grundsätzen.

Die Frau Herzogin beraubte zwei glückliche Menschen, wie Marthe sie beraubt hatte.

In Pontarlier entwickelte sich denn auch die letzte, wahrscheinlich entscheidende Gefahr für Bernhard. Nunnez hatte rathlos dem fortreitenden Herzog Bernhard nachgesehen. Nach der Schweiz hatte es geheißen und nach Pontarlier kehrt er nimmer wieder?

Was blieb dem ingrimmigen Greise für eine Hoffnung übrig, dem König Jehu ans Leben zu greifen! Leibdiener Hoffmann mit seiner unerschöpflichen Weisheit blieb ihm übrig. Er trat zu Nunnez und kündigte ihm an, daß auch er abreise und zwar nach Neuenburg, wo er seinen Herrn erwarten solle. Und nun verlangte der Leibdiener mit der unglücklichen Hand etwas, was Nunnez nicht besser hätte erfinden oder wünschen können, er verlangte einen Vorrath spanischen Weins für den Herzog. Kein Schatten von Mißtrauen war in ihm gegen Nunnez. Ganz im Gegentheile! Reue bewegte ihn, daß er gestern nicht den Wein des ehrlichen Nunnez angenommen hatte für den Kaiserbecher; dann wäre dem Giftmischer wahrscheinlich die Gelegenheit entgangen, unbemerkt an den Schenktisch zu treten. Er meinte also sogar, Nunnez eine Art Entschädigung schuldig zu sein, und forderte ihn jetzt auf, die Lieferung spanischen Weins für den Herzog auch nach Deutschland, auch für den Burgkeller in Breisach zu übernehmen. Nunnez' trüb gewordenes Auge blitzte auf. Sein Geist fand: da öffnet sich ein Weg! Als praktischer Händler machte er Schwierigkeiten; er mußte sich selbst Zeit lassen, den richtigen Fußpfad auf diesem Wege auszufinden. Der Transport dieses feinsten spanischen Weines — sagte er zögernd — hat große Schwierigkeiten. Wenn er gefahren wird, so macht ihn das Schütteln trübe. Wenn ich was liefere, so will ich's gut liefern, um meinen guten Ruf zu erhalten.

„Nun dann," erwiderte Hoffmann, „dann schickt die Fässer nicht auf Wagen!" — Fässer dürfen's überhaupt nicht sein. Den feinen Alicante muß man zeitig abziehen auf Krüge und Flaschen, den feinsten auf ganz kleine Steinflaschen, so daß nicht mehr als ein Kelch voll beisammen ist. — „So schickt ihn abgezogen in Krüge, Flaschen und kleinen Flaschen wie hier zu Lande das Meiste transportirt wird — auf Maulthieren." — Das wär' nöthig. Aber 's hat auch seinen Haken. Man müßte dabei sein, und dafür bin ich zu alt. Die Racker von Maulthiertreibern, die aus Spanien bis hierher kommen und die den Transport verstehen,

die müssen beaufsichtigt werden. Sie saufen unterwegs aus den Krügen und Flaschen und gießen Wasser zu, um die Krüge und Flaschen wieder voll zu machen. Man muß dabei sein, wenn man für gutes Getränk einstehen soll, und ich alter Krüppel wag' mich nicht mehr auf so weite Reise. — „Weite Reise! Ein paar Meilen über den Doubs hinunter, was ist denn das? Der Herr Herzog hat mir gesagt, daß er eine Rundreise durch sein jetziges Reich machen, und diese Rundreise am Doubs, also etwa bei St. Hippolyte abschließen will. Dort wird er seine hiesige Kriegsmacht erwarten und nach Breisach führen zum Feldzuge ins innere Reich. In Hippolyte also trefft Ihr uns. Was ist das für 'ne Reise! Ihr kommt gar nicht aus Euren Bergen heraus." — Wann denn? — „Das lass' ich Euch sagen. Es gehen ja täglich Boten vom Heere zum Herzoge und vom Herzoge zu Euch. Und sobald wir uns dem Doubs zuwenden, schick ich Euch einen Zettel und Ihr brecht auf." — Das kann also noch lange dauern? — „An sechs bis acht Wochen." — Wer da noch lebt!. — „Paperlapap! Ihr seid zäher als ein Junger!" — Seit Kurzem nicht mehr. Na, also meinethalben! Aber nun verlass' ich mich drauf, denn ich mache Auslagen, um das beste Gewächs zu bringen, und so wie's hier im Lande zugeht, ist nichts auf den Straßen sicher vor Raubsoldaten. Ich kann das Risico nicht aufs Ungewisse übernehmen. — „Ungewiß! Alter Narr! Bin des regierenden Herrn Leibdiener. Was ich bestelle, ist sicherer bestellt, als wenn's der Kaiser thäte. Mein Zettel kommt so bestimmt wie die wärmere Jahreszeit kommt, und dann haltet Wort!" — Ja, Herr.

So schieden sie. Und nun begann eine qualvolle Zeit für Runnez. Qualvoll, weil er zweierlei fürchtete. Erstens, daß wirklich sein Leben nicht so lange vorhielte, wenigstens seine Lebenskraft, welche zur Reise und zur letzten Ausführung nöthig wäre. Er war sehr alt, und die Erschießung Norberts hatte ihn arg erschüttert. Ein beständiges und bedenkliches Zittern verließ ihn seit gestern nicht mehr, und der Athem war ihm seit gestern

kurz geworden. Zweitens, daß dieser Leibdiener vergessen könnte, den Zettel zu schicken. Wie gebrechlich er sich fühlte, die Begierde in ihm war doch grenzenlos, die Rachethat an dem ketzerischen Herzoge zu vollenden. Zweimal täglich keuchte er von nun an in die Kirche hinüber, und betete inbrünstig zu seinen Heiligen um Kraft und Gelegenheit zur frommen That. Denn daß es eine solche wäre, das stand zweifellos in seiner Seele. Und jedesmal wenn er aus der Kirche kam, trat er an die Mauer hin, an welcher Norbert erschossen worden. Er küßte sie, und sprach murmelnd einen gräßlichen Fluch aus über den teuflischen Herzog, welcher die Hinrichtung befohlen. So vergingen vier Wochen. Die warmen Lüfte kamen vom Mittelmeer, und versetzten den greisen Körper in erhöhte Aufregung. Die Furcht, daß er erliegen könnte, steigerte sich in ihm, und erschöpfte ihn — er blieb eines Abends liegen an der Kirchenmauer, er mußte nach Hause getragen, er mußte ins Bett gelegt werden. Vier Wochen lag er schon. Wenn nun auch der Zettel kam, er konnte nicht aufstehen. Er versuchte es mehrmals, aber er erhielt sich nicht auf den Füßen, die Kraftlosigkeit warf ihn stets wieder aufs Lager zurück.

Der alte Mann weinte wie ein Kind. Der Plan, welchen er gefaßt, war so leicht und einfach! In eine der kleinen Flaschen, welche kaum so viel enthielten als jener Becher faßte, wollte er das Gift gießen, wollte diese Flasche versiegeln und sie zuerst und allein dem Hoffmann einhändigen kurz vor der Mahlzeit. Das war so schlicht und so sicher! Jedermann konnte es ausführen, und Nunnez in seiner Schwäche kam denn auch endlich auf die Idee, die Ausführung einem Andern zu übertragen. Aber er wußte keinen Zuverlässigen. Sein altes Gesinde war verjagt durch die feindlichen Krieger, und ein Pater, der Jemand hätte beschaffen können, war in Pontarlier nicht vorhanden; es wagte sich keiner zurück, so lange die Weimaraner herrschten; es gab seit Monaten keinen Gottesdienst. Und einem nicht ganz Zuverlässigen wollte er's um keinen Preis anvertrauen. Da konnte ja das letzte, so glücklich vorbereitete Mittel verloren gehen. So kam der Monat

Mai, und die Gefahr für Bernhard schien vorüber zu gehen. Nunnez erholte sich nicht mehr, und der Zettel Hoffmanns blieb aus. Woche auf Woche verging — im Mandelbaume verfiel die Wirthschaft, und man sagte sich laut: der alte Nunnez liegt im Sterben. Da füllte sich Pontarlier mehr und mehr mit Weimar'schen Truppen. Sie sammeln sich zum Abzuge, hieß es, der Herzog nähert sich, und will Musterung halten jenseits des Doubs.

Diese Nachricht drang auch zu Nunnez. Gleichzeitig war in der Nacht ein heftiger Umschlag des Wetters eingetreten. Das ganze Frühjahr war regnerisch gewesen, und die Wege waren nirgends trocken geworden, ein Grund wol für Bernhard, seine Rundreise zu verlängern und den Zug ins innere Reich hinauszuschieben. In der Nacht aber hatte ein heftiger Nordwind die dicke, feuchte Luft weggefegt, es war kühl geworden, und dieser Umschlag war auch den gesunkenen Nerven des alten Nunnez erkräftigend geworden. Als er die Nachrichten von der Annäherung des Herzogs vernahm, gab er von seinem Geiste aus dem matten Körper einen neuen, heftigen Anstoß, er taumelte aus dem Bette, er hielt sich an den Sessel, er versuchte zu stehen — er stand, und nach einigen Stunden konnte er mit einem Stocke langsam gehen. Er humpelte zur Kirche hinüber. Das Gebet stärkte ihn wunderbar. Heimkehrend ließ er den damals schon vorbereiteten Wein verpacken, ließ er die Maulthiere rüsten. Er war entschlossen, auch ohne den Zettel Hoffmann's aufzubrechen, wenn der Körper es irgend zuließe. Auf dem Maulthiere, meinte er, werde ja wenig Kraft in Anspruch genommen, und wenn er nur ankäme, und die kleine Steinflasche übergeben könnte, dann möchte der Tod ihn niederwerfen, das Werk sei ja vollbracht —! Der Nordwind hielt an. Am nächsten Morgen war Nunnez um einen großen Grad frischer, und gegen Mittag — wurde durch einen Reiter Hoffmann's Zettel im Mandelbaume abgegeben. Um die Mittagsstunde ließ sich Nunnez aufs Maulthier heben, und ritt langsam mit dem Transporte von sechs anderen Maulthieren aus Pontarlier, abwärts gen St. Hippolyte.

- — — — — — -

15.

Der Nordwind hielt an. Seine Frische hielt den alten Nunnez aufrecht im Sattel seines Maulthieres, obwol der Marsch sehr beschwerlich war. Weimar'sche Truppen nämlich, welche die burgundische Freigrafschaft verließen, nahmen die Heerstraße ein, und Nunnez mit seinen sechs Maulthieren wurde oft unsanft zur Seite gedrängt in Getreidefelder oder unwegsame Lehden. Es war gegen Abend, als er vor St. Hippolyte ankam. Aber er ward nicht eingelassen. Ein Weimar'scher Officier hielt zu Pferde vor dem Thore, und wies Jedermann zurück. Die Truppen mußten links und rechts die Stadt umgehen. Warum? Die Pest sei in St. Hippolyte ausgebrochen.

„Und der Herzog von Weimar?!" stöhnte Nunnez. — Ist längst fort nach Pfirt!

So war es auch. Bernhard hatte von hier aus ein glänzendes Geleit unter Hansens Führung nach der Schweiz abgesendet, um seine Braut Marguérite von Rohan nach Breisach einholen zu lassen, und hatte die Stadt verlassen, weil wirklich Todesfälle vorgekommen waren, denen man Zeichen der Pest absehen wollte. Nunnez mußte also weiter. Es war ein harter Marsch für ihn des andern Tages durch das Pruntrutsche — eine Schweizerecke, welche hier herüber greift — ins deutsche Land hinein. Der Wind kam ins Schwanken, die Luft wurde wärmer, er selbst wurde schwächer und schwächer. Sein mattes Auge sah trübselig auf das Land hin, welches in Sommerlust üppig grünte und blühte. Denn die reichlichen Frühlingsregen hatten die Fruchtbarkeit erweckt auch auf den dürrsten Hügeln. Und er hatte den Tod im Herzen und in seiner Satteltasche. Als er spät Abends die Thürme von Pfirt sah, da ächzte er: Endlich! Wenn er auch hier nicht mehr wäre, dann erreich' ich ihn nimmer; denn weiter kann ich nicht mehr. Er war nicht mehr da. Das Schicksal stellte sich an, als wolle es ihn erretten. Man erzählte in Pfirt, daß er ernst

und schwermüthig gewesen. Wol wegen grausamer Aufführung seiner Truppen in Mont Benoit. Auch die Hingebung der Pfirter Einwohnerschaft hatte nur seine Melancholie vermehrt. Die Leute hier waren gut deutsch und protestantisch, und hatten sich zu ihm gedrängt, seinen Stiefel zu küssen, hatten sich auf die Erde geworfen, hatten ihn gefeiert wie einen Gott. Das hatte er abgewehrt so viel er gekonnt, und zu seinem Hofprediger sollte er gesagt haben: „Ich befürchte, das Schicksal des Schwedenkönigs theilen zu müssen! Denn sobald das Volk mehr auf diesen als auf Gott sah, mußte er sterben“. Eiligst hatte er Pfirt verlassen, und war nach Hüningen aufgebrochen.

„Nun ist's aus!“ murmelte Nunnez, und fiel aufs Lager in der Herberge.

Am andern Morgen meinte er, nicht mehr aufstehen zu können. Der Gastwirth nöthigte ihn dazu. Der Zudrang von Truppen war immer größer geworden, er konnte die Officiere nicht mehr unterbringen, und machte mit dem alten Spanier keine Umstände. Er sah's ihm an, und hörte es aus seinem gebrochenen Deutsch, daß er oben aus den Pfaffenschluchten stammte, und schon deshalb verdiente, an die Luft gesetzt zu werden. Nunnez hatte bald gar kein anderes Plätzchen mehr als den Sattel auf seinem Maulthiere. Er wurde von dem Soldatengedränge geradezu hinausgeschoben aus der Stadt Pfirt, und wurde in diesem Tumulte außerdem auch noch von seinen übrigen Maulthieren getrennt. Allein sah er sich auf der Heerstraße. Aber es war die Straße nach Hüningen, und sein Maulthier war ein starkes lustiges Thier, es schritt vorwärts ohne ihn zu fragen. Da sein Reiter nirgends anhielt — — er schlummerte wie ein Mann, der sich zum Sterben anschickt — so suchte es sich seine Mahlzeiten in den Getreidefeldern, im langsamen Vorübergehen fleißig die jungen Aehren abzupfend. Bei einbrechender Nacht schritt es durch das Thor von Hüningen. Die Thorwache weckte den hinsterbenden Nunnez zum Leben auf, und der einzige Gedanke, welcher noch in ihm lebte, gab ihm die richtigen Fragen ein:

„Ist der Herzog von Weimar — noch hier?“ — Freilich! — „Wo find ich seinen Leibdiener — Hoffmann?“ — Neben dem Rathhause.

Nun erwachte noch einmal die Lebenskraft des fanatischen Greises, wie der letzte Oeltropfen in einer verglimmenden Lampe aufleuchtet. Er fand das Haus neben dem Rathhause, er berief sich darauf, daß der Leibdiener des Herzogs ihn dringend herbestellt habe, er erreichte dadurch, daß man nach Hoffmann schickte, daß man ihm ein kleines Kämmerchen anwies hinter der großen Wirthsstube, und daß man ihm den Sattel seines Maulthieres nachtrug in dies Kämmerchen. Hier fiel er auf ein Strohlager, das im Winkel ausgebreitet war, und bat seinen Heiligen inbrünstig, ihn nur so lange am Leben und bei Sinnen zu erhalten, bis Hoffmann gekommen wäre, und die kleine Steinflasche aus dem Sattel in Empfang genommen hätte. Es war nicht viel Aussicht dazu vorhanden: sein Athem wurde kürzer und kürzer, seine Besinnung immer unklarer, und Hoffmann kam nicht. Ein Hausknecht, welcher die Bestellung übernommen hatte, war im oberen Stocke, wo der Herzog wohnte, nicht durchgedrungen bis zu Hoffmann. Zahlreiche Officiere und Deputationen hatten ihn zurück geschoben, und weil sie schwer anzubringen war, hatte er die Meldung auf sich beruhen lassen. Am andern Vormittage erst, als der Wirth das Kämmerchen brauchte, erinnerte er sich, daß der Leibdiener ja nicht gekommen wäre. Er rief den Hausknecht, und trat in das Kämmerchen.

Nunnez lag leise röchelnd bewußtlos auf dem Stroh. — „Der alte Mann stirbt mir hier, und macht mir Ungelegenheiten jetzt, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hat!“ Und als der Hausknecht eingestanden, daß er gestern nicht zum Ziel gekommen, ging der Wirth selbst hinauf, suchte und fand Hoffmann und machte ihm die Anzeige.

Hoffmann erkannte nach der Beschreibung sogleich, daß es der alte Gastwirth aus Pontarlier wäre mit dem sehnlich erwarteten Weine, und folgte dem Wirth auf der Stelle. Im

Hinuntergehen machte dieser Hoffmann aufmerksam, daß ein Gewitter am Himmel stehe drüben über dem Rhein, und daß die Gewitter, welche mit der Morgenluft kämen, sehr schwere zu sein pflegten in Hüningen. Der Herr Leibdiener möchte also Ordre geben, daß die im Hofe offen stehenden Wagen der herzoglichen Hoheit unter Dach gebracht würden. Der Donner grollte schon von fern, und die Luft verfinsterte sich, als Hoffmann in das Kämmerchen trat, und recht erschrocken war, daß der kläglich aussehende Nunnez nicht aufwachen wollte.

„Ich hab's ja gesagt," rief der Wirth, „der alte Mann liegt im Sterben."

Da leuchtete ein breiter Blitz durch das große Gastzimmer bis in das dunkle Kämmerchen, nnd ein heftiger Donner folgte ihm nach. — Nunnez krümmte sich und schlug die Augen auf. Sein Leben und Sterben hing offenbar von atmosphärischen Einflüssen ab. Hoffmann sprach in ihn hinein — Nunnez kam zu sich, und in abgebrochenen Worten machte er sich dahin verständlich: daß die Maulthiere mit den Weinkörben in Pfirt von ihm getrennt worden. —

„Sie werden schon nachkommen," sagte Hoffmann ärgerlich, „dann haben wir aber für die heutige Tafel wieder nichts Gutes!"

Nunnez richtete mühsam seinen Blick auf den Sattel. Bei dem Scheine eines neuen Blitzes folgte Hoffmann diesem Blicke, und fragte: — In der Satteltasche?

„Ja — das Beste!"

Hoffmann zog die steinerne kleine Flasche hervor und sagte: — Bravo! Versiegelt?

„Erst eröffnen — wenn getrunken — werden soll — sonst —" — Verfliegt die Blume! ergänzte Hoffmann des Nunnez Rede. — Das soll geschehen! Und Ihr, Herr Wirth, schickt einen Boten, daß die Maulthiere mit den Körben hierher gelangen. Die kleine Flasche wird heut' verbraucht; wir brauchen morgen mehr. Und laßt den Mann pflegen; er hat sich für uns geopfert!

So ging er fort mit der kleinen Steinflasche. Das Gewitter brach aus, und tobte stundenlang. Unter seinem Toben und unter einem Regengusse ging man oben zur herzoglichen Tafel. Plötzlich entstand ein Laufen und Rufen. Diener kamen die Treppe herab, und sprangen in den Hof. Ein Wagen sollte sogleich angespannt, ein Bote sollte an den Rhein hinunter geschickt werden. Der Herzog wollte ans Wasser hinab fahren, und dort zu Schiffe nach Neuenburg gebracht sei.

„Was ist vorgefallen?“ fragte der herbei stürzende Wirth. — Der Herzog ist unwohl geworden! — „Unwohl?“ — Pest oder Vergiftung! — schrie ein Diener, indem er beide Hände neben den Mund hielt, um das Schreien zu dämpfen oder zu steigern. — „Halt Dein Maul, Lästerzunge! Was weißt Du davon?! Eine einfache Uebelkeit, wie sie Jedermann passirt. Woher sollte heute die Vergiftung kommen!“

Dies sprach Hoffmann, dessen entsetzlich glotzende Augen aber zu diesen Worten gar nicht stimmten. Er eilte durch die Gaststube nach dem dunklen Kämmerchen. Der Wirth folgte ihm. Hoffmann rüttelte den regungslos daliegenden Nunnez und rief ihn beim Namen. Der Wirth that desgleichen, da sich gar keine Wirkung zeigte, und beugte sich nieder. — Der Mann ist todt! — sagte er endlich.

„Todt?!“ lallte Hoffmann. — Mausetodt. — Ich hab's wol gedacht.

Hoffmann taumelte zurück in die Gaststube. Sein breiter Mund stand offen, seine großen Ochsenaugen stierten regungslos ins dunkle Kämmerchen — nein! nein!! sagte er erst leise, dann laut, und nochmals sagte er nein! mit erkünstelter Festigkeit.

— Was denn? fragte der Wirth. — Man ruft Euch auf der Stiege, Herr Leibdiener! setzte er hinzu.

Hoffmann ging wie ein Betrunkener zur Stiege und stolperte hinauf. Trotz des Gewitterregens füllte sich der Hof mit Menschen. Sie wollten den Herzog sehen. Auf zwei Officiere gestützt kam er die Treppe herab und schritt in den Regen hinaus.

Man wollte ihn schützen vor dem Regen, er aber machte eine ablehnende Bewegung, die Nässe schien ihm willkommen, er richtete das unbedeckte Haupt in die Höhe und ließ sich ins Antlitz regnen. Seine Augen sahen starr in die nasse Luft und erschienen sehr groß, die Züge waren schmerzlich verzogen, die Kniee wankten —

— Der Herr ist sehr krank! flüsterte der Wirth.

In eine bedeckte Kutsche ward er gehoben, vor welche die Pferde erst gespannt wurden. Langsam fuhr dann die Kutsche nach dem Rheinthore und ans Ufer des Stroms. Das Schiff war bereit. Ein Dach wurde aufgeschlagen gegen den Regen. Unter dies Dach wurde Bernhard gelegt. Zwei Dutzend Ruderer fingen an zu arbeiten, und dahin flog das Schiff in großer Schnelligkeit. Das nasse Frühjahr hatte den Rhein überfüllt; „bis zur Nacht," meinten Zuschauer, „kann der kranke Herr in Neuenburg sein."

— — —

Es war am 8. Juli 1639. Der Morgen war rein und schön und warm. Die Vögel sangen lustig von den großen Bäumen zwischen dem Rhein und dem herzoglichen Wohnhause in Neuenburg. In dem Hause selbst aber sah es traurig aus. Drei Tage lang litt Herzog Bernhard hier auf seinem Schmerzenslager. Doctor Schmidt, der herbeigerufene Arzt, verzweifelte an seiner Kunst, und der Herzog selbst hatte heut' bei Tagesanbruch geäußert: So übel habe ich mich nie befunden — es ist der Tod, der über mich hereinbricht — ich bin vergiftet! — Wer ist von meinen Generalen und Obersten in Neuenburg? Hoffmann hatte unter Schluchzen geantwortet: Erlach, Ehm und Rosen. Sie waren gerufen worden und kamen jetzt. Es war sechs Uhr. Sie mußten sich durch eine dichte Menschenmenge drängen, welche vor dem Hause stand. Bürger, Frauen, Soldaten waren's. Alle waren tief traurig, alte Soldaten sogar weinten. Erlach, Ehm und Rosen schritten durchs Vorzimmer in den gewölbten Saal. Von hier aus sahen sie ihn schon, die Thür zu Bernhards Zimmer stand offen: der Thür gegenüber mitten im Zimmer sein Bett.

In diesem der Kranke sitzend, das Antlitz gegen die offene Thür. Er war bleich und erschöpft. Das Gift der Tollkirsche, obwol abgeschwächt durch das Quantum Wein, hatte grimmige Verwüstung angerichtet. Das Athmen war beschleunigt und mühsam, auf der Stirn und den Händen zeigten sich blaue und röthliche Flecke. Dennoch sprach er vernehmlich, wenn auch in Absätzen zu den drei Kriegern, welche auf beiden Seiten an sein Bett getreten waren:

„Wie's scheint — muß ich sterben, Freunde — eh' ich mein Werk vollendet. — Haltet treulich zusammen — treulich! Meine Absichten — kennt Ihr. Vollführt sie! — Laßt die gute Sache — nicht sinken. — Und hütet Euch — vor dem Laster — vor dem Laster der Zwietracht."

Nun winkte er mit der Hand: sie möchten gehen! Und sagte leise: „Mein Kanzler!" Die Generale gingen. Leber kam und setzte sich auf bloßes Augenwinken des Herzogs an einen Tisch, um den wahrscheinlich letzten Willen seines Herrn niederzuschreiben. Der Herzog schwieg und machte nur eine kleine Bewegung mit den Fingern. Leber rückte den Tisch dicht ans Bett; der Herzog nickte, sprach aber immer noch nicht. Er deutete auf Brust und Hals — Hoffmann brachte einen vorbereiteten Suppenteller und einen Löffel. In dem Teller war verdünnter Rheinwein, Zucker und geriebenes Brot, was man in Sachsen „kalte Schale" nennt und was der Herzog liebte. Hoffmann reichte dem Herzog eine Anzahl Löffel; das stärkte ihn und er sprach zu Leber: Schreibe! Zu Hoffmann aber: lass' uns allein! — Der Hofprediger soll warten!

Hoffmann ging; der Herzog dictirte mit schwacher Stimme:

„Die Länder, welche ich erobert, — sollen — beim Reiche der — deutschen Nation — verbleiben. Meine Brüder — sollen sie übernehmen — unter dem Schutze — der Schweden. Nur, wenn meine Brüder — nicht wollen oder nicht können — darf Frankreich gestattet sein — meinem Heere zu helfen — bei Bewachung der Länder. — Alle aber müssen sie — nach geschlossenem

allgemeinen Frieden — ans deutsche Reich abgetreten werden. Erlach, Graf von Nassau, Ehm und — Rosen sollen — mein Heer führen."

Leder fragte leise: Neben einander? Aber unter wessen Oberbefehl?

Bernhard antwortete nicht darauf, sondern fuhr fort: „Mein Schlachtroß an Guébriant; meine Kleinodien an meine Brüder —"

— Ein Wort, fürstliche Gnaden, wegen des Oberbefehls —

„Unterbrich nicht — meine Kraft und Zeit — verrinnt ohnedies — und verschweige den Inhalt zunächst standhaft — schwöre!"

Leder schwor. Aber was hieß „zunächst"? Er wollte fragen. Doch Bernhards Kopf sank ins Kissen zurück, und kaum verständlich nur sagte er: Der Prediger!

Leder holte den Hofprediger Rücker herein. Dieser ertheilte dem Herzoge unter wenigen, frommen Worten das Abendmahl. Bernhard empfängt es lautlos. Leder wartet mit der Schrift und mit der Feder, und reicht beides dem Herzoge, sobald der Prediger zurück tritt. Der Herzog nimmt die Feder, sie zittert in seiner Hand, und mühsam, undeutlich unterschreibt er auf der nachgebenden Bettdecke seinen Namen. „Es ist hohe Zeit gewesen!" stöhnt er —

— Nichts weiter zu erinnern? fragt Leder und deutet auf das Blatt.

„Oh, ich hätte — noch viel — aber die Zeit — wird mir zu kurz!"

— Ich höre, fürstliche Gnaden!

Leise spricht der Herzog, in langen Absätzen, noch einige Vermächtnisse aus, und Leder schreibt sie an den Rand der Schrift — da geht die Thür auf, und Alles, was zur Umgebung des Herzogs gehört, Hoffmann an der Spitze, drängt sich herein. Jeder will seinen verehrten Herrn noch einmal sehen. Die Meisten bleiben jedoch in einer gewissen Entfernung. Sie

hatten von den blau und rothen Flecken gehört und dachten an die Pest.

„Starschädel?“ fragte leise der Herzog.

Hoffmann machte eine traurige Bewegung, die sagen will: er ist ja von Euch gesendet! Bernhard senkt das Haupt. Nach längerer Weile scheint er die letzte Kraft zusammen zu raffen, er hebt den Kopf, sieht rasch über alle hin und spricht fast wie er in gesunden Tagen gesprochen: „Kinder, lebt wohl! — Und geht jetzt hinaus! Ihr macht mich sonst irre. Ich muß mit Gott sprechen“. Unter heftigem Schluchzen leeren sie das Zimmer. Der Hofprediger tritt ans Bett und betet. Bernhard schließt die Augen; der Athem wird immer kürzer, aber das Herz schlägt noch heftig. Man sieht es an dem bewegten Hemde. Da legt Bernhard die Hand aufs Herz und sagt mit schwacher Stimme: „Ich wundere mich, daß das Herz noch so frisch ist, und sich zum Tode — nicht schicken will. — Vater! — in Deine Hände — befehl' ich — meinen Geist!“

Langsam, mühselig versuchte er noch mit der rechten Hand ein Kreuzchen vor seinem Angesichte zu machen, faltete dann tastend die Hände, ruft „Jesus!“ und — verscheidet. Die Thurmuhr in Neuenburg schlug gerade Sieben.

Wie auf Fittichen des Sturmwindes flog die Nachricht nach allen Ländern, daß der gewaltigste Fahnenträger der Evangelischen des Todes verblichen wäre. Hans von Starschädel war just in Königsfelden angekommen, als die Schreckenskunde eintraf. Die Herzogin faltete die Hände, Marguérite aber brach in eine leidenschaftliche Verzweiflung aus, welche Niemand dem heiteren Mädchen zugetraut hätte. Wie eine gesunde Pflanze war die Liebe zu Bernhard in ihr erwachsen, langsam aber regelmäßig. Jetzt stand sie in festen Wurzeln. Da kam der verheerende Sturmwind. „Es ist ja nicht möglich, ist nicht möglich,“ schrie das entsetzte Mädchen ihrer Mutter zu. — Und doch ist es — sagte diese leise in trauriger Resignation.

„O Mutter, Mutter! was hast Du gethan!" rief Marguérite wie in wahnsinnähnlicher Verstörung, „Du hast uns getrennt, als der Himmel Ja sagte zu unserer Hochzeit, Du hast uns getrennt aus nichtigen formellen Gründen. Alles wäre anders geworden! Ich wäre immer an seiner Seite gewesen, keinen Schluck hätte er trinken können, den ich nicht vorher geprüft — Mutter, Mutter, was hast Du angerichtet!" — O mein Kind! — „Verzeih' Deiner bösen, unglücklichen Tochter, o verzeih', verzeih'!" schrie Marguérite im nächsten Augenblicke mit brechender Stimme und sank laut weinend der Mutter in die Arme.

Hans eilte spornstreichs nach Breisach. Der Tod des Freundes hatte ihn nieder geworfen, die Sorge um das Vaterland hatte ihn aufgerissen. Erlach, welchem er immer mißtrauisch zugesehen, trat vor sein Auge. Der Mann — sagte er sich — wird Alles an Frankreich verrathen und ausliefern, was Bernhard erobert hat. Auf! dies nach Kräften zu hindern! Umsonst. Als Hans nach Breisach kam, war Alles schon geschehen. Erlach hatte gehandelt wie ein von Frankreich angestellter Mann. Dem schwachen Leder hatte er den „letzten Willen" Bernhards abgetrotzt und hatte den Generalen und Obersten versichert: der sterbende Herzog hätte befohlen, Heer und Festungen in den Schutz Frankreichs zu stellen. Bernhards Casse hatte er erbrochen und das Geld verwendet, sich unter den Generalen und Obersten eine übermächtige Partei zu schaffen. Guébriant hatte er gerufen mit allen nur erreichbaren französischen Truppen, damit sie in Breisach, in Freiburg, in Neuenburg einrückten. Couriere auf Couriere hatte er nach Paris gesendet an Desnoyers um Geld, Geld, Geld und Truppen. Beides war in Fülle unterwegs, als Hans auf der Breisacher Burg den jetzigen Generalmajor Erlach zur Rede stellte. Er war der Mann Rede zu stehen. Die Unterredung wurde grimmig, und Erlach erklärte nachdrücklich, daß er den Herrn von Starschädel verhaften lassen würde, wenn dieser Meuterei stiftete. Die vier Directoren, er selbst, Rosen, Ehm und der Graf von Nassau hätten laut letzter Ordre des verstorbenen Herzogs zu commandiren, sonst Niemand.

„Die Weimar'schen Herzöge, die Brüder unseres verstorbenen Herzogs sind die natürlichen und die eingesetzten Herrn!" rief Hans. — Sie sollen kommen und zusehen, wie viel sie gelten! — entgegnete Erlach.

Hans blieb unmächtig. Erlach hatte dafür gesorgt, daß seine drei Mitdirectoren über das Land vertheilt und nicht in Breisach waren, er hatte dafür gesorgt, daß die Obersten und Truppentheile, welche nichts von Frankreich wissen wollten, auseinander gelegt waren in ferne Garnisonen — Hans stand machtlos vor der listig gesammelten Macht des Usurpators. Seine letzte Hoffnung war Herzog Wilhelm, der ältere Bruder Bernhards. Er nahm seine Regimenter, und führte sie ins Badische. Sie sollten keinem Befehle Erlach's gehorchen; sie sollten einen Monat lang harren auf ihn, und erst wenn er dann nicht wieder käme, auseinander gehen. Conrad weihte er ein in seine Gedanken, und ihn ließ er zurück. Alles umsonst. Während dieses Monats bemächtigten sich die Franzosen aller Zügel in den eroberten Ländern Bernhards. Hans mußte verzichten, und mußte bestätigen, was er selbst gesagt: zu seiner Familie mußte er heimkehren nach Gnadenfrei, und seinen Sohn erziehen für die Zukunft. Seine Ahnung war eben so jammervoll bestätigt: daß die Herbeiziehung der Franzosen in den deutschen Krieg den Untergang des deutschen Reiches veranlassen würde. Ein Führer läßt sich nicht erfinden. An einem deutschen Führer fehlte es von nun an der evangelischen Sache gänzlich, und so ging die Leitung des Krieges völlig an die Fremden über.

Und das Schicksal schenkte obenein den Schweden einen genialen Führer. Gustav Torstenson war dies. Ein kränklicher Körper, welcher fast mehr in der Sänfte als zu Pferde Schlachten lieferte, entwickelte er geistig und moralisch alle Eigenschaften eines großen Feldherrn, und belebte das letzte Dritttheil des dreißigjährigen Krieges mit kühnen Märschen und glänzenden Schlachten. Er führte aus, was Bernhard zuletzt vorgehabt, er brach in Böhmen ein, schlug im Süden dieses Königreichs, bei

Jaukau, eine große siegreiche Feldschlacht, und rückte bis an die Donau vor Wien. Bis an den Spitz bei Floridsdorf, den Donauauen gegenüber, hinter welchen die Spitze des Stephans-doms emporragt, führte er seine Schweden. Seine Schweden? Ach nein! Seine Deutschen, die unter schwedischen Fahnen fochten. Der Bart-Conrad unter ihnen, welcher die Gelegenheit ausgespürt hatte, noch einmal siegreich in österreichisches Land zu kommen. Er ist alsdann verschollen. Das Weimar'sche Heer selber hat sich in große Haufen zerspalten, und ist bald mit den Franzosen, bald mit den Schweden, bald mit den Hessen auf kleinen Schlachtfeldern erschienen, immer tapfer und ungestüm, allmälig ganz eine Lanzknechtschaar.

Mitten in diesem wüsten Kriegstreiben gingen Jahre lang Friedensunterhandlungen nebenher, und zu Osnabrück und Münster saßen die Friedensstifter vier Jahre lang und markteten mit einander, während die Kriegsfurie fort und fort tobte. Hatte der Kaiser einen Kriegsvortheil errungen, so erwiesen sich die kaiserlichen Gesandten, Max von Trautmannsdorf an ihrer Spitze, stolzer in ihren Ansprüchen; hatten die Schweden gesiegt, dann wuchsen die Ansprüche des jungen Oxenstierna und der Herren Longueville und d'Avaux. Noch im letzten Jahre, im Sommer 1648, warf eine Waffenthat die kaiserlichen Minister noch einmal in Nachtheil. Nach Torstenson thaten sich unter den Schweden auch zwei Wrangel und ein Königsmark hervor. Letzterer eroberte am 15. Juli 1648 die Kleinseite von Prag, und so endigte der Krieg da wo er angefangen. Unter diesem Eindrucke wurde im Herbst der westphälische Friede geschlossen, noch zuletzt also nachtheilig für den Kaiser und vortheilhaft für — die Evangelischen? O nein, vortheilhaft für die Franzosen und Schweden, denn auch die Schweden ließen die evangelische Freiheit der Deutschen beim Friedensschlusse im Stiche. Es brachte ihnen mehr Geld ein, wenn sie nicht auf ihr bestanden. So wurde denn in der Religionsfreiheit festgestellt, daß es mit ihr so verbleiben sollte, wie es zu Anfang des Kriegs gewesen

war. Zwei Normaljahre wurden bestimmt für den Besitzstand der säcularisirten Güter. 1624 für den Norden, 1618 für den Süden. Was die Evangelischen damals besessen, das konnten sie jetzt behalten. Nur Oesterreich war ausgenommen, da blieb die protestantische Kirche unterdrückt. Für dies Zugeständniß nahm Königin Christine ein gutes Stück Geld. Die Reformirten allein errangen einen Vortheil. Es wurden ihnen gleiche Rechte wie den „Augsburger Confessionsverwandten" bewilligt. Der Religionsfriede von 1555 ward bestätigt, das war die ganze Errungenschaft eines dreißigjährigen Krieges in Sachen des Glaubens. Im Politischen aber zahlte Deutschland, der Kaiser wie die Evangelischen, alle Kriegskosten in erschrecklichster Ausdehnung. Das deutsche Reich verlor neunzehnhundert Quadratmeilen, und vier und eine halbe Million Einwohner.

Frankreich erwarb die Landgrafschaft Elsaß, und seine Herrschaft über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun wurde anerkannt. Der Traum Richelieu's, bis an den Rhein vorzudringen, war verwirklicht. Der Nebenerwerb Lothringens war nur noch eine Frage der Zeit, sowie die Besetzung der freien Reichsstadt Straßburg. Schweden erhielt Vorpommern, Verden, Wismar und fünf Millionen Thaler. Die deutschen Reichsstände aber — und dies war der Keil, welcher das deutsche Reich innerlich zersprengte — erhielten das Recht der Landeshoheit. Sie konnten von nun an Bündnisse mit fremden Mächten schließen. „Nur nicht gegen Kaiser und Reich" wurde zwar hinzugesetzt, aber wir wissen, wie viel das zu bedenten hatte unter diplomatischer Erklärung. Die vielen deutschen Höfe und Cabinete entstanden hiermit und die mit ihnen verbundene auswärtige Diplomatie. Der westphälische Friede vergiftete das deutsche Reich in Herz und Nieren. Er vergiftete den Kaiser, er vergiftete die Nation.

Hans von Starschädel überlebte auch diesen Friedensschluß. Er erklärte ihn seinem Sohne mit den Worten:

„Dies Unglück unseres Vaterlandes ist daraus entstanden, daß der Eine die Seele des Andern nicht geachtet hat. Der Eine

hat zum Andern gesagt: wenn Du Dir unsern Herrgott nicht gerade so vorstellst wie ich, wenn Du ihn nicht gerade so anbeten willst wie ich, dann bist Du ein Verbrecher, und ich schlage Dich nieder. Das mag bei romanischen Völkern ohne Gefahr ablaufen, denn bei ihnen gleichen sich die Unterschiede zwischen den einzelnen Personen leichter aus als bei uns. Wir sind eigensinniger. Aus guten und aus schlechten Sünden. Jeder will bei uns eine eigenthümliche Kraft sein — und das ist tüchtig; Jeder ist aber auch neidisch auf den Vorzug des Andern — und das ist sehr übel. Dem deutschen Volke durfte also und darf man nie mit Tyrannei begegnen in religiösen Dingen. Thut man es, wie man's gethan, dann stehen unsere besten wie unsere schlechtesten Eigenschaften zum Kampfe auf, und der Kampf dauert bis zu gegenseitiger Vernichtung. Dann kommen die Nachbarn und sagen: Eure Vernichtung müssen wir hindern! und berauben uns von allen Seiten. Das ist jetzt unser Schicksal. Diejenigen haben es verschuldet, welche dem deutschen Volke das Verhältniß zu Gott vorschreiben und befehlen wollen. Freiheit brauchen wir für all' unsere höheren Bedürfnisse. Versagt man sie, so werden wir wild und unregierbar. Gewährt man sie, so sind wir fromm und in allem Untergeordneten lenksam. Mannigfaltigkeit muß unter uns gestattet sein, wenn wir ein Ganzes bilden sollen. Einförmigkeit löst uns auf. Seit Bernhards Tode bin ich dreimal auf dem Punkte gewesen, ins Heer des Kaisers überzutreten, um zu helfen, daß die Fremden aus dem Reiche geworfen würden. Ich gestand völlig zu, daß die beiden habsburgischen Kaiser, der zweite wie der dritte Ferdinand, standhaft ihr Alles daran setzten, die Einheit und Unverletzlichkeit des deutschen Reichsbodens zu bewahren. Aber dreimal schreckte mich die Tyrannei im Glauben zurück. Und dieses unselige Friedensdocument zeigt mir schrecklich, daß mein Zurückbleiben wohlbegründet war. Den letzten Pfennig giebt der Kaiser hin, damit wenigstens in seinen Erblanden kein Schatten von Glaubensfreiheit bestehen dürfe! So ist die Zukunft düster wie die Gegenwart. Und das Alles

im Namen des Christenthums, dessen Herzblut Liebe und Duldung war und ist und ewiglich sein soll!“

— Amen! sagte Frau Marie, und umarmte weinend ihren Sohn und ihren Gatten, der seine Thränen mit den ihren mischte über das unabsehbare Unglück des deutschen Vaterlandes.

Die Asche Bernhards kam erst 1655 in die sächsische Heimat. Im St. Stephan zu Breisach war sie bis dahin verblieben. — Die Reichsstände, — schreibt der Chronist — deren Gebiete der Zug berührte, erboten sich, die Leiche mit Gepränge durch ihre Lande begleiten zu lassen. Es wurde abgelehnt.

Auf sächsischem Boden aber, oben auf der Wartburg, wurde sie mit aller Pracht und Würde einer Landestrauer empfangen und gefeiert. Dort stand sie mehrere Monate, und wurde endlich am 12. December in der Stadtkirche zu Weimar beigesetzt. Derselbige Hofprediger Rücker, welcher dem sterbenden Herzoge in Neuenburg das letzte Abendmahl gereicht, sprach mit Begeisterung Bernhards letzte Grabrede über die biblischen Worte: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“.

Auch des edlen Waffenfreundes Heinrichs von Rohan Asche wurde von den Glaubensgenossen würdig geehrt. Der Rath von Genf begehrte sie, und die Herzogin mit ihrer Tochter geleiteten sie bis in die Peterskirche zu Genf. In dieser Hauptkirche Calvin's fand sie ihre Ruhestätte, und Heinrich von Rohan wird in Genf noch heute als ein Held des reformirten Bekenntnisses geehrt.

Witwe und Tochter kehrten nach Frankreich zurück, wo drei Jahre nach Bernhard auch Richelieu gestorben war. Die reiche Erbin Marguérite war das Ziel zahlreicher Bewerbungen. Sie schlug alle aus, auch einen ältesten Sohn des Hauses Savoyen, auch Rupert, einen jüngeren Sohn des Winterkönigs. Erst spät, da sie die Schwierigkeit weiblichen Alleinstehens mehrmals peinlich empfunden hatte, entschloß sie sich zu einer äußerlichen Convenienzehe. Einem Marquis von Chabot war es um ihren großen Namen

zu thun. Er nannte sich nun Herzog von Rohan-Chabot, ohne ein Rohan zu sein.

Die letzte ächte Linie der Rohan's, zugleich die älteste — Rohan-Guémenée — ist aus Frankreich verschwunden. Sie blüht aber jetzt noch in Böhmen, und ihr Haupt, Camille, ist erblicher Reichsrath des Herrenhauses von Oesterreich.



Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's

gesammelte Schriften

in 16 Bänden.

16. Band.

Erinnerungen

1841—1881.

Wien, 1882.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



Heliogravure K. Klič

Laube



Erinnerungen

1841—1881

von

Heinrich Laube.

Mit Laube's Bildniß.

Wien, 1882.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

I.

Von Paris 1840 zurückkehrend, ließen wir uns in Leipzig nieder. Eigentlich war ich noch aus den sächsischen Staaten verbannt, also auch aus Leipzig. Aber die Bannbulle, von Preußen ausgehend und schon deshalb in Sachsen unangenehm, war in ihren Schriftzügen verblichen. Man konnte sie nicht mehr recht lesen und ließ sie deshalb unbeachtet im Winkel liegen.

Ist dies nicht ein Zeichen, daß die politischen Gesetze allmälig der Schwindsucht verfielen? Ja, Jedermann, auch der Conservativste, war zur Einsicht gekommen oder fühlte es wenigstens, daß dies summarische Einsperren und Verbannen eine Impotenz bedeutete und nicht fortgesetzt werden sollte.

Ich schrieb die „Französischen Lustschlösser" zu Ende, welche ich schon in Frankreich angefangen, und besuchte nun als freier Vogel meine Parkfestung Muskau. Fürst Pückler war aus dem Oriente heimgekehrt, und ich sah ihn zum ersten Mal.

Er machte den Eindruck eines schönen Weltmanns mit sehr bequemen Formen und mit überraschenden Naturlauten. Sehr rasch und sehr oft sprang er über das formelle Gespräch hinaus, laut rufend oder laut lachend, und alsdann in Gedankengänge hineinspringend, welche man intim nennt. Da regnete es Fragen und Bekenntnisse über die wichtigsten Dinge: Menschenwerth, Unsterblichkeit, der Herrgott in der Natur oder in der Kirche und dergleichen kam sofort und jählings auf's Tapet.

Heinrich Laube's

gesammelte Schriften

in 16 Bänden.

16. Band.

Erinnerungen

1841—1881.

Wien, 1882.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Erinnerungen

1841—1881

von

Heinrich Laube.

Mit Laube's Bildniß.

Wien, 1882.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

I.

Von Paris 1840 zurückkehrend, ließen wir uns in Leipzig nieder. Eigentlich war ich noch aus den sächsischen Staaten verbannt, also auch aus Leipzig. Aber die Bannbulle, von Preußen ausgehend und schon deshalb in Sachsen unangenehm, war in ihren Schriftzügen verblichen. Man konnte sie nicht mehr recht lesen und ließ sie deshalb unbeachtet im Winkel liegen.

Ist dies nicht ein Zeichen, daß die politischen Gesetze allmälig der Schwindsucht verfielen? Ja, Jedermann, auch der Conservativste, war zur Einsicht gekommen oder fühlte es wenigstens, daß dies summarische Einsperren und Verbannen eine Impotenz bedeutete und nicht fortgesetzt werden sollte.

Ich schrieb die „Französischen Lustschlösser" zu Ende, welche ich schon in Frankreich angefangen, und besuchte nun als freier Vogel meine Parkfestung Muskau. Fürst Pückler war aus dem Oriente heimgekehrt, und ich sah ihn zum ersten Mal.

Er machte den Eindruck eines schönen Weltmanns mit sehr bequemen Formen und mit überraschenden Naturlauten. Sehr rasch und sehr oft sprang er über das formelle Gespräch hinaus, laut rufend oder laut lachend, und alsdann in Gedankengänge hineinspringend, welche man intim nennt. Da regnete es Fragen und Bekenntnisse über die wichtigsten Dinge: Menschenwerth, Unsterblichkeit, der Herrgott in der Natur oder in der Kirche und dergleichen kam sofort und jählings auf's Tapet.

Banal blieb das Gespräch mit ihm niemals, schon darum nicht, weil er äußerst aufrichtig und immer wißbegierig war.

Pückler war hoch gewachsen, war ein schön gebauter Mann mit einem Antlitze, das einen rasch wechselnden Ausdruck zeigte. Starr ruhig, so lange er nicht angeregt wurde, sah es ziemlich streng aus in seinen regelmäßigen Formen und Zügen, streng, wohl auch hart, ja in Wendungen des Auges und in leisen Zuckungen des Mundes nahezu bös. Eine Anregung, ein Gedanke verwandelten es total; das Auge und der Mund belebten sich mit Freude oder Güte, und sprangen ebenso rasch über in sprühende Schärfe. Don Juan und Mephisto wechselten ab, wie man eine Hand umkehrt.

Er hatte wohl etwas fremde Race in sich. Sein Vater war ein ziemlich gleichgiltiger Edelmann der Lausitz gewesen, seine Mutter aber stammte von französischem Geschlechte her. Sie hatte ihm Leib und Seele vererbt, ihr Blut war das seine: zähe Gesundheit, gesunder Egoismus, heiteres Grundwesen und Langlebigkeit. Sie lebte damals noch. Nicht in Muskau, sondern fern von da auf einem Landgute als Witwe eines zweiten Gatten, und ist eine hohe Achtzigerin geworden, gerade so wie er. Mutter und Sohn sahen sich äußerst selten und verkehrten auch brieflich wenig mit einander. Dabei war es kein unfreundliches Verhältniß; nur ein kühles.

Ich war schon seit Jahren in brieflichem Verkehre mit ihm gewesen. 1834, als die Verfolgung gegen mich begann, hatte Varnhagen mich ihm empfohlen, und zwar als Reisebegleiter. Er war damals eben aufgebrochen nach Paris und wollte zunächst nach Amerika. Dorthin, nach Paris, schrieb ich ihm zum ersten Male von Berlin aus, daß mir Varnhagen für zuträglich halte, die preußische Luft für längere Zeit zu vermeiden. Seine Antwort kam nach Berlin, als ich bereits in der Hausvogtei saß, und sie wurde mir erst ein halbes Jahr später eingehändigt. Schicksal! Wenn ich damals statt meines Briefes selbst nach Paris ging, wie Varnhagen rieth, so entging ich der langen Gefängniß-

epoche und fand ein ganz anderes Leben, vielleicht auch eine ganz andere Entwicklung. Wie viel bedeuten Zufälligkeiten im Menschenleben!

Jetzt sprachen wir lachend darüber, wenn er von Reiseschicksalen erzählte und die Rolle bezeichnete, welche mir zugetheilt worden wäre. „Wir holen's nach," setzte er hinzu, „der Sultan hat mir einen großen Strich Landes in Kleinasien geschenkt, und zwar in pittoresker Gegend. Dort lassen wir uns nächstens nieder und richten uns ein orientalisches Leben zurecht. Nur die Orientalen verstehen zu leben. Es ist nicht ihr Verdienst, es ist die Erbschaft einer tausendjährigen Tradition."

Er selbst lebte in Muskau ohne Rücksicht auf deutsche Lebensweise. Nicht um den Sonderling zu spielen — was wohl oft bei ihm vorkam, denn es wohnte comödiantisches Gelüst in ihm — sondern weil es ihm eben paßte. Weil er sehr spät zum Schlafen kam, gab es für ihn einen sehr späten Morgen. Auch wenn er erwachte, blieb er noch lange im Bett und las die Zeitungen. Erst gegen Eilf oder Zwölf stand er auf, zog ein orientalisches Negligée an und frühstückte Kaffee, Eier, Fleisch. Dann brachte ein Diener die lange türkische Pfeife mit der glühenden Kohle auf dem starken Latakiah-Tabak, und Haus- wie Stalldiener traten ein, um den Tagesbefehl zu erhalten, namentlich der Stallmeister und der Koch.

Pückler hatte vierzehn arabische Pferde mitgebracht, die er großentheils am Saume der syrischen Wüste selber gekauft, und die er sehr liebte. „Jedes ist eine Individualität" — pflegte er zu sagen — „ist ein eigener Charakter. Sie sind von edler Race und den Menschen näher als ein Pferd von geringerer Herkunft." Der Araber in seiner Einsamkeit ziehe sie auf wie Kinder, und so werde ihre Entwicklung eben reichlicher.

Die Thiere vermenschlichen sich ja wirklich, wenn sie in stetem und nahem Verkehr mit den Menschen bleiben. Unter diesen arabischen Pferden waren mehrere aus dem eigentlichen „Nedschd", dem aristokratischen Bezirke des arabischen Pferdes,

und er wies gern darauf hin, daß diese schon, ähnlich dem Hunde, dem Menschen nahegebracht wären.

Da ich selbst von Jugend auf mit Pferden zu thun gehabt — Vater und Großvater hielten deren — und sie geritten und gefahren, mit ihnen auf der Weide und in der Schwemme verkehrt hatte, so lag mir der Antheil an diesem schönen Thiere sehr nahe. Ich sehe sie noch alle vor und unter mir in ihren wirklich sehr verschiedenen Eigenthümlichkeiten. Wie viel Mühe haben wir uns gegeben, den prächtigen Rothfuchs Scheitan (Satan) unter dem Sattel reitbar zu machen. Umsonst! Auch für Pückler umsonst, der viel besser ritt als ich. Der stolze Scheitan erduldete keinen Sattel und machte auch den zähen Pückler todesmatt durch immerwährendes Durchgehen. Sobald man ihm den Sattel abnahm und blos die Decke aufschnallte, konnte ihn jedes Kind reiten. Die Decke schien ihm constitutionelle Behandlung zu sein, der Sattel despotische. Ein anderer Fuchs vertrug das rauhe Klima der Lausitz nicht, welches allerdings abstechen mag vom arabischen; er wurde lungenkrank. Täglich besuchten wir den armen Kerl auf seiner Wiese; wie um Hilfe flehend sah er uns an mit dem großen arabischen Auge, und Pückler, sonst nicht im Mindesten sentimental, weinte fast bei seinem Anblicke. Er liebte seine Thiere wie seine Kinder.

Wie nahe dem Araber sein Roß am Herzen läge, bewies er gern durch folgenden Vorgang: Am Eingange der Wüste begegnet er einst einem Scheik, der ein wunderschönes Roß reitet, und bietet ihm einen hohen Preis für dasselbe. Der Scheik schüttelt den Kopf. Pückler verdoppelt den Preis — der Scheik schüttelt den Kopf. Pückler verdoppelt den doppelten Preis, das Angebot ist über alles herkömmliche Maß hinaus — der Scheik schüttelt den Kopf nicht mehr, sein Antlitz geräth in convulsivische Bewegung, es entsteht eine Pause. Man sieht, daß der Scheik einen solchen Preis nicht zurückweisen kann. Plötzlich aber haut er seinem Rosse die Stacheln der Steigbügel in die Weichen und jagt von dannen auf Nimmerwiederkehr. Die Liebe zu seinem

Rosse hat über die höchste Versuchung gesiegt; er reißt wenigstens aus, um der Versuchung nicht zu unterliegen.

Mit dem Koch wird der Speisezettel vereinbart; das Mahl überließ Pückler nie dem Zufall. Außerhalb des Hauses aber, wenn die Umstände Enthaltsamkeit heischten, nahm er lachend mit der dürftigsten Nahrung vorlieb.

Dann ging er an's Schreiben. Er schrieb seine Reisen, er schrieb Briefe. Abschnitte seiner Reisebeschreibung las er uns wohl des Abends vor, wenn die Fürstin da war. Er las sehr gut, weil sehr einfach und natürlich, und weil er ein reines, gutes Deutsch sprach. Er las auch poetische Sachen recht gut vor, „Faust“ zum Beispiel, den er über Alles verehrte. „Bemerken Sie,“ schaltete die Fürstin ein bei einer Pause, „wie überzeugt er den Mephisto liest? Er ist selbst ein Mephisto.“ Er lachte zu der Bemerkung und widersprach nicht. Für den Vortrag neuer Poesien oder anderer geistvoller Bücher war er stets empfänglich; es war ihm nicht leicht etwas zu beschwerlich des schwierigen Inhaltes wegen, seine geistigen Organe waren immer offen, immer bereit. Er hörte auch gut zu, was Vorleser nicht immer können.

Seine Briefe schrieb er alle auf durchschlagendes Papier, so daß er immer Copien behielt. Ich beobachtete dies damals nicht — vor drei Uhr sah ich ihn auch selten — und so wurde es mir eine schreckhafte Ueberraschung, als Anno 1875 plötzlich unser langdauernder Briefwechsel gedruckt erschien. Wozu? Um des Himmels willen wozu? Ich hatte keinen seiner Briefe aufgehoben, das heillose durchschlagende Papier also hatte diese unnütze Erhaltung möglich gemacht.

Gegen Drei gewöhnlich kam er an die Luft, und wir stiegen zu Pferde. Seine tägliche Arbeit begann: es wurde Park gemacht. Wir ritten an die Endpunkte des bereits fertigen, wohl eine Meile umfänglichen Parks, und da ordnete er an, was neu angelegt werden sollte. Der Garteninspector und Arbeiter mit Stäben standen schon bereit, die Anordnungen zu bezeichnen. Die Stäbe nämlich wurden so eingesteckt, wie die Gruppen und Schrub-



Heliogravure K. Klič

Laube

[illegible] v. W. Braumüller in Wien

Druck L. Pisani



Erinnerungen

1841—1881

von

Heinrich Laube.

Mit Laube's Bildniß.

Wien, 1882.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

I.

Von Paris 1840 zurückkehrend, ließen wir uns in Leipzig nieder. Eigentlich war ich noch aus den sächsischen Staaten verbannt, also auch aus Leipzig. Aber die Bannbulle, von Preußen ausgehend und schon deshalb in Sachsen unangenehm, war in ihren Schriftzügen verblichen. Man konnte sie nicht mehr recht lesen und ließ sie deshalb unbeachtet im Winkel liegen.

Ist dies nicht ein Zeichen, daß die politischen Gesetze allmälig der Schwindsucht verfielen? Ja, Jedermann, auch der Conservativste, war zur Einsicht gekommen oder fühlte es wenigstens, daß dies summarische Einsperren und Verbannen eine Impotenz bedeutete und nicht fortgesetzt werden sollte.

Ich schrieb die „Französischen Lustschlösser" zu Ende, welche ich schon in Frankreich angefangen, und besuchte nun als freier Vogel meine Parkfestung Muskau. Fürst Pückler war aus dem Oriente heimgekehrt, und ich sah ihn zum ersten Mal.

Er machte den Eindruck eines schönen Weltmanns mit sehr bequemen Formen und mit überraschenden Naturlauten. Sehr rasch und sehr oft sprang er über das formelle Gespräch hinaus, laut rufend oder laut lachend, und alsdann in Gedankengänge hineinspringend, welche man intim nennt. Da regnete es Fragen und Bekenntnisse über die wichtigsten Dinge: Menschenwerth, Unsterblichkeit, der Herrgott in der Natur oder in der Kirche und dergleichen kam sofort und jählings auf's Tapet.

Banal blieb das Gespräch mit ihm niemals, schon darum nicht, weil er äußerst aufrichtig und immer wißbegierig war.

Pückler war hoch gewachsen, war ein schön gebauter Mann mit einem Antlitze, das einen rasch wechselnden Ausdruck zeigte. Starr ruhig, so lange er nicht angeregt wurde, sah es ziemlich streng aus in seinen regelmäßigen Formen und Zügen, streng, wohl auch hart, ja in Wendungen des Auges und in leisen Zuckungen des Mundes nahezu bös. Eine Anregung, ein Gedanke verwandelten es total; das Auge und der Mund belebten sich mit Freude oder Güte, und sprangen ebenso rasch über in sprühende Schärfe. Don Juan und Mephisto wechselten ab, wie man eine Hand umkehrt.

Er hatte wohl etwas fremde Race in sich. Sein Vater war ein ziemlich gleichgiltiger Edelmann der Lausitz gewesen, seine Mutter aber stammte von französischem Geschlechte her. Sie hatte ihm Leib und Seele vererbt, ihr Blut war das seine: zähe Gesundheit, gesunder Egoismus, heiteres Grundwesen und Langlebigkeit. Sie lebte damals noch. Nicht in Muskau, sondern fern von da auf einem Landgute als Witwe eines zweiten Gatten, und ist eine hohe Achtzigerin geworden, gerade so wie er. Mutter und Sohn sahen sich äußerst selten und verkehrten auch brieflich wenig mit einander. Dabei war es kein unfreundliches Verhältniß; nur ein kühles.

Ich war schon seit Jahren in brieflichem Verkehre mit ihm gewesen. 1834, als die Verfolgung gegen mich begann, hatte Varnhagen mich ihm empfohlen, und zwar als Reisebegleiter. Er war damals eben aufgebrochen nach Paris und wollte zunächst nach Amerika. Dorthin, nach Paris, schrieb ich ihm zum ersten Male von Berlin aus, daß mir Varnhagen für zuträglich halte, die preußische Luft für längere Zeit zu vermeiden. Seine Antwort kam nach Berlin, als ich bereits in der Hausvogtei saß, und sie wurde mir erst ein halbes Jahr später eingehändigt. Schicksal! Wenn ich damals statt meines Briefes selbst nach Paris ging, wie Varnhagen rieth, so entging ich der langen Gefängniß-

epoche und fand ein ganz anderes Leben, vielleicht auch eine ganz andere Entwicklung. Wie viel bedeuten Zufälligkeiten im Menschenleben!

Jetzt sprachen wir lachend darüber, wenn er von Reiseschicksalen erzählte und die Rolle bezeichnete, welche mir zugetheilt worden wäre. „Wir holen's nach," setzte er hinzu, „der Sultan hat mir einen großen Strich Landes in Kleinasien geschenkt, und zwar in pittoresker Gegend. Dort lassen wir uns nächstens nieder und richten uns ein orientalisches Leben zurecht. Nur die Orientalen verstehen zu leben. Es ist nicht ihr Verdienst, es ist die Erbschaft einer tausendjährigen Tradition."

Er selbst lebte in Muskau ohne Rücksicht auf deutsche Lebensweise. Nicht um den Sonderling zu spielen — was wohl oft bei ihm vorkam, denn es wohnte comödiantisches Gelüst in ihm — sondern weil es ihm eben paßte. Weil er sehr spät zum Schlafen kam, gab es für ihn einen sehr späten Morgen. Auch wenn er erwachte, blieb er noch lange im Bett und las die Zeitungen. Erst gegen Eilf oder Zwölf stand er auf, zog ein orientalisches Negligée an und frühstückte Kaffee, Eier, Fleisch. Dann brachte ein Diener die lange türkische Pfeife mit der glühenden Kohle auf dem starken Latakiah-Tabak, und Haus- wie Stalldiener traten ein, um den Tagesbefehl zu erhalten, namentlich der Stallmeister und der Koch.

Pückler hatte vierzehn arabische Pferde mitgebracht, die er großentheils am Saume der syrischen Wüste selber gekauft, und die er sehr liebte. „Jedes ist eine Individualität" — pflegte er zu sagen — „ist ein eigener Charakter. Sie sind von edler Race und den Menschen näher als ein Pferd von geringerer Herkunft." Der Araber in seiner Einsamkeit ziehe sie auf wie Kinder, und so werde ihre Entwicklung eben reichlicher.

Die Thiere vermenschlichen sich ja wirklich, wenn sie in stetem und nahem Verkehr mit den Menschen bleiben. Unter diesen arabischen Pferden waren mehrere aus dem eigentlichen „Nedschd", dem aristokratischen Bezirke des arabischen Pferdes,

und er wies gern darauf hin, daß diese schon, ähnlich dem Hunde, dem Menschen nahegebracht wären.

Da ich selbst von Jugend auf mit Pferden zu thun gehabt — Vater und Großvater hielten deren — und sie geritten und gefahren, mit ihnen auf der Weide und in der Schwemme verkehrt hatte, so lag mir der Antheil an diesem schönen Thiere sehr nahe. Ich sehe sie noch alle vor und unter mir in ihren wirklich sehr verschiedenen Eigenthümlichkeiten. Wie viel Mühe haben wir uns gegeben, den prächtigen Rothfuchs Scheitan (Satan) unter dem Sattel reitbar zu machen. Umsonst! Auch für Pückler umsonst, der viel besser ritt als ich. Der stolze Scheitan erduldete keinen Sattel und machte auch den zähen Pückler todesmatt durch immerwährendes Durchgehen. Sobald man ihm den Sattel abnahm und blos die Decke aufschnallte, konnte ihn jedes Kind reiten. Die Decke schien ihm constitutionelle Behandlung zu sein, der Sattel despotische. Ein anderer Fuchs vertrug das rauhe Klima der Lausitz nicht, welches allerdings abstechen mag vom arabischen; er wurde lungenkrank. Täglich besuchten wir den armen Kerl auf seiner Wiese; wie um Hilfe flehend sah er uns an mit dem großen arabischen Auge, und Pückler, sonst nicht im Mindesten sentimental, weinte fast bei seinem Anblicke. Er liebte seine Thiere wie seine Kinder.

Wie nahe dem Araber sein Roß am Herzen läge, bewies er gern durch folgenden Vorgang: Am Eingange der Wüste begegnet er einst einem Scheik, der ein wunderschönes Roß reitet, und bietet ihm einen hohen Preis für dasselbe. Der Scheik schüttelt den Kopf. Pückler verdoppelt den Preis — der Scheik schüttelt den Kopf. Pückler verdoppelt den doppelten Preis, das Angebot ist über alles herkömmliche Maß hinaus — der Scheik schüttelt den Kopf nicht mehr, sein Antlitz geräth in convulsivische Bewegung, es entsteht eine Pause. Man sieht, daß der Scheik einen solchen Preis nicht zurückweisen kann. Plötzlich aber haut er seinem Rosse die Stacheln der Steigbügel in die Weichen und jagt von dannen auf Nimmerwiederkehr. Die Liebe zu seinem

Rosse hat über die höchste Versuchung gesiegt; er reißt wenigstens aus, um der Versuchung nicht zu unterliegen.

Mit dem Koch wird der Speisezettel vereinbart; das Mahl überließ Pückler nie dem Zufall. Außerhalb des Hauses aber, wenn die Umstände Enthaltsamkeit heischten, nahm er lachend mit der dürftigsten Nahrung vorlieb.

Dann ging er an's Schreiben. Er schrieb seine Reisen, er schrieb Briefe. Abschnitte seiner Reisebeschreibung las er uns wohl des Abends vor, wenn die Fürstin da war. Er las sehr gut, weil sehr einfach und natürlich, und weil er ein reines, gutes Deutsch sprach. Er las auch poetische Sachen recht gut vor, „Faust“ zum Beispiel, den er über Alles verehrte. „Bemerken Sie,“ schaltete die Fürstin ein bei einer Pause, „wie überzeugt er den Mephisto liest? Er ist selbst ein Mephisto.“ Er lachte zu der Bemerkung und widersprach nicht. Für den Vortrag neuer Poesien oder anderer geistvoller Bücher war er stets empfänglich; es war ihm nicht leicht etwas zu beschwerlich des schwierigen Inhaltes wegen, seine geistigen Organe waren immer offen, immer bereit. Er hörte auch gut zu, was Vorleser nicht immer können.

Seine Briefe schrieb er alle auf durchschlagendes Papier, so daß er immer Copien behielt. Ich beobachtete dies damals nicht — vor drei Uhr sah ich ihn auch selten — und so wurde es mir eine schreckhafte Ueberraschung, als Anno 1875 plötzlich unser langdauernder Briefwechsel gedruckt erschien. Wozu? Um des Himmels willen wozu? Ich hatte keinen seiner Briefe aufgehoben, das heillose durchschlagende Papier also hatte diese unnütze Erhaltung möglich gemacht.

Gegen Drei gewöhnlich kam er an die Luft, und wir stiegen zu Pferde. Seine tägliche Arbeit begann: es wurde Park gemacht. Wir ritten an die Endpunkte des bereits fertigen, wohl eine Meile umfänglichen Parks, und da ordnete er an, was neu angelegt werden sollte. Der Garteninspector und Arbeiter mit Stäben standen schon bereit, die Anordnungen zu bezeichnen. Die Stäbe nämlich wurden so eingesteckt, wie die Gruppen und Schrub-

der angelegt werden sollten. Er hatte an seiner Reitgerte ein kleines Fernglas, durch welches er die Gegend weithin beherrschte.

Der fertige Park hatte Gegend gemacht, und dies war sein Ziel bei der Parkschöpfung. Ein rascher Fluß, die Neisse, welcher durch sandiges, glücklicherweise ein wenig hügeliges Land fließt, war der Mittelpunkt dieser Landschaft. Eine Anzahl alter Eichen war eine Grundlage geworden. Es ist wendisches Land, dieser Theil der Lausitz, und die Landleute sprechen jetzt noch alle wendisch. Ihrer Nationalsitte entstammten diese alten Eichen: jedes Brautpaar hat seit Jahrhunderten ein paar junge Eichenschößlinge in den magern Boden gepflanzt, und die waren großentheils gediehen und waren mächtige Bäume geworden. Diese wendische Erbschaft war sein Anhaltspunkt gewesen.

Der Zielpunkt waren die Wälder, welche, etwa eine Stunde entfernt von Muskau, das dürftige Land rings umsäumen. Sie boten einen gesättigten Horizont, und bis zu ihnen sollte der Park ausgedehnt werden.

Schloß und Städtchen Muskau liegt in der Mitte unten an der Neisse. Gegen Norden sind die Erdhügel etwas höher, und von ihnen aus sieht man über die Wälder hinweg die Berge der Oberlausitz, welche jenseits Bautzen zur sächsischen Schweiz aufsteigen. Dies gibt eine ganze Gegend von mannigfaltigem und vollständigem Naturreize, indem das ursprünglich dürftige, kümmerliche Land verdeckt und verwandelt ist, und diesem Ziele galt die künstlerische Arbeit seines Lebens, für welche er wohl dreißig Jahre lang all seine Einkünfte hingegeben hat.

Diese Einkünfte waren nicht eben groß, obwohl die Herrschaft Muskau neun Quadratmeilen umfaßte. Auf diesem weiten Umfange gab es aber eigentlich nur Kiefern- und Fichtenwald, und das Holz hatte geringen Werth.

Hierin lag die Ursache, welche Pückler zum Verkaufe der Herrschaft drängte. Er richtete sich ökonomisch zu Grunde mit seinem Parkmachen. Umsonst wurde alljährlich ein Maximum

angesetzt für Anlagen und Ausgaben; der künstlerische Drang des Schaffens ging alljährlich darüber hinaus.

Ist es denn aber, rufen die Gegner, mit dem künstlerischen Drange vereinbar, daß er sein Werk verlassen und allenfalls preisgeben konnte? O ja. Wenigstens bei ihm. Der Künstler will ja überhaupt nicht sammeln, er will schaffen. Behält der Maler sein Bild, der Bildhauer seine Statue? Pückler sagte: Das Wesentliche ist hier in Muskau erreicht, und ich werde in dankbarer Gegend eine andere Parkschöpfung beginnen, welche weniger kostet und rascher lohnt.

Das Wesentliche? Darin hatte er ganz Recht. Sein Park athmete künstlerischen Segen aus. Wie oft und wie tief hat er mich erquickt! Wie oft auf den Gedanken gebracht, ob nicht solch künstlerisch geschaffene Landschaft wohlthuender einwirkt auf unsere Seele, als die freie Natur, auch wo sie schön ist! Die Kraft des Menschengeistes überkommt uns, welcher Harmonie schafft, die Macht der Kunst, welche veredelt und erhebt; sie wirken auf uns aus der gemachten Landschaft. Was aus dem Menschenwesen stammt, übt am sichersten und am wohlthätigsten Eindruck auf den Menschen.

Pückler war sich dieser seiner Landschaftskunst vollständig bewußt. Wenn wir langsam durch den Park ritten, antwortete er auf meine Fragen nach seiner Theorie ganz bestimmt. Darum und darum — wies er mir nach — wirkt diese Partie wohlthätig auf Sie. Er hatte sich reichlich Gesetze erfunden, er war nicht Dilettant.

Eines Nachmittags unterbrach er ein solches Gespräch plötzlich und sagte: „Geben Sie Acht, Doctor, sonst kommen wir zu Schaden! Man hat Ihnen den Karagus gesattelt, wie ich sehe, und der fängt leicht Händel an mit meinem Araber Schamm. Die Hengste springen sich dann auf den Hals und kümmern sich nicht darum, daß wir Reiter dazwischen sitzen."

Karagus nämlich war ein schwarzer türkischer Hengst — die Araber züchten aus Aberglauben gar nicht schwarze Pferde —

und Pückler behauptete, es herrsche, wie zwischen Türken und Arabern, auch zwischen türkischen und arabischen Pferden ein Nationalhaß.

Ich lachte, und wir vergaßen die Bemerkung. Es handelte sich heute just um eine sehr fragliche Anlage, welche weite Consequenzen nach sich zog, wenn sie ganz durchgeführt sein sollte. „Das wird ein Heidengeld kosten!" sagte der Fürst, als wir auf der Höhe hielten und er seine Reitgerte mit dem Glase vor's Auge nahm. „Sehen Sie nur, wie weit das da rechts hinüberführt!"

Keiner von uns gab Acht auf sein Roß, und unter wildem Geschrei sprang plötzlich mein Karagus auf seinen Schamm, der sich, ebenso schreiend, mit Zahn und Vorderhufen vertheidigte. Wir steckten in grimmiger Umarmung. „Reißen Sie, Doctor, reißen Sie rückwärts!" — Ich riß aus Leibeskräften so wie er, und im nächsten Augenblicke hatten sich beide Pferde rückwärts überschlagen, und Jeder von uns lag unter dem seinigen.

Mein schwarzer Türke raffte sich rasch in die Höhe und stützte dabei einen seiner schwarzen Hinterfüße auf mein Fußblatt. Da er indessen orientalisch beschlagen war, das heißt mit einer geschlossenen eisernen Null ohne Spitzen, und da der Boden weich war, so kam mein Fuß unbeschädigt davon. Auch Pückler, obwohl schon an die Sechzig, kam mit seinem noch ganz elastischen Körper heil in die Höhe und lachte. „Accidents", wie er es nannte, waren ihm eigentlich immer willkommen. Sein Naturell war sehr muthig, sein Sinn abenteuerlich. Als wir beim Weiterreiten an einen steilen Abhang kamen, an welchem nur schmale Holzblöcke einen Treppenpfad hinunter bildeten für den Fußgänger, da hielt er still und sagte: „Dies kürzt uns den Weg ab; wollen wir da hinunter?" — „Auf den Pferden?" — „Natürlich." — „Ja, auf Ihre größere Gefahr, da Sie vorausreiten als Respectsperson. Wenn ich mit meinem Pferde stürze, so nehm' ich Sie mit!" Er nickte und ritt voraus. Die orientalischen Rosse krochen wie die Gemsen, und wir kamen glücklich unten an.

„So lange es irgend angeht“ — sagte er unten — „muß man immer gelegentlich prüfen, ob die Lebenskräfte alle noch in leiblicher Ordnung sind. Sagen sie Ja! so hat man ein angenehmes Zeugniß, daß man frisch weiterleben kann.“

Und doch war er just damals so tief betrübt, wie ich ihn nie wieder gesehen: Machbuba war ihm gestorben. Dies war ein junges nubisches Mädchen, welches er vom obern Nil mitgebracht. Zum Entsetzen der Fürstin bekundete er für dies braune Mädchen eine tief zärtliche Neigung. Das Mädchen selbst war ihm zugethan mit Leib und Seele — ein Liebesverhältniß orientalischer Art, für unsere deutsche Art höchst verwunderlich. Man dachte an eine Sklavin, welche dem Herrn absolut zu eigen ist, und doch, wenn ich ihn herzlich traurig über das Mädchen sprechen hörte, da erhielt das Verhältniß einen ganz andern Charakter. Sie war dann ein reizend begabtes Geschöpf von innigstem Gefühl, von feiner Seele, ihm geweiht und ergeben mit Allem, was sie besaß, bereit zu jedem Opfer für ihn, auch zum Opfer des Lebens. Und das Klima forderte gerade dieses Opfer. „Sie hat es gewußt“ — schluchzte er — „und verbarg mir sorgfältig die Todesgefahr, täuschte mich lächelnd und — war plötzlich ausgelöscht.“

Es ist wohl begreiflich, daß solch schrankenloser Besitz eines menschlichen Wesens, welches ihm herzlich angenehm, eine außerordentliche Genugthuung für ihn war, und daß der Verlust desselben ihm ein untröstlicher Schmerz sein mußte. Dessen machte er auch gar kein Hehl, und darüber machte ihn auch nichts irre. Mit Verachtung wies er jede Rücksicht auf Convenienz zurück, mit vollster Hingebung sprach er zu Jedermann, auch zum Pastor des Ortes, von seiner Machbuba, und er gab sich nicht einmal die Mühe, zu erklären, daß ihm jede gesellschaftliche oder kirchliche Convention unbeschreiblich gleichgiltig wäre. Es verstand sich ihm das von selbst.

Und das war derselbe Mann, welcher sonst die gesellschaftlichen Bräuche, Schranken und Vorrechte seiner bevorzugten Lebensstellung innehielt wie eine fraglose Sache.

Bräuche, Schranken, Vorrechte, ja, darin war er Aristokrat. Aber er war es durchaus nicht im gewöhnlichen Sinne. Das Meiste davon war Angewöhnung, war Bestandtheil der Staatsgesellschaft, die er für nöthig hielt. Die Möglichkeit einer Gleichheit, welche alle Unterschiede zu verwischen habe, war ihm eine Chimäre. „Sehen Sie doch die Thiere an“ — rief er — „und behaupten sie dann noch, daß es nicht bessere und schlechtere Racen gebe! Warum schickt man denn aus dem fernen Ostpreußen Stuten hieher zu meinen arabischen Hengsten? Um mit höherer Race zu züchten.“ — So werde sich immer eine Aristokratie entwickeln und behaupten in jeder Staatsgesellschaft, denn die Begabteren werden die Aristokratie bilden, und durch höhere Begabung werden sie sich Herrscherplätze sichern. Sei bei uns die herkömmliche Aristokratie, sei unser Erbadel abgeschwächt, dann werde er von selbst dem stärker begabten Emporkömmling Platz machen müssen. Das verhindern zu wollen sei albern. Die durch größere Kraft Emporkommenden bewiesen ja durch ihre Kraft eine gute Abstammung, und die Racen wechselten eben auch wie Alles unter der Sonne.

Pückler war also, wird man vielleicht sagen, ein demokratischer Aristokrat, und das wird wohl ziemlich richtig sein. Sein Lehrsatz lautete ungefähr: Man soll von der natürlichen Wahrheit ausgehen und dabei das historisch Gewordene respectiren, soweit es sich vernünftig erhalten hat, jedoch den Wechsel begünstigen bei alle Dem, was sich als überlebt darstellt.

2.

In der Religionsfrage war Pückler völlig frei und über die Maßen wißbegierig. Jede Form der Religion, auch wenn sie ihm unbegreiflich, achtete er wie fremdes Eigenthum, und zwar

wie kostbares Eigenthum. Die Eigenthümlichkeit einer jeden Religion beschäftigte ihn stets, und jedes Debattiren darüber war ihm willkommen. Neue Bildungen, wie damals der St. Simonismus, waren ihm höchst interessant, und er war für das Debattiren derselben ausgerüstet mit den Sprüchen, Lehren, Resultaten der fernsten Buddhisten, der einsamsten Wechabiten, der spitzfindigsten Talmudisten, der ruhigsten Moslems. David Strauß bei sich zu sehen, war ihm ein lebhafter Wunsch, den er auch zu erfüllen trachtete. Solche Gespräche waren ihm nach Tisch ein Labsal, wie überhaupt Gespräche über die Geheimnisse der Natur.

Das steigerte sich, wenn die Fürstin nicht da war, und die Tagesordnung von ihm allein abhing. Unsere Dinerstunde war dann oft auf zehn Uhr Abends hinausgerückt, und um Mitternacht war das Gespräch über die Mysterien der Menschheit am sichersten im Gange. In der Geisterstunde! Das Wort brauchte nur ausgesprochen zu werden, da öffneten sich die Schleusen seiner Fragen und Bemerkungen.

In einer Nacht besonders. Als passionirter Jäger wohnte ich oft draußen im tiefsten Walde, in einem verfallenen Jagdschlößchen, Jagdhaus geheißen, auf Hirsche pirschend und Bücher schreibend. Dort in der Einsamkeit war mir vom alten Jäger ein erstaunlicher Antrag gemacht worden.

Nächsten Tages war ich nach Muskau gefahren, und des Nachts nach dem Diner erzählte ich dem Fürsten diesen Antrag. Das war was für seinen Sinn! — Der alte Jäger hatte zu mir gesagt: er kenne einen Geisterbeschwörer. — „Ah?!“ — Den habe er gestern im Walde angetroffen und mit der Frage aufgezogen: ob die Geister noch kämen, wenn er sie riefe. — „Allerdings!“ habe der Mann gesagt, „wenn der Ort einsam und ganz ungestört wäre.“ — „Im Jagdhause vielleicht?“ — „Ja,“ das sei geeignet. — „Ob er hinkommen und Geister citiren wolle?“ — „Warum nicht! Wenn ich bezahlt werde.“ — „Wie hoch?“ — „Zehn Thaler.“ — Die habe ihm der alte Jäger zugesagt, darauf rechnend, daß ich darauf eingehen und das Geld zahlen

würde. Der nächste Freitag sei bestimmt worden zur Execution. Nachts um Elf werde der Beschwörer eintreffen; denn zwischen Elf und Zwölf sei die Geisterstunde, nicht zwischen Zwölf und Eins, wie man gemeinhin glaube. Die Geister erschienen in Gestalt von Nebeln, welche langsam eine gewisse Gestaltung annehmen. „Morgen ist dieser Freitag — wollen Durchlaucht hinauskommen?“

„Prächtig! Prächtig! Morgen darf ich noch nicht aus dem Zimmer; ich bin unwohl, aber über acht Tage komme ich. Morgen lassen Sie sich die Geister vorführen und bestellen den Zauberer für den nächsten Freitag nochmals.“

So sollte es geschehen; und dabei muß ich ein klägliches Geständniß machen: Als ich Freitag Abends allein dasaß im ruinenhaften Jagdschlößchen, welches eine Meile weit ringsum von hohem, düsterem Schwarzwalde umgeben ist, eine Meile weit von jeder menschlichen Wohnung, und des Geisterbeschwörers gewärtig war — da kam ein Zustand über mich, welcher einfach und ehrlich Furcht genannt werden muß.

Es war stockfinster geworden, und die nahestehende himmelhohe Fichte klopfte, vom Winde geweht, leise und unheimlich an mein Fenster. Ich sah jetzt schon die verheißenen Nebel, in welchen Geister steckten, vor mir aufsteigen, und ein elementarischer Schauer schüttelte mich. Das wurde ärger und ärger, je näher die elfte Stunde rückte.

„Es hat Jeder seinen Hundsfott im Leibe“; auch vor Geistern, und wie vor anderer Gefahr ruft man eben allen moralischen Stolz zu Hilfe, um anständig Stand zu halten. Dieser Stolz ist ja doch immerhin etwas der Rede Werthes, ja, aber ich brauchte ihn auch ganz und gar, um nicht zum alten Jäger in's Nebenhaus hinüber zu laufen und ihm zu sagen: „Schicken Sie den Teufelsbeschwörer mit den zehn Thalern unverrichteter Sache fort!“

Ich that's nicht, sondern fürchtete mich weiter vor einer Welt, an die ich nicht glaubte, für die aber Shakespeare, ein weiser

Mann, immer wieder eintrat mit Hamlet's Worten: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt."

So wurde es dreiviertel auf Elf; Todtenstille umgab mich, nur zuweilen schreckhaft genug unterbrochen von dem Geräusche des Fichtenzweiges, der an's Fenster tippte — da klopfte es an meine Thür. — Also frisch! Hundsfott, schweig! und herzhaft rief ich: „Herein —!"

Es war der alte Jäger, welcher in einem niedrigen Wirthschaftshause wohnte, dreißig Schritte abliegend vom verfallenen Jagdschlößchen. Er sagte nichts, sondern hielt mir eine große tombackene Taschenuhr vor Augen. Sie zeigte elf Uhr. — „Der Kerl kommt nicht," sagte er endlich. — Wir warteten noch eine Zeitlang, ich mit ziemlicher Erleichterung, besonders da mir der alte, wetterharte Jäger erklärte, er möchte nicht dabei sein, denn vor Geistern fürchte er sich.

Auch der! — „Der Kerl kommt nicht," wiederholte er nach langer Pause mit Hohn — und er kam wirklich nicht. Ich hatte mich ganz ohne Noth vor mir selbst blamirt.

In den nächsten Tagen ging der Jäger auf die Suche aus — der Geisterbeschwörer war aus der Gegend verschwunden.

„Wie schade!" rief Pückler, als ich nach Muskau hineinkam und ihm berichtete. Ich berichtete ihm auch von meiner Furcht und fragte ihn, wie er sich zu solcher Action verhalten möchte. — „Gerade so wie Sie!" antwortete er ruhig.

Der elementarische Schauer vor einer Geisterwelt liegt wohl in jedem Menschen, und es wird darin nichts geändert, daß die Dichter so kurzweg umspringen mit ihren Geistererscheinungen und ihre menschlichen Helden dabei so tapfer sein lassen, als wären diese gewohnt, „mit Geistern zur Nacht zu speisen".

Ich kam während der Vierziger-Jahre fast immer zur Frühjahrs- oder Sommerszeit nach Muskau und wohnte zumeist draußen im Jagdhause. Im Frühjahre zur Auerhahnbalz, im Sommer zum Pirschgange auf Hirsch und Reh. Es ist ein

vielen Jägern eingeprägter Irrthum, daß der Auerhahn nur im Gebirgslande sich aufhalte; er ist ebenso im ebenen Lande zu Hause, wenn der Forst groß ist und einsam. Pückler, obwohl sonst ein hervorragender Sportsmann und namentlich ein guter Pistolenschütze, war gar nicht Jäger; dies Interesse war ihm völlig verschlossen. Vielleicht lag das im französischen Blute, welches ihm seine Mutter vererbt hatte. Die Jagdpassion ist im germanischen Blute reichlicher vorhanden. Man muß nur unterscheiden zwischen stiller Jagd und lauter Jagd. Die laute Jagd, die Parforcejagd zum Beispiel, welche bei den französischen Königen und Seigneurs hoch im Schwange war, gehört nicht zu dem intimen Begriffe, welcher uns Jagd bedeutet; sie ist ein Decorationsstück. Ihr Gegenstück ist unser einsamer Pirschgang. In ihm beruhte mein Reiz in den Pückler'schen Wäldern — ein Reiz, den Pückler nie begreifen konnte.

Nur zuweilen kam er hinaus in den urwaldartigen Forst, welcher das Jagdhaus stundenweit umgab; aber er kam nie der Jagd wegen, sondern weil er einen kleinen Park um das verfallene Schlößchen anlegte und weil er vorhatte, dies Schlößchen wieder aufzubauen. Es besaß nur noch ein paar bewohnbare Zimmer, aber in seiner Nähe stand eine hundertjährige Fichte, ein Prachtbaum, den er zuweilen sehen wollte und der ihn immer entzückte. Bis an die Fenster lief eine Wiese, auf welcher früh Morgens oder spät Abends Rehe erschienen. Solch Idyll unterhielt ihn ein paar Stunden lang; er kam aber nie, wenn Jagdgesellschaft da war. Er lud sie niemals ein, auch nicht im Frühjahre zur Auerhahnbalz. Sie meldete sich aber selbst, und dann war er höflich und übertrug mir, die Honneurs des Hauses zu machen.

Solche Jägergesellschaft war gar nicht nach seinem Geschmack; er war überhaupt im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht gerade gesellig. Allenfalls wohl, um zu prahlen, das heißt sich im graziösen Style zu zeigen und vornehmen Geist witzig zu entwickeln, kurz, um die Eitelkeit mit Backwerk abzuspeisen. Im Grunde zog er es vor, in kleinem Kreise behaglich rauchend

Gespräche zu führen, welche sich um ernste oder absonderliche Dinge bewegten.

Sich selbst kennen zu lernen, war ihm äußerst wichtig. Wie oft hat er mich aufgefordert, seine Charakteristik zu schreiben und dabei kein Blatt vor den Mund zu nehmen, will sagen, ihn nicht im Mindesten zu schonen. Ich versprach es regelmäßig und hütete mich stets, das Versprechen zu erfüllen. Grundsätzlich sind wir leicht von unbefangener Größe, was das fremde Urtheil über uns selbst betrifft, thatsächlich hingegen werden wir recht klein, wenn uns die nackte Wahrheit über uns vor Augen kommt.

Ich machte einen Versuch mit ihm: Unter den Büchern, welche ich im Jagdhause schrieb, war ein Roman: „Gräfin Chateaubriant", und in diesem Romane die Schilderung Franz des Ersten, des Königs von Frankreich. Dieser Franz hat, wie er mir erscheint, sehr viel Aehnlichkeit mit Pückler, äußerlich und innerlich. Ich nahm also Pückler zum Modell. Er sagte mir denn auch zu wiederholten Malen, daß er sehr neugierig wäre auf dieses Buch, weil man ihm oft Aehnlichkeit zugeschrieben hätte mit diesem Könige Franz. Dazu schwieg ich, schickte ihm aber später von Leipzig aus den Roman.

Er hat mir nie ein Wort darüber gesagt: das Porträt hatte ihm offenbar gründlich mißfallen.

Schwerlich blos wegen der Herzlosigkeit des Königs, welche man auch ihm nachzusagen pflegte. Nicht ganz mit Recht. Pückler war allerdings nicht sentimental, aber er war keineswegs herzlos, wenn auch oft nur der Ehrenpunkt die Ursache herzlicher Handlung bei ihm war. Sein Verhältniß zur Fürstin, seiner Frau, zum Beispiele ist ein Beweis treuer und aufopfernder Hingebung. Sie war eine Tochter des preußischen Staatskanzlers Hardenberg, welcher nach den Befreiungskriegen wohl fünf Jahre lang der bestimmende Mann in Preußen war. Um diese Zeit heiratete sie Pückler, gewiß zum Theile politischer Vortheile halber, wenn er auch die noch schöne und geistvolle Dame, eine geschiedene Reichsgräfin Pappenheim, liebenswürdig fand. Sie war

zehn Jahre älter als er und hat ihm kein Kind geboren. Bekanntlich machte sie ihm später, da Muskau wenig eintrug, mit seinen Parkkosten aber viel verschlang, den großmüthigen Vorschlag: er möge sich von ihr trennen und in England eine reiche Frau suchen. Dieser Vorschlag entsprang dem edelsten Herzen, denn sie liebte ihn außerordentlich. Daß er ihn nach einigem Zögern doch annahm, zeigt deutlich, wie leidenschaftslos er sich zu ihr verhielt. Er ging nach England, schrieb von dort die „Briefe eines Verstorbenen“ an sie, kehrte ohne neue Frau zu ihr zurück und sagte: „Nun, Lucie, können wir uns wieder heiraten!“ — Das lehnte sie als nahezu lächerlich ab, bemerkte aber, daß sie neben einander fortleben könnten, als ob jene Scheidung nie eingetreten wäre. So geschah's denn auch, und ihre Eifersucht hat ihn hundertmal gequält. Am empfindlichsten bei Gelegenheit der Machbuba. Beide Theile hatten da Recht. Sie sah, daß dies fremde Geschöpf wirklich seine ganze Neigung besaß, er empfand peinlich, daß seine alte Freundin ihm eine wahre Lebensfreude nicht gönnte. Und so fand er sie bei tausend Gelegenheiten egoistisch, verlangsam, ihn hemmend, ihn schwer beeinträchtigend. Dennoch gab er immer nach — aus Güte. Den Verkauf von Muskau, den er so sehnlich und aus so guten Gründen wünschte, hat er mehrmals mit den günstigsten Bedingungen bis zum Abschluß vorbereitet gehabt, und er hat ihn mehrmals ihretwegen aufgegeben — aus Güte für sie. Und als er ihn endlich doch abgeschlossen, da hat er bitterlichst gelitten von ihren Klagen und Vorwürfen, und hat diese Klagen und Vorwürfe geduldig ertragen — aus Güte für sie.

Er zog sich dann auf sein kleines Majoratsgut Branitz bei Cottbus zurück und machte auch da wieder Park.

Ueber seine Schriftstellerei sprach er immer sehr bescheiden, sich darin für einen Dilettanten ausgebend, welcher unverdientes Glück fände.

Er hatte wohl eigentlich Recht mit diesem Ausdrucke „Dilettant“. Er besaß nicht die Gabe eines Schriftstellers, welcher erfindet und seine Erfindungen als Kunstwerk aufbaut; auch

nicht die eines Schriftstellers, welcher ein erwähltes Thema so beherrscht und darstellt, daß es eine maßgebende Form in seiner Darstellung findet. Sein zweites Buch: „Tutti frutti“ zeigte, daß er in maßgebender Schriftstellerei nur „dilettire“. Er konnte in Wahrheit nur beschreiben, und weil er ein interessanter Mensch war, gerieth seine Beschreibung meist — nicht immer! — interessant. Aber die Form auch seiner Beschreibungen war ungleich. Zuweilen klar und anschaulich, zuweilen überhäuft und dadurch undeutlich. Reiz erhielten sie dadurch, daß sie wahrhaftig erschienen, also frei von Uebertreibung, und daß ein frischer, kühner Mensch sichtbar wurde in den Zwischenbemerkungen. Im Grunde war er ein Modeschriftsteller. Er kam in die Mode durch den in Deutschland ungewöhnlichen Freimuth eines vornehmen Mannes, welcher sich lächelnd dem öffentlichen Urtheile aussetzte, welcher ungewöhnlich viel gesehen hatte und welcher in gewissen Dingen, namentlich in Naturauffassung und Landschaftsbildung, einen eigenen, fest und fein gebildeten Geschmack besaß.

Er selbst war nur eine Zeitlang warm bei seiner Schriftstellerei: nach dem Erfolge der „Briefe eines Verstorbenen“, und als er in den Orient reiste. Die Wärme verließ ihn, die Flügel sanken ihm, als er Buch auf Buch schreiben sollte und sich ehrlich eingestehen mußte: Du bist doch kein eigentlicher Schriftsteller! Die Arbeit des Buchschreibens wurde ihm lästig, das Leben interessirte ihn weit mehr als das Beschreiben des Lebens, und wenn der Buchhändler Hallberger in Stuttgart ihm nicht so fabelhaft hohes Honorar geboten hätte, er würde nach seiner Heimkehr aus dem Oriente höchstens noch einen Band geschrieben haben. „Indeß“ — sagte er — „ich bin nicht reich genug, um solche Honorare gering zu schätzen!“

Trotz alledem sind seine Orientbücher werthvoll: ein unbestechliches Auge und unbestechliche Wahrheitsliebe haben unter allen Umständen dauernden Werth.

War denn aber Pückler wirklich unbestechlich? Hatte ihn zum Beispiele die königliche Gastfreiheit Mehemed Ali's nicht bestochen? Hat er deshalb nicht viel zu viel Preis ausgeschüttet

über diesen Vicekönig Egyptens? Nein. Aus all' seinen mündlichen Aeußerungen ist mir klar hervorgegangen, daß er — allerdings mit großer Höflichkeit — aber mit voller Ueberzeugung Mehemed Ali gepriesen hat.

Er hat ja auch Recht behalten. Wenn auch nicht alle weitgehenden Pläne Mehemed Ali's gelungen sind, der Aufschwung Egyptens, welchen er betrieben, ist ja doch gelungen. Egypten ist das einzige mahomedanische Reich, welches lebendig und fortstrebend verblieben ist, und welches sich ausbreitet, wie jetzt in der ruhigen, kaum bemerkten Eroberung Nubiens, während alle anderen mahomedanischen Reiche zusammenschrumpfen und verfallen. Für Politik hat Pückler überhaupt einen großen Blick. Ein Mann, welcher Landschaften schafft, welcher einen großen Besitz regiert, welcher mit den verschiedenartigsten Menschen, die Höchstgestellten eingeschlossen, ein langes Leben hindurch offenen Auges verkehrt und welcher einen guten Verstand hat, ein solcher Mann ist nicht leicht trügerischen Illusionen ausgesetzt, der sieht am Ende doch die Dinge, wie sie sind. Und das ist eine Grundbedingung, wenn man politisirt. So war er ganz frei von Parteistimmen: liberal oder nicht, aristokratisch oder nicht, demokratisch oder nicht, legitimistisch oder nicht, das Alles bestimmte seine Meinung nicht im Mindesten. Lebensfähig oder nicht? das war seine Frage.

Deshalb war das Politisiren mit ihm höchst eigenthümlich und anregend. Zuletzt, wenn die Dinge thatsächlich wurden und die Nothwendigkeit des Mitthuns an ihn herantrat, dann entschloß er sich immer ohneweiters für das Einfache, für das Zunächstliegende, für das Vaterländische, obwohl sonst der Patriotismus bei ihm keine tägliche Rolle spielte. Er war ein Achtziger, der kaum noch zu Pferde steigen konnte, als der französisch-deutsche Krieg 1870 ausbrach, und doch meldete er sich beim Könige Wilhelm von Preußen sofort und bat um Zulassung im Kriegsgefolge. Und doch war er dem französischen Wesen recht zugeneigt und doch war Napoleon III. sein persönlicher Bekannter, den er ganz gerne mochte.

Anno 1867 traf ich Pückler unerwartet in Paris, und seine ersten Worte waren: „Sagen Sie keinem Menschen, daß ich hier bin, damit es der Kaiser nicht erfährt, dem ich diesmal nicht aufwarten will, obwohl er immer äußerst liebenswürdig für mich ist und ich in ihm den Sohn des holländischen Admirals immer mit Antheil spreche." — Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich zum ersten Male, daß die Vaterschaft des Admirals Verhulst zweifellos wäre.

Trotz seiner Fähigkeit in Politik hatte er nie den Ehrgeiz, ein wichtiges politisches Amt zu übernehmen. Dafür hielt er sich nicht geeignet. Der bureaukratische Dienst war ihm zuwider; er war eine Künstlernatur.

In seiner Jugend gehörte Muskau zu Sachsen; er ist als sächsischer Junker aufgewachsen, ist sächsischer Reiterofficier gewesen und ist einmal — zur Unterhaltung — von der Elbbrücke in Dresden mit seinem Rosse hinabgesprengt in die Elbe. Daher kam es wohl, daß er nie ein enragirter Preuße war. Auch war sein Verkehr mit dem Berliner Königshofe nie von sonderlicher Ausgiebigkeit für ihn. Zu Friedrich Wilhelm III. paßte sein ungewöhnliches Wesen gar nicht, und Friedrich Wilhelm IV., ein doctrinärer Geist, war auch nicht für den Libertiner Pückler eingenommen. Dieser des Wortes sehr mächtige König bedachte ihn gern mit Stachelreden, und Pückler erwiderte stachlig — nach Maßgabe eines vornehmen Unterthans.

Man erzählt, daß dieser König noch als Kronprinz einmal in Muskau gewesen sei und bei Betrachtung des alten Schlosses, des jetzigen Amtshauses, welches einen in Stein gemeißelten Adler über der Pforte zeigt, ärgerlich gefragt habe: „Seit wann führen denn die Pückler einen Adler im Wappen?"

Pückler habe darauf geantwortet: „Ungefähr seit die Hohenzollern ihn führen."

Nur dem Prinzen Wilhelm, dem jetzigen Kaiser, war Pückler sehr anhänglich. Dieser hatte ihm stets eine freundliche Aufmerksamkeit erwiesen.

Im Betreff des „Adlers“ könnte man meinen, Pückler habe den aristokratischen Tic besessen und gepflegt. Das war nicht der Fall. Er war über solche Adelsherrlichkeit ziemlich unbefangen, und wenn er gelegentlich erzählte, daß die Pückler uralt wären und schon im Nibelungenlied figurirten, so erzählte er dies lachend. Rüdiger v. Pechlaren nämlich sei ein Ahnherr der Pückler. Aus Pechlaren sei Pöcklarn, dann Pücklarn und endlich Pückler geworden.

Mein Verkehr mit ihm brach ab, als ich Ende 1849 nach Wien übersiedelte. Ich habe ihn dann nur noch ein einziges Mal in seinem neuen Parkorte Branitz, er hat mich nur noch einmal in Wien besucht — ein gerade einherschreitender Siebziger, welcher eine junge, schöne Nichte zur Begleitung hatte und neben ihr mit unerschütterlicher Höflichkeit den galanten Cavalier spielte, wie in jungen Jahren, welcher im Burgtheater mit vollem Antheile dem Schauspiele zusah und welcher Lebenspläne entwickelte wie ein unsterbliches Wesen. Sein Geldbesitz war erheblich geschmälert worden durch die Katastrophen von 1848, und er mußte viel sparsamer leben. Aber das hatte nicht den geringsten Einfluß auf seine Stimmung. Er sagte mit heiterer Salbung: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; strecken wir uns nach der Decke!“ Wie gesagt, er besaß die volle Fähigkeit, auch in ganz dürftigen Verhältnissen glücklich zu leben; er war ein tüchtiger Mensch und ein Lebenskünstler.

Wenn man von seinem nahen Tode sprach, als er schon hoch im Alter vorgerückt war, da pflegte er zu lachen und auszurufen: „Wer weiß!“ Fragte man: „Was heißt wer weiß?“ da erzählte er lustig die Anekdote von Röderer und Talleyrand, die Beide in hohem Alter waren und denen ein ungezogener Mensch im Streite eingewendet, daß sie doch auch einmal sterben müßten. Darauf hat Röderer erwidert: „Wer weiß!“

Im Parke von Branitz hatte er sich eine Pyramide von Erdziegeln aufgebaut, und darin ein Gewölbe. Ringsum war Wasser. In dies Gewölbe wollte er begraben sein. „Es ist ganz

behaglich da d'rin, Doctor!" — sagte er zu mir — „kommen Sie!" Und er führte mich hinein und sprach: „Wenn ich hier aufgebraucht liege und zerstäube, dann werden Sie mich der Welt beschreiben, so freundlich wie möglich, aber auch so wahr wie möglich. Wir nützen der Welt nur durch Wahrheit. Nicht wahr?"

Ohne eigentliche Krankheit, nur durch Altersschwäche genöthigt, hat er zuletzt im Bett verbleiben müssen und ist endlich eingeschlafen, um nicht wieder zu erwachen, wie wir glauben.

Er glaubte darüber nichts vollständig. Alle ersinnlichen Vorstellungen über unseren Zustand nach dem leiblichen Tode besprach er mit Vorliebe, aber zu entscheiden wußte er sich für keine. „Gott ist groß," sagte er, „er wird uns überraschen."

3.

Leipzig wurde in den Vierzigerjahren ein Mittelpunkt schriftstellernder Liberaler, in der Mehrzahl Emigranten aus Oesterreich. Namentlich Kuranda, Moriz Hartmann, Kaufmann, Nordmann, Kolisch, Alfred Meißner. Auch Messenhauser, der später als Commandant von Wien erschossen wurde, war eine kurze Zeit da. Die Polizei war nachsichtig und ließ eine Art Freihafen entstehen.

Diese Emigranten sind ziemlich alle tüchtige Männer geworden, welche in der öffentlichen Welt talentvoll gewirkt und Anerkennung gefunden haben.

Kuranda ist nach der Umwandlung Oesterreichs als langjähriger Redacteur der von ihm gegründeten „Ostdeutschen Post" und als Abgeordneter im österreichischen Reichsrathe unermüdlich und maßvoll thätig geblieben in der Förderung politischen Fortschritts.

[illegible] Christuskopf, wie er bezeich[illegible] [illegible] überschwenglicher, will [illegible] [illegible] poetischer Schöp[illegible] [illegible] mit „Kelch und Schwert[illegible] [illegible] Sturmtagen und -Nächten [illegible] Frankfurter Parlament war [illegible] [illegible] anzuschließen, was [illegible] [illegible] und als diese unterlagen [illegible] Von dort zurückkehrend [illegible] [illegible] der Schweiz, fand Ruhe [illegible] [illegible] Drang zu verlieren, fand [illegible] [illegible] gedankenvollen Compositionen [illegible] [illegible] auch die ersehnte Amnestie. [illegible] Leider überfiel ihn dort bald [illegible] [illegible] langsam zu Tode marterte. [illegible]

[illegible] geworden, weil ihn das Ge[illegible] [illegible] großentheils in anonymen [illegible] werthvoller Mann unter jenen [illegible] billig im Urtheil, einfach, [illegible] Er ist noch während der [illegible] gestorben.

[illegible] der sein Exil in Frank[illegible] [illegible] Journalistik verwerthete, [illegible] die Emancipationsfrage ihres [illegible] guten Mitteln verfochten.

[illegible] später in Wien selbst als nam[illegible] [illegible] und zwar als Journalist, als [illegible] dessen „Römerfahrten“ eine [illegible] Nachtreten.

[illegible] eigentlich Emigrant oder Flücht[illegible] [illegible] damals sein Wanderleben, [illegible] hat. Vielleicht weil seine [illegible] war. Sein Geburtsort Prag,

welcher ihm den „Zizka" geschenkt und wo sein Vater, ein Sohn des „Skizzen-Meißner", als Arzt lebte, blieb lange Jahre sein Heimatspunkt.

Auch Kuranda und Kaufmann stammten aus Prag, welches in den Dreißiger- und Vierzigerjahren ein wichtiger Ausgangspunkt war für die geistige und schriftstellerische Verbindung zwischen Oesterreich und Norddeutschland. Und zwar waren die geistig ungemein regsamen Juden in Prag die Hauptagenten dieser Verbindung. Auch Hartmann stammte aus Böhmen, Kolisch aus Mähren. Nur Nordmann war aus dem eigentlichen Oesterreich.

Messenhauser stand ganz abseits von dieser österreichischen Colonie. Er schriftstellerte wohl auch, aber in ganz anderer Art. Nicht der Geist, sondern das Pathos spielte bei ihm die Hauptrolle. Er war österreichischer Officier gewesen, und die Freiheitsfrage war ihm Glaubensartikel, für den er sich im Nothfalle opfern zu müssen glaubte. Dieser Glaube erfüllte sich denn auch. Just weil er Officier gewesen, wurde er zum Commandanten des Aufstandes in Wien gemacht, und als der Aufstand besiegt war, besaß er als ehemaliger Officier für den Sieger alle Eigenschaften eines Mannes, welcher „zu Pulver und Blei zu begnadigen" wäre. Er starb wohl auch ruhig und überzeugt von seinem Berufe, für die Freiheit sterben zu müssen.

Der politische Ton in den Zeitschriften — denn belletristische Zeitschriften waren um diese Zeit der Tummelplatz — war zu Anfang der Vierzigerjahre noch ein mäßiger. Zu den wichtigsten gehörten Kuranda's „Grenzboten", welche er zuerst von Brüssel aus, dann in Leipzig selbst redigirte. Es war dies eine österreichische Zeitschrift außerhalb Oesterreichs, und sie war sorgfältig und gut geleitet, ein Vorbild für neue Zeitschriftenform.

Es zeigte sich nämlich immer deutlicher, daß die in Deutschland so lange gebräuchliche Form von literarischen Wochenschriften belletristischen Inhalts dem Bedürfnisse der Zeit nicht mehr entsprach. Selbst das „Morgenblatt" Cotta's, die reichhaltigste und

gediegenste Wochenschrift jener Zeit, in deren Literaturblatte Wolfgang Menzel schonungslos abwürgte, was seinem einseitigen Geschmacke nicht entsprach, war nicht mehr in voller Lebenskraft. Die Welt war innerlich von zu großer Unruhe bewegt, und diese Unruhe war zu sehr politischer Natur, als daß die Belletristik hätte genügen können. Sie fand nur halbe Aufmerksamkeit.

Ich fühlte dies bald, nachdem ich eine Zeitlang wieder die Redaction der „Eleganten Zeitung“ übernommen hatte. So kam ich zu einem fast komischen Intermezzo: der Verleger hatte dem Blatte eine Modezeitung beigelegt, für welche ich herzlich schlecht paßte und für welche ich denn ein Uebriges thun zu müssen glaubte. Ich machte kurzweg den Versuch, eine deutsche Mode vorzuschlagen. Natürlich nicht für die Frauen. Denn dies war auch mir ersichtlich, daß unsere „Damen“ von der französischen Mode nicht abzubringen wären. Nein, der Vorschlag galt nur den Männern.

Die deutsche Burschentracht einzuführen, den schlichten deutschen Rock mit Einer Knopfreihe und das lange Haar — das hatte wenig Aussicht auf Erfolg. Wir waren seit der Wartburgfeier doch zu sehr verbrüdert worden durch den liberalen Staatsgedanken, welcher von Frankreich bei uns eingedrungen war, als daß wir auf eine germanische Ausschließlichkeit hätten zurückgreifen mögen. Es mußte also ein Uebergang, ein Mittelweg entdeckt werden, und gefällig mußte er doch auch sein, sonst fand er gewiß kein Entgegenkommen.

Ich wendete mich also an unsere Maler in Düsseldorf und bat sie, ein Modell zu entwerfen. Sie thaten dies bereitwillig, namentlich that es Camphausen ausführlich. — Mit seinem Modell wurde nun in unserer Modezeitung Propaganda versucht. Es war der modernisirte deutsche Rock, anschließendes Beinkleid, der Stiefel bis unter das Knie über dem Beinkleid, ein malerischer Mantel, der nur bis unter das Knie reichte, und ein breitkrämpiger Hut.

Ich hielt es nun für meine Schuldigkeit, mich selbst so zu kleiden, und that es lachend. Nicht in der Meinung, damit eine Nationaltracht einzuführen, sondern in der Laune eines unabhängigen Menschen, der einmal was Anderes als die herkömmliche Schneidermode versuchen wollte. Anstoß konnte es nicht eben erregen, denn es war nicht gar zu ungewöhnlich, und Anlaß konnte es immerhin werden, sich vom unschönen Frack und Cylinderhut zu emancipiren, wenn es Nachahmung fände.

Die fand es wirklich unter jungen Männern, und Viele nahmen die Sache ernsthafter, als ich sie genommen. Es ist auch gar wohl möglich, daß sie zusammenhing mit der größeren Mannigfaltigkeit, welche sich besonders in Hut- und Mantelform damals entwickelte, so daß besonders der steife Cylinderhut mehr und mehr zurücktrat und der breitkrämpige Hut sich verbreitete. Am Ende stammt der „Calabreser", welchen Windischgrätz ächtete, von jener scherzhaften Modespielerei.

Im Allgemeinen war von Oben während der ersten Vierzigerjahre eine größere Beweglichkeit zugelassen im öffentlichen Leben. Das datirte vom Thronwechsel in Preußen. Der neue König Friedrich Wilhelm IV. war ein Mann von ausgebreiteter geistiger Bildung, welcher die kleinen und die groben Mittel verschmähen zu dürfen glaubte, weil er der Meinung war: die Leitung im Großen und Ganzen und absonderlich im Tiefen ganz in seiner Hand zu haben.

Er rief zum Beispiel einen jungen Dichter, welcher mit glänzend einherschreitenden Freiheitspoesien aufgetreten war, zu sich ins Schloß von Berlin, um sich herablassend und ironisch mit ihm zu unterhalten. Eine moderne Scene zwischen König Philipp und Marquis Posa, in welcher der König die Oberstimme führte. Es galt, der Welt zu zeigen, daß er die banal gewordenen Dinge der öffentlichen Reden von einem höheren Standpunkte auffasse, und daß er liberalen Trompetenklängen keinen dogmatischen Werth beilege. Die Zeitungen ergingen sich dann des Breiteren darüber, ob und wie der schwäbische Dichter-

jüngling Georg Herwegh sich einem geistig überlegenen König gegenüber auf dem Parquet des Königsschlosses benommen habe.

Die Welt war aber schon weiter entwickelt in politischen Dingen, als der König vorausgesetzt haben mochte, und just seine scharfen Aeußerungen trugen dazu bei, daß sich mehr und mehr eine demokratische Partei scharf absonderte von der liberalen Mehrheit. Sie ließ sich schon laut vernehmen, als der König verkündigte, der Kölner Dom solle ausgebaut werden, und sie entgegnete: das wäre gar nicht an der Zeit; es lägen wichtigere Aufgaben vor als künstlerische Bauten, welche noch obenein kirchliches Wesen fördern wollten.

Just an dieser Dombaufrage zeigte es sich damals deutlich, daß der Liberalismus sich in verschiedene Gewässer abtheilte. Diejenigen Liberalen wurden als flau und zopfig gescholten, welche das Unternehmen solch' eines großen künstlerischen Baues mit Zustimmung und Freude aufnahmen, weil Förderung großer Kunstbauten ja der politischen Entwicklung nicht widerspräche, und die politische Entwicklung ja deshalb nicht zurückzubleiben brauchte.

Es entstand zunächst eine kurze Epoche der liberalen Confusion; in den kleineren Landeszeitungen aber, besonders in Sachsen, wuchs die demokratische Partei. Die bisher mäßige Sprache in den Blättern verwandelte sich in eine scharfe.

Wer nicht einseitig allen ersinnlichen Consequenzen des Liberalismus zustimmte, der wurde ausgeschieden. Ich sage „zustimmte", und das ist zu wenig: man mußte die weiteste Folgerung als das einzig Richtige preisen und mit Gut und Blut dafür eintreten wollen. Darunter waren Consequenzen, welche wir jetzt, nachdem der Liberalismus gesiegt, für gefährliche Uebertreibungen halten.

Das geht wohl immer so, wenn sich die Welt zu einer Schlacht ordnet gegen das alte Staatswesen, wie sie es damals that, zu einer wirklichen Schlacht. Da gilt nur, wer Waffen trägt, wer verwunden, wer tödten kann. Jedes stillere und feinere Verdienst geht unter, und kleine Umstände, unscheinbare Zufällig-

keiten entscheiden über den Lebenslauf eines Menschen, auch eines begabten Menschen.

Eine Notabilität aus jener Gährungszeit, der eben erwähnte Herwegh, ist ein Beispiel dafür, wie kleine Umstände und unscheinbare Zufälligkeiten über ein Menschenleben entscheiden können. Er wurde mit Ruhm und Popularität überschüttet, als er damals auftrat, und einige Jahre später war Hohn und Spott sein Loos, dergestalt, daß er in kalten Schatten gestellt die zweite Hälfte seines Lebens verbringen mußte. Und das Alles ganz ohne seine Verschuldung.

Kurz vor seiner Audienz beim König von Preußen sah ich ihn in Leipzig. Ihm zu Ehren wurde ein Gastmahl im „Hôtel de Pologne“ veranstaltet. Man speiste in einem mittelmäßig beleuchteten Saale an langer Tafel ein mittelmäßiges Mahl. Essen und Trinken war ja Nebensache, epikuräische Menschen waren auch kaum dabei, meinen Freund Robert Heller ausgenommen. Meist waren's herbe Asketiker in dürftiger Alltagskleidung, welche stock-ernsthaft dreinschauten und nur Lebenskraft äußerten, sobald in einem Toaste die erwarteten Stichworte vorkamen. Heller und ich litten ein wenig dabei. Wir dachten an die geheimen Versammlungen der ersten Christen in den Katakomben; nur paßte die Grundstimmung nicht. In den Katakomben waren es Liebesmahle; Christi Lehre von der Liebe, die Seele des Herrn Christus, war damals noch die Seele der ganzen Gemeinschaft. Hier im „Hôtel de Pologne“ stand der Haß im Vordergrunde, der Haß gegen die bestehende bürgerliche Gesellschaft, welche man total geändert sehen wollte. Da erhob sich der Gast selber, Georg Herwegh, vom Sessel, um sein neuestes, noch ungedrucktes Gedicht vorzulesen. Das war so Gebrauch, und dieser Gebrauch war hübsch. Ein Gedicht ist immer was Besseres als die Stichwort-Phrase. Es ist ein Sieg in geordneter Form; darin ruht stets ein wohlwollendes Bildungsmoment. Er las das Gedicht vor: „Die Lerche ist's und nicht die Nachtigall“. Die Lerche verkündet den neuen Tag, den Tag der Freiheit.

Der Vortrag war von dürftiger Bedeutung, aber das Gedicht war schön. Herwegh persönlich war eine schlanke Mittelfigur, und der Ausdruck seines Gesichtes war nicht gerade einladend; ebensowenig das Gespräch mit ihm. So viel ich mich erinnere, war er etwas mürrisch und trocken, ausgiebig gewiß nicht.

Damals ging er eben nach Berlin, und es erfolgte jene Audienz beim König. Schon dies wurde ihm ins Schuldbuch geschrieben. „Er hätte gar nicht hingehen sollen, oder wenn er's that, nur geharnischt antworten müssen!" riefen die Ultras.

In wie schwieriger Lage ist aber solch' ein heutiger Marquis Posa im Frack, der unter dem Schimmer eines mächtigen Königthums, von den Hofleuten lächelnd betrachtet, vor einem Monarchen steht, vor einem beredtsamen Monarchen, welcher die Zusammenkunft nur für seinen Zweck veranstaltet hat, für den Zweck der Zurechtweisung, in wie nachtheiliger Lage! Was für Anlagen müßten sich da glücklich in ihm vereinigen, wenn er eine siegreiche Figur spielen sollte! Zunächst doch Muth, Rednergabe und gesellige Gewandtheit. Letzteres konnte man am wenigsten vom jungen schwäbischen Dichter erwarten.

Nun, er fand immerhin just dem Schlosse gegenüber in einem reichen Kaufhause eine junge, liebenswürdige und tüchtige Frau. Ich kannte sie aus meinem Berliner Aufenthalte außerhalb der Hausvogtei und freute mich ihrer Entschlossenheit, schlankweg den jungen Poeten zu heiraten, welcher, roth vor Erregung, drüben aus dem Schloßportale trat und auf das gegenüberliegende Haus ihres Vaters zuschritt. Sie war als ganz junges Mädchen schon begeistert für alles Höhere und ist ihm eine treue Gefährtin geworden. Sie hat ihn sogar ins Feldlager begleitet, als er im Frühjahre 1848 mit einer deutsch-französischen Arbeitercolonne ins badische Land kriegerisch einfiel und bei Schopfheim geschlagen wurde.

Und da kommt das zweite größere Unglück, welches ihm widerfuhr. Er ist auf der Flucht mit seiner Frau, die Verfolger

kommen seinem Wagen nahe, und die Frau räth ihm, in Todesangst, sich zu verbergen. Wer thut das nicht auf solcher Flucht! Aber die Umstände machen das Verbergen lächerlich: er kriecht unter das Spritzleder, damit die Verfolger nur eine Frau sehen und den Wagen unbehelligt lassen. So geschieht's und gelingt's auch, und nun läuft die höhnische Kunde durch die Welt: der Throne umstürzende Poet ist unter's Spritzleder gekrochen!

Er ist um kein Haar weniger werth, als er vorher war, aber die „kleinen Umstände und unscheinbaren Zufälligkeiten" haben ihn für die nachplappernde Masse nahezu erwürgt. Die zweite Hälfte seines Lebens bleibt unbeachtet, obwohl er seiner Gesinnung treu verbleibt und noch manche Probe seines Talentes gibt. Man mußte sich allmälig erst besinnen, daß er ein prächtiges Dichtertalent war, man mußte sich klar machen, daß mit dem Siege des Liberalismus seinem Talente der richtige Kampfplatz verloren gegangen war. Sein Talent brauchte eben den politischen Kampf auf Tod und Leben. Dafür nur fand er seine schönen und schlagenden Worte. Trotz alledem werden seine „Gedichte eines Lebendigen" aus seiner ersten Epoche ein schönes Denkmal bleiben. Dessen hat man sich auch trotz der „kleinen Umstände" jetzt endlich wieder erinnert, aber erst, da er im rauhen Frühlinge 1875 ins Grab sank. Da sind die politischen und poetischen Freunde zu seinem Hause gekommen und haben ihm das Geleit gegeben zur letzten Ruhestatt.

Das Verwunderlichste kommt hinterdrein. Die ganze „Spritzledergeschichte" wird in neuerer Zeit ein verleumderischer Mythus genannt, welcher von Venedey erfunden worden. Herwegh und seine Frau — so wird berichtigt — sind gar nicht zu Wagen, sondern sind zu Fuß querfeldein geflüchtet, haben sich Bauernkleider verschafft und sind, er als Knecht, sie als Magd verkleidet, bei Rheinfelden über die Schweizer Grenze gelangt. Dort in der Schweiz ist Venedey und noch Einer zu ihm getreten und haben ihn — angeblich im Namen der Frankfurter Linken — aufgefordert, umzukehren. Herwegh hat in seiner etwas heftigen

Moriz Hartmann, der schöne Christuskopf, wie er bezeichnet wurde, ist durch Noth und Gefahr überschwenglicher, will sagen poetischer Politik in den Hafen neutraler poetischer Schöpfung zurückgekehrt, aus welchem er einst mit „Kelch und Schwert" ausgelaufen. Freilich nach vielen Sturmtagen und -Nächten. Aus den Reihen der Linken im Frankfurter Parlament war er nach Wien geeilt, um sich den Kämpfern anzuschließen, welche Wien gegen Windischgrätz vertheidigten, und als diese unterlagen, war er nach dem Oriente geflüchtet. Von dort zurückkehrend, sammelte er sich in Frankreich und der Schweiz, fand Ruhe des Gemüthes, ohne den lebensvollen Drang zu verlieren, fand Weib und Kind, fand die Stimmung zu geistvollen Compositionen in Vers und Prosa, und fand endlich auch die ersehnte Amnestie, welche ihn nach Wien zurückbrachte. Leider überfiel ihn dort bald die schmerzhafte Krankheit, welche ihn langsam zu Tode marterte. Er war ein liebenswürdiger Mensch.

Kaufmann ist weniger bekannt geworden, weil ihn das Geschick bald nach England führte und er großentheils in anonymen Artikeln auftrat. Er war aber ein werthvoller Mann unter jenen Emigranten, geistig fein, mäßig und billig im Urtheil, einfach, brav und anspruchslos als Mensch. Er ist noch während der besten Mannesjahre in England gestorben.

Diese Drei, sowie Sigmund Kolisch, der sein Exil in Frankreich abwartete und in mannigfaltiger Journalistik verwerthete, waren sämmtlich Israeliten, welche die Emancipationsfrage ihres Stammes unermüdlich und mit guten Mitteln verfochten.

Johannes Nordmann ist erst später in Wien selbst als namhafter Schriftsteller hervorgetreten, und zwar als Journalist, als gründlicher Tourist und als Poet, dessen „Römerfahrten" eine eigenthümliche Dichtungsform darbieten.

Alfred Meißner war nicht eigentlich Emigrant oder Flüchtling; er begann nur eben in Leipzig damals sein Wanderleben, welches er wie ein Engländer betrieben hat. Vielleicht weil seine Mutter wirklich eine Engländerin war. Sein Geburtsort Prag,

welcher ihm den „Zizka“ geschenkt und wo sein Vater, ein Sohn des „Skizzen-Meißner“, als Arzt lebte, blieb lange Jahre sein Heimatspunkt.

Auch Kuranda und Kaufmann stammten aus Prag, welches in den Dreißiger- und Vierzigerjahren ein wichtiger Ausgangspunkt war für die geistige und schriftstellerische Verbindung zwischen Oesterreich und Norddeutschland. Und zwar waren die geistig ungemein regsamen Juden in Prag die Hauptagenten dieser Verbindung. Auch Hartmann stammte aus Böhmen, Kolisch aus Mähren. Nur Nordmann war aus dem eigentlichen Oesterreich.

Messenhauser stand ganz abseits von dieser österreichischen Colonie. Er schriftstellerte wohl auch, aber in ganz anderer Art. Nicht der Geist, sondern das Pathos spielte bei ihm die Hauptrolle. Er war österreichischer Officier gewesen, und die Freiheitsfrage war ihm Glaubensartikel, für den er sich im Nothfalle opfern zu müssen glaubte. Dieser Glaube erfüllte sich denn auch. Just weil er Officier gewesen, wurde er zum Commandanten des Aufstandes in Wien gemacht, und als der Aufstand besiegt war, besaß er als ehemaliger Officier für den Sieger alle Eigenschaften eines Mannes, welcher „zu Pulver und Blei zu begnadigen“ wäre. Er starb wohl auch ruhig und überzeugt von seinem Berufe, für die Freiheit sterben zu müssen.

Der politische Ton in den Zeitschriften — denn belletristische Zeitschriften waren um diese Zeit der Tummelplatz — war zu Anfang der Vierzigerjahre noch ein mäßiger. Zu den wichtigsten gehörten Kuranda's „Grenzboten“, welche er zuerst von Brüssel aus, dann in Leipzig selbst redigirte. Es war dies eine österreichische Zeitschrift außerhalb Oesterreichs, und sie war sorgfältig und gut geleitet, ein Vorbild für neue Zeitschriftenform.

Es zeigte sich nämlich immer deutlicher, daß die in Deutschland so lange gebräuchliche Form von literarischen Wochenschriften belletristischen Inhalts dem Bedürfnisse der Zeit nicht mehr entsprach. Selbst das „Morgenblatt“ Cotta's, die reichhaltigste und

gediegenste Wochenschrift jener Zeit, in deren Literaturblatte Wolfgang Menzel schonungslos abwürgte, was seinem einseitigen Geschmacke nicht entsprach, war nicht mehr in voller Lebenskraft. Die Welt war innerlich von zu großer Unruhe bewegt, und diese Unruhe war zu sehr politischer Natur, als daß die Belletristik hätte genügen können. Sie fand nur halbe Aufmerksamkeit.

Ich fühlte dies bald, nachdem ich eine Zeitlang wieder die Redaction der „Eleganten Zeitung“ übernommen hatte. So kam ich zu einem fast komischen Intermezzo: der Verleger hatte dem Blatte eine Modezeitung beigelegt, für welche ich herzlich schlecht paßte und für welche ich denn ein Uebriges thun zu müssen glaubte. Ich machte kurzweg den Versuch, eine deutsche Mode vorzuschlagen. Natürlich nicht für die Frauen. Denn dies war auch mir ersichtlich, daß unsere „Damen“ von der französischen Mode nicht abzubringen wären. Nein, der Vorschlag galt nur den Männern.

Die deutsche Burschentracht einzuführen, den schlichten deutschen Rock mit Einer Knopfreihe und das lange Haar — das hatte wenig Aussicht auf Erfolg. Wir waren seit der Wartburgfeier doch zu sehr verbrüdert worden durch den liberalen Staatsgedanken, welcher von Frankreich bei uns eingedrungen war, als daß wir auf eine germanische Ausschließlichkeit hätten zurückgreifen mögen. Es mußte also ein Uebergang, ein Mittelweg entdeckt werden, und gefällig mußte er doch auch sein, sonst fand er gewiß kein Entgegenkommen.

Ich wendete mich also an unsere Maler in Düsseldorf und bat sie, ein Modell zu entwerfen. Sie thaten dies bereitwillig, namentlich that es Camphausen ausführlich. — Mit seinem Modell wurde nun in unserer Modezeitung Propaganda versucht. Es war der modernisirte deutsche Rock, anschließendes Beinkleid, der Stiefel bis unter das Knie über dem Beinkleid, ein malerischer Mantel, der nur bis unter das Knie reichte, und ein breitkrämpiger Hut.

Ich hielt es nun für meine Schuldigkeit, mich selbst so zu kleiden, und that es lachend. Nicht in der Meinung, damit eine Nationaltracht einzuführen, sondern in der Laune eines unabhängigen Menschen, der einmal was Anderes als die herkömmliche Schneidermode versuchen wollte. Anstoß konnte es nicht eben erregen, denn es war nicht gar zu ungewöhnlich, und Anlaß konnte es immerhin werden, sich vom unschönen Frack und Cylinderhut zu emancipiren, wenn es Nachahmung fände.

Die fand es wirklich unter jungen Männern, und Viele nahmen die Sache ernsthafter, als ich sie genommen. Es ist auch gar wohl möglich, daß sie zusammenhing mit der größeren Mannigfaltigkeit, welche sich besonders in Hut- und Mantelform damals entwickelte, so daß besonders der steife Cylinderhut mehr und mehr zurücktrat und der breitkrämpige Hut sich verbreitete. Am Ende stammt der „Calabreser", welchen Windischgrätz ächtete, von jener scherzhaften Modespielerei.

Im Allgemeinen war von Oben während der ersten Vierzigerjahre eine größere Beweglichkeit zugelassen im öffentlichen Leben. Das datirte vom Thronwechsel in Preußen. Der neue König Friedrich Wilhelm IV. war ein Mann von ausgebreiteter geistiger Bildung, welcher die kleinen und die groben Mittel verschmähen zu dürfen glaubte, weil er der Meinung war: die Leitung im Großen und Ganzen und absonderlich im Tiefen ganz in seiner Hand zu haben.

Er rief zum Beispiel einen jungen Dichter, welcher mit glänzend einherschreitenden Freiheitspoesien aufgetreten war, zu sich ins Schloß von Berlin, um sich herablassend und ironisch mit ihm zu unterhalten. Eine moderne Scene zwischen König Philipp und Marquis Posa, in welcher der König die Oberstimme führte. Es galt, der Welt zu zeigen, daß er die banal gewordenen Dinge der öffentlichen Reden von einem höheren Standpunkte auffasse, und daß er liberalen Trompetenklängen keinen dogmatischen Werth beilege. Die Zeitungen ergingen sich dann des Breiteren darüber, ob und wie der schwäbische Dichter-

jüngling Georg Herwegh sich einem geistig überlegenen König gegenüber auf dem Parquet des Königsschlosses benommen habe.

Die Welt war aber schon weiter entwickelt in politischen Dingen, als der König vorausgesetzt haben mochte, und just seine scharfen Aeußerungen trugen dazu bei, daß sich mehr und mehr eine demokratische Partei scharf absonderte von der liberalen Mehrheit. Sie ließ sich schon laut vernehmen, als der König verkündigte, der Kölner Dom solle ausgebaut werden, und sie entgegnete: das wäre gar nicht an der Zeit; es lägen wichtigere Aufgaben vor als künstlerische Bauten, welche noch obenein kirchliches Wesen fördern wollten.

Just an dieser Dombaufrage zeigte es sich damals deutlich, daß der Liberalismus sich in verschiedene Gewässer abtheilte. Diejenigen Liberalen wurden als flau und zopfig gescholten, welche das Unternehmen solch' eines großen künstlerischen Baues mit Zustimmung und Freude aufnahmen, weil Förderung großer Kunstbauten ja der politischen Entwicklung nicht widerspräche, und die politische Entwicklung ja deshalb nicht zurückzubleiben brauchte.

Es entstand zunächst eine kurze Epoche der liberalen Confusion; in den kleineren Landeszeitungen aber, besonders in Sachsen, wuchs die demokratische Partei. Die bisher mäßige Sprache in den Blättern verwandelte sich in eine scharfe.

Wer nicht einseitig allen ersinnlichen Consequenzen des Liberalismus zustimmte, der wurde ausgeschieden. Ich sage „zustimmte", und das ist zu wenig: man mußte die weiteste Folgerung als das einzig Richtige preisen und mit Gut und Blut dafür eintreten wollen. Darunter waren Consequenzen, welche wir jetzt, nachdem der Liberalismus gesiegt, für gefährliche Uebertreibungen halten.

Das geht wohl immer so, wenn sich die Welt zu einer Schlacht ordnet gegen das alte Staatswesen, wie sie es damals that, zu einer wirklichen Schlacht. Da gilt nur, wer Waffen trägt, wer verwunden, wer tödten kann. Jedes stillere und feinere Verdienst geht unter, und kleine Umstände, unscheinbare Zufällig-

keiten entscheiden über den Lebenslauf eines Menschen, auch eines begabten Menschen.

Eine Notabilität aus jener Gährungszeit, der eben erwähnte Herwegh, ist ein Beispiel dafür, wie kleine Umstände und unscheinbare Zufälligkeiten über ein Menschenleben entscheiden können. Er wurde mit Ruhm und Popularität überschüttet, als er damals auftrat, und einige Jahre später war Hohn und Spott sein Loos, dergestalt, daß er in kalten Schatten gestellt die zweite Hälfte seines Lebens verbringen mußte. Und das Alles ganz ohne seine Verschuldung.

Kurz vor seiner Audienz beim König von Preußen sah ich ihn in Leipzig. Ihm zu Ehren wurde ein Gastmahl im „Hôtel de Pologne“ veranstaltet. Man speiste in einem mittelmäßig beleuchteten Saale an langer Tafel ein mittelmäßiges Mahl. Essen und Trinken war ja Nebensache, epikuräische Menschen waren auch kaum dabei, meinen Freund Robert Heller ausgenommen. Meist waren's herbe Asketiker in dürftiger Alltagskleidung, welche stock-ernsthaft dreinschauten und nur Lebenskraft äußerten, sobald in einem Toaste die erwarteten Stichworte vorkamen. Heller und ich litten ein wenig dabei. Wir dachten an die geheimen Versammlungen der ersten Christen in den Katakomben; nur paßte die Grundstimmung nicht. In den Katakomben waren es Liebesmahle; Christi Lehre von der Liebe, die Seele des Herrn Christus, war damals noch die Seele der ganzen Gemeinschaft. Hier im „Hôtel de Pologne“ stand der Haß im Vordergrunde, der Haß gegen die bestehende bürgerliche Gesellschaft, welche man total geändert sehen wollte. Da erhob sich der Gast selber, Georg Herwegh, vom Sessel, um sein neuestes, noch ungedrucktes Gedicht vorzulesen. Das war so Gebrauch, und dieser Gebrauch war hübsch. Ein Gedicht ist immer was Besseres als die Stich-wort-Phrase. Es ist ein Sieg in geordneter Form; darin ruht stets ein wohlwollendes Bildungsmoment. Er las das Gedicht vor: „Die Lerche ist's und nicht die Nachtigall“. Die Lerche verkündet den neuen Tag, den Tag der Freiheit.

Der Vortrag war von dürftiger Bedeutung, aber das Gedicht war schön. Herwegh persönlich war eine schlanke Mittelfigur, und der Ausdruck seines Gesichtes war nicht gerade einladend; ebensowenig das Gespräch mit ihm. So viel ich mich erinnere, war er etwas mürrisch und trocken, ausgiebig gewiß nicht.

Damals ging er eben nach Berlin, und es erfolgte jene Audienz beim König. Schon dies wurde ihm ins Schuldbuch geschrieben. „Er hätte gar nicht hingehen sollen, oder wenn er's that, nur geharnischt antworten müssen!" riefen die Ultras.

In wie schwieriger Lage ist aber solch' ein heutiger Marquis Posa im Frack, der unter dem Schimmer eines mächtigen Königthums, von den Hofleuten lächelnd betrachtet, vor einem Monarchen steht, vor einem beredtsamen Monarchen, welcher die Zusammenkunft nur für seinen Zweck veranstaltet hat, für den Zweck der Zurechtweisung, in wie nachtheiliger Lage! Was für Anlagen müßten sich da glücklich in ihm vereinigen, wenn er eine siegreiche Figur spielen sollte! Zunächst doch Muth, Rednergabe und gesellige Gewandtheit. Letzteres konnte man am wenigsten vom jungen schwäbischen Dichter erwarten.

Nun, er fand immerhin just dem Schlosse gegenüber in einem reichen Kaufhause eine junge, liebenswürdige und tüchtige Frau. Ich kannte sie aus meinem Berliner Aufenthalte außerhalb der Hausvogtei und freute mich ihrer Entschlossenheit, schlankweg den jungen Poeten zu heiraten, welcher, roth vor Erregung, drüben aus dem Schloßportale trat und auf das gegenüberliegende Haus ihres Vaters zuschritt. Sie war als ganz junges Mädchen schon begeistert für alles Höhere und ist ihm eine treue Gefährtin geworden. Sie hat ihn sogar ins Feldlager begleitet, als er im Frühjahre 1848 mit einer deutsch-französischen Arbeitercolonne ins badische Land kriegerisch einfiel und bei Schopfheim geschlagen wurde.

Und da kommt das zweite größere Unglück, welches ihm widerfuhr. Er ist auf der Flucht mit seiner Frau, die Verfolger

kommen seinem Wagen nahe, und die Frau räth ihm, in Todesangst, sich zu verbergen. Wer thut das nicht auf solcher Flucht! Aber die Umstände machen das Verbergen lächerlich: er kriecht unter das Spritzleder, damit die Verfolger nur eine Frau sehen und den Wagen unbehelligt lassen. So geschieht's und gelingt's auch, und nun läuft die höhnische Kunde durch die Welt: der Throne umstürzende Poet ist unter's Spritzleder gekrochen!

Er ist um kein Haar weniger werth, als er vorher war, aber die „kleinen Umstände und unscheinbaren Zufälligkeiten“ haben ihn für die nachplappernde Masse nahezu erwürgt. Die zweite Hälfte seines Lebens bleibt unbeachtet, obwohl er seiner Gesinnung treu verbleibt und noch manche Probe seines Talentes gibt. Man mußte sich allmälig erst besinnen, daß er ein prächtiges Dichtertalent war, man mußte sich klar machen, daß mit dem Siege des Liberalismus seinem Talente der richtige Kampfplatz verloren gegangen war. Sein Talent brauchte eben den politischen Kampf auf Tod und Leben. Dafür nur fand er seine schönen und schlagenden Worte. Trotz alledem werden seine „Gedichte eines Lebendigen“ aus seiner ersten Epoche ein schönes Denkmal bleiben. Dessen hat man sich auch trotz der „kleinen Umstände“ jetzt endlich wieder erinnert, aber erst, da er im rauhen Frühlinge 1875 ins Grab sank. Da sind die politischen und poetischen Freunde zu seinem Hause gekommen und haben ihm das Geleit gegeben zur letzten Ruhestatt.

Das Verwunderlichste kommt hinterdrein. Die ganze „Spritzledergeschichte“ wird in neuerer Zeit ein verleumderischer Mythus genannt, welcher von Venedey erfunden worden. Herwegh und seine Frau — so wird berichtigt — sind gar nicht zu Wagen, sondern sind zu Fuß querfeldein geflüchtet, haben sich Bauernkleider verschafft und sind, er als Knecht, sie als Magd verkleidet, bei Rheinfelden über die Schweizer Grenze gelangt. Dort in der Schweiz ist Venedey und noch Einer zu ihm getreten und haben ihn — angeblich im Namen der Frankfurter Linken — aufgefordert, umzukehren. Herwegh hat in seiner etwas heftigen

Weise den ihm widerwärtigen Venedey heimgeschickt, und nun ist in einem süddeutschen Blatte aus der Feder Venedey's und seines Genossen die Geschichte vom Spritzleder erzählt worden. Die Reaction hat sich dieser Mythe bemächtigt und hat sie überall verbreitet, um den liberalen Dichter lächerlich zu machen.

Frau Emma Herwegh hat „Erinnerungen einer Hochverrätherin" herausgegeben, und sie erzählt darin ebenfalls, daß sie zu Fuß geflüchtet seien.

Darum also Räuber und Mörder! Das ganze Spritzleder wäre erfunden und hätte doch eine so heillose Wirkung geübt.

Das ist sehr wohl möglich. David Strauß, welcher im „Neuen Testamente" so viel in den Bereich des Mythus verwiesen, hätte kopfnickend sagen können: „Da seht ihr, was in aufgeregten Zeiten an Thatsächlichkeiten erfunden werden und dann fortzeugend weiter wirken kann."

In Leipzig stieg die radicale Richtung von Jahr zu Jahr, und selbst der Schillerverein, welcher damals dort entstand, wurde ein Tummelplatz für dieselbe. Die Theilnahme am großen Dichter überhaupt wurde bald mißtrauisch angesehen, wenn der Volks- und Freiheitsdichter Schiller nicht ausschließlich in den Vordergrund gestellt wurde. Ein unscheinbarer Mann, Cassier am Leipziger Theater, wurde Bibliothekar des jungen Vereins, betonte den politischen Charakter des Vereins mit glaubenssicherem Nachdruck und entwickelte sich langsam als Robert Blum. Bei Festessen und Begräbnissen enthüllte sich mehr und mehr sein eigenthümliches Redetalent, welches in breitem, fast singendem Tone Alles auf Volk und Freiheit bezog, Alles! Die Dichtung wie der Tod, das Leben in all' seinen Aeußerungen, das menschliche Trachten in all' seinen Richtungen, Alles ward in dieselbe Furche gezogen und als Samen der Freiheit gepriesen oder als Samen der Knechtschaft verdammt. Eintönig im Vortrage, aber salbungsvoll, eintönig im Gedanken, aber stets eine Gefühlssaite kräftig berührend, erzog der gar gewöhnlich aussehende stämmige Mann mit geröthetem Antlitze und kleinen

Augen sein Talent immer stärker und stärker, das Talent eines Volksredners, das Talent eines Agitators.

Robert Heller, ein geistreicher, lebensvoller Schriftsteller, der damals in Leipzig eine Wochenschrift, „Rosen“, herausgab, machte sich gern über dies volksthümliche Pathos lustig, welches ihm, dem classisch gebildeten Manne, niedrig vorkam. Er verlangte auch für seinen fröhlichen Lebenssinn eine Berechtigung im Liberalismus und schüttelte ungläubig den Kopf, wenn ich ihm sagte: „Dies Pathos des Kleon wird der Welt noch viel zu schaffen geben!“ Erst in der Frankfurter Parlamentszeit gestand er mir zu, diese Salbung unterschätzt zu haben.

4.

Die Frage um Friedrich Wilhelm IV. beschäftigte alle Welt. Sie beschäftigte auch Varnhagen, als wir zur ersten Aufführung des „Monaldeschi“ die Französische Straße hinab zum Schauspielhause gingen. „Wir werden heute Neues von ihm erfahren“ — sagte er schließlich — „denn ich weiß von Humboldt, daß der König die Vorstellung besuchen wird.“

Er kam und nahm mit seinem Gefolge Platz in der großen Hofloge — ein Zeichen, daß er Antheil nähme auch an neuen Stücken.

Humboldt, immer in seinem Gefolge, erzählte uns im Laufe des Abends jede Aeußerung, welche der König gemacht über das Schauspiel und über die Schauspieler. „Letztere“ — habe er gesagt — „seien der Aufgabe nicht gewachsen und es müßte viel geschehen zur Regenerirung des Theaters.“

Es geschah denn das Erwähnte mit Sophokles, Shakespeare, Mendelssohn und Tieck. Der König hatte kein eigentliches Interesse am Theater, und als jener erste auf Musik

gebaute Anlauf erschöpft war, hat er sich gar nicht mehr umgeschaut nach der Bühne.

Der alte Tieck auf dem letzten Krankenbette in der Kochstraße hat mir später seufzend eingestanden, daß ihm diese letzte dramaturgische Aufgabe eine Qual geworden sei. Der hohe Herr hege nur abstracte Gelüste theatralischer Kunst, und er selbst — Tieck — sei zu alt für solche Anstrengungen. „Wir waren Beide schon zu alt!“ schloß er stöhnend.

Humboldt's Stellung neben dem neuen Könige war damals und ist bis zum Tode eine ganz eigenthümliche geblieben. Er galt für liberal und war es auch. Die Kategorie, welche dies Wort bezeichnete, war dem Könige lästig und unangenehm. Er sah darin Oberflächlichkeit, Landläufigkeit des Zeitalters — er hätte am liebsten auch Humboldt als lästig beiseite geschoben. Er hatte sogar eine Neigung, sich über ihn lustig zu machen wegen der Redseligkeit Humboldt's. Aber das ging doch Beides nicht an, weil die Wissensmacht dieses Humboldt zu groß und dessen anerkannte Autorität zu gewaltig war. Das Wissen selbst respectirte ja auch der König. So erschien dieser Kammerherr Humboldt, der sonst kein eigentliches Amt inne hatte und doch als Kammerherr immer da sein mußte, wie ein beunruhigendes Gewissen für den König. Bei jeder neuen Maßregel fragte Jedermann nach Humboldt's Meinung über diese Maßregel, und er pflegte diese Meinung kurz abzugeben, epigrammatisch, oft wie einen vieldeutigen delphischen Orakelspruch — zu stetem Aerger des Königs, welchem sie immer hinterbracht wurde.

Viel schlimmer noch stand Varnhagen angeschrieben, ein pensionirter Geheimer Legationsrath, welcher schon vor Olim's Zeiten pensionirt worden war, weil er in der badischen Verfassungsfrage als preußischer Resident in Karlsruhe sich für die liberale Seite erklärt, sich also compromittirt hatte. Seit so langer, langer Zeit lebte der entlassene Diplomat in Berlin und war eine unbequeme Person. Stets in Verbindung mit den freisinnigen Männern der Regierung und in ausgebreitetem Verkehr

mit der politisch-literarischen Jugend von ganz Deutschland, war er eine Instanz, welche man oben höchst mißtrauisch ansah.

Dabei hatte er aber doch ein stolzes preußisches Fundament unter sich als historischer Schriftsteller, welcher namentlich preußische Helden und Notabilitäten in ausgesuchter Darstellung schilderte, welcher dem soliden Geschichtschreiber Friedrichs des Großen, dem Professor Preuß, mit Rath und That zur Seite stand, welcher endlich als Gatte der kürzlich verstorbenen und rasch berühmt gewordenen Rahel ein ganz besonderer Mittelpunkt geworden war für alle Freunde wahrhaftigen Urtheils. Das waren Schutzwehren, denen auch die Schmeichler der augenblicklichen, Varnhagen abholden Herrschaft ärgerlich aus dem Wege gehen mußten. Diesen war es insbesondere unausstehlich, daß Humboldt fast jede Woche einmal in dem stattlichen Hause der Mauerstraße, welches Varnhagen bewohnte, betroffen wurde.

Varnhagen war in der That eine ganz merkwürdige Persönlichkeit und ist nach den Berliner Revolutions-Phasen von 1848 zu 1849 eine geradezu räthselhafte geworden.

Er stammte vom Niederrhein und war als Studiosus mit mehr oder minder poetischen Talenten in Berührung gekommen, ja er hatte mit einem solchen kritischen Talente — Neumann — einen Roman gemeinschaftlich geschrieben, dessen Schluß, glaube ich, heute noch fehlt. Romanschreiben sah ihm später durchaus nicht mehr ähnlich. Das Wirkliche fein zu schildern, war seine Hauptfähigkeit in der Schrift, nicht aber romantische Erfindung.

Seine Jugend fiel unter die Franzosenherrschaft, welche von 1806 bis Anno 1813 Preußen belastete wie ein grausamer Alp, und Patriotismus erfüllte sein junges Herz vollständig. Er ging Anno 1809 nach Oesterreich und kämpfte bei Wagram mit. So kam er mit handelnden politischen Männern in täglichen Verkehr, denen sein Kopf und seine Feder willkommen waren, und auf diesem Wege fand er Amt und Würde im preußischen Staate, ein unermüdlich thätiger Partisan des damals entstehenden jungen Preußen, welches sich in Haupt und Gliedern reformirte.

Eine constitutionelle Verfassung war vom Könige versprochen worden, als 1813 alle Kräfte aufgeboten wurden zum lebensgefährlichen Kampfe gegen Napoleon, und in diesem Sinne verwaltete Varnhagen das gesandtschaftliche Amt, welches ihm für Baden anvertraut worden war.

Jenes Versprechen wurde nicht gehalten und eine Reaction trat ein. Sie nahm ihm sein Amt und dauerte in den ersten Vierzigerjahren bereits fünfundzwanzig Jahre lang. Jetzt unter dem neuen Könige fragte man laut und leise: ob denn diese Reaction nun endlich vorüber sei. Man zuckte die Achseln zur Antwort; das von Geist schimmernde Wesen des Königs gestattete keine feste Schlußfolgerung.

Dies muß man sich vergegenwärtigen als Grundlage für Varnhagen's Leben: es war fortwährend tief beschattet von der politischen Reaction.

Im Uebrigen war sein Leben ungemein bereichert worden durch die Ehe mit Rahel, einer außerordentlich begabten Frau, welche gründlich wahr, gründlich gut und voll kritischen Geistes war. Es war ferner bereichert worden durch einen ausgebreiteten Verkehr mit geistig hervorragenden Männern dieser Zeit, Goethe an der Spitze, man kann fast sagen: mit allen Notabilitäten dieser Zeit. Und so war ihm eine innere Welt schöner Bildung aufgebaut worden, welche sich in ihren Wurzeln um Kant und Goethe gesammelt hatte. Der Respect vor Kant und die Bewunderung Goethe's bildeten den unerschütterlichen Trost seines Geistes.

Er war ein Mann von mittlerer Größe. Der Unterkörper war verhältnißmäßig ein wenig zu kurz, wie bei Goethe. Sein Kopf war fein und vornehm; das blaue Auge, gedämpft durch eine Brille, belebte sich rasch, wenn das Thema der Rede ein lebhaftes wurde, und die Rede selbst war äußerst geschickt, fließend, in der Debatte unerschöpflich. Der Ton der Rede war etwas hoch, und wenn er in Leidenschaft gerieth, was leicht geschah, wohl auch schneidend. Der diplomatische Goethianer konnte dann alle

höflichen Ausdrücke jach überspringen und das grellste Wort wählen, um die zornige Anschauung grell zu bezeichnen.

So lange ich in Berlin wohnte und nicht gerade eingesperrt in der Hausvogtei saß, besuchte ich ihn fast jeden Tag um die Mittagszeit. Ich erfreute mich seines freundlichen Wohlwollens, und er nannte mich gern den Officier, welcher zu allerlei Kriegsthaten geeignet wäre. Daß ich undiplomatisch darauf losginge, erschreckte ihn zwar jedesmal, wenn eine Action im Gange war, aber er sagte dann oft lachend: Am Ende ist's richtig, daß es solche Soldaten gibt, wir kämen sonst nicht vom Flecke.

Actionen hatte er aber stets nach allen Richtungen vor, literarische und publicistische. Er las alle neuen Bücher und alle wichtigen Zeitungen, und da ihn Alles interessirte und er für Alles einen wichtigen Zusammenhang fand, so war er wie ein Generalstabs-Chef, welcher alle Tage nach verschiedenen Seiten Aufträge hatte. Er überging nicht die kleinste Notiz in irgend einem kleinen Blatte, welche zu berichtigen oder zu fördern wäre, um die öffentliche Meinung auf richtiger Fährte zu erhalten. Die großen Zeitungen waren damals noch nicht in der Ausdehnung vorhanden wie jetzt, und nur die Augsburger Allgemeine Zeitung war von entscheidender Bedeutung.

Im ersten Stockwerke — Etage sagt man in Berlin — eines stattlichen Hauses in der Mauerstraße hatte er noch dieselbe Wohnung, welche Rahel mit ihm getheilt, und da saß er Vormittags im bequemen Hausrocke auf dem Sofa und schrieb und schrieb, bis er durch Besuche unterbrochen wurde. Er schrieb wie gestochen; kein Wort war ausgestrichen, auch nicht in den zahllosen Briefen, die er täglich zur Post schickte, darin stets vorsichtig mit Aeußerungen, weil er keinen Brief sicher erachtete vor geheimer Eröffnung. Ebenso zahllos nahm er Besuche an, welche von weit und breit kamen. Der Generalstab wollte von Allem unterrichtet sein, und der alte Diener Baumann war sorgfältig eingeschult für die Anmeldung.

Wenn Baumann öffnete, da trat man in ein weites, hohes Zimmer, angefüllt an jeder Wand bis an die Decke hinauf mit Büchern. Rechts nach Süden gingen die Fenster auf Gärten, und die Sonne schien herein. Links öffnete sich die Thür zu seinem Wohn- und Schreibzimmer, dessen Fenster freien Ausblick hatten die Französische Straße hinauf. Er setzte die Brille auf, welche er beim Schreiben nicht brauchte, und sprach matt. Zunächst war er immer krank, wie Papst Sixtus der Fünfte, und das Aufhören der Existenz, von Nerven und Schwindel untergraben, schien ganz nahe zu sein. — „Ich störe?" — „O nein, es ist genug für heute."

Er schrieb täglich um diese Zeit an seinen Memoiren, welche jetzt in so überreichem Maße durch seine Nichte Ludmilla Assing in Druck gerathen sind. „Vielleicht lassen Sie," sagte er einmal, „einst die Blätter drucken, welche ich da täglich vollschreibe!" Die Nichte war damals noch nicht bei ihm. — „Was ist's?" — Er benannte es nicht, stand auf und ging umher, das Thema suchend, welches eben wichtig war.

Nun, dieser immer sterbende moderne Sixtus hat im Jahre 1848 alle Welt überrascht durch die Stellung, welche er plötzlich voll Thatkraft einnahm: er trat zu den Radicalen.

Derselbe Mann, welcher vier Jahrzehnte lang immer mäßig, vorsichtig, zur Ausgleichung jeglicher Art bereit gewesen war, verlangte mit Einemmale radicale Maßregeln. Wie kam das? War's Eitelkeit, welche ihn stachelte, noch eine Führerrolle zu suchen auch unter einer Partei, mit welcher seine Bildung gar nicht harmonirte, mit welcher seine gesellige Art grell contrastirte? Ich glaube nicht, daß man's nur auf Eitelkeit schieben darf. Ich glaube, es war der künstliche Entschluß, welcher aus Abstraction stammt, aus bloßer Abstraction. Es war das Facit eines Rechenexempels. Er hatte so lange gewartet, so lange! und hatte immer nur heimlich vorbereiten dürfen; nun war die Gelegenheit zum Handeln endlich da, sie mochte aussehen wie sie wollte, sie war da, und nun — glaube ich — übernahm er sich, damit die end-

nahm er sich, damit diese Gelegenheit, wie es die Theorie verlangt, auch gründlich ausgebeutet würde.

Die vollen Consequenzen eines radical-liberalen Staatswesens waren ihm nie verborgen. Ich erinnere mich deutlich, daß er, wenn vom Jacobinerthum die Rede war, zu wiederholtenmalen ausrief: „Ach was! Denken Sie an Kant und was der gesagt hat, als man die Uebertreibungen der Jacobiner beklagte. Er hat gesagt: Sie haben ja das Erbrecht noch bestehen lassen!"

Das ist mir immer eingefallen, wenn man 1848 und 1849 in Frankfurt mit Verwunderung erzählte: Varnhagen ist zu den Radicalen übergegangen, derselbe Varnhagen, der sich mit oft angezweifeltem Rechte „von Ense" genannt, der alte Goethe'sche Diplomat ist zur rücksichtslosen Linken getreten!

* * *

Diese Zeiten waren vorüber, und die Maßnahmen selbst des mäßigen ersten Parlaments in Frankfurt wurden bereits überall wieder nach Kräften beseitigt, da kam ich von Wien aus — 1852 — zum erstenmale wieder nach Berlin, welches ich seit 1847 nicht mehr gesehen hatte. Arglos wanderte ich auch nach der Mauerstraße, um meinen alten Freund und Gönner Varnhagen aufzusuchen, gewärtig eines lehrreichen Austausches der Meinungen, welche Jeder von uns in der Sturmzeit verfochten. Ich war im linken Centrum verblieben.

Zu meinem Erstaunen empfing mich an der Thür Freund Baumann gar nicht zuvorkommend und brachte die stehende Floskel: „Ich werde nachseh'n" langsam und stotternd hervor. Da mußte arg auf mich gescholten worden sein, und Baumann hatte es nicht überhören können.

Es dauerte auch lange, ehe er mich einführte, und ich fand Varnhagen äußerst zurückhaltend und frostig. Das Gespräch bewegte sich stockend um Aeußerlichkeiten, bis ich das nicht mehr aushielt und direct fragte, was denn das heißen sollte.

Da brach er los. Eine Springfluth von Vorwürfen ergoß sich aus seinem Munde, welcher im Zorne stets äußerst beredt war; er ergoß sich auf dies nichtswürdige Frankfurter Parlament und auf die Partei, mit der ich ja auch gegangen und die er kurzweg die Gagern'sche nannte. Ich unterbrach ihn nicht, bis er (Varnhagen) sich zu Schelt- und Schimpfworten erhitzte. Da sprang denn auch ich in die Höhe und verbat mir das, und es folgte nun ein Duett von zornigen Reden und Gegenreden, daß die Funken stoben und ich in hellem Unfrieden von dannen ging.

Es war wieder um die Mittagszeit. Sonst, vor der radicalen Explosion, pflegte er stets, wenn unser Gespräch erschöpft schien, seinen hohen badischen Orden, ein blau-schwarz-silbernes Band mit dem daranhängenden Stern, um den Hals zu knüpfen, den Frack anzuziehen und mit mir fortzugehen die Linden hinab zu Fräulein Solmar im Bankgebäude. Man sah ihn nie anders als im Frack und mit jenem Orden um den Hals. Heute ging ich allein zu Fräulein Solmar, ihr die Scene zu schildern, die mich schmerzlich erregte. Sie war immer das echt weibliche Princip gewesen, welches mit sanfter Rede ausgleicht. Jeden Abend fand sich ein kleiner Kreis bei ihr ein zu Thee und Berliner Butterbrod: Gans, von Sternberg, der blaue Märchen schrieb, und von dem jetzt Niemand mehr weiß, Friedrich Förster, welcher den unschuldigen Wallenstein entdeckt hatte, Heinrich Heine aber unbedeutend fand, und wer sonst noch ein literarisches oder politisches Gespräch suchte. All das war jetzt todt. Unsere kluge Freundin Solmar aber lebte noch lieb und frisch wie früher und lächelte zu meiner Schilderung der grimmigen Scene zwischen mir und Varnhagen. „Ja, so ist er jetzt" — sagte sie — „um consequent zu sein, und am ärgsten gegen die, welche er lieb hat. Das geht vorüber! Morgen fahren wir mit ihm nach Hamburg, Ludmilla und ich, und Sie fahren ja, wie Sie sagen, morgen auch dahin. Da versöhnen wir Euch auf irgend einem Bahnhofe der Priegnitz!"

Wir fuhren wirklich des andern Tages in demselben Zuge, und auf den Bahnhöfen stiegen die Damen aus und forderten

mich auf, in ihr Coupé zu kommen. Er sitze still darin und habe nichts dagegen, daß wir zusammen führen.

Ich fand es aber doch nicht annehmbar; ich war auch ärgerlich und hielt es nicht für richtig, solch' tiefgreifenden Streit mit banaler Unterhaltung zu übergehen. In unserem Falle, meinte ich, müßten ernste Gespräche den Frieden einleiten.

So blieb ich abgesondert und — habe Varnhagen nicht wiedergesehen. Der Tod hat ihn abgerufen.

Ich bin außer Zweifel, daß wiederholte Gespräche einen persönlichen Ausgleich hergestellt hätten, denn unsere gegenseitige persönliche Vertraulichkeit war zu alt und zu wahr, als daß sie nicht obgesiegt haben sollte. Mir ist nicht der geringste Stachel zurückgeblieben, und ich weiß, daß er Aehnliches gesagt hat. Es geht eben im Kriege nicht anders: man bekämpft sich auf Leben und Tod, und die mit dem Leben davonkommen, umarmen einander hinterher, wenn sie sich achten. Ich achte aber Varnhagen heute noch sehr hoch. Er hat seiner Zeit unermüdlich gedient, hat ihr wesentliche Dienste geleistet und hat die Bildung unseres Vaterlandes erheblich gefördert.

* *
*

Wer hätte in jenen Vierzigerjahren solche Wendungen geahnt! Ich kam jedes Jahr nach Berlin mit einem neuen Theaterstücke, und er freute sich wohl über die Tendenzen in „Struensee", „Gottsched und Gellert" und den „Karlsschülern", warnte aber als alter Diplomat ohne Unterlaß dringend: nicht zu viel zu wagen, nicht über eine gewisse Linie hinausgehen.

In Leipzig selbst gründete und entwickelte sich in diesen Jahren der erste Schriftstellerverein. Er wurde in parlamentarischen Formen eine Vorschule, und er wurde in Bildung literarischer Corporationen ein fruchtbarer Anfang. Leipzig war damals noch der lebendige Mittelpunkt schriftstellerischer Welt; die großen Städte Berlin und Wien standen noch zurück und traten erst mit den großen politischen Zeitungen nach 1848 in den Vordergrund. Eine lange Zeit Vorsitzender dieses Schrift-

stellervereins, erfuhr ich frühzeitig, wohin die literarische Welt einzig und allein drängte. Unsere literarischen Eigenthumsinteressen wurden nur nebenher wie Stiefkinder behandelt, und Robert Blum, obwohl gar nicht Schriftsteller, führte die Linke des Vereins unentwegt zu politischen Aeußerungen. Diese Stürme im Glase Wasser verkündeten die Stürme im Staate.

5.

Trotz aller Opposition, welche in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten gegen die Regierungen laut oder leise rumorte und niedergehalten wurde, stand doch 1847 irgend ein größerer Wechsel gar nicht in Aussicht.

Die Versuche des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's des Vierten, eine unklare ständische Verfassung einzuführen, hatten überall Widerspruch gefunden, und ein junger westphälischer Edelmann, der später so hervortretende Georg Vincke, hatte sogar in Berlin von der neuen Rednerbühne herab zu verkünden gewagt: Es helfe Alles nichts, die constitutionelle Monarchie müsse eingeführt werden.

Man war darüber so erschrocken, daß die Staatszeitung den Abdruck dieser verwegenen Rede mitten im Satze abbrach — man weiß heute noch nicht, ob Vincke selbst mitten im Satze hat aufhören müssen zu sprechen, oder ob der Schluß des frevelhaften Satzes nur dem Setzer der Staatszeitung entzogen worden ist. Und nur ein Jahr später saß derselbe Vincke im ersten deutschen Parlamente zu Frankfurt auf der rechten Seite und war ein scharfer Partisan der preußischen Regierung.

Niemand glaubte 1847 an eine ernsthafte Dauer dieser preußischen Zwitterverfassung, und sie wurde auch in Preußen selbst nur wie ein bloßer Versuch zögernd in Scene gesetzt.

Auch in den übrigen Bundesstaaten, welche zum Theil ausgebildete Verfassungen hatten, fühlte man sich nirgends in dauer-

hafter Festigkeit, und publicistische Broschüren aller Sorten kamen überall zum Vorschein. Besonders hochgelehrte. Sie pflegen immer dem Sturm voranzusäuseln.

Nur wiederum in Leipzig zuckte ein blutiger Vorfall auf. Hier war die demokratische Stimmung gegen den Erbprinzen Johann gerichtet, und kein Mensch ahnte, daß derselbe in späteren Jahren ein populärer König von Sachsen werden könnte. Er hielt damals, ein gründlich unpopulärer Mann, eine Revue der Communalgarde ab. Ich selbst war Communalgardist und that auf dem Felde bei Gohlis meine militärische Schuldigkeit nach Kräften vor Ihrer königlichen Hoheit, welche ernst und schweigsam vor uns hielt mit ihrem interessanten, ja schönen Kopfe. Dieser ganze militärische Mechanismus fand offenbar in diesem Kopfe nicht den geringsten Antheil, schon darum nicht, weil ihm der ganze Begriff einer Communalgarde nicht gefallen mochte, dann aber auch darum nicht, weil diesen Prinzen überhaupt die Wissenschaft mehr interessirte als irgend ein Soldatenthum.

Ohne Zwischenfall war Alles vorüber; wir waren heimmarschirt, und ich saß des Abends bei den Meinigen. Da stürzte mein Schwager ins Zimmer, bleich und erschüttert. Er sei, rief er, soeben glücklich dem Tode entgangen. — Wieso? — Auf dem Roßplatze vor der Wohnung des Prinzen solle es Unruhen gegeben haben, und er, davon nichts ahnend, sei oben auf der Promenade daher gekommen. Da plötzlich sei eine Gewehrsalve erfolgt, und die Kugeln hätten rechts und links von ihm in die Bäume, Sträucher und in die vorübergehenden Menschen eingeschlagen, welche von der Volksmenge unten vor dem „Hotel de Prusse“ gar nichts gewußt.

Dieser Kugelregen vor dem „Hotel de Prusse“ hatte natürlich große Bewegung in der Stadt und im Lande zur Folge und wurde von den Organen der Regierung als eine Nothwendigkeit dargestellt, den demokratischen Excessen einmal auch blutigen Ernst entgegenzusetzen.

Die Gegensätze wurden dadurch allerdings verschärft, aber der Mantel der Zeit fiel doch auch darüber, und als ich im Früh-

jahr 1847 wieder auf einige Wochen nach Paris ging, stand nichts unmittelbar Drohendes am deutschen Horizont.

Am französischen Horizonte auch nicht.

Ludwig Philipp regierte mit Guizot streng und scheinbar unangefochten. Frankreich war sogar viel stiller, als da ich es vor sieben Jahren verlassen. Damals waren die Ministerwechsel noch an der Tagesordnung. Wie nach einem neuen Theaterstücke verlangte man immer wieder nach einem neuen Ministerium.

Diese Unruhe erreichte 1840 mit Thiers ihren Höhepunkt. Der kleine Provençale — er stammt bekanntlich aus Aix bei Marseille — entwickelte kriegerische Absichten gegen Deutschland und strategische Fähigkeiten für den Krieg, Fähigkeiten, welche er auch wirklich besaß. Wie klein er auch von Person, er stieg persönlich zu Pferde und hieß die Trommeln wirbeln, die Trompeten schmettern zu einem großen Feldzuge nach dem Rhein. Der Rhein! der Rhein! wurde hüben und drüben das Feldgeschrei. „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ Dies Rheinlied von Becker war damals unsere sanfte Antwort auf das brutale französische Trommeln und Trompeten, und sie führte zum Ziele wie das Singen des Rattenfängers von Hameln: die Kriegsgefahr ging vorüber.

Man sagte mir indessen später in Paris, daß dies nicht blos unserm Gesange zu verdanken gewesen, sondern dem Kopfschütteln von ganz Europa und dem Kopfschütteln Ludwig Philipp's, welches er freilich nicht öffentlich hätte sehen lassen. Er hätte nur eine Demonstration beabsichtigt, eine „échauffourée“, wie der Franzose sagt. Solch' eine Demonstration sei der Dynastie Orleans nöthig gewesen, welcher man immer nachsagt, sie besäße keine Courage gegen das Ausland und ließe Frankreich — das eitle! — erniedrigen. Er hätte nun gezeigt, daß selbst ein alter Orleans das Schwert ziehen könnte, und das sei genug.

Der kleine Thiers mußte vom hohen Schlachtrosse heruntersteigen und ins Privatleben sich ergeben, was Ludwig Philipp gerade so lebhaft gewünscht wie den Frieden, und zu welchem Ende er ihn so lebhaft rumoren gelassen.

Seit sieben Jahren saß nun Thiers in der Stille des Privatlebens und schrieb, statt zu regieren, schrieb in seinem Hause auf der Place St. Georges die Geschichte Napoleon's, umgeben von historischen Bücherbatterien, hinter denen der kleine Schriftsteller kaum zu erblicken sei.

So dachte ich mir ihn; aber man belehrte mich eines Anderen. Der französische Geschichtschreiber richtet seine Aufgabe ein wie eine Regierung; errichtet unter sich eine ganze Anzahl von Aemtern, welche ihm das Material aufsuchen, läutern und zubringen müssen. Er selbst liest nicht alle Quellenschriften, das thun seine Beamten. Sie legen ihm die Auszüge vor, und mit diesen Hilfstruppen ordnet und leitet er die Schlachten seines Buches, sie sind seine Adjutanten, nach deren Rapporten er anordnet und leitet.

Dabei war er seit sieben Jahren schlechter Laune; denn er regierte lieber, als daß er schrieb. Ludwig Philipp aber machte noch immer keine Miene, ihn im Schreiben zu stören. Kurz, es war politisch ganz still in Paris.

Wir wußten es damals noch nicht, daß diese lange Thätigkeit am Schreibtische, welche Thiers verwünschte und Ludwig Philipp mit Vergnügen sah, gefährliche Keime legte für die Ruhe der Orleans und für die Ruhe Frankreichs.

Die durch Thiers' Buch neu angefachte Begeisterung für den großen Napoleon verleitete Ludwig Philipp, auch seinen großen Sinn historischer Andacht zu bethätigen und die Asche des Kaisers von St. Helena nach Paris bringen zu lassen. „Welche Thorheit!" rief Heine, „die populärste Dynastie wieder zu erwecken!" Und er hatte Recht. Republikaner verjagten 1848 die Orleans, die wiedererweckten Bonapartisten aber verjagten die Republikaner und errichteten ein zweites Kaiserthum.

So lag die Vorgeschichte und verdeckte Zukunft, als ich im Frühjahre 1847 wieder nach Paris kam. Mein erster Gang war natürlich wieder zu Heine, welcher mir geschrieben hatte, er sei recht krank und könne kaum noch die Feder führen, weil ihm

die Augenlider von selbst zufielen. Die Buchstaben waren auch weit auseinandergezogen und riesengroß.

Er war ausgegangen. Also kann er noch ausgehen? Ja, am Stock und sehr langsam, weil er zu wenig sieht. Das tröstete mich doch ein wenig, denn er hatte mir mit jenen Riesenbuchstaben geschrieben: „Komm' heute, denn morgen könntest du einen stillen Mann an mir finden. Die Lähmung meines Körpers schreitet zwar nur allmälig vorwärts, und es mag vielleicht noch eine Weile dauern, ehe das Herz oder das Hirn berührt und dem Spasse hieniden ein Ende gemacht wird, aber ich kann doch nicht für einen Salto mortale stehen, und ich möchte gern mit dir Testament machen."

Trübselig über uns Erdenwürmer nachdenkend, die wir Würmer bleiben, wenn wir auch noch so leuchtend glänzen, wandelte ich in mein Hotel zurück und fand da zum Troste den jungen Poeten Alfred Meißner, der aufmerksam auf Alles durch die Welt schreitet und sich mir freundlich auf ein Paar Tage zum Cicerone anbot für das um sieben Jahre älter gewordene Paris, dessen Wandlungen ich kennen lernen wollte.

Wir flanirten denn, und zunächst erzählte er mir von einem jungen französischen Poeten, den ich immer nicht genug beachtet hätte und der doch vielfach mit Heine verwandt wäre. Man muß sich immer von Fachleuten belehren lassen; ich hörte also aufmerksam zu, wie der deutsche Poet Alfred mir schilderte, daß ihn schon daheim in Böhmen der französische Poet Alfred am genialsten angemuthet hätte von allen jungen französischen Dichtern. Alfred de Musset nämlich, der Stenio in George Sand's „Lelia", denn sie seien Liebesleute für einander gewesen, und die Sand habe ihn porträtirt in jenem Stenio.

Wir hatten bis dahin wenig Aufhebens gemacht in Deutschland von diesem Musset und uns nur ärgerlich belustigt über sein unverschämt phrasenhaftes Rheinlied. Unterdeß war er wirklich zu einem feinsten Poeten der Franzosen emporgewachsen, der graziös, poetisch witzig, poetisch hauchend schrieb, so daß man ihn

wohl in einiger Beziehung den französischen Heine nennen mag. Leider hat man bald hinzusetzen müssen: er geht verloren in wüstem, trunkenem Leben.

Wirkliche Trunkenheit dünkt uns was Seltenes an den Franzosen. Die Weiber sind ihre nationale Leidenschaft. Anno 1847 versicherte man mir aber mehrfach, die Trunkenheit sei in Frankreich nicht mehr so selten wie früher, und Musset habe gesagt: „Ich dichte am besten, wenn ich die Feder kaum noch halten kann."

Das war Uebertreibung. Musset hat noch schöne Sachen geschrieben, sogar dramatische Capriccios für das Théâtre Français, Capriccios, denn einen strengen, engen Gang des Dramas, wie ihn das Theater fordert, hat er nie einhalten können.

Wie immer führte uns das Flaniren auf den Boulevard, und da hörten wir vor uns Deutsch sprechen. Ein schlanker Mann mit blondem Bart war der Sprecher. Ich erkannte die Tenorstimme: Jacob Venedey war's. Immer noch Flüchtling. Wie thöricht! Ein idealistischer Politiker, ein redlicher Patriot, der Niemandem schaden wird. Auch keiner Regierung, welche er bekämpft. Er gehört zu den weiblich Eigensinnigen, denen bestimmte Gedankengänge zur Liebhaberei geworden, und die sich auch den Anordnungen ihrer Partei, wenn sich's um Tod und Leben handelt, nicht fügen mögen, sobald eine solche Liebhaberei nicht ins Programm aufgenommen wird. Anno 1839 fand ich ihn oberhalb des Havre in einer Sommerfrische, und da erzählte er mir unter Anderm, daß Blücher 1813 gesagt habe: wenn man endlich den Napoleon finge, dann müsse man ihn aushauen, das heißt durchprügeln lassen. Als ich ihm entgegnete, das sei doch unschicklich bei einer so wichtigen historischen Person, da erklärte er sich mit großem Eifer für Blücher's Vorschlag. Es war jetzt noch seine Meinung; sie gehörte zu seinen Liebhabereien.

Solche Sonderlinge werden Sonderlinge durch Geschmacklosigkeit in größeren Dingen. Zwei Jahre später fanden wir uns in der Frankfurter Paulskirche wieder, und er war derselbe

weibliche Politiker mit absonderlich strengen Mannesphrasen, aber immer ein liebenswürdiger Mensch. Der Tod hat ihn kürzlich hinweggerafft.

Er wetterte natürlich damals auf dem Boulevard gegen die sogenannte preußische Constitution. Sie war auch die erste und letzte Frage im Munde aller bekannten Franzosen, denen wir begegneten, und in das Gespräch über dieselbe mischte sich stets der Name Friedrich's des Großen, welchen die für das Ausland stets so absprechenden Franzosen tief respectiren. Warum respectiren sie ihn? Wir kamen auf dem Wege von den Boulevards nach dem Palais Royal an einem Hause vorüber, welches Bild und Namen dieses preußischen Königs führt. Da kam's zu Tage. Ein mit uns flanirender Franzose rief: „Er war ja ganz von französischer Bildung, er hat Voltaire beherbergt, und der feinere Theil eures Preußenthums stammt ja von uns!"

Zu seiner Genugthuung erzählte ich ihm etwas, was mir Varnhagen mitgetheilt: daß König Friedrich einmal im schlimmsten Augenblicke des siebenjährigen Krieges mit Winterfeld den Plan erörtert habe, mit dem Reste der Armee direct nach Frankreich zu marschiren und sich des französischen Thrones zu bemächtigen; der nichtige fünfzehnte Ludwig würde ja ohneweiters zu beseitigen sein.

„Hätte er's nur gethan!" sagte unser französischer Begleiter, „dann wäre der lästige Parvenu Preußen damals schon versunken und wir wären ihn beizeiten losgeworden."

Aus dem Jahre 1813 hassen die Franzosen von den feindlichen Alliirten mit Vorliebe den Preußen, weil sie erkannten und erkennen, daß in ihm die treibende Seele der Alliirten wohnte, der echte Haß, personificirt in Blücher. In demselben Blücher, welcher absolut den Pont de Jena in die Luft sprengen wollte und den widersprechenden Talleyrand einlud, sich nur bei dieser Gelegenheit auf die Brücke zu setzen. Alexander's, des russischen Kaisers Einspruch rettete die Brücke, und diese russische Höflichkeit 1813 und 1815 ist von den Franzosen nie vergessen worden.

und sobald in Preußen sich was Bedeutsames ereignet, erwacht die schlafende Eifersucht der Franzosen. „Sadowa!" Der preußische Sieg von Königgrätz hat ja auch lediglich den Krieg von 1870 erregt. Sie gaben von da an dem kranken dritten Napoleon keine Ruhe, bis er auf Saarbrücken marschiren ließ. Es hat seit hundert Jahren die Ahnung in ihnen geschlummert, daß sie der Staat Friedrich's des Großen mit einer Absetzung bedrohe, mit einer Absetzung von erster Stelle in Europa.

„Warum gehen denn die Frauenzimmer alle schwarz?" fragte ich Meißner. „Kohlschwarz? Ist eine Landestrauer?" — „Es ist Mode," erwiderte er lachend, „kohlschwarz ist Mode, der Tod ist Mode, und wenn sie nach Hause kommen, werden Sie auch dort lauter kohlschwarze Frauen sehen."

Das hat sich in den Siebzigerjahren wiederholt, da war's aber wirklich Landestrauer wegen der deutschen Siege. Haben's auch da unsere Frauen nachgemacht und über die Siege getrauert, welche ihre Männer oder Liebhaber errungen? Es soll vorgekommen sein, weil es die aus Frankreich kommende Kleidermode mit sich gebracht. War's also nicht angezeigt, sich selbst die Mode zu machen, wie wir's einmal in Leipzig versucht?

„Sie müssen gleich Michelet hören," rief plötzlich Meißner, „der ist auch Mode, und er liest heute. Eilen wir hinüber ins lateinische Viertel! — „Worüber liest er jetzt?" — „Ueber die französische Revolution. Das heißt, dies ist der Titel: er spricht über alles Mögliche, und darunter auch über die französische Revolution. Der Zudrang der Studenten ist ungeheuer, besonders seit die beiden anderen Apostel des unabsehbaren Fortschritts, Quinet und Mickiewicz, vom Katheder entfernt worden sind durch die Regierung. Auch hier gibt's Verbote unter Herrn Guizot, unnütze, wie sich's von selbst versteht. Michelet schöpft daraus eines seiner Bilder. „Es gab eine Lyra," sagt er, „mit drei Saiten. Die eine Saite war von Gold; das ist Mickiewicz. Die andere war von Silber; das ist Quinet. Die dritte ist von Stahl;

das bin ich. Jene beiden hat man zerbrochen, und man wird auch mich zerbrechen." — „Nein! Nein!" ruft stürmisch das Auditorium."

Die Thür, welche zu Michelet's Auditorium führt, war geschlossen. Die Regierung hat geschlossen! Die Regierung! rief man aus dem Häuflein, welches sich ansammelte. Michelet selbst hatte angezeigt, daß er nicht lesen werde, weil die Osterferien einträten.

Dafür schilderte mir Meißner, wie es bei diesen Vorlesungen herzugehen pflege. Es ist ein amphitheatralischer Saal, und der ist gepfropft voll, und es herrscht ein beträchtlicher Lärm. Man hält Reden, man liest patriotische Gedichte vor oder Aufsätze, man singt die Marseillaise. Endlich kommt der Herr Professor Michelet, der gar nicht wie ein deutscher Professor aussieht, denn er ist äußerst elegant gekleidet, und selbst die weißen Glacéhandschuhe fehlen nicht. Er wird rauschend empfangen mit Händeklatschen und Jubelzuruf. Er setzt sich auf den kleinen Katheder. Nur ein schmales Blättchen Papier hat er in der Hand, und dies sieht er nicht an, sondern er faltet es mit den Fingern, damit die Finger eine Beschäftigung haben. Er denkt nach. Es wird ganz still, es spannt sich die Erwartung. Er bewegt die Lippen; er spricht leise; sein ganzer Vortrag bleibt leise. „Eine Stunde vor Sonnenaufgang," sagt er, „bin ich heute aufgestanden, und ich habe zuerst an Sie gedacht, habe daran gedacht, wovon ich Ihnen sprechen wollte. Von der Armuth will ich Ihnen sprechen. (Bravo!) Ich sehe einen Mann über die Straße gehen, das ist ein braver Mann. Er wird von einem Armen angesprochen, und er gibt dem Armen all sein Geld. Einem zweiten Armen gibt er seinen Mantel; einem dritten gibt er ein Buch, das er am Herzen getragen. Welches Buch ist es? Es ist die Bibel. Und was geschieht? Ein Heiligenschein verbreitet sich um den braven Mann, und der Arme erkennt, daß der Heiland bei ihm gestanden. Der Heiland wandelt immer noch auf Erden zum Troste der Armen, und das Evangelium wird fortwährend neu verkündigt." (Rauschender Beifall.)

kommen mag, das ist gleichgiltig. Er ist ein Seher, und die Geschichte ist ihm nur Veranlassung zu Betrachtungen. Auch er ist jetzt gestorben.

„Fahren wir auf den Père-Lachaise hinauf," rief Meißner, „Sie haben Börne's Grab noch nicht gesehen. Seit Ihrer Abwesenheit hat man ihm einen Leichenstein gesetzt."

Dieser Grabstein mit einer schwarzen Büste Börne's und mit schwarzen Basreliefs machte mir einen traurigen Eindruck. Die Basreliefs lechzen nach einem besseren Geschmack, und das Brustbild, wie schwarz gewichst aussehend, macht in seiner Magerkeit durchaus nicht den geistvollen, feinen Eindruck wie die Lithographie nach Moriz Oppenheim. Ein moderner Mann wie Börne paßte in keiner Weise zu antikisirender Form. Nicht von der classischen Zeit ist sein Styl abzuleiten, sondern allenfalls von der Bibel. Das Wort allein war seine Welt, nicht die Erscheinung, nicht die Gestalt, nicht die zusammengesetzte Mannichfaltigkeit des Poeten. Sein klares Wort, welches einen seiner schärfsten Gedanken ausdrückte, mußte auf diesen Grabstein geschrieben werden. Dann entstand ein harmonischer Eindruck, wenn der Deutsche in dankbarer Erinnerung an diesen schriftstellerischen Kriegsmann hier heraufstieg auf den Kalkberg, welcher die Leiber wichtiger Menschen verzehrt. Wie kurz ist ja ohnehin das Gedächtniß der Politik neben dem Gedächtnisse der Poesie!

6.

So war der späte Nachmittag herangekommen, und es trieb mich, endlich die Hauptperson zu sehen. „Er ist zu Hause," sagte der Thürwärter, indem er den lichten, offenen Namen Heine so zusammengedrückt aussprach, wie der Franzose den Haß bezeichnet.

Ich erschrak wie vor einem garstigen Vorzeichen und eilte die Treppe hinauf. Da saß er neben einer blühenden, in gesunder Körperfülle fröhlichen Französin, neben einer Frau, welche ihm seit fast einem Jahrzehnt treulich zur Seite steht oder doch wenigstens lacht. Daß sie so leicht lacht, ist ihm ein Segen. Da saß er an der Mittagstafel, welche nicht mehr für ihn gedeckt war — ach, wie verändert!

Von einem feisten, aus kleinen, schalkhaften Augen Funken sprühenden Lebemann hatte ich vor sieben Jahren lachend Abschied genommen, und jetzt umarmte ich fast weinend ein mageres Männchen, in dessen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals sauber und fein wie ein weltlicher Abbé trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der braune Schimmer desselben tänzelte lieblich im Schimmer des Lichtes; damals war das volle Gesicht glatt wie das eines Kammerherrn — jetzt hing das trocken gewordene Haar verwildert, grau gesprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe, jetzt war das Gesicht eingerahmt von einem grauen Barte, weil die schmerzlich erregten Nerven das Scheermesser nicht mehr vertrugen. Die feine Nase war länger und spitzer, der anmuthige Mund war schmerzlich verzogen geworden. Sonst neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als suche er muthwillig das schwache Fundament der wackligen Menschenkinder zu ergründen; jetzt war es immer gewaltsam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die nur noch offene kleine Spalte zwischen den Augenlidern gelangen und ein wenig sehen könne. Armer Heine!

Und doch dauerte das Klagen nur einige Minuten! Der Geist ist unberührt, das Naturell ist unbetroffen: über die sentimentale Thräne hinweg flogen sofort wieder die lustigen Pfeile, welche er so lange gegen Jahn oder Maaßmann oder sonst einen herkömmlichen Gegenstand seines Spottes geschnellt hat. Ich spottete meinerseits, daß er immer noch auf die alten, überlebten Kerle schieße, und er antwortete: „Laß mich doch! Man braucht seine Gewohnheiten. Und es wäre ja undankbar von mir, wenn

ich diese armen Teufel im Alter verlassen wollte, nachdem sie mir so viele Jahre als Zielpunkte gedient. Wer spräche denn noch von ihnen!"

Kurz, der versagende Körper war bald Nebensache, und Shakespeare hat Mercutio nicht besser sterben lassen, als Heine sich selber sterben läßt. Jede Hoffnung auf Besserung weist er lächelnd ab; er hält seine Tage für gezählt und diese Zahl für sehr klein. „Hätte ich nicht Frau und Papagei," sagte er lächelnd, „ich würde — Gott verzeih' mir die Sünde, wenn's eine ist! — ich würde wie ein Römer diesen schlechten brustgluckſenden Nächten und dieser ganzen Misère jählings ein Ende machen. Aber das schickt sich nicht für mich, den Hausvater. Laß uns aber Testament machen, so lange du hier bist!"

Dies geschah. Ach, was kam da Alles zum Vorschein! Welch eine sonderbare Verschwendung von Geist, Spott und Zorn, von vorbauenden und sicherstellenden Hilfsmitteln, von Plänen, Speculationen und Chimären steckt in den Briefen und Papieren eines Auswanderers, welcher, wie Heine, seit sechzehn Jahren einen Mittelpunkt gebildet hatte für die deutschen Wanderer politischer und poetischer Wünsche! Und fast Alles fraß da das Kaminfeuer in einer Stunde.

Der leichtsinnig erscheinende Heine war eigentlich gar nicht leichtsinnig. Es war Alles an ihm reiflich überlegt, auch sein gedruckter Witz, und in allen Fragen über positive Lebensverhältnisse war er von diplomatischer Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit.

Seine zahlreichen grellen Fehler hat man immer genau aufgezählt, seine großen Vorzüge hat man gern im Dunkel gelassen. Am Rande seines Grabes erst haben wir die klagenden Stimmen gehört über seine wohlthätige, liebevolle Hand, welche immer offen gestanden ist für darbende Wanderer. Er hat die Feder, er hat den Mund nichts wissen lassen von dieser hilfreichen Hand, und unerwartete Zeugen brachten jetzt die Kunde, daß er nicht nur ein Genie, sondern auch ein gutes Herz besessen habe — ein ganz einfach gutes Herz, nicht mehr und nicht minder.

Alle Welt betrachtete ihn mit dem verfallenden Leibe wie einen Sterbenden, und wie über einen solchen sprach man und richtete man. Er hatte ja ein Heer von Feinden, und doch waren unter den Deutschen in Paris nur noch wenig Widersacher übrig, welche seinen nahen Tod nicht schmerzlich beklagt hätten. Viele blieben ihm principielle Widersacher, und dennoch beklagten sie aufrichtig das Hinscheiden eines solchen Geistes.

Das war in Paris auch ganz natürlich; denn hier hat die Heine'sche Begabung unserm deutschen Geiste eine Achtung erworben, welche selbst ein tieferer und größerer Mann unserer classischen Literatur nicht hätte erwerben können unter den spöttischen und hochmüthigen Franzosen. Heine besaß immer, er besaß auch als Halbtodter noch in seinem Köcher alle die kleinen Waffen dieser Gallier, welche sie am meisten fürchten. Das wissen sie, und davor haben sie einen ganz redlichen, eigennützigen Respect. Von seiner belebenden Poesie verstehen sie nur die Hälfte; von seinem Witze verstehen sie die ganze tödtliche Kraft. In diesem Punkte sind sie so scharf witternd, daß sie eine trockene Uebersetzung des „Atta Troll", eine Uebersetzung in Prosa, welche die Revue des deux Mondes damals brachte und welche natürlich das Gedicht nur sehr unvollständig wiedergibt, mit vollständigem Beifalle lasen. Die hundertfältigen Beziehungen in die abgelegensten Winkel deutscher Literatur hinein können sie nicht verstehen, und dennoch verspüren sie etwas von der Wirkung, und dennoch bleibt genug übrig, was ihnen Reiz und Furcht einflößt.

Die Franzosen und Manche von uns sagten wohl damals öfter: Heine sei ein halb französischer Autor. Jetzt aber, wo man die Summe zieht, verleugnet sich Niemand mehr, daß dies ein Irrthum ist, und daß Heine ganz und gar in deutscher Poesie wurzle, halb Page, halb Lanzknecht germanischer Romantik, welche er spaßhaft und närrisch behängt hat mit mancherlei Quincaillerie aus den Schaufenstern der Boulevards, aus den Schaufenstern der Journale. Ein deutscher Republikaner, der in Einem Athem Heine's Genie pries und Heine's politische Maximen verwünschte,

sagte eines Abends zu mir, und erschrak selbst über das, was sein Mund sagte: „Am Ende wird man nach einem Jahrzehnt behaupten, Heine sei deutscher gewesen als Börne, der doch zuletzt ganz und gar in französischen Maximen aufgegangen!“

Mich beschäftigte neben dem kranken Freunde vor allen Dingen die Frage: woher eine so ungewöhnliche und unerbittliche Krankheit auf ihn gestürzt sei, eine Krankheit, welche offenbar in den geheimnißvollsten Verzweigungen zwischen Hirn und Rückenmark ihren Sitz hat als eine tückische, rastlos weiterkriechende Lähmung? Nun, Heine selbst sagte: Zorn und Aerger haben sie erregt durch eine Art von Schlagfluß.

Nicht die hundert Kämpfe in Literatur und Politik haben diesem furchtbaren Fechter das Mindeste angethan; ein einziger Streich, welcher von seiner Familie ausgegangen, hat ihn zerstört. Es wird dies seiner Familie ein tiefer Vorwurf bleiben.

Heine war fünfundvierzig Jahre alt, als ihn dieser Streich zerbrach. Er hatte noch Jahrzehnte schöpferischer Thätigkeit vor sich: sie sind vernichtet worden durch Klatschereien kleinlicher Verwandten. Diese Klatschereien haben Salomon Heine, Heinrichs Oheim, den er sehr verehrte, bitterlich beeinflußt kurz vor seinem Tode, und so hat das Testament des Millionärs nichts erfahren davon, daß ein Dichter Heinrich Heine existire.

Es ist nicht blos der Verlust einer Erbschaft gewesen, welcher den Dichter zerschmettert hat, es ist noch viel mehr der Verlust der Anerkennung gewesen, welcher wie ein Donnerschlag über ihn gestürzt ist. Er verehrte diesen Oheim; der jüdische Familiensinn brachte es mit sich, daß er von diesem in Hamburg hoch angesehenen Oheim Salomon gewürdigt und geachtet sein wollte. Sobald man das geflügelte Wort dieses Oheims über den Neffen citirte: „Wenn der Heinrich was gelernt hätte, so brauchte er keine Bücher zu schreiben“ — da lachte Heinrich unbefangen. Er wußte, daß dies Witzwort längst überlebt war. Es stammte aus seiner Jugendzeit, da er aus dem Kaufmannsgeschäfte ausgerissen war, und der Oheim hatte längst mit Behagen zugesehen

Und nun, kurz vor dem Tode verleugnet er ihn, weil scheelsüchtige Verwandte ihm in den Ohren liegen mit Verleumdungen und Verhetzungen — das traf den so reizbaren Heinrich ins Herz.

Die guten Bürger und schlechten Musikanten mögen es nun vor der Nation verantworten, uns die geniale Dichterkraft gelähmt und getödtet zu haben vor der Zeit. Wenn man von den Geldsäcken und sonstigen Herrlichkeiten der Familie nichts mehr wissen wird, da wird man den Namen Heinrich Heine noch kennen, und die literargeschichtliche Mythe wird hinzusetzen: er sei wie Lord Byron durch Nadelstiche kleiner Verwandten vor der Zeit hingerichtet worden.

Karl Heine, Salomons Sohn, gehört übrigens nicht zu diesen Verwandten: er ist seinem Vetter Heinrich wohlwollend und wohlthätig verblieben.

„Auf dem Montmartre sollt ihr mich begraben; dies ist mein Quartier," sagte er damals.

„Und was wird weiter?" fragte ich; „was denkst du?"

„Was wird aus dem Holze dort im Kamin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns daran, bis die Asche in die Winde zerstreut ist."

Der kleine Alexander Weill, der Elsässer, welcher eine brave Französin geheiratet hat und ein curios chauvinistischer Franzose geworden ist, stand dabei und sagte pathetisch: „Die ganze Menschheit ist nur ein Mensch, in ihr geht also keiner verloren durch den Tod; als irgend ein Punkt, wohl gar als ein Nerv lebt jeder Einzelne fort in der Menschheit von Adam her bis auf uns und unsere Kindeskinder. Es stirbt nichts, was lebendig gewesen!"

„Wohl gesprochen, junger Maulwurf!" sagte Heine lächelnd, „die Weltgeschichte ist die Lebensversicherung derjenigen, welche durchaus eine Rente brauchen."

* * *

Heine
für de
und N
digen
hielt e
wieders
Genera
„Myst
führen
J
magere
die Züg
vorgedr
J
pierre's
puritani
cobiners
J
Lamarti
den, inn
zuschreib
seiner F
weist. E
gegen de
charakter
den Krie
Da
male sah
tischen G
rung setz
und Balz
damals s
tönend, s

über Eisenbahnen, deren Bedeutung die Kammer nicht verstand oder nicht verstehen durfte, damals schon war ich durchdrungen davon: dieser Mann hat eine große Zukunft, und ich war jetzt noch derselben Meinung. Ich schrieb über ihn Folgendes an die Allgemeine Zeitung:

„Es ist etwas Neues des Franzosenthums in ihm, und etwas gründlich Neues. Was die Franzosen annehmen können von kosmopolitischem Sinne, das ist dargestellt in Lamartine, welcher national-französisch bleibt, ohne verblendet französisch zu sein. Und das ist gründlich, weil es langsam und nach und nach entstanden ist. Es ruht auf dem schönsten Grunde, auf dem der Naivetät, welche immerdar bereit ist, aufzunehmen und zu lernen. Welch eine Entwicklung, seit dieser Mann in der Deputirtenkammer erschien unter der Ankündigung: es erscheine ein poetischer Legitimist, wahrscheinlich ein junger Chateaubriand, und seit er entsprechend oben auf der äußersten Rechten seinen Platz einnahm! An allen wichtigen Fragen hat er sich seit der Zeit lebhaft betheiligt, hat sich unantastbar den Ruf eines unbestechlichen, grundehrlich strebenden Mannes erworben, hat sich diesen jetzt so kläglich seltenen Ruf in der Kammer Frankreichs unversehrt bewahrt und — schließt jetzt sein Urtheil über die constituirende Versammlung der Revolution dahin ab, daß er, der einstige Legitimist, sagt: „Die Nationalversammlung hat nicht genug gewagt gegen das Königthum. Sie schon mußte die Republik erklären, denn diese Regierungsform ist vorzuziehen, wenn es sich um völlig neue Schöpfung eines gesellschaftlichen Lebens handelt, sowie die Monarchie vorzuziehen ist, wenn die Speculation ihre Ziele gefunden und sich das Bedürfniß gemeldet hat, die neu gewonnenen Formen zu festigen und zu erhalten.“

„Wer von selbst und ohne Falsch und ohne innerliche Inconsequenz zu solchen den einstigen Legitimisten scheinbar vernichtenden Resultaten kommt, der ist von einer bewunderswerthen Naivetät, will sagen von einer Ehrlichkeit des Trachtens, welche das größte Vertrauen ansprechen darf.“

mit dem greisen Könige in die Gruft getragen wird. Lamartine wird ein Hauptminister der Regentschaft sein. Er wird seinen Charakter einsetzen für ein neues Regiment."

„Und Thiers wird sein Talent zu Hilfe bringen. Glaube man ja nicht, daß dieser kleine Mann der unerschöpflichen Hilfsmittel für immerdar unmöglich sei. Für das Talent gibt es keine Unmöglichkeit. Es umgeht sie, wenn es sie nicht überwinden kann, es wartet. Thiers wartet und säubert sich und häutet sich, um zu der ernsthaften, von poetisch-politischem Enthusiasmus bewegten Figur Lamartine's zu passen. Man schreibt hierzulande Geschichte, um den Leuten zu zeigen, daß man Geschichte machen kann."

Nicht minder vornehm in der Erscheinung ist Mignet. Und doch ganz anders. Ein gelehrter Diplomat, der nicht gelehrt aussieht, sondern wie ein feiner Gentleman, welcher auch den Diplomaten überlegen ist durch die stille Ruhe gründlicher Bildung.

Dieser Historiker, welcher durch seine kurze Schilderung der französischen Revolution in einem schmalen Bändchen berühmt geworden, besitzt die Weisheit der Bescheidenheit. An der Politik den lebhaftesten Antheil nehmend, hat er sich doch nie vorgedrängt, genau wissend, daß die zweiten Stellungen die wirksamsten sind, weil sie die Verantwortung nicht in erster Linie zu zahlen haben und darum dauernd bleiben. Wer an der Spitze schreitet, gegen den richten sich alle Pfeile. Er wurde unter dem Juli-Königthum früh Staatsrath und ist Staatsrath geblieben. Unbetroffen vom Wechsel der gebietenden Herren Minister wohnt er neben dem Ministerium des Auswärtigen in seiner alten Amtswohnung. Das Ministerium schaut auf den geräuschvollen Boulevard, Mignet's Amtswohnung in eine stille Straße. Darin sind die Archive, welche seinem Schutze übergeben sind.

Er ist immerwährender Secretär der Akademie und oft berufen, den akademischen Notabilitäten die Grabrede zu halten. Da sollen die Vorzüge vergoldet, die Mängel verschleiert werden.

Letztere so zu verschleiern, daß man sie doch erkennt, das ist eine Kunst, welche Mignet in hohem Grade versteht.

Ich hatte ihn nie gesehen und mir ihn immer unserm Varnhagen ähnlich gedacht. Sein ruhiges, gleichmäßiges Wirken unter all' dem Pariser Wechsel, seine Charakterschilderungen von harmonischer Gedrungenheit, seine fassungsvolle Anschauung des Lebens und der lebendigen Personen hatten mich immer künstlerisch, ich möchte sagen poetisch angesprochen. Seine reichhaltige Charakteristik des Antonio Perez, dieses merkwürdigen Secretärs Philipp's II., war das letzte Buch von ihm, welches ich gelesen, und als der Diener öffnete und mich in den hohen und weiten Arbeitssalon des Historikers eintreten ließ, da dacht' ich auch an Antonio Perez, welcher hinter dem mitten im Zimmer stehenden Schreibtische aufstünde.

Doch nein, Antonio war noch jung, als ihn König Philipp vernichten ließ, der mir entgegentretende stattliche Herr aber war über das Liebhaberalter hinaus. Sein Lockenhaar war indeß noch braun, seine ganze Erscheinung elegant. Ein feiner, klarer, ja schöner Kopf französischer Art. Dunkle Augen, welche scharf zusehen, ein bewegliches Antlitz, welches nicht leicht mehr als höfliche Eindrücke abspiegelt, ein feiner Mund voll weißer Zähne, welcher schalkhafte Sicherheit verräth, eine hohe Stirne, eine gesunde Blässe. Die Gestalt ziemlich hoch und ansehnlich, die Bewegung von guter Haltung.

Ich sagte ihm, daß er mir älter vorgeschwebt, weil seine Revolutionsgeschichte schon lange in der Welt und mir schon eine Gymnasiastenlectüre gewesen sei.

„Ah" — erwiderte er lächelnd, während wir uns am hohen Kamin zurechtsetzten — „ich war sehr jung, als ich sie schrieb."

„Die knapp gedrungene Fassung ist also Ihr ursprüngliches Talent?"

„Das muß sie wohl, wenn sie darin ist. Denn das Buch ist äußerst rasch geschrieben worden, geradezu dem harrenden Setzer und Drucker in die Hände. Wir brauchten damals ein solches Buch

augenblicklich. Und ich habe bei all den späteren Auflagen keine weiteren als unscheinbare stylistische Aenderungen angebracht."

Ich meinte mich zu erinnern, daß in seiner Charakteristik Robespierre's eine von der Thiers'schen Schilderung dieses wichtigen Mannes abweichende, nicht unwesentliche Verschiedenheit stattfände.

„Nein!" erwiderte er. „Robespierre," fuhr er fort, „war in all' seinem Rousseauthume unmoralisch; er war feig und war geizig, allerdings aber unbestechlich. Er vertrat das Bürgerthum, beherrschte es jedoch nicht. Seine Obmacht konnte also nicht lange dauern."

All' dies zugebend und die Trockenheit des Geistes und Herzens als hinreichenden Grund der dauerlosen Macht begreifend, ist mir doch nie recht klar geworden, daß er mit blos logischer Tugend Begeisterung hat wecken können. Man erzeugt damit wohl Fanatismus, aber nicht Begeisterung, und doch hat letztere ihn eine zeitlang getragen. Hebt nicht Lamartine's Schilderung diesen Zweifel? Lamartine behandelt Robespierre ebenso ungünstig wie jeder Historiker, welcher einen ganzen Menschen zu charakterisiren weiß und nicht blos einen kargen Gedanken verherrlichen will auf Kosten der Wahrheit; aber er stellt einen wichtigen Wendepunkt in helles Licht. Dies ist die Kriegsfrage. Robespierre, ein tüchtiger Rechenmeister, sah voraus, daß der Krieg neue Menschen und Fähigkeiten emporbringen und die bisherigen Tribunen philosophischer Doctrin stürzen müßte. Er allein also widersetzte sich dem Kriegsgeschrei der Girondisten und seiner eigenen Partei; er trotzte der Unpopularität, wohl wissend, daß dies nur die Unpopularität des Augenblickes sein könne, und daß ihm dieser Widerstand gegen den Krieg als Symptom tiefster Selbstständigkeit und Bürgerlichkeit tausendfache Percente bringen müsse in der Meinung des Bürgerthums; wohl wissend, daß man binnen wenig Tagen die Wahrheit seines Wortes begreifen werde, des Wortes: der Krieg ist der ärgste Feind der Freiheit.

Und so geschah's, und aus dieser Probe bürgerlichen Kerns erwuchs die bürgerliche Begeisterung für ihn.

Mignet hatte nichts dagegen einzuwenden. Er sprach überhaupt wohlwollend über das Lamartine'sche Buch; natürlich so, daß hinter diesem Wohlwollen mannichfacher Tadel des Buches unausgesprochen ruhen konnte. Aber er deutete diesen Tadel kaum an, viel weniger, daß er ihn ausgesprochen hätte.

Die besseren Franzosen halten auch in literarischen Fragen, sobald diese die Person des Autors berühren könnten, streng an den Gesetzen guter Umgangsformen und guter Lebensart. Selbst bei grundsätzlicher Polemik suchen sie direct persönliche Beleidigung zu umgehen.

Ich fragte Mignet, ob folgende Scene richtig wäre, die mir Heine gestern erzählt und die er von ihm selbst, von Mignet, gehört haben wollte: Der jetzige König der Franzosen, Louis Philipp, sei als junger Herzog von Chartres in der Nothwendigkeit gewesen, einen Paß nachzusuchen und deshalb einem Minister Visite zu machen. Dieser Minister sei Danton gewesen, und Danton habe ganz sentimental gesprochen. Unter Anderem habe er geseufzt über die schmerzliche Aufgabe solcher Schreckensherrschaft, welche sie durchführen müßten, und habe hinzugesetzt: „Dies Alles thun wir für Euch — pour Vous, pour Vous — Ihr erntet die Früchte davon."

Diese Aeußerung habe Louis Philipp vor Kurzem wiederholt, und es habe geklungen, als ob Danton für den jetzigen Bürgerkönig persönlich prophezeit habe. Ist dies richtig?

Mignet lächelte und sagte blos: „Ungefähr."

Natürlich fragte auch er nach Preußen und erging sich, wie jeder Franzose, über „le grand Frédéric" in wohlbegründeten Lobeserhebungen. Dann sprach er vorsichtig lobend über Ranke, und auf meine Erkundigung über seine (Mignet's) Geschichte der Reformation, welche er trotz alledem und alledem zu Ende zu bringen hoffte, und zwar als etwas Vollständiges. Die Reformationsgeschichte zu Ende bringen? — „Ja wohl," entgegnete

mir dabei ein Heft der Revue des deux Mondes, welches vor ihm lag. Die Prosa-Uebersetzung des „Atta Troll“ war aufgeschlagen. „Ich verstehe nicht Alles, aber ich verstehe genug, um mich geistreich unterhalten zu sehen.“

Heine hatte also Recht. Es erräth kein Volk so gern und so geschickt als das französische. Besonders Malicen.

Und was arbeitet solch ein Franzose, der Staatsmann und Gelehrter ist! Es gibt nichts Thörichteres als den landläufigen Glauben in Deutschland, daß die Franzosen durchwegs ein leichtfertiges Leben führten! Sie arbeiten im Gegentheil mit außerordentlicher Ausdauer und Entsagung. Mignet hatte die lächelnde Freundlichkeit, mir auf meine Bitte so ungefähr aufzuzählen, was Alles sein Tageswerk sei bis zur Dinerstunde des Abends, und welche sorgfältige Zeiteintheilung dazu gehöre, all' seinen Aufgaben gerecht zu werden — mir schwindelte!

Und dabei vergaß er nicht, was Heine von ihm erbeten für mich: Thiers' Bekanntschaft. „Ich esse Sonntags bei ihm,“ sagte er freundlich, „lassen Sie mich um acht Uhr herausrufen; ich werde Sie dann Thiers vorstellen. Um diese Zeit nach dem Essen empfängt Thiers gern Besuch, und da ihr uns nachsagt, wir seien über das Ausland nicht gut unterrichtet,“ fügte er mit feinem, sarkastischem Ausdruck hinzu, „so können Sie ja diesen so wichtigen Mann über das jetzt so interessante Preußen aufklären.“

7.

Ein Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung hatte inmitten der Vierzigerjahre verkündigt, der französische Roman löse sich in Gespräche auf, sein Untergang sei also eingetreten.

Bald darauf erschienen Eugen Sue's „Mystères de Paris", welche in ganz Europa mit Heißhunger gelesen wurden. Sie strotzten von Gesprächen. Dieser dramatische Bestandtheil hatte sich also überraschend Geltung verschafft in der Romanform, und diese Geltung ist dauernd verblieben. Das Maß und die Art sind nur entscheidend geworden.

Sue, der lange auf der See gewesen, hatte mit Seeromanen begonnen, und man war der Compositionskraft nicht gewärtig gewesen, welche er plötzlich in den „Mystères de Paris" entwickelte. Der darauffolgende „Ewige Jude" hatte davon noch starke Proben gebracht; der dritte Roman, „Martin", war zurückgeblieben. Trotzdem waren noch alle Augen auf das große Romantalent Sue's gerichtet, welches, wie es hieß, nun an die „Sieben Todsünden" ging, also an eine abstracte Aufgabe, welche allerdings seiner mächtigen Schilderung der Leidenschaften fruchtbaren Spielraum versprach.

„Romane sind die Opiumspastillen Europas," hatte Lamartine ärgerlich gesagt. Aber eigentlich war außer Sue kein neues Romantalent in den Vierzigerjahren aufgetreten. Die vorhandenen stammten alle aus der Dreißigerepoche. Soulié, reich an Erfindung und kunstvoller Verwicklung, entbehrte der höheren Bedeutung, und die Heldin dieser höheren Bedeutung, George Sand, welche das schönste Französisch schreibt, ein Römisch-Französisch, fand damals kein besonders glückliches Thema. Sie war frühzeitig nach dem Berry gereist auf ihr Landgut, und man sagte, sie sei verstimmt. Sie grolle der Lesewelt, welche durch den Roman nur unterhalten sein wolle. Balzac aber galt für abgestorben. Ich fragte wohl nach seiner Adresse, aber man antwortete: er hat keine. Man muß ihm begegnen, um ihn zu sehen. Er selbst hat schon lange das Interesse an seinen eigenen Romanen verloren, und das Publicum hat ihm Recht gegeben, indem es sich auch von ihm zurückgezogen. Es geht da wie mit dem Vorlesen: man mag noch so geschickt, noch so lebhaft lesen, wenn man nicht selbst mit ganzem Geiste auf dem ruht, was die Lippe ausspricht, dann

Dabe
tigem
einen
Erfin
hat, s

Bibli
Jahre
erschre
unters
Phant
deßwil
S
schöpft
Körpe
lich. S
daß m
bare E
A
Drame
genug
um Dr
lungen.
J
hatte ih
nung e
Sue. L
ein Bil
Einer v
warten
Ihr nu
Antwor
völlige S

aus Indien, angefüllt waren. Auch Alfred de Vigny war da. — „Der Unglückliche hat eine dicke Engländerin zur Frau.“ — Und ein unelegant aussehender Franzose war da — „Warum nicht gar!“ — mit nachlässig aufgestülpter Brille, mit ungepflegtem Barte, ohne Vernisstiefeln, sogar zu meinem Troste mit einem leichtfertigen schwarzen Shlip — „der muß lange in unserer Heimat gewesen sein“ — ja! er trug ein durchfurchtes, mißmuthiges Gesicht durch die Gruppen von Engländern und fragte mich nach Savigny, nach Gans, dessen frühen Tod er sehr beklagte, nach Varnhagen, nach Fräulein Solmar und nach weiteren Notabeln von Berlin, sowie, unvermeidlich! nach den **Etats généraux de la Prusse.** Auf meine Verwunderung sagte er lächelnd, er gehöre zur alten Partei des „Globe“ und habe damals mitgewirkt, die Franzosen aufmerksam zu machen auf deutsche Bildung. Sie werden finden, setzte er hinzu, daß dies auch gewirkt hat. Ja wohl, erwiderte ich, und ich finde dies bedenklich für Frankreich. Es liegt nicht in französischer Natur, und Ihr Staat wie Ihr Paris scheint mir auch etwas ins Stocken gerathen zu sein. Er stutzte und entgegnete, aber er verneinte nicht geradezu. Er war offenbar ein sehr gescheiter Mann. — „Es war Ampère?“ — Ja. All die verschiedenen Menschen vermittelte die Wirthin Mistreß Sarah mit sehr geschickter Unparteilichkeit — „das wäre ein Amt für mich!“

Während wir lachten, ging die Thür auf und ein großer Mann mit breitkrämpigem Phantasiehute trat ein — Eugen Sue.

Sobald er in dem traurig veränderten Aeußeren unseres Poeten Heine erkannte, da hatte es auch mit der Höflichkeit für uns vorläufig ein Ende. Er bekümmerte sich nur um ihn, der allen französischen Notabilitäten das Interessanteste ist von deutscher Literatur, und ich hatte volle Freiheit, den berühmten Romanautor zu beobachten.

Da ist aber nicht viel zu beobachten; das gesellige Aeußere ist bei allen Franzosen so gleichmäßig stark, daß von persönlicher

Eine andere Abweichung von unserer literarischen Weise zeigte sich darin, daß er meinen leisen Angriff auf seine Tendenzschriftstellerei nicht verstand. Ich fragte, warum er bei so großem Talente nur für vorgefaßte bürgerliche Zwecke Romane componire, während ihn doch seine Fähigkeit zu freier und deshalb größerer Erfindung ausrüste? Warum er der allgemeineren Wirkung halber grobe Verhältnisse und Gegensätze vorziehe, während er im Feineren und Edleren Größeres erreichen könne? Das Alles war ihm unklar und unwichtig. Die Geschmacksfrage, ob man praktische Tendenzen nicht zu suchen habe in schöner Kunst, ist ihm eine Spitzfindigkeit, und die Frage, ob er nicht das größte Publicum suchen solle, ist ihm wahrscheinlich eine Abgeschmacktheit. Er will so stark als möglich wirken. Schön zu wirken, mag ihm — vielleicht — untergeordnet scheinen. Principien für das Detail der Form sind den Franzosen äußerst wichtig und stets gegenwärtig. Principien allgemeiner Aesthetik sind ihnen keineswegs so wichtig wie uns. Dem Bedürfnisse des Augenblickes, dem Leben überhaupt geben sie sich hin, unbekümmert um Theorien, und jedes Wirksame ergreifen sie unbesehen. Sie experimentiren mit der That, nicht mit dem Lehrsatze, und sehen lächelnd zu, wenn man einer großen Wirkung dann nachsagt, sie sei mit unrichtigen Mitteln zuwege gebracht.

Als wir uns von Sue trennten, kam noch in Rede, ob er nicht auch einmal die französische Revolution schildern solle. Seine ungemeine Kraft der Darstellung, seine Gewalt psychologischen Blickes und Ausdruckes, dieser Kernpunkt, welcher die „Mystères“ über Europa verbreitet hat, müßten ja in den Männern und Scenen der Revolution ein außerordentliches Material finden. Mirabeau, Danton und Marat in absteigender Linie des Werthes und in aufsteigender Linie des sinnlichen Geistes würden in Sue'scher Zeichnung und Färbung frappante Gruppen geben auf dem Tumulte von Volksleidenschaften, deren Sue so mächtig ist.

Er lehnte die Zumuthung so höflich ab, indem er Mignet, Thiers, Lamartine, Michelet und Blanc herzählte, daß ich über-

seinem herkömmlichen Buen retiro, ausarbeiten.

Ein rascher Tod hat den kräftigen Mann dort überraschend früh hinweggerafft.

„Warum hast du nicht schon lange dies Thema erwählt zu organischen Skizzen?“ sagte ich auf dem Heimwege zu Heine.

„Warum nicht?! Das Leben ist so kurz, wenn man zu seinem Vergnügen leben will! Wie oft hab' ich daran gedacht, wie viel hab' ich davon zerstreut! Und jetzt kann ich nicht einmal zu Ende bringen, was ich angefangen, auch nicht, was uns noch näher liegt: memoirenhafte Skizzen unseres eigenen Lebens, die künstliche Revolution deutscher Romantik vor und in unserer Jugend und die praktische, welche wir seit dreißig Jahren durchmachen. Du wirst mit Detmold Mühe genug haben, die vorhandenen Blätter zu redigiren.“

Uns Beiden hatte er damals seinen Nachlaß zugedacht.

„Wenn ich nur wenigstens noch lesen könnte!“ fuhr er fort. „Und nun schlagen sie mir aus Deutschland gar die Wassercur vor! Die Wassercur! Sie beleidigen mich noch am Rande des Grabes. Als ob ich zwischen einer solchen Cur und einem Tode ohne Umstände schwanken könnte in der Wahl! Nicht einmal deinen gepriesenen Lamartine kann ich lesen, den ich mit gesunden Augen wahrscheinlich nicht gelesen hätte.“

Dictire mir! Novellen, wie Lamartine eine von der Marseillaise bringt. — „Die lautet?“

Delisle ist aus dem Juragebirge gewesen und hat zu Straßburg mitten unter Deutschen die Revolutionshymne geschaffen im Winter 1792. Deutsche Mädchen, die Töchter des Maires Dietrich, haben ihn durch theilnehmende Begeisterung zu dieser Composition gedrängt. Die letzte Flasche Wein — es hat Hungersnoth geherrscht damals in Straßburg — hat der alte Dietrich mit dem Jüngling aus dem Jura getheilt, und der Hauch dieses Weines hat in kalter Winternacht dem jungen Delisle die Hymne

eingegeben. Worte und Musik haben sich wie im Tanze gleichzeitig zusammengefunden vor dem kleinen Clavier, und wie Alles, was als lebendiges Lied wirken soll, ist das Lied gleich als gesungenes entstanden, um — wieder in die Lüfte zu verschwinden. Scheinbar wenigstens. Delisle ist mit dem Kopfe auf dem Clavier eingeschlafen, ohne ein Wort, ohne eine Note aufgeschrieben zu haben. Als er aber des Morgens im kalten Stübchen erwacht und sich besinnt, da treten Worte wie Töne getreu wieder aus seinem Gedächtnisse hervor, und er schreibt sie auf und eilt mit dem Papiere zu Dietrichs. Die Mädchen schlafen noch. Sie werden geweckt, um die Begleitung zu spielen, und so wird dies furchtbare Lied zum erstenmale in einer deutschen Familie gesungen, dergestalt wirkend, daß Vater, Mutter und Töchter dem jungen Manne schluchzend um den Hals fallen. Die friedliche Bürgerfamilie ist in Entzücken über die Erfindung einer Hymne, welche Revolutionshymne werden, welche Schlachtgesang werden soll auch für die wildeste Leidenschaft.

Daher diese deutsche Melancholie in der zweiten Hälfte des Liedes, daher diese Sympathie, welche es, abgesehen von jedem politischen Wunsche, auch in Deutschland gefunden hat. Eine wunderbare Allianz der sonst so getrennten Landsmannschaften!

Ach, und wie redlich haben die Schöpfer und Geburtshelfer ihr Werk zahlen müssen! Man hat es gesungen, als Dietrich zur Guillotine geführt worden ist, man hat es gesungen unter den Fenstern von Delisle's elterlichem Hause, und die Mutter, eine fromme Royalistin, hat ihrem Sohne geschrieben: „Was ist das für ein schrecklicher Gesang, welchen die Räuberhorden singen, und bei welchem sie deinen Namen nennen, Unglücklicher! deinen Namen?!" Ja, man hat es gesungen hinter ihm her, als er selbst, des Royalismus angeklagt, vor den Jacobinern in die Alpen hinauf flüchtete; sein eigener Gesang ist ihm ein Schreckenssignal geworden, daß die Würgengel auf seinen Fersen seien. „Das ist die Marseillaise!" hat sein Führer trocken bemerkt.

will, befaßt sich nicht mit Plunder."

Du sprichst ja wie ein Buch.

„Das thut man immer, wenn man keines mehr schreiben kann."

8.

Vom Boulevard nach der Montmartreseite aufwärts liegt hinter der Kirche Notredame de Lorette ein kleiner Platz, der St. Georgenplatz. An der linken Seite desselben steht, mitten in Gartenanlagen, ein einfaches Haus von mäßiger Größe und geringer Höhe. Das gehört Thiers, und das bewohnte er damals wie heute.

Die saubere Citadine, ein einspänniger Miethwagen — die Pariser cultiviren aus Sparsamkeit die Einspänner — in welchem Mignet mich mitgenommen und in welchem er ganz artig und ganz voll französischen Tics mich examinirt hatte über deutsche Beurtheilung französischer Größen, hielt unter einem bedeckten Vorbau, und wir gelangten nach wenigen Schritten durch ein Vorzimmer ebenen Fußes in eine offene Reihe von Gesellschaftszimmern. Das Erdgeschoß des Hauses, viel größer, als man von der Straße aus erwartet, scheint ganz dem Salonleben bestimmt zu sein und macht in geschmackvoller Ausstattung einen angenehmen Eindruck.

Wir waren die ersten Gäste und konnten am lodernden Kamine eines großen Salons unsere Gespräche aus der Citadine fortsetzen, bis ein krausköpfiger Herr erschien, welcher mit ziemlich verdrießlicher Miene neben uns Platz nahm. Es schien ihn nichts weiter zu interessiren, als das Parteispiel in der Kammer. Herr Duvergier de Hauranne war's, meines Wissens ein Gascogner und Nachkomme des berühmten Jansenisten.

theil an allem Möglichen. Er war ganz à la Ampère, das heißt ganz so altmodisch gekleidet wie ein Gelehrter, der keine Zeit hat, nach dem Modewechsel zu fragen, sondern Frack und Weste und Pantalon für eine Dauer von wenigstens fünf Jahren anschafft und so lange trägt, bis ein Diener oder ein guter Freund einmal nachdrücklich sagt: Jetzt sind positiv einmal neue nöthig! Unter der alten Busenkrause schlug aber offenbar ein junges Herz; die blauen Augen in einem röthlichen Angesicht hatten etwas Frisches und Treues, und das ganze Wesen etwas Braves. Schnell und deutlich sprechend und entschiedene Bewegungen machend mit den etwas magern, langen Gliedmaßen, verrieth er durchwegs einen liebenswürdigen, fast leidenschaftlichen Eifer für Ideales und erquickte dadurch, weil hinter all seinen Wendungen eine ausgebreitete Kenntniß sichtbar wurde, und zwar eine Kenntniß, welche ihrer Sache, soweit diese Sache blos Wissenschaft, ganz sicher ist. Es war Cousin.

Er hatte für mich in Allem etwas Deutsches, etwas von einem wohlwollenden Professor einer deutschen Universität. Eifrigst fragte er denn auch nach lauter gelehrten Leuten in Berlin, wo er bekanntlich längere Zeit gewesen ist. Ehe sich aber das Gespräch der Reminiscenzen entwickeln konnte, erschien Madame Dosne, die Schwiegermutter des Herrn Thiers, und nahm unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie schien eine Frau von Bedeutung zu sein, und man sagte wohl auch, daß sie an der politischen Laufbahn ihres Schwiegersohnes starken Antheil nehme und dessen beweglichen, dem Künstlerthume vielfach zugeneigten Sinn gern immer wieder auf politische Ziele richte. Ihre Ansprache war für mich sehr wohlthuend in derjenigen Einfachheit und Klugheit, welche einen Fremden beim Gespräch betheiligt, ohne ihn zu verpflichten. Will und kann der Fremde sich lebhafter anschließen, so ist dies nun hinreichend erleichtert; will er nicht, so werden ihm auch für sein Ausweichen alle die Auskunfts-

mittel geboten, welche einer inhaltsvollen geselligen Bildung zu Gebote stehen.

Als Madame Thiers, eine fast schön und sehr interessant aussehende junge Frau, eintrat mit ihrer jüngeren Schwester, gab mir Madame Dosne ihren Arm, und wir gingen in den anstoßenden Speisesaal zu Tische. „Monsieur Thiers pflegt immer erst zu kommen, wenn wir bei der Suppe sind,“ sagte sie mir, indem sie auf den neben mir leer bleibenden Sessel deutete. Ich erkundigte mich nach seiner Tagesordnung. Er steht ziemlich früh auf und arbeitet in Einem Zuge bis Mittag. Dann frühstückt er, liest Journale und geht aus, zur Zeit der Kammersitzungen auf Umwegen in die Kammer. Ermüdet kehrt er gegen Abend heim und schlummert ein Stündchen vor dem Diner. Nach demselben gehört er einige Stunden seiner Familie, seinen Freunden und den Besuchen, welche nach acht Uhr willkommen sind.

Ich wollte eben um Auskunft bitten, wer ein junger, schwarz gekleideter Tischgenosse sei, welcher unbemerkt von mir angekommen war und zwischen den jungen Damen uns gegenüber Platz genommen hatte — da entstand hinter mir unter den aufwartenden Dienern eine Bewegung, und aus einer Seitenthür des Saales erschien Thiers. Ein kleiner Mann, unscheinbar gekleidet, kam er raschen, leichten Schrittes zur Tafel, grüßte schnell, kurz, herzlich, machte ebenso schnell, kurz und in den wohlwollendsten Ausdrücken meine Bekanntschaft ab und widmete sich, nachdem er durch eine Frage an seine politischen Freunde ein allgemeines Gespräch veranlaßt hatte, schweigend und hörend seiner Malzeit.

Das kurzgeschorene Haar auf rundem Kopfe war bereits ganz grau, das Gesicht selbst aber und die leichte Beweglichkeit des kleinen Körpers waren frisch und jugendlich. Die verständigen Augen haben etwas ganz und gar Gutmüthiges. Gutmüthig, poetisch gutmüthig ist überhaupt seine Ansprache und sein Wesen. Nicht ausschließende Dogmen, sondern Freiheit der Bewegung, Geschicklichkeit der Combination und Gruppirung

kennzeichnen seine Politik. Das meint man der äußeren Erscheinung schon absehen zu können. Eine Künstlernatur meint man vor sich zu haben, deren Stoff politische Fäden, Provinzen, Länder und Völker. Poetischen Sinn meint man zu wittern, und die Annäherung ist dadurch ebenso erleichtert, wie das entscheidende Urtheil erschwert wird über einen so aalglatten Staatsmann. Man fürchtet sofort eine Gefahr gegenüber dieser Leichtigkeit, die Gefahr der Untreue in der Gesinnung dieses beweglichen Talentes, der Untreue im weitesten Sinnes des Wortes. Die liebenswürdigsten Weiber sind ja bekanntlich die gefährlichsten Ehefrauen.

Die erste Frage nach der Suppe galt natürlich wieder Preußen. „Was wird werden aus dieser constitutionellen Wendung?“ so fragten Alle.

Das kann kein Mensch wissen! erwiderte ich einfältig genug.

„Sehr richtig!“ sagte rasch Thiers, „es wird Alles von Ihrem König abhängen, der ein interessanter, aber schwer zu berechnender Herr ist. Und es wird Alles davon abhängen, ob Ihre Nation nicht nur entschlossene, sondern auch talentvolle Führer findet in der Kammer. Hat ihr König etwas vom großen Friedrich, so wird er nichts halb thun. Denn wer in der Politik halbe Maßregeln ergreift, der säet Mißtrauen, verliert die alten Freunde und gewinnt keinen einzigen neuen.“

„So wird's geschehen!“ rief der junge schwarze Mann.

Thiers nahm keine Notiz von diesem Einwurf, sondern fuhr fort: „Hat der König den Muth ganzer Maßregeln, und läßt er eine Verfassung entstehen, wie das wahre Bedürfniß sie erheischt, dann ist nicht nur die Physiognomie, sondern das Wesen des europäischen Körpers verändert, und Frankreich hat auf neuer Basis seine Stellung zum Auslande zu ändern.“

Allgemeine Zustimmung der französischen Tafelrunde folgte dieser Rede, nur der junge Schwarze wiederholte: „So wird's nicht. Ich kenne Deutschland und ich sage: ein gerades, logisches Handeln ist den Herren dort zu einfach. Sie sind in sogenannter

Romantik und philosophischer Aberweisheit aufgewachsen, daraus können sie nicht heraus. Der König namentlich verlangt und braucht Beifall."

„Desto besser!" rief Thiers. „Könige, welche Beifall brauchen, sind die besten Könige. Verwundert hat es uns übrigens," fuhr er, gegen mich gewendet, fort, „einen Brief Ihres Königs gestern in den Journalen zu finden, welcher an Jules Janin gerichtet ist. Verkehrt er so wohlwollend mit den Poeten in Deutschland?"

„Für ein unselbstständiges Buch!" rief schon wieder der Schwarze, „für eine manierirte Bearbeitung der „Clarisse Harlowe", und an Jules Janin! Kennen Sie Janin? Wissen Sie, was wir einen Polisson nennen?"

„Das scheint mir ziemlich gleichgiltig zu sein," entgegnete ich, „und ich bin erstaunt, daß die höflichste Nation eine Höflichkeit so auffallend findet, welche einem der Ihrigen erwiesen wird. Der namhafte französische Autor sendet mit einigem Geräusch ein Buch direct an unseren König und erhält dafür eine, wie mir scheint, vorsichtig abgewogene, artige Antwort."

„Ganz richtig!" sagte Thiers. „Aber ich wiederhole meine Frage, ob Ihr König in so aufmerksamer und wohlwollender Weise mit den deutschen Schriftstellern verkehrt. Wir wissen nichts davon, und uns schiene es wichtig."

„Nur mit den alten Romantikern!" rief der Schwarze.

Das Gespräch wendet sich nun auf die allgemeine Frage: ob überhaupt und bis zu welchem Grade der Monarch persönlich das Schriftstellerthum fördern solle. Das erfindende nämlich, das producirende Schriftstellerthum, denn das journalistische hat längst seinen unabweislichen Antheil am Staatsleben. Ludwig der Vierzehnte ward erwähnt — das Beiwort „le grand" ist bei der jetzigen Generation nicht mehr Mode — welcher mit gutem Erfolge die Poeten gestreichelt, und auch Napoleon ward in Rede gezogen. Thiers natürlich, welcher täglich an der Lebensgeschichte des Kaisers schrieb, hatte eine unerschöpfliche Menge

kleiner Züge in Händen, und das bekannte Wort: „Wenn er jetzt lebte, ich machte Corneille zum Herzog!“ konnte nicht ausbleiben. Kurz, die Gesellschaft war ganz einig — sie bestand ja aus Franzosen! — daß für den Fürsten oder den Staat die Förderung literarischer Talente sorgfältig organisirt sein müsse, sorgfältiger, als es damals in Frankreich der Fall war. Und doch geschah in Frankreich immer von staatswegen unvergleichlich viel mehr als bei uns.

Man erkundigte sich genau nach unseren dahin zielenden Verhältnissen, und fragte besonders nach dem bei uns heimischen eigenthümlichen Institute der Hoftheater. Das Thema ging aber verloren, weil eine einzelne Notiz mit solchem Halloh aufgenommen wurde, daß nichts Weiteres mehr Platz fand. Diese Notiz betraf das preußische Verbot: die Ahnherren des regierenden Hauses auf die Bühne zu bringen. Es entstand eine Pause, nachdem ich diese Notiz ausgesprochen. Man begriff nicht, man wußte sich nicht zurechtzufinden. Dann stürzten Ausrufe und Bemerkungen wie Sturzwellen auf mich los: „Aber das klingt ja republikanisch!“ — „Das erinnert ja an den Convent!“ — „Das bricht ja mit der Geschichte, das depopularisirt ja die Dynastien!“

„Das gehört“ — schloß lachend Thiers — „in die hohe Politik. Und man spricht von patriarchalischem Verhältnisse bei Ihnen! Es ist ja der bare Gegensatz vom Patriarchenthum: es streicht die herrschende Familie aus der feierlichsten und populärsten Theilnahme der Nation; es entwöhnt das Publicum von einem Mittelpunkt, den man sonst mit aller ersinnlichen Anstrengung gegenwärtig und lebendig zn erhalten sucht; es nöthigt die Dichter, Volkshelden zu erwählen, nöthigt sie, das Neueste, das Modernste zu gestalten, also das Unerprobte, das Unberechenbare auf dem Theater darzustellen — ach, mein Herr, das ist zum Mindesten äußerst eigenthümlich und nach unserm Verstande, keineswegs im Sinne und Vortheile der alten Monarchie. Und besteht dies merkwürdige Verbot auch in Oesterreich?“

Nein.

„Sehen Sie!“ Und sich zu Mignet und Cousin wendend, zog er allgemeine Folgerungen und Bemerkungen aus diesem anscheinend so kleinen Thema und that dies mit verführerischer Beredtsamkeit.

Sein Talent der Rede, dies leichte und behende Aufbauen der Vordersätze, dies anmuthige Abgehen auf Nebenpunkte, welche spielend hereingezogen und mitverbaut werden, zieht den Hörer unwiderstehlich fort bis zu dem Augenblicke, da alles Material zusammengetragen und die Aufgabe gekommen ist: zu richten, zu decken und zu schließen. Man ist betheiligt worden, wie ein Mitarbeiter, man hilft selbst zusammentragen, man hilft schließen, und wenn nun geschlossen zu sein scheint, dann springt der kleine geschäftige Meister plötzlich zur Seite und wächst vor unseren Augen und winkt gebieterisch und nöthigt uns plötzlich streng, ihm auf die neue Stellung zu folgen und das aufgerichtete Gebäude unter einem ganz unerwarteten Gesichtspunkte zu betrachten. Dieser Gesichtspunkt ändert Alles. Wir sind überrascht von dem, was wir selbst miterrichtet zu haben meinen und was doch ganz anders aussieht, als unsere eigene Gedankenfolge, und was uns den Ausruf abnöthigt: Vortrefflich! Er pausirt vor diesem Schlusse gar nicht, man hat nicht Zeit zu der Besorgniß, es werde nur eine Wiederholung kommen, nein, er sprengt plötzlich all seine Kräfte, den ganzen unerwarteten Rest seines Gedankenheeres hervor und erzwingt mit dieser überraschenden, durch Massen überwindenden Wendung den unwillkürlich ausbrechenden Beifall.

Dabei ist das freundliche, fleischige Gesicht voll tanzender Lichter, welche sich beim letzten Satze der Rede in eine strahlende Fackel zu versammeln scheinen.

Und all das mit einem wirklich kläglichen Stimmorgan, welches dünn und hoch dem Geiste und Talente nur so viel Vorschub leistet, wie dem Gusikow die klanglosen Holzstäbchen Vorschub leisten für Musik. Man vergißt sehr bald das Mittel zur Verständigung und hört nur den Sinn und Geist.

Nach Tische verschwand Thiers einen Augenblick mit dem „Schwarzen“ — dessen Namen ich nicht erfahren konnte — und kehrte mit einem kleinen Oelgemälde in den Salon zurück. Es stellte Gaston von Foix dar, dies kriegsritterliche Ideal Frankreichs vor Eintritt der Renaissancezeit. Er war auf dem vortrefflich gemalten Bildchen conterfeit mit dem Ausdrucke der kräftigsten Sanftmuth, der wohlwollendsten Männlichkeit, ein ganzer Krieger als ganz liebenswürdiger Mensch. Thiers, Mignet, Cousin schwelgten in dem Anblicke dieses Bildes, und es hatte etwas tief Wohlthuendes, diese eben noch so streitbaren Politiker glücklich zu sehen in der Hingebung an ein schönes Menschenbild ihres Vaterlandes. Der Begriff des Vaterlandes erschien dabei wahrhaft rührend in seiner innigsten Familienhaftigkeit, eine wohl unbegreifliche Erscheinung für unsere abstracten Politiker, welche diesen mächtigen Familienzug einer großen Gemeinschaft nicht kennen oder nicht kennen wollen, und welche den Menschensinn verdünnen möchten auf eine bloße, durchwegs gleichmäßige Kopfstimme. „Welch ein Franzose! Welch ein französischer Mann! Welch ein französischer Held!“ rief Einer um den Andern. Und nun entspann sich ein Austausch der Mittheilungen über Kunstgenüsse, in welchen der Staatsmann Thiers wie ein lyrischer Poet erschien. Fünfmal sei er in Italien gewesen, und mit immer steigendem Genusse. Und in Madrid, in Dresden, in Wien, welche Freuden habe er da genossen!

„A propos,“ schaltete Madame Dosne ein, „ihr Völker Germaniens macht ja gern darauf Anspruch, einen besonders poetischen Sinn für Natur zu haben. Daneben ist es doch auffallend, daß die beiden berühmtesten Landschaftsmaler Franzosen sind: Poussin und Claude Lorrain!“

Ich war schwach genug, außer Ruysdael germanischen Stammes nicht gleich einen anerkannten Namen zur Hand zu haben, und steifte mich in der Geschwindigkeit auf Claude Lorrain, der ja ein Lothringer gewesen, wie sein angenommener Künstler-

name bezeuge, und Lothringen sei ja doch deutsches Reichsland gewesen. „Gewesen!“ riefen lachend die französischen Herren. Heutzutage in den Siebziger Jahren würden die Herren wol nicht mehr lachen.

Ich hatte von besonderem Glück zu sagen, daß die Damen den verzweifelt französischen Namen dieses lothringischen Malers nicht entdeckten, den unwiderleglichen Namen „Gelée“, welchen mir ein Blick in den naheliegenden Dictionnaire verrieth. Ich machte das Buch sorgfältig zu, und ein meldender Diener rettete mich vor näherer Untersuchung. Er meldete Mr. Bancroft, den amerikanischen Gesandten in London. Eine lange englische Gestalt erschien und faßte Posto am Kamin wie an einer Rednerbühne. Denn er hielt einen weitausholenden Vortrag über seine historischen Forschungen auf dem Continente, Forschungen, welche alle Beziehungen Europas zum amerikanischen Freiheitskriege ermitteln sollen, wenn ich anders sein Französisch in englischer Aussprache recht verstanden habe. Die Form war dergestalt „Speech“, daß sie nicht leicht allgemeine Aufmerksamkeit finden konnte in einer Gesellschaft, welche sich eben in bequemster Conversation ergangen hatte. Selbst Thiers machte einen geschickten Rückzug und spielte den Redner dem höflichen Mignet in die Hände.

Ich benützte die Gelegenheit, ein intimeres politisches Gespräch mit dem geistvollen Staatsmanne anzuknüpfen. Mit anmuthigster Leichtigkeit nahm er den Spaziergang an, für welchen ein offenes Nebenzimmer den äußerlichen, Frankreich und Deutschland den innerlichen Boden gewährte.

Ich wiederhole hier diese Unterredung nicht: sie ist durch den deutsch-französischen Krieg 1870 völlig veraltet, namentlich für einen Politiker wie Thiers veraltet, welcher keine dogmatische Politik macht, sondern den eben herrschenden Umständen Rechnung trägt. Bemerkenswerth scheint mir nur geblieben zu sein, daß er die Verbindung mit einem deutschen Reiche — wenn ein solches existirte — für Frankreich ganz brauchbar fände. „Es sichert uns den Continent,“ lautete seine wörtliche Aeußerung.

Und dann ging er wie ein Künstler auf eine Theilung der Erde über, verspottete meine Dreingabe Savoyens an Frankreich, denn Savoyen sei ohnehin französisch, und verlangte Belgien und Mainz. Von meinem Widerspruche nahm er nur geringe Notiz und sprang plötzlich ab von einer Combinirung, welche ja Oesterreich unberührt lasse. Das Donauthal galt ihm für eine Hauptwiege deutscher Macht — ein Gedanke, welcher dem Erzähler der napoleonischen Kriege und der Schlachten gegen den Erzherzog Karl natürlicher Weise nahe lag.

Welch ein Kaleidoskop ist unsere europäische Politik! Ein Ruck, und Alles ist verwandelt, weil es eben gar zu viel Nachbarn gibt. Nordamerika lacht über uns und begnügt sich mit einem kleinen Armeecorps für ein Reich, welches größer ist als das ganze Europa. Es lacht, weil ihm kein Nachbar zu schaffen macht. Wenn erst Californien und was im Westen daran grenzt, wenn erst die Südstaaten selbstständig sich abzweigen werden, wenn erst überhaupt die Abtheilungen losgehen, dann wird das Lachen stillstehen. Jetzt lachen ja auch wir über den Thiers von 1847, und doch ist er 1870/71 wieder ein wichtiger Mann geworden, weil er der verkörperte bon sens ist in der französischen Politik.

9.

Demoiselle Mars war im Frühlinge 1847 gestorben, und ich erlebte ihr Begräbniß.

Vor sieben Jahren spielte die Sechzigerin noch, und sie spielte noch jugendliche Liebhaberinnen. Ich hatte sie zuletzt in Vater Dumas' „Mademoiselle de Belle-Isle" die Titelrolle spielen sehen, eine jugendliche Liebhaberin in vollständiger Bedeutung des Wortes, und zwar eine einfache, herzliche, liebenswürdige.

Man hatte sich kurz vorher eingestanden, daß dies eigentlich nicht mehr anginge, und Vater Dumas hatte in diesem Stücke eine Marquise für sie geschrieben, welche immer noch verführerisch, aber doch etwas älter sein konnte als das Fräulein von Belle-Isle. Das Stück war fertig, und Fräulein Mars wurde geladen, die Vorlesung desselben anzuhören. Die französischen Autoren lesen durchschnittlich sehr gut. Dumas besonders. Er las sein Stück mit voller Wirkung, und die Zuhörer applaudirten am Schlusse lebhaft. Fräulein Mars am lebhaftesten. Dumas war höchlich erbaut davon und wendete sich an sie, um etwas Näheres von ihr zu hören über die ihr zugedachte Rolle der Marquise und über das neue Fach. „Sehr schön, lieber Dumas, sehr schön“ — sagte sie — „aber wer wird uns die Marquise spielen?“

Dagegen war nicht aufzukommen. Sie spielte die Belle-Isle. Daß sie daneben pikante Mädchen in Molière's Comödien darstellte, das war weniger auffallend für ihre sechzig Jahre. Das Pikante täuscht wohl über das Alter; aber die jugendliche Liebhaberin soll ja durch das Alter täuschen.

Fräulein Mars täuschte durch die Stimme. Wie man schöne Hände conservirt, so hatte sie ihr Organ jugendlich erhalten. Auch dem vorherrschenden Schicksale französischer Frauen, dem Schicksale des Dickwerdens war sie entgangen; ihre Gestalt war schön geblieben. Wenn man also nicht eigensinnig Kopf und Büste der Liebhaberin unter scharfe Gläser brachte, so brachte man sich auch die Täuschung zu Stande. Und die Franzosen sind darin sehr artistisch. Sie verzichten viel leichter als wir auf das Aeußere, wenn die inneren Eigenschaften der Künstlerin Ersatz bieten. Bei uns hat Tieck erfolglos bewiesen, daß Julia nicht jung zu sein brauche, wir verlangen eine jugendliche Julia. Wie ernstlich unsere ästhestische Bildung sei, wir wollen lieber etwas weniger Bildung und mehr Jugend der Liebhaberin, als umgekehrt Bildung ohne jugendlichen Reiz.

Mein eigener Geschmack war in diesem Punkte viel mehr deutsch als französisch, und dennoch war auch mir Demoiselle Mars die Perle der französischen Bühne geworden. Wahrscheinlich weil sie das darstellte und nur das darstellte, was unbestritten vorzüglich ist an den Franzosen: die Grazie des Umgangs, die Comödie.

„Vorzüglich“ ist vielleicht, streng genommen, nicht das richtige Wort. Ich sollte wohl sagen: was „anerkannt“ ist an den Franzosen. Umgangsgrazie und Comödie sind ja Sache der Uebereinkunft, und weil dieses französische Wesen in ganz Europa giltig geworden ist, deshalb haben wir ein vollständiges Urtheil über diesen Bereich ihrer Bühnenkunst. Es stört uns nicht eine nationale Eigenthümlichkeit wie bei der Tragödie. Der Stern Rachel war damals im Aufgehen begriffen, der Stern Mars war im Untergehen begriffen; ich gehörte zu den Rittern des untergehenden Gestirns.

Wenige Jahre nach der Belle-Isle-Affaire war der Kriegsname Mars — ein angenommener Name ihres Vaters, welcher ebenfalls Schauspieler gewesen — vom Théâtre Français verschwunden: sie war ins Privatleben zurückgetreten und hatte nur noch für die Theaterschule gewirkt, welche mit diesem Staatstheater der Nation verbunden ist. Es ist bekannt, daß der französische Staat in ausgedehnter Weise die Verpflichtung übernimmt, die dramatische Kunst zu fördern. Außer den großen Opernanstalten und diesem officiellen „französischen Theater“ unterstützt man neuerdings auch das Odéon als „zweites französisches Theater“, und die Stadt Paris thut außerdem noch das Ihrige für einige Theater. Ohne Rücksicht auf Erwerb, ohne Rücksicht auf die lähmenden Bedenklichkeiten einer Hof-Etikette soll an diesen Anstalten Alles darauf gerichtet sein, das erworbene nationale Repertoire würdig zu erhalten und neue Schöpfungen durch alle möglichen Mittel der Unterstützung und der Belohnung zu erzeugen. Dies officielle französische Theaterwesen ist ein ausgebildeter kleiner Staat für sich, an welchem die Mars leben-

digen Antheil genommen. Wenn dieser kleine Staat auch zeitweilig pedantisch und dürftig wird durch seine bureaukratische Einrichtung, Publicum und Presse sorgen wieder immer dafür, ihn neu zu beleben, und bei all seinen Fehlern ist er doch die unerschütterliche Grundlage, welche uns immer noch fehlt.

An einem sommerheißen Märzvormittage wurde die Königin des französischen Lustspiels begraben. Es dauerte lange, ehe es dazu kam, und ich war nicht darauf gefaßt, daß man sie erst wie eine wirkliche Königin einbalsamiren würde. Dies war geschehen. Man wollte diesen schön gewesenen Leib, welcher an vierzig Jahre vor den Franzosen reizend erschienen, möglichst erhalten wissen.

Ihre Wohnung war im Viertel der Madeleinenkirche (Rue Lavoisier); diese antike Magdalenenkirche also in ihrer classischen Schönheit wurde der Mittelpunkt der Grabesfeier. Dorthin nach den breiten Außentreppen, welche Tausenden Platz bieten, strömten die Menschen schon um 10 Uhr. Welch ein großes Publicum hatte sie auch! Durch drei Regierungen hatte sie geherrscht: der Kaiser Napoleon I. war neben ihr gestürzt worden, und sie hatte bitterlich geweint; die erste Kaiserzeit war ihre Jugend. Die älteren Bourbons waren zweimal neben ihr vertrieben worden, und sie hatte geholfen; als die Feinde ihres Kaisers waren sie ihr zuwider. Sie hatte unter der Restauration für eine eifrige Napoleonistin gegolten und war als solche auch in Ungelegenheiten gerathen. Es war ganz natürlich, daß ich jetzt auf den Treppen der Madeleine zahlreiche alte Schnurrbärte fand, welche diese letzte Blüthe aus der Kaiserjugend zu Grabe geleiten wollten. Diese alten Knaben sind noch immer kenntlich: altmodische Kleider, welche bis auf den Faden abgebürstet sind, stramme Haltung, strenge, leere Gesichter bilden ihre Uniform. Sie murrten einander zu, wenn die Stadtsergeanten die herbeiströmende Menge am Gitter nicht bewältigen konnte, und das Murren besagte: „Unerfahrenes Geschlecht! Wir haben ganz andere Massen in Ordnung gebracht!"

Die Sonne brannte gewitterhaft heiß, und erst gegen zwölf Uhr kam der Leichenwagen durch die breite Rue Royale dahergeschwankt inmitten eines Stromes von Menschen, der immer größer wurde. Es ist bekannt, daß der Pariser sehr neugierig ist, insbesondere bei gutem Wetter, und es wäre allerdings ein Irrthum, wenn man diesen Zudrang nur der Pietät hätte zuschreiben wollen. Pietätvoll war auch die Unterhaltung nicht in meiner Nähe. Aber man darf auch nicht vergessen, daß die Mars schon seit fünf Jahren vom Theater zurückgetreten und dadurch aus dem Gesichtskreise der Menge verschwunden war, daß also nicht eigentlich eine beliebte Person, sondern ein berühmter Begriff jetzt begraben wurde.

In Deutschland hat man Werth darauf gelegt, daß sich nicht nur keinerlei Vorurtheil gezeigt habe bei so feierlichem Begräbnisse einer Schauspielerin, sondern daß auch die vornehmsten Personen und Körperschaften des Landes sich beeifert, dabei zu erscheinen und mitzuwirken. Hier an der Magdalenenkirche, in welcher die Schauspielerin feierlich eingesegnet werden sollte von geschmückten Priestern, hier dachte Niemand daran, daß an so etwas überhaupt zu denken wäre; hier erinnerte sich Niemand, daß es jemals ein solches Vorurtheil gegeben hätte. Als der Leichenwagen unten am Gitter hielt und der mit schwarzem Sammt und Silberstickerei verhangene Sarg die Stufen hinaufgetragen wurde, da entblößte Jedermann das Haupt und es entstand eine lautlose Stille. Paarweise folgte ein endloser Zug von Schauspielern und Schriftstellern. Unter den Ersteren, von aller Welt bemerkt und durch Flüsterung des Namens hervorgehoben, ein kleiner Mann mit scharfgeschnittenem klugen Antlitze. Er trug eine schwarzseidene Zipfelmütze, bis an die Augenbrauen herabgezogen, und er gehörte zu dem Kleeblatte von Schauspielern, welches mit der Rachel und Frédérik Lemaître damals die gefeiertsten Schauspieler darstellte. Bouffé war es, einer der wenigen strengen Charakterspieler des damaligen Paris und jedenfalls der geschickteste unter ihnen. Früher am

Gymnase, dann an den Variétés. Das Gymnase, früher der gesuchte Schauplatz von Scribe's kleinen Stücken, hatte sich übrigens neuerdings ein Mitglied ausgebildet, welches ein vierblättriges Kleeblatt trefflich voll macht, eine Liebhaberin — jeune Première, wie die Franzosen sagen — Rose Chéri. Die Noth des Augenblicks hatte vor einigen Jahren einer Statistin eine Rolle anvertraut, und diese Statistin war mit Einemmale durch natürliche Einfachheit und liebenswürdige Anmuth Rose Chéri geworden. In der Louvre-Ausstellung war bereits eine wohlgetroffene Büste von ihr zu sehen; leider aber hat sich auch der Tod beeilt, sich der noch jungen Frau zu bemächtigen.

Unter den Schriftstellern ragte einer wie Saul um Kopfeslänge über alles Volk empor und zog aller Blicke auf sich. „Schaut! Schaut ce gaillard-là!“ rief leise Einer dem Andern zu. „Er ist nicht magerer geworden!“ bemerkte ein Dritter. Offenbar war dies ein populärer Schriftsteller, und die Aufmerksamkeit galt nicht blos seinem Mulattenkopfe mit wolligem Mohrenhaar. Es war Alexander Dumas, damals noch nicht „Vater“ genannt, weil der feinere „Sohn“ noch seine weiblichen Studien machte, die später den literarischen Ruhm des Papas überflügelten. Dieser Papa hatte neuerdings durch allerlei tolle Streiche und durch ein abgeschmacktes Benehmen vor Gericht sein Ansehen stark beschädigt. „Il est fou,“ sagte mein Nachbar, „véritablement fou.“ „Närrisch“ ist wol die entsprechende Uebersetzung des Wortes. Wer die Phantasie, und zwar die dreisteste Phantasie dergestalt zum Handwerk verbrauche, der wisse am Ende nicht mehr zu unterscheiden, was nüchterne Wirklichkeit und was farbiger Roman sei. Der Marquistitel, mit welchem er um sich warf, hatte ihm bei den Franzosen am empfindlichsten geschadet. Dergleichen ist den modernen Franzosen geradezu unausstehlich, und Viennet, den er um Secundanten-Dienste gebeten, hatte ihm wirklich geantwortet: Dem Schriftsteller Dumas würde er auf der Stelle secundirt haben, den Herrn Marquis de la Pailleterie aber kenne er nicht.

Bekanntlich hatte man ihn seit lange im Verdacht, daß er die Unmasse von Bänden, welche er alljährig lieferte, nicht allein schriebe, sondern daß er unbekannten Autoren die Manuscripte abkaufte und mit seinem Namen drucken ließe. Ein solcher Autor, Namens Maquet, galt offenkundig seit Jahren für seinen Mitarbeiter. Dagegen hat Dumas bewiesen, daß Alles, was unter seinem Namen gedruckt worden, von Anfang bis zu Ende nach seiner — sehr schönen — Handschrift gedruckt sei. Dies hat zu der Annahme genöthigt, man habe hier die erste socialistische Einrichtung in der Schriftstellerei vor sich, eine Organisation der Arbeit in schöner Kunst. Die Hilfsarbeiter lieferten nur rohes Material, und Meister Dumas legte die letzte Hand daran, indem er die Vorlagen in seinem Geiste und Style redigirte. Jedenfalls gehörte auch dazu, da er jeden Tag wenigstens Einen Druckbogen schreiben mußte, eine herkulische Arbeitskraft, und sein Nervensystem mußte seinem herkulischen Körperbau entsprechen. Man denkt unwillkürlich an die Kraft eines Negers, welcher im steten Sonnenbrande das zuwege bringt, was jeden blassen Europäer erdrücken würde. Diese fabelhafte Fruchtbarkeit, eine sorglose Gutmüthigkeit und eine studentische Neigung für buntes äußerliches Aufsehen erhielten diesen Vater Dumas fortwährend in der Gunst des Pariser Volkes. „Er ist der Nazi der Pariser!“ sagte ein Wiener, der neben mir stand.

Da der Zug gar nicht endigen wollte und die Sonne beschwerlich brannte, so versuchte ich's, die Treppen hinab und von dannen zu kommen. Dies war nichts Leichtes bei der Menschenmasse, und als ich endlich bis ans Gitter hinabgedrungen, rief mich ein französischer Schriftsteller, mit welchem ich persönlich bekannt war, und forderte mich auf, an seinem Arme in den officiellen Zug zu treten und mit in die Kirche hinaufzusteigen. „Engländer und Italiener haben wir schon im Zuge,“ sagte er lächelnd, „erzeigen Sie auch als Deutscher unserer großen Comédienne diesen letzten Liebesdienst.“ — „Ihr Artikel für's Journal rundet sich dann besser ab?“ — „Ja wohl.“ Und

so stieg ich denn als leidtragender Würdenträger bequem wieder hinauf, wo ich eben als harmloses Publicum unbequem herabgequetscht worden war.

Derlei öffentliche Acte werden eben ganz und gar Ceremonie. Die Seele wird durch Zerstreuung verflüchtigt.

Wir kamen auch nur bis ans Portal, denn die Kirche war schon gepfropft voll. „Man erstickt! Man erstickt!" kam es mit Weihrauchwölkchen und musikalischen Accorden heraus zu uns — eine willkommene Gelegenheit zu Witzworten für meine Umgebung: „Kein Sperrsitz mehr, wenn die Mars zum letztenmale spielt, heilige Madeleine!"

Solch ein Begräbniß kostet einen halben Tag Zeit. Der Marsch allein bis auf den Père-Lachaise hinaus dauert länger denn eine Seigerstunde. Man ist denn auch hier mit Schuhwerk und Kleidung vorsichtig und geschäftsmäßig eingerichtet für die Begräbnisse. Jeder Sarg fordert Särge. Nicht immer scheint die Sonne so warm, und im Durchschnitte tödtet ein großes Begräbniß einige Percent leidtragender alter Berühmtheiten. Das wußte der alte Anschütz in Wien genau, und er führte in seiner Garderobe eine Begräbnißperrücke, obwohl er sonst im bürgerlichen Leben keine Perrücke trug. „Mein Kopf steht auf dem Spiele!" rief er, „wenn mich die officielle Andacht nöthigt, so oft den Hut abzunehmen."

Die Haupttheater spielten an dem Tage nicht und legten also außer der Achtung auch ein bedeutendes Geldopfer auf dieses Grab. Denn Zudrang gibt es zu allen Theatern jeden Abend in Paris, wie mittelmäßig auch die Stücke sein mögen. Die Franzosen wie die Juden sind die fleißigsten und aufmerksamsten Theaterbesucher. Man braucht da kaum noch das große Fremdencontingent in Rechnung zu bringen, welches Paris und die Pariser Theater regelmäßig besucht.

Mittelmäßig aber war im Frühjahre 1847 die dramatische Literatur Frankreichs recht sehr; es war ein trockenes Jahr. Ponsard war der Hauptname, und den verlästerten die Roman-

tiker, die zahllosen Anhänger Victor Hugo's. Man erzählte mir, daß man ihm den großen Erfolg seiner „Lucretia“ noch immer nicht vergeben und seine „Agnes von Meran“ systematisch niedergedrückt habe. Die erste Vorstellung dieser „Agnes“ sei unter vollständigem Beifalle gespielt worden, aber am andern Tage habe man in allen Journalen gelesen, der Beifall sei kein Beifall, der Erfolg kein Erfolg gewesen. Kurz, es sei eine völlige Verschwörung gegen Ponsard offenbar geworden. Nur alle Artikel und Blätter von Engländern, Italienern und Deutschen hätten den Erfolg und hätten lobend berichtet. Es sei Ponsard's „Agnes“ gerade so ergangen, wie einst Racine's „Athalie“.

10.

Man mochte hinsehen, wohin man wollte, man entdeckte im Frühjahre 1847 nirgends in Paris Anzeichen für politische Aenderung, am wenigsten Anzeichen für eine mögliche Katastrophe.

Ich war bekannt geworden mit den wichtigsten Correspondenten für deutsche Zeitungen, mit Karpeles z. B. und Seuffert, welche das Nervenleben von Paris aus langer Erfahrung kannten und täglich beobachteten — sie prophezeiten einstimmig einen lang andauernden Friedensstand der politischen Mächte und bezeichneten die demokratische Partei, von welcher allein eine Bewegung ausgehen konnte, als ganz schwach und unmächtig. Das Regiment Louis Philipp-Guizot hielt Alles unter festem Banne, und namentlich Guizot stand in erstaunlichem Ansehen als überlegener Geist, welcher nicht mit sich handeln ließe.

Nur etwa Heine stimmte nicht ein in dies zuversichtliche Friedensconcert. Er meinte, die Franzosen ruhen nicht so lange. Fünfzehn Jahre haben sie den alleinherrschenden Napoleon, fünfzehn Jahre die wiederkehrenden Bourbonen ertragen, und jetzt

schon siebzehn Jahre den vorsichtigen Orleans. Das wird unnatürlich; bald wird Feuer vom Himmel fallen, wenn's auf der Pariser Erde keines gibt!

Aber das klang poetisch gemacht; Jedermann schüttelte den Kopf zu dieser ohnehin zerbrochenen Kassandra.

Diese Kassandra aber schüttelte den ihrigen zu den „auswendigen" Wahrsagern. „Glaub' ihnen nicht," sagte er, „sie verstehen nicht einmal einen Titel zu machen. Les élèves de Charles müssen deine „Karlsschüler" heißen — in Frankreich, anders nicht." Für solche Details hatte er noch immer Aufmerksamkeit wie sonst. Wie sonst! Wochenlang suchte er stets nach einem Beiworte in einem neuen Gedichte, und die Uebersetzung der „Karlsschüler" wollte er damals noch zu Stande bringen, ehe „das Feuer vom Himmel fiele" und allen poetischen Späßen ein Ende machen würde. „Denn dies „Feuer vom Himmel" verzehrt uns poetische Taugenichtse alle, alle. Gott sei voraus gedankt, mich zuerst."

So sagte Heine, aber Niemand glaubte ihm.

Selbst als zu Anfang des Jahres 1848 die Bankette in Paris der Opposition gegen Guizot's Regiment unerwartet starken Ausdruck gaben, dachte man an nichts weiter als an einen Ministerwechsel, welcher den puritanischen Starrsinn Guizot's brechen und eine Phase mäßigen Fortschritts im Wahlgesetze einleiten werde — da krachte wie ein Donnerschlag die Februar-Revolution. Das Feuer fiel vom Himmel.

„Eine geschickte Inscenesetzung auf dem Boulevard" hat man den Schlag genannt, und ich glaube: mit Recht. Das gut angebrachte Stichwort: „Man ermordet uns!" wirkt immer bei den Franzosen, welche nach langem reizlosen Einerlei immer einer Abwechslung zugänglich sind.

Die Hauptsache war, daß man in den Tuilerien sich täuschte über die mögliche Stärke der Bewegung. Man hatte sich doctrinär eingelullt, man war alt geworden, und da vergißt man, daß die Welt nicht erledigt ist mit unserer Weisheit und daß neue

Dinge Spielraum brauchen. So stand's mit Louis Philipp, und weil es so stand, unterschätzte er den Ausbruch der Bewegung und fand die militärischen Vorschläge Bugeaud's, welche ihn wahrscheinlich gerettet hätten, übertreibend. Dieser Irrthum des Alters kostete ihm die Krone.

Die Wirkung auf Deutschland war die eines Sturmwindes. Weggefegt wurden überall Bedenken, Rückhalte, Zweifel, die ganze Luft wurde eine andere. Das Unglaubliche erschien natürlich. Die Märztage in Wien überraschten kaum, in Wien, wo die Lehre des Stillstands unüberwindlich geschienen. Des Stillstands. Dies ist das Wort. Varnhagen hat mir mehrmals eine lange Unterredung mit Metternich erzählt, in welcher dieser Begriff des Stillstands der Endpunkt geworden. Er rühmte Metternich's Geist, welcher über den mittelmäßigen Organen dortiger Regierung erhaben gewesen, welcher im Disputiren Mancherlei zugegeben von Forderungen unbefangener Vernunft, und welcher doch bei dem entscheidenden Worte „Fortschritt" hartnäckig geschwiegen hätte. Es ist unglaublich! Ein geistvoll denkender Mensch wie Metternich hatte sich durch ewig gebrauchte Schlagworte so einsperren und verdummen lassen, daß er die Nothwendigkeit des Fortschritts leugnen konnte!

Nun, jetzt war er der Erste, welcher „fortschreiten" mußte: der conservativste Staatsmann flüchtete nach Brüssel in die Verbannung.

Berlin war Wien gefolgt. Dem Militärstaat entsprechend, war dort ein Straßenkampf nöthig gewesen. „Der König hätte da gesiegt," riefen die Militärs, „wenn er den Kampf nicht abgebrochen hätte!" Aber er hatte ihn abgebrochen. Warum? Vielleicht weil er empfand, daß all seine Bildungsgedanken überall auf Antipathie stießen, daß der jetzt durch Europa wehende Sturmwind absolut gegen ihn wehte, und weil das Blutvergießen vor seinen Fenstern sein Herz belästigte.

In den kleineren Staaten wirbelte der Staub hoch in die Höhe. In Sachsen, wo ich lebte, so, daß man die Hand vor den Augen nicht mehr sah.

Dieser sächsische Menschenschlag wohnt von den Grenzen der Mark bis nach Hessen hinein, das preußische Sachsen, das Königreich Sachsen und die sächsischen Herzogthümer in sich schließend. Man sollte diese Länder, wie es der Historiker thut, Obersachsen nennen, denn der jetzige Sachse ist grundverschieden von den Niedersachsen, welche die nordische Tiefebene bis zum Meere hin bevölkern. Diese Niedersachsen sind die Nachkommen jener Sachsen, welche Karl der Große so mühsam zur Taufe zwang, und von denen die Angelsachsen nach England gingen, Alt-England gründend, das sächsische England Walter Scott's. Bei uns bewohnen sie heute noch die breiten, ebenen Länder von der Mark bis nach Holland, und der niedrige Harz an ihrer Südgrenze ist das hohe Himalayagebirge, welches sie anstaunen als wunderbaren Luxus der Erdform. Schleswig-Holstein, Braunschweig, Hannover und das große Westfalenland sind ihre Domänen. Diese Niedersachsen sind der Grundtypus des Norddeutschen.

Obersachsen, das jetzt kurzweg Sachsen heißt, ein Typus des Mitteldeutschen, ist Colonie auf slavischem Boden gewesen und eine ganz besondere Mischgattung geworden. Nüchtern, verständig, arbeitsam, sparsam und rationalistisch in den höheren Fragen von Staat und Religion. Rationalistisch. Will sagen: trocken verständig und jede Zuthat der Phantasie abweisend. Dabei zäh und hartnäckig, ja, wenn's sein muß, auch tapfer. Im geselligen Verkehr durchaus liebenswerth höflich.

In diesem Obersachsen verlor der Katholicismus, welchen das Papstthum mit Aberglauben erfüllt hatte, zuerst den Boden. Hier entstand und erwuchs die Reformation Luther's, welcher von der nördlichen Grenze dieses Sachsen, aus dem Mansfeld'schen, stammte und angehaucht war von niedersächsischem Wesen.

Hier, bei diesem Volkscharakter, fand denn auch 1848 die Revolution in ihren nüchternsten Consequenzen einen bereiten Boden, und von hier entwickelten sich auch in neuerer Zeit die consequentesten Socialdemokraten.

Mit reißender Schnelligkeit vollzog sich also im Frühjahre 1848 die Verwandlung Leipzigs. Der wohlhabende, ja reiche Ort war in Kurzem wie ausgekehrt und ausgefegt. Die Unterschiede des Besitzes verschwanden spurlos, weil die Besitzenden tief eingeschüchtert wurden und die Zeichen ihres Besitzes sorgfältig verhüllten. Was man eine Equipage nennt, ein Luxuswagen, war schon im Frühsommer nicht mehr zu sehen, weil man sich fürchten mußte, er werde verhöhnt, er werde angefallen werden. Putz und jegliche Auszeichnung waren über Nacht dahin, gleichmäßig grau, ja schwarzgrau war die Physiognomie der Stadt.

Das erstreckte sich überall hin. Ich erinnere mich einer damals stattgehabten akademischen Feier im Universitätssaale; auch sie war eingehüllt in grauen Schleier. Die Theilnehmer waren in geringer Zahl erschienen, die Reden klangen nur halblaut und trippelten schüchtern durch den halb leeren Saal. Da trat ein kleiner Mann verspätet ein und blieb an der Thür stehen, ein Mann mit feinem Kopfe. Der Redner stockte, es wurde todtenstill. Der Mann war bis vor Kurzem eine mächtige Respectsperson gewesen, er hatte die Landesregierung in Leipzig vertreten. Jetzt blieb er sichtlich betroffen an der Thür stehen, denn kein Mensch begrüßte ihn. Ich kannte ihn als einen Mann von Bildung, und ich fand es unschicklich, daß er so verächtlich behandelt würde. Aber auch ich mußte mich eine Minute lang besinnen, ob ich es wagen dürfte, den breiten, leeren Raum zu durchschreiten und ihn an einen Sitz zu führen. Selbst hier im Kreise der Wissenschaft wurde meine Artigkeit mit einem leisen Murren aufgenommen, und ich wurde hinterher mit Vorwürfen überschüttet. Dieser Mann war Herr v. Falkenstein, welcher später viele Jahre lang Minister des Cultus in Sachsen gewesen ist.

Nur in Frankfurt sah es anders aus: da flatterte die Fahne der Hoffnung hoch in der Luft. Dies Frankfurt am Main war als Gründungsort bezeichnet für die Feststellung neuer Regierung in Deutschland. Warum gerade dieser Ort? Es war nicht darüber debattirt worden, der Ort war von selbst aufge-

taucht wie eine Oase in der Wüste. Es war da das alte römisch-deutsche Reich vor dreiundvierzig Jahren in seiner letzten Krönungsstadt zu Grunde gegangen; es saß da — jetzt ganz still — die zu stürzende Bundesversammlung, kurzweg und immer zornig der Bundestag genannt, und es war eine freie Reichsstadt geblieben wie Hamburg, Lübeck und Bremen mitten in der royalistischen Zeit. So wurde es von den Süddeutschen als ein gesetzgeberischer Mittelpunkt angesehen. Und die süddeutschen Liberalen nahmen damals praktisch die Vorbereitungen in die Hände für eine neue Constituirung Deutschlands. Namentlich die Männer in Hessen-Darmstadt und Baden thaten dies. Sie beriefen die Nation nach Frankfurt. Max v. Gagern war dabei insbesondere thätig.

„Vorparlament“ sollte es heißen, was da in Frankfurt zusammentreten und die Grundlinien entwerfen sollte für die neue Form eines deutschen Reiches. Vorparlament! Das klang so passend und zukunftsreich, und Hoch und Niedrig in Frankfurt nahm gleichmäßig Theil an der politischen Hoffnung; Hoch und Niedrig erwartete gleichmäßig für sich das Beste. Eine Revolution unter gesetzlichen Formen. Die „Revolution“ war den Massen und ihren Führern willkommen, mit den „gesetzlichen Formen“ aber trösteten sich die Gemäßigten.

Wer sollte und durfte denn nun also kommen zu diesem Vorparlament und mit Sitz und Stimme in dasselbe eintreten? Diese Frage mußte bei der allgemein herrschenden Revolutionswallung auf die leichte Achsel genommen werden. Es durfte kommen, wer irgendwo einmal Abgeordneter gewesen und irgendwo einmal eine freie politische Stellung eingenommen. Diesen weiten Begriff erweiterte sich noch das dirigirende süddeutsche Comité nach Bedürfniß. Wer einer Corporation angehörte und sich von dieser ein Zeugniß verschaffen gekonnt, oder wer sonstwie eine Autorität aufzuweisen hatte, dem wurde ein Anspruch eingeräumt. Das Comité verfuhr nach recht billigen Grundsätzen. Gesund liberal, gehörte es nicht zu der am Horizont stehenden Linken

republikanischer Signatur, versagte aber doch den notorischen Führern dieser äußersten Linken den Zutritt nicht. Kurz, es entstand eine improvisirte Versammlung, welche keinen Buchstaben des Gesetzes in ihren Taschen hatte und nur auf dem Zutrauen der öffentlichen Meinung beruhte.

Niemand bezweifelte damals, daß den Beschlüssen dieses Vorparlaments Folge geleistet werden würde, denn die gesetzlichen Regierungen fühlten überall den Boden unter sich wanken, und sie fanden einen Halt darin, daß sie den Beschlüssen einer solchen parlamentarisch auftretenden Versammlung zustimmten.

So große Schritte macht eine Revolution selbst ohne materielle Waffen, wenn die Stimmung überall und gründlich auf einen Wechsel gestellt ist. Es geht dann wie beim Wechsel der Jahreszeiten: vor Wochen noch waren die alten Regierungen in Deutschland ganz im Besitze regelmäßiger Macht — da erfolgt von Paris her ein Stoß in den Lüften, und die neue Jahreszeit ist da, die alten Regierungen unterwerfen sich eiligst einer aus dem Stegreif befehlenden Versammlung, welche eine gründliche Umänderung des Staatsrechtes einleitet.

Ich kam mir zu jener Zeit in Frankfurt vor, als ob ich auf einer verzauberten Insel wäre. Ich wohnte als Gast auf der „Zeil" beim alten Herrn Mumm, dem Träger der berühmten Champagner-Firma, und bei Tisch vereinigten sich lachend die klarsten politischen Gegensätze: die Hausfrau, adeliger Herkunft, schüttelte lachend das Haupt zu den Tendenzen, welche die Standesunterschiede ausstrichen; der Hausherr, ein ursprünglicher Demokrat, welcher selbstgefällig mit den „excellenten" Bundesgesandten Whist gespielt und sich über ihr Vornehmthun geärgert hatte, rieb sich vergnügt die Hände, daß diese vornehm thuenden Excellenzen sich jetzt verkriechen mußten, und der Sohn des Hauses erwartete und wünschte ganze Maßregeln der Freisinnigkeit, welche die Mutter entsetzten, den Vater beunruhigen mußten, und doch stießen alle Drei nach hastiger Debatte mit mir an auf das Gedeihen und die Früchte des Vorparlaments.

„Mein Champagner ist gut, nicht wahr? und den wird auch das Vorparlament gut heißen!" rief der alte Herr. Mutter und Sohn aber, obwohl von entgegengesetzten Ansichten, zweifelten nicht an der ausgleichenden Kraft unserer neuen Jahreszeit. Kurz, man fühlte sich unter dem Zauberbanne einer elementarischen Macht.

Und auf der „Zeil" draußen erst, auf der Hauptstraße Frankfurts, da stand der Zaubergarten in voller Blüthe. Wie viel vergessenen Pflanzen begegnete ich da! Die Flüchtlinge alle waren heimgekehrt auf Flügeln der Morgenröthe aus Frankreich und England und aus der Schweiz, die bekannten alle und auch die unbekannt gewordenen. Unter ihnen Venedey, den ich vor neun Jahren in dunkler Zeit im Havre gesehen, oben auf der Höhe von Ingouville, von wo wir auf die Seinemündung und auf das Meer traurig hinabgeschaut und die Schicksale des Vaterlandes beklagt hatten. Beklagt? Nein. Venedey hatte eigentlich nur gescholten und hatte stolz prophezeit. Wie triumphirend stand er jetzt vor mir, der sentimental sichere Rheinländer mit dunkelblondem langen Haare und Barte, welche ein rosig angehauchtes Antlitz einrahmten, wie triumphirend, daß Alles just so gekommen sei, wie er verkündet, und daß nun auch Alles genau so kommen werde, wie er jetzt uns verkünden werde. Es war freilich ganz anders gekommen, aber wir brauchen ja zum Bestehen unser Rechthaben und unsere Selbstzufriedenheit, und er war jetzt so beneidenswerth sicher in seiner Gemüthsweisheit, welche sich zum Glaubensartikel verhärtet hatte! Und ähnlich waren sie Alle, die zumeist nur Recht haben wollten im Leben, unbekümmert um das neue Bedürfniß, welches das Leben des Vaterlandes neu entwickelt, unverständig der Wandlung, welche der wechselnde Tag nothwendig mit sich bringt.

Frankfurt also hatte den runden Tempel, die Paulskirche, zur Verfügung gestellt. Dort setzt sich die zusammengewirbelte Versammlung nieder, und zwar sogleich unter strategischem Aufmarsch: nach links alle diejenigen, welche völlige Umwandlung,

welche Republik erreichen wollten. Die Führer dieser Linken kamen aus Baden und hießen Hecker und Struve. Hecker ein vollblütiges Naturell mit burschikosen Formen und lebensvollem Ungestüm, Struve ein Doctrinär von magerem, zähem Wesen, ein Abstractum und Vegetarianer socialdemokratischer Richtung.

„Comptons-nous!“ hatte es in Paris geheißen; „Zählen wir uns!“ hieß es jetzt in der Paulskirche vor allem Andern.

Die Linken hatten nicht die Mehrzahl, und der Zorn erhob sich gegen die blutlosen Norddeutschen, welche Philister aller Gattungen dahergesendet zu so lebensbedürftiger Aufgabe. „Sprengen wir das Vorparlament, indem wir ausziehen mit Protest!“ rief Hecker und rief sein Kreis.

Das wurde versucht, aber da es nicht hinreichende Wirkung machte, wurde es nur unvollständig ausgeführt. Das Vorparlament blieb bestehen und faßte Beschlüsse, und die Auswanderer kehrten zurück. Es faßte Beschlüsse, welche die Wahlen anordneten zum ersten deutschen Parlamente, und welche die Bundesbehörde umgestalteten im liberalen Sinne.

Die Stimmung der Linken zeigte sich so, wie man aussieht mit aufgelöstem Haare. In einem kleinen Laden am Goetheplatze vertheilte sie ihre Schlachtbefehle. Sie waren gedruckt, und mein Verleger aus Mannheim, der Buchhändler Heinrich Hoff, rief mich hinzu, als ich im hellen Sonnenscheine arglos vorüberging. Er beschwor mich, zu dieser Fahne zu treten. „Hier ist die Zukunft, die einzig richtige und sichere, alles Andere ist klägliche Halbheit. Nehmen Sie, nehmen Sie!“ Und dabei drückte er mir die gedruckten Anordnungen in die Hand.

Mein guter, redlicher, warmer, armer Hoff! Ich hab' ihn nicht wieder gesehen. Die Folgen, welche aus dem kleinen Laden quollen, waren zunächst der Aufstand in Baden. Er wurde zersprengt, er kostete dem ältesten Bruder Heinrich Gagern's, einem ausgezeichneten Manne, das Leben; er stieß Herwegh unter das Spritzleder und ruinirte ihn dadurch, er trieb meinen braven Freund Hoff nach Amerika. Dort ist er in Gram gestorben.

Auch Frankfurt, das vertrauensselige, war nach dem Vorparlamente mäßig erschüttert in der Sicherheit der Hoffnungen, auch seine Bevölkerung hatte größere, kühnere Schritte erwartet. Die Erschütterung war aber mäßig, denn bei allem Aerger über die gar zu besonnenen Norddeutschen hielten die Frankfurter doch zurück mit ihrem Zorne, weil ja das wirkliche Parlament nach Frankfurt kommen und die wohlhabende Stadt zum Mittelpunkte der deutschen Neugestaltung machen werde.

Aber die vollblütigen Männer von rheinauf- und rheinabwärts trugen das Programm vom Goetheplatze in ihre Landschaften, und es stand von da scharfe Opposition zu erwarten gegen ein besonnenes Parlament. Die kleinen Staaten und die kleinsten gar waren beiweitem die ungeberdigeren. Sie wollten ein ganzes Deutschland um jeden Preis, und was ihnen noch wichtiger: in Sachen der Volksfreiheit war ihnen kein Preis zu hoch.

Ohne sie wäre wohl überhaupt ein Parlament nicht zu Stande gekommen, denn die Großstaaten Preußen und Oesterreich hätten sich für ein solches nicht in Unkosten gesetzt. Der bedrohliche Lärm öffentlicher Stimmung nur nöthigte sie, achselzuckend wählen zu lassen.

11.

Ich selbst schrieb in dieser Zeit der Stürme fleißig Berichte und Schilderungen für die Augsburger Allgemeine Zeitung und gehörte zu der Richtung, welche man sich als linkes Centrum dachte. Ich wenigstens dachte mir dieselbe so: Freiheit mit Maß, Einigung des deutschen Vaterlandes auch mit Opfern. Die süddeutschen Republikpläne schienen mir haltlos und besonders von großer Gefahr für eine Einheit Deutschlands, da wenigstens vier

Fünftheile denkender Deutscher diesen Plänen nicht zustimmten. Um liberale Grundsätze gründlich durchzuführen in neuen Formen, meinte ich nur diejenigen Grundsätze gesetzlich einführen zu dürfen, welche bereits im vorgeschrittenen westlichen Europa eine gewisse Festigkeit erkämpft hatten, nicht aber Speculationen nachzujagen, welche auch erprobten liberalen Leuten für utopisch galten. Das dürfte man, meinte ich, am wenigsten in Deutschland betreiben, welches noch einen so dornenvollen Weg zu einer politischen Einheit zu finden und zu reinigen hätte.

Nach Leipzig zurückkommend, sah ich mit Schrecken die Fortschritte, welche die radicale Windsbraut gemacht hatte. Die Stadt lag unter dem Staube revolutionärer Gedanken und Absichten wie verschüttet. Wer was besaß, athmete mit ängstlicher Anstrengung.

Es war mir also sehr willkommen, daß ich einen Wiener Brief vorfand, welcher mich einlud, eiligst nach Wien zu kommen. Er war von meiner liebenswürdigen Freundin Louise Neumann, dieser feinen Zierde des Burgtheaters. Sie also hat mich nach Wien berufen, denn bei meinem damaligen Aufenthalte in Wien wurde der Grund gelegt zu meiner späteren Uebersiedlung in die Kaiserstadt. Sie schrieb mir, daß die Zeit endlich gekommen wäre für die Aufführung meiner „Karlsschüler" im Burgtheater, und daß ich mich doch beeilen möchte, das Stück selbst in Scene zu setzen.

Ich fand Wien noch in fröhlichem Zutrauen auf goldene Zustände der endlich errungenen Freiheit. Das gestürzte Regiment wurde verspottet, und doch herrschte keinerlei Rachegedanke. Das Verhältniß zu Deutschland wurde neugierig betrachtet, wie der Beginn eines neuen Romans. Nach Frankfurt sollte gewählt werden in Folge des Vorparlaments — was heißt das? Wacht die eingeschlafene römisch-deutsche Kaiserzeit wieder auf, obwohl die vorderösterreichischen Lande am Bodensee und am Oberrhein andere Herren haben, an deren Rücktritt Niemand denkt? Nein. Von ganz anderen Formen ist die Rede. Wie

Das Kopfschütteln hat Recht behalten; die Farben des neuen deutschen Reiches haben das Gold nicht mehr. Es hat sich in Silber verwandelt. Der preußische Officier trägt Silber, die preußischen Farben sind schwarz-weiß, die neue deutsche Reichsfarbe ist Schwarz-Roth-Weiß.

Bei alledem wird Schwarz-Roth-Gold wohl die Freiheitsflagge bleiben bei vorkommender Gelegenheit, wie sie es damals urplötzlich in Wien geworden war.

Diese schwarz-roth-goldene junge Welt gab im Monate Mai 1848 den Ton an im schwarz-gelben Wien, und es bildete sich bald ein Sammelplatz und Schwerpunkt in der sogenannten Aula.

Dies ist der Saal in dem Akademiegebäude am Ausgange der beiden Bäckerstraßen. Die Front des stattlichen Hauses geht auf einen kleinen Platz, welchen eine Kirche und das alte Universitätsgebäude begrenzen, unschön wie die jesuitischen Bauten überall sind.

Hier also, wo die Jesuiten ihr Lehrlager Jahrhunderte lang aufgeschlagen, hier im östlichen Theile der Wienerstadt bildete sich zwischen engen Straßen der Mittelpunkt einer treibenden, später übertreibenden Bewegungspartei, deren Masse sich allmälig aus Studenten zusammensetzte. Sie waren jetzt schon als Nationalgarde bewaffnet, der rasselnde Schleppsäbel spielte bei den Officieren eine lärmende Waffe, und die Feuergewehre flößten allen Leuten, die am Leben bleiben wollten, ernstliche Besorgniß ein. Ich gerieth später einmal bei einem Alarm unter diese Gewehrtragenden auf diesem schmalen Universitätsplatze und fand es wunderbar, daß nicht jeden Augenblick Schüsse losknallten, so harmlos und kunstlos wurden die Flinten gehandhabt.

Neben diesem Mittelpunkte bildeten sich eigenthümliche Nebencirkel in den Bierhäusern — mehr als in den Kaffeehäusern — welche alle ersinnlichen Nuancen von Freiheitsplänen und Freiheitssystemen verfochten. Aus diesen traten ein paar Männer heftig perorirend hervor, um welche sich Gruppen sam-

Hexengebräu mit sich, welches der politische Aberglaube schmackhaft findet. Und dafür erschossen? Arme Bursche! Aberglaube richtet den Aberglauben, und die Welt geht weiter, als ob nichts vorgegangen wäre.

Die Wiener Welt ging im Maimonate 1848 noch einige Tage in bacchantischer Maistimmung weiter. „Es wird sehr schön werden!“ rief Einer dem Andern zu, und man drängte sich noch ins Burgtheater, um ein neues Stück, ein früher verbotenes Stück anzusehen: „Die Karlsschüler“.

Ich selbst hatte in dieser Wiener Atmosphäre die Meinung: Jetzt sind ja diese Karlsschüler viel zu zahm, und man wird sie vormärzlich nennen. Darin bestärkten mich die Proben, welche ich leitete. Alles war so ehrwürdig, so besonnen, so volljährig, wie es zu diesem Thema einer stürmischen Dichterjugend gar nicht paßte! Die vier jungen Karlsschüler zählten zusammen über zweihundert Jahre. „Unter fünfzig Jahren thun wir's nicht an unserem gesetzten Institute!“ lachte Louise Neumann.

Es wurde denn durchwegs eine Tendenzvorstellung, und ich habe nie deutlicher gesehen, was Terrorismus bedeutet. Die sittsamsten Burgtheater-Besucher geberdeten sich wie Jacobiner und waren's doch gar nicht; sie gehorchten nur dem jacobinischen Winde, welcher durch die Stadt wehte. Und der arme Kaiser Ferdinand mußte das Alles mit durchmachen. Er saß — ich glaube harmlos — dabei; nur seine Umgebung saß ersichtlich auf brennenden Kohlen. Sie wußte, was auf dem Spiele stand bei dem rasenden Beifalle für jede liberale Phrase, nicht minder bei dem Beifalle, welcher dem Preise eines wohlwollenden Regenten galt. „Ein weiser Regent ist milde“ zum Beispiel fand donnernden Applaus, und Kaiser Ferdinand stand auf und verbeugte sich bei dieser Ovation.

Diese seine Milde mochte eine Hauptbesorgniß sein für die Nahestehenden. Ein immerwährendes Nachgeben von Oben erschien als eine tiefe Gefahr und war es wohl auch. Was thun?

„diesen alten Zopf abzuhauen". Eine andere Partei wollte die alte Sitte beibehalten, und Fichtner war entschlossen, nicht hinauszugehen. Er bat mich dringend, noch einmal als Verfasser oder, wie man in Oesterreich sagt, als Dichter dankend vor dem Publicum zu erscheinen und dadurch vielleicht die Forderung des Schauspielers abzuwenden.

Ich war aber schon mehrmals draußen gewesen, und mich wollte ja das stürmende Publicum gar nicht. Der Lärm wurde inzwischen Toben. „Man zerschlägt die Bänke, der Hof muß sich zurückziehen," hieß es plötzlich, „und es muß etwas geschehen!"

Da entschloß ich mich denn, der Fremde, auf Fichtner's immer heftigeres Andringen, die Aufgabe zu übernehmen. Es wurde aufgezogen, ich trat hinaus, und das Publicum, enttäuscht durch mein Erscheinen, wußte nicht gleich, ob es Nein oder Ja sagen sollte, wurde aber todtenstill, als es merkte, daß ich sprechen wollte.

Dies ist der peinlichste Moment gewesen in der Hofloge — wie mir später erzählt worden ist —: der Fremde, der als liberal bekannte Schriftsteller übernimmt die Führung und wird mit radicalen Phrasen die alte Ordnung umstürzen!

Das war aber gar nicht meine Absicht. Ich war streng der Meinung: das theatralische Kunstwerk gewinnt, wenn der Schauspieler nicht als Privatpersönlichkeit aus dem Rahmen herausgerissen wird. Ich dankte also langsam und trocken für Herrn Fichtner, welchem das Publicum eine Auszeichnung zugedacht.

Die Todtenstille hielt an, als ich zurücktrat. Ich hatte aber kaum einige Schritte gemacht, da brach ein voller Beifall los, der sich zu stürmischem Beifalle steigerte.

Wie ging das zu? Dies wild erscheinende Publicum war gar nicht wild, es war terrorisirt und befreite sich, als ihm Gelegenheit geboten wurde zur Befreiung, unwillkürlich, geradezu unwillkürlich.



der nicht im Traume an eine solche Uebersiedlung gedacht hatte. Der Oberstkämmerer, nämlich Graf Moriz Dietrichstein, oberster Chef des Burgtheaters, hatte von diesem Vorgange gehört, und man hatte ihm von meiner Inscenesetzung der „Karlsschüler" erzählt, und er fühlte sich zudem äußerst hilfsbedürftig in Sachen des Theaters, kurz, er kam auf den Gedanken, mich im Burgtheater anzustellen. Frau Amalie Haizinger und Louise Neumann, welche sein Ohr hatten für kleine Rathschläge in theatralischen Sorgen, hatten gewiß in derselben Richtung zugerathen, und er ließ mich eines schönen Maimorgens zu sich rufen.

Er war ein wunderlicher Heiliger. Obwohl hoch in den Siebzigen, war er noch voll Lebhaftigkeit für Stellung und Würde des Burgtheaters. Selbst eigentlich ohne Geist, hatte er doch edle Traditionen eingesogen in Sachen der Schauspielkunst, und das gab nun ein sehr wunderliches Durcheinander von Leere und Bedeutung, von gutem Willen und schlechten Gründen, all' das zusammengehalten durch einen altmodischen Eigensinn.

Der kleine hagere Greis lag im Bette, als ich bei ihm eingeführt wurde, und die kleinen, meist verdrießlichen Augen neben einer herausfordernd großen Nase schienen zu fragen: Wirst denn du, Fremdling, irgendwie helfen können? Denn hilfsbedürftig fühlte er sich in hohem Grade. Die ganze Bettdecke war übersäet mit Zeitungen, vorzugsweise kleinen Formats. Seit zwei Monaten schossen sie wie Pilze aus der Wiener Erde, und bei allem politischem Eifer sprachen sie doch nach Wiener Gewohnheit immer noch über's Theater. Dieser Wirrwarr, „in den Ausdrücken ganz respectlos", wie der Graf sagte, bestürzte den alten Herrn bis zur Furchtsamkeit. „Sie sind nicht nur Dichter" — stöhnte er — „sondern auch Schriftsteller, wohl gar auch Journalist; Sie haben, wie ich höre, in Leipzig einen „deutschen Verein" stiften helfen, welcher Mäßigkeit einführen will; wie glauben Sie, daß die Kunst gerettet werden könne aus diesem Chaos, Chaos, Chaos?!"

aufgerissen und zu Bergen aufgethürmt, und ich war damals in allen Fasern nur politisch bedacht, patriotisch, wenn ich so sagen darf. Das Schicksal des deutschen Vaterlandes, zu welchem für mich auch Oesterreich gehörte, schien mir ernstlich gefährdet. Wenn ich die Arbeiter an den Barricaden sah, meinte ich: eine liberale Ordnung werde kaum durchzusetzen sein bei diesem Fanatismus.

Es war ein gefährliches Durcheinander! Gute österreichische Patrioten wollten mit Recht vorwärts und gestanden zu: die Regierung müsse vorwärts gestoßen werden. Gut deutsch gesinnte Oesterreicher halfen drängen, um reinen Tisch zu machen für die Vereinigung mit Deutschland, eventuell für Aufgehen in Deutschland, ohne ein anderes Bild dafür zu haben, als ein unklar phantastisches. Eine gewisse Sorte von Bewegungsmännern wollte nur überhaupt Umsturz, entstehe daraus, was wolle und könne. Und als Letzte — sie waren für den Ausbruch der Revolten die Ersten — als verborgene Letzte arbeiteten Tag und Nacht die nichtdeutschen Nationalitäten in Oesterreich, insbesondere die Polen, welche zunächst und zuletzt die Zertrümmerung Oesterreichs bezweckten. Eines Revolte-Abends hörte ich auf dem Graben Gespräche an, welche zwischen ihnen geführt wurden. Man bestürmte eben den Minister Pillersdorf in seiner Wohnung im Trattnerhofe, alle ersinnlichen Zugeständnisse zu bewilligen. „Olles bewüllicht!“ war die tagtägliche Zauberformel, welche denn auch an jenem Abende vom dritten Stocke des Trattnerhofes aus den Fenstern Pillersdorf's herunterfiel. Dieser Zauberformel konnte doch am Ende kein Bestand widerstehen, und mit Genugthuung sagte denn auch neben mir ein Pole zum andern: Wir bringen's entzwei.

Jedermann regierte, regiert werden mochte Niemand. Ich ertappte mich selbst eines Vormittags auf dem Wege nach dem Judenplatze, nach der rückwärtigen Front der böhmischen Reichskanzlei. Dort residirte Pillersdorf, der Minister des Innern. Was wollte ich da? Dieser schlank gewachsene, interessant aus-

12.

Es war auch sehr schwer, hinauszukommen aus Wien. Man mußte einen barricadenfreien Tag treffen. Ich traf ihn nicht. Als ich von meinem Fenster in der „Stadt Frankfurt" ausschauen wollte, was ich für Maiwetter hätte zur Reise, da starrte mir ein hoher Steinhaufen, eine Barricade entgegen, welche den Mehlmarkt absperrte. Die Seilergasse selbst, in welcher die „Stadt Frankfurt" liegt, war nördlich und südlich ebenfalls durch Steinhaufen verrammelt. Das treffliche Wiener Pflaster, aus Granitwürfeln bestehend, eignete sich ungemein für solchen Zweck, die Revolutionswälle sprangen im Handumkehren aus dem Boden, und Papa Stipperger, der kundige Gastwirth — lebens- und weinkundig — eröffnete mir seufzend, daß seine Recognoscirungen gerade heute sehr ungünstig lauteten für den Weg zur Nordbahn. Alle Boten hätten berichtet, es bleibe nur vom Mehlmarkte drüben ein schwer zu findender Weg frei auf's südliche Glacis. Draußen müßte dann der Weg nach Norden zum Nordbahnhofe gesucht werden.

Ich mußte also mit meinen Koffern über die Mehlmarkt-Barricade klettern — sie war über ein Stockwerk hoch — und mußte mir dann erst einen Fiaker suchen.

Ein solcher war rasch zur Hand. Die armen Fiaker hatten lange Ferien in jener Zeit, und ihr Humor war illiberal. Sie sind ja an und für sich ein aristokratisches Institut und brauchen reiche Leute. Der meinige war tief betrübt. Als ich ihm draußen am Bahnhofe einen Silbergulden Trinkgeld schenkte, da weinte er — ein Fiaker, sonst eine so hartgesottene Pflanze! Er sei dem Verhungern nahe mit seinen braven „Rössern". Eine Störung des eingelebten Organismus greift eben in die abgelegensten Winkel.

Das Wort „Silber" war in den letzten Tagen auch aufgestört worden: der Glaube an dasselbe, der Credit ging unter,

das Agio für's Papiergeld erhob sein Gorgonenhaupt und erhob es täglich höher. Dies Agio ist leider am Leben geblieben bis heute, da ich dies schreibe, im rauhen Frühjahre 1877; es ist also nahezu dreißig Jahr alt!

So weit dachte man damals nicht, namentlich nicht außerhalb Wiens, und ich konnte auf den Stationen nach Schlesien die Tantièmen in Papiergeld, welche ich der Frau Birch-Pfeiffer mitbrachte, noch für mäßige Percente in Silbergeld umsetzen, da sich auf den Bahnhöfen bereits Wechsler einstellten. Frau Birch-Pfeiffer war aber doch sehr unzufrieden mit meiner Finanz-Operation. Sie glaubte als Hofschauspielerin nicht an die Fortschritte der Revolution und an die Rückschritte des Credits.

Ach, in Leipzig erwarteten mich noch schlimmere Vorwürfe. Ich sollte öffentlich vor dem Volke Bericht erstatten über die Wiener Revolutionen. Unser „Deutscher Verein" stand im Verdachte, unerlaubt mäßig zu sein in seinen Anforderungen an die große neue Zeit, es sollte also die Gelegenheit wahrgenommen werden, durch Einen von uns Vortrag zu halten über neue Revolutionen. Niemand war dazu ungeeigneter als ich. Die Wiener Zustände lasteten wie ein Alp auf mir, der ich den Bestand Oesterreichs für eine deutsche Nothwendigkeit hielt, diesen Bestand aber auf's Tiefste bedroht sah durch das Miniren der verschiedenen Nationalitäten innerhalb Oesterreichs, welche den Zerfall des Sammelstaates deutlich anstrebten.

So ereignete sich denn das Wunderliche, daß ich als Volksredner im Leipziger „Tivoli" da großen Beifall weckte, wo ich traurig schilderte, und da durchfiel, wo ich Hoffnung ausdrückte. Es war ein Rede-Actus widerwärtigster Art.

Ich stärkte mich an den Berichten, welche aus Frankfurt kamen. Dort war denn das erste deutsche Parlament wirklich zusammengetreten, und die große Mehrheit erwies sich besonnen. Ich athmete auf und hoffte von Tag zu Tag auf Beschlüsse, welche das Parlament mit ausübender Macht versehen würden,

mit materiellen Kräften der Einzelstaaten, welche in Frankfurt concentrirt würden.

Ich hoffte umsonst. Dies schien unerreichbar zu sein. Und je deutlicher es wurde, daß der sogenannten Reichsregierung in Frankfurt die Regierungsmittel der Einzelstaaten entzogen blieben, desto klarer wurde mir's: eine volle Umgestaltung Deutschlands wird unmöglich.

Natürlich erhob sich da als nächster Gedanke die Frage: Hat die äußerste Linke also doch Recht, und muß nicht reiner Tisch gemacht werden durch die ganze Revolution?

Mein Gewissen und meine Erfahrung sagten dennoch Nein. Die wüsten Mächte der Revolution würden nur zur Verwüstung und zur endlichen Säbelherrschaft führen, und würden gewiß die innere Entwicklung deutschen Staatslebens zerstören. Ein blutig verworrener Zustand wie im dreißigjährigen Kriege würde entstehen in unserem Vaterlande, welches jetzt noch wie damals durch einander widerstrebende Ansprüche der zahlreichen Herrschaften und Stämme zerspalten ist.

Erschöpft in Hoffnung, ermüdet von Sorge fuhr ich nach meinem neutralen Sommerorte, nach Karlsbad, wo die Regungen des Körpers zur Hauptsache und der Geist auf strenge Diät gesetzt wird.

Wunderlich genug, gerade hier trat ich auf die Mine, welche mich wieder hinaussprengen sollte mitten in die politische Schlacht hinein.

Meine Frau war mit mir, und sie hörte, daß im nahen Elbogen eine Parlamentswahl für Frankfurt stattfinden werde, weil ein Prager Czeche sein dortiges Mandat niedergelegt hatte. Meine Frau aber war, weil aus den sächsischen Kleinstaaten stammend, enthusiastisch eingenommen für ein ganzes deutsches Reich. Die Kleinstaatlichen schmachteten völlig nach einer Erlösung aus ihren dürftigen, vielfach verspotteten Staatsformen. Sie drang also in mich, hinüberzufahren nach Elbogen und mich um den Parlamentssitz zu bewerben.

Ich selbst hatte wenig Neigung dazu, weil ich die Machtlosigkeit des Parlaments vorauszusehen meinte, und weil mein Naturell ganz ungeeignet ist, da zu hoffen und zu arbeiten, wo mir ein gedeihliches Endziel unmöglich scheint. Unmöglich. Nicht wo es nur unsicher ist. Da kann ich eintreten und ringen mit rücksichtsloser Energie. Das blos Phantastische aber, welches Aussichtslosigkeit verhüllen will, lähmt mich gänzlich.

Nun, die Frau behält ja immer Recht. An einem rauhen Sommertage fand ich mich neben ihr auf dem offenen Wagen, welcher bergauf nach Elbogen hastete. Links unten der Egerfluß am Fuße des sogenannten Mittelgebirges, welches aus bewaldeten Hügeln besteht, und rechts oben das Erzgebirge, welches in breiten Terrassen herabfällt zum Egerthale. Kein Sonnenblick belebte die Gegend, und nach einer starken Stunde waren wir fröstelnd auf dem Höhepunkte der Landstraße, von welchem wir unten vor uns malerisch das alte Schloß von Elbogen sahen. Die kleine Stadt liegt hinter ihm; vor ihm schlängelt sich die Eger, über welche sich in kühner Schwebe eine Kettenbrücke schwingt — ich glaube die erste ihrer Zeit. Man fährt hieher von Karlsbad, um den malerischen Anblick des alten Schlößchen und der neuen Brücke zu genießen, welche beide hoch über dem Flusse stehen. Dann wandelt man im hier engen Egerthale hinab auf Karlsbad zu bis zu den sogenannten Hanns-Heiling-Felsen, in einem waldigen Felsthale. Dies ist ganz geeignet zur einsamen Promenade für ein Liebespaar, welches nicht beobachtet sein will. Es gibt hier nur einen Fußweg, nur Schwarzholzbäume, einige Birken und weißliche Felsennadeln.

Und hier, dachte ich auf der Höhe in meinem Wagen, hier in dem stillen Städtchen, welches durch Lebkuchen auf ein paar Meilen weit bekannt ist, hier soll Politik wohnen? Kenntniß für die so verwickelte deutsche Politik? Warum nicht! Ein meilenbreiter Landstrich von Eger bis an die schlesische Grenze, dies ganze Nordböhmen ist grunddeutsch und hat im Kampfe mit den südlich angrenzenden Czechen Politik lernen müssen. Die

Wähler kamen von allen Seiten zugewandert, und vor dem Wirthshause begrüßte mich der Dechant von Karlsbad, der zum Zuhören herübergekommen war. „Wollen Sie," rief ich, „gegen mich, den Ketzer, aufwühlen? Das wird nicht schwer werden. Es kennt mich hier Niemand, und vom Ultramontanen ist keine Faser in mir."

„Im Gegentheile," sagte er lachend. Er stammte noch von der josephinischen Richtung, war also ein aufgeklärter, humaner Mann. Wo man in Oesterreich auf humane Menschen und Einrichtungen stößt, da tritt Einem immer Kaiser Joseph entgegen.

Die Frau blieb im Wirthshause; ich wendete mich nach dem Rathhause, hundert Schritt von da am Marktplatze. Es war voll Menschen, vorzugsweise Bauern, wie mir schien. Sie betrachteten mich neugierig. Oben im ersten Stocke in einem geräumigen Zimmer saß an einem ovalen Tische der Kreishauptmann, unter dessen Aufsicht die Wahl vor sich gehen sollte. Ich meldete mich bei ihm als Candidat kraft der vom Vorparlamente festgesetzten Wahlregel, daß jeder Deutsche überall gewählt werden könne. Er sah mich sorgenvoll an. Sorgenvoll, weil er meinen Schriftstellernamen kannte und einen neuen revolutionären Candidaten vor sich zu haben glaubte. Die zwei anderen Candidaten hatten ihm schon Angst genug gemacht. Der eine war ein Sprößling der Wiener Aula, der andere ein scharfer Advocat des Kreises mit stark demokratischen Zügen.

Die höheren Beamten waren zu jener Zeit allerorten in gerechter Besorgniß, denn die Stimmung war überall revolutionär und die Gesetze aller Art erschienen von sehr zweifelhafter Geltung.

Die Wähler drängten sich langsam herein in den kleinen Saal, und die Action begann.

Die beiden heimischen Candidaten boten mir, als einem Gaste, höflich den Vortritt an: ich sollte zuerst sprechen. Als Dramatiker war ich aber der Meinung, das letzte Wort sei

Uebergänge? Können diese gefahrlos übersprungen werden? Ist namentlich das Aufgehen in einem deutschen Reiche so leicht? Kann es so oberflächlich mit einem Machtspruche bewirkt werden? Welche Verhältnisse werden unmittelbar davon berührt? Betrachten wir sie einzeln, insbesondere die Handels- und Verkehrsfragen. Bedürfen sie nicht einer sorgfältigen Prüfung und Abwägung? Ich meine: Ja! Man soll die großen und weiten Aussichten nicht aus dem Auge verlieren, aber man soll sich nicht einbilden, daß sie im Handumkehren nahegerückt werden könnten. Man soll sich wappnen mit Geduld, mit Fleiß, mit brüderlich entgegenkommender Gesinnung, und man soll vorerst zufrieden sein, wenn die enge Verbindung in den wichtigen Hauptpunkten erreicht werden könne.

Man hörte mir aufmerksam wohl eine Stunde zu, und als ich schloß, schien man mit mir zufrieden zu sein. Wenigstens drängten sich mehrere Männer zu mir, um mir für die Schlußworte zu soufflíren. Ich hatte mich nämlich darauf eingelassen, schließlich die einzelnen Ortschaften der Wähler namentlich anzureden. Seit fünfzehn Jahren regelmäßig nach Karlsbad kommend, kannte ich einen Theil dieser Ortschaften, am Ende aber doch nicht alle, und diese fehlenden wurden mir leise und redlich soufflirt von einigen Wählern. Das war ein günstiges Zeichen, und unter einem beifälligen Gemurmel — Theater-Applaus war unbekannt — nahm ich meinen Abschied und kehrte ins Wirthshaus zurück, bei einem schmalen Diner mit ortsgemäßem Lebkuchen-Dessert meiner Frau die Heldenthat erzählend, welche ich verübt.

Es fiel ihr auf, daß ich mich so breit auf Erzählung eingelassen, und ich mußte ihr wie mir das Geständniß ablegen, daß ich kein eigentlicher Redner sei, kein sogenannter Parlamentsredner, welcher mit Grundsätzen, Gründen und Gegengründen einen längeren oratorischen Vortrag hält. Das blos Abstrahirte, das vorzugsweise Theoretische langweilt mich, und dabei verläßt mich zum Anordnen der Steigerung das Gedächtniß, ich verpuffe mein Pulver in schnell aufeinanderfolgenden Schüssen. Wenn ich

also breiter und länger reden soll, dann brauche ich di
lung, um eine künstlerische Unterlage zu haben, welche m
und welche mir immer wieder neuen Anhalt bietet. Da
sagt mein Gedächtniß nicht. Kurz, ich muß, wie Goe
fabuliren können. „Du siehst,“ schloß ich, „wie ungee
fürs Parlament bin.“

Da kam die Botschaft: es sei die Wählerschaft im E
Rathhause anderer Meinung gewesen als ich über mein
talent und habe mich mit großer Majorität zum Parl
Mitgliede für Frankfurt gewählt.

Was sollte ich dort, was wollte ich dort, da ich nu
mußte? Zum Handeln drängen in Betreff einer wi
Regierungsmacht; Machtmittel verlangen und erlangen
Einzelstaaten? Dafür war's aber zu spät. Zahlreiche
des Centrums, an welche ich mich links anschloß, kannt
Bedürfniß so gut wie ich, beklagten die Versäumniß wie i
sprachen außerdem die Meinung aus: es sei wohl auch
ersten, günstigen Zeit nicht erreichbar gewesen. Der revolu
Strom der Linken hätte das Mißtrauen der Staaten so h
steigert gehabt, daß diese auch damals bis zum Aeußerste
gesagt haben würden zur Bildung einer materiellen Regie
macht in Frankfurt.

In der ersten Zeit des Parlaments war der Erz
Johann zum Reichsverweser ernannt worden und hatte
Triumphzug gehalten durch die kleinstaatlichen Länder bis
Frankfurt. Diese Länder und insbesondere die süddeu
waren und sind ja dem süddeutschen alten Kaiserhause
Stammesnatur aus zugeneigt, und es mußte sie herzlic
freuen, daß die Oberherrlichkeit Deutschlands wieder zu
komme, zu ihnen, welche keinerlei Sympathie hegten für
norddeutschen, noch dazu soldatischen Großstaat. Des katholi
Glaubens nicht zu gedenken, welcher durch die bayrische
in Süddeutschland überwiegt und eine katholische Oberher
keit wünschte.

Ich hatte dem Zuge mit gar gemischten Empfindungen zugeschaut. Es freute mich die Wärme der Bevölkerung; es erschreckte mich die greifbar auftretende Zweiseelentheorie in der deutschen Oberhoheitsfrage; es beängstigte mich die Wirkungslosigkeit, welche dem armen Reichsverweser ohne materielle Mittel beschieden sein mußte.

Letztere war denn auch im August, als ich nach Frankfurt kam, schon offenkundig. Das scheinbare Oberhaupt des noch zu gebärenden deutschen Reiches bewohnte das alte Bundespalais in der Eschenheimergasse und gab zuweilen Soiréen.

Um eine solche mitzumachen, mußte ich erst officiell aufgenommen sein in die Parlamentsgesellschaft. Dies geschah durch den alten Herrn v. Lindenau, einen sanft liberalen Staatsmann aus Sachsen, welchen die Zeit längst überholt hatte, welcher aber sein archivalisches Amt mit liebenswerther sächsischer Artigkeit und Gewissenhaftigkeit verwaltete. Er schrieb mich ernsthaft in die große Liste, nachdem ich meinen böhmischen Wahlbrief vorgezeigt. Graf Leo Thun hatte in Prag diesen Wahlbrief ausgefertigt und hatte ihn zu meinem Erstaunen mit einem sehr freundlichen Schreiben begleitet. Zu meinem Erstaunen, denn Graf Leo war hochgehender Czeche, und Widerwille hätte ihm die Feder führen sollen für einen böhmischen Abgeordneten zum verhaßten deutschen Parlament. Er hat's aber immer verstanden oder wenigstens versucht, Wasser und Feuer unter räthselhafter Gemeinsamkeit in derselben Hand zu halten und mit wohlklingender Phrase darzureichen. Später hat man diese Fertigkeit wohl kurzweg Confusion genannt.

So kam ich denn zu einer Soirée beim Herrn Reichsverweser, welcher still regierte, ohne Regiment und ohne Land. Ob er's wußte? Ich glaube wohl, wenn er auch leiblich ernsthaft mit Unsereinem sprach über gedeihliche Zukunft. Mit Ausnahme der Linken fanden sich alle Parteien ein, und selbst einige Linke, welche den damals überhaupt selten vorkommenden Frack nicht völlig abgeschworen hatten, ließen sich zuweilen sehen und

mußte mich in Acht nehmen, meine historisch gewordene Prätendentschaft auf die Direction, welche ich im Stiche gelassen, ja nicht zu verrathen. Warum denn? Meine norddeutschen Genossen hätten mich pflichtwidriger Parteilichkeit beschuldigt in den politischen Fragen. Sie hatten ohnehin die schönste Neigung dazu, weil ich Oesterreich überhaupt günstiger ansah, als Einer von ihnen. Ich wälzte die Erklärung auf Elbogen, welches ich doch einigermaßen sachgemäß vertreten müßte. Sie lachten mich aus oder bedauerten mich. Letzteres that ich selbst alle Tage drei Vierteljahre hindurch.

13.

Ich will hier nicht die Vorgänge schildern, denen ich drei Vierteljahre in der Paulskirche beigewohnt. Es existirt dafür ein Buch von mir, welches ich unmittelbar darnach, also im Herbste 1849, herausgegeben habe unter dem Titel: „Das erste deutsche Parlament.“ Es hat drei Bände, ist also wenigstens ausführlich genug.

Ich will nur Erinnerungen skizziren, welche mir jetzt noch, dreißig Jahre später, lebendig geblieben sind von dem hochgehenden Geistesleben jener Zeit.

Nachdem ich ins große Register der ersten deutschen Abgeordnetenversammlung durch Herrn v. Lindenau feierlich eingetragen war, schaute ich mich um, wo ich Platz nehmen sollte in jener runden Kirche, Paulskirche genannt. Ich wußte natürlich längst, wohin ich gehörte. Zum linken Centrum nämlich. Aber es war doch eine gute Gelegenheit, die Parteien im Négligé kennen zu lernen, wenn ich als ganz unschuldiges Kind zunächst fragsam überall zu Gaste ginge. Schon die verschiedenen Locale waren beredtsam.

der Verkehr war steif höflich wie in den sogenannten „Ressourcen" kleiner Städte. Kleine Edelleute verbeugen sich vor einander unter abgedroschenen höflichen Redensarten und verzehren sehr wenig. Herr v. Radowitz in dieser Ecke, Herr v. Vincke in der anderen bilden Mittelpunkte. Von den kleineren Staaten findet sich da kaum ein Vertreter.

Diese Herren v. Radowitz und v. Vincke sind ja zwei Hauptfiguren des Parlaments geworden. Hauptfiguren für die Rednerbühne, aber nicht für die Abstimmung. Dafür haben sie gar keine Wirkung gehabt.

Radowitz am wenigsten. Es traute ihm kein Mensch, er stand im Dunkeln, es umgab ihn ein Schleier wie etwa den Cagliostro. Man hielt ihn für einen geheimen Agenten Friedrich Wilhelms des Vierten nach der mystischen Seite hin, für einen Jesuiten in Civil, für alles mögliche Bedenkliche. Wenn er aber auf die Rednerbühne trat, da strömte Alles herbei und gruppirte sich um die Tribüne, damit kein Wort ungehört verloren ginge.

Es ging auch kein Wort verloren. Der feine, etwas gelblich angehauchte Kopf mit dunklem Auge und kurz gehaltenem, dunklen Haare sprach vortrefflich aus freiem Munde. Der feiste Körper war eigentlich eine unpassende Verlängerung des Kopfes, denn er schien zu flüstern: Man muß ein einträgliches Amt haben, man muß Geld verdienen, und auch mein streng dreinschauender Kopf wäre viel lieber frei, um wissenschaftliche Experimente jeglicher Art zu machen und in der Stille epikuräisch zu leben. Epikuräisch? Dieser stockernsthafte, nie lachende Moralprediger, der mit den fastenden Ordensgeistlichen beider Confessionen liebäugelte? Ja, ich habe ihn immer in solchem Verdachte gehabt. Er war zu klug, um sich die Genüsse des Lebens zu versagen, die Genüsse namentlich, welche sich nicht nachholen lassen, und sein Leib war zu feist und die Abstammung vom Südslaventhum war zu deutlich. Croatien gebiert nicht leicht strenge Märtyrer.

Er sprach immer nur über große Fragen, welche weiten Spielraum ließen und die Parteifragen umgehen konnten. Am besten über Kriegsfragen. Da kann man alle Möglichkeiten interessant gruppiren mit strategischer Phantasie, dieser poetischen Eigenschaft eines Generalstabsmannes.

So hat er uns einmal prächtig auseinandergesetzt, daß wir Oesterreicher am Po den Rhein vertheidigten und ganz germanisch am Platze wären in Mailand und noch weiter in Italien. Als 1859 diese Kriegsfrage thatsächlich wurde, half das germanische Element mit Sorge tragen, daß Oesterreich seiner italischen Herrlichkeit gründlich ledig wurde. Radowitz wird 1859 wohl lächelnd gesagt haben: „Auch das ist strategisch zu billigen.“

Wir glaubten auch damals nicht, was er uns mit weiser Mäßigung darlegte — man glaubt keiner Weisheit, wenn man nicht an den Charakter des Weisen glaubt — aber er trug es doch so appetitlich vor, es war ein Kunstgenuß. Der Mann war überhaupt ein Künstler, und selbst Robert Blum, der bäuerliche Gegensatz des Herrn v. Radowitz, sagte behaglich nach Schluß der schönen Rede: „Nicht übel!“

Ganz anders war Vincke. Der war voll Temperaments, der packte den Augenblick beim Schopfe und riß ihn auf die Rednerbühne, der machte den Eindruck der Ehrlichkeit, den Eindruck eines Reiteranführers, welcher seine Schwadronen in die Schlacht ruft mit schmetternder Trompete. Wenn ich ihm Ehrlichkeit nachsage, so meine ich nicht die eines absolut deutschen Mannes, wie man ihn damals verlangte, sondern eines preußisch-deutschen Mannes, welcher seinen Particularstaat als maßgebend, ja als herrschend voraussetzte.

Stark gebauten Körpers war auch er, aber von kurzem Halse und mit sanguinisch geröthetem Haupte. Er war ganz norddeutsch auf Geist gestellt, oft auch nur auf Witz und nur ein wenig, nur zuweilen angehaucht vom tieferen Athem seiner westphälischen Heimat.

andere machte er nie. Er sprach auch nie, was man Sprechen nennt im Parlamente, und schaute immer mit boshaftem Lächeln nach der Tribüne und dem Redner, welcher sich da unnützerweise in Unkosten setzte. Wenn die kleine Gestalt einmal selbst auf der Rednerbühne erschien und nur mit dem feinen Köpfchen sichtbar wurde, da geschah es immer nur, um einen kleinen verhöhnenden Antrag abzulesen, welcher nach tückischem Scherze schmeckte und keinerlei Folge haben konnte. Auch war er der Anstifter der witzigen Carricaturbilder, welche hervorragende Mitglieder des Parlaments darstellten. Mit einem Worte: er war der Satir in der Paulskirche.

Mit Satire hatte er sich von Hause aus hervorgethan, das heißt von Hannover aus, wo er mit ironischen Broschüren gegen einen harmlosen und unschuldigen Bildersammler verhöhnend aufgetreten war. Allerdings geistvoll. Echt hannover-göttingisch. Denn die ausgezeichnete Schulbildung und geistvolle Begabung der Hannoveraner, welche wohl ein Jahrhundert lang in der überlegenen Universität Göttingen gipfelte, ist in unserem Vaterlande immer hervorgetreten.

Nun, was geschah mit diesem kleinen Satir, als das Parlament in den letzten Zügen lag und Jedermann eingestehen mußte, es könne seine Herrschaft, ach nein, es könne seine Existenz keine Stunde länger fristen, weil ihm alle praktischen Mittel versagt wurden? Was geschah, als kein Mensch von Verstand oder Bedeutung ein nutzloses neues Ministerium bilden helfen wollte? Da trat dieser kleine Satir mit einem alten schwatzhaften Manne zusammen und bildete ganz ernsthaft ein solch' unnützes Ministerium, welches der Wind über Nacht verwehen mußte. Was hieß das? Wollte er mit seinem Namen beweisen, daß dies Ministerium ein Spaß wäre? Oder wollte er schließlich doch für die Eitelkeit ein Sträußchen erwerben? Auch unter Kosten der eigenen Lächerlichkeit? Wer ergründet's? Dieser kleine Satir ist jedenfalls die Figur für ein Charakter-Lustspiel, und ich erwähne seiner nur, um zu bemerken, wie auch in die

Am entgegengesetzten Ende der Kirche, also auf der äußersten Linken, saß sein Landsmann Nepomuk Berger und that sich hervor als dürrer, radicaler Logiker, ich möchte sagen als politischer Mathematiker. Und auch ihn fand ich in Wien wieder, und zwar als Minister.

So wandelte die Zeit um und der veränderte Boden: der Mann von der Rechten war Oppositionsmann, der Radicale war regierender Staatsmann geworden.

Man konnte eben in der Paulskirche die Männer nicht endgiltig beurtheilen. Sie strebten dort nach einem ganz besonderen Ziele, nach der gründlichen Neubildung eines Reiches, welches kaum embryonisch vorhanden war. Eins nur war nie zu verkennen: begabt war die Mehrzahl außerordentlich.

Einen Uebergang von der Rechten zum rechten Centrum bildete der hoch und schlank gewachsene Oesterreicher Schmerling, Ritter v. Schmerling nachdrucksvoll benannt, da er immer weiterer Adelserhöhung auswich und sein einfaches kärntnerisches Diplom genügend fand. Kärnten ist in Oesterreich das Stammland der ritterbürtigen deutschen Herren.

Er verhielt sich in den Freiheitsfragen mäßig und vorsichtig, nur die letzten Befugnisse des Staates gegen Ausschreitungen streng wahrend, übrigens aber immerhin liberal genug. In den großen Reichsfragen ging er weit, und da betonte er zuversichtlich die volle Theilnahme Oesterreichs. Er ließ nie einen Zweifel bestehen, ob Oesterreich auch im Stande wäre, ein großes Deutschland bilden zu helfen, und war unerschöpflich an Wendungen und Beweisen, daß das österreichische Kaiserthum seine historische und hochwichtige Stelle auch unter den neuen Verhältnissen einnehmen und behaupten könne.

Als dies nicht mehr möglich war, weil Fürst Felix Schwarzenberg eine österreichische Verfassung durchgesetzt hatte, welche jede Einordnung in ein deutsches Reich ausschloß, da wurde Schmerling allerdings anders. Er wurde geradezu grimmig gegen jegliches Constituiren. Wer mochte es ihm verdenken. So

lang und so hingebend umsonst gearbeitet zu haben, wen möchte das nicht erbittern! Und am Ende, mochte er denken, wenn aufgehalten wird, so ereignet sich doch wieder etwas Neues, das wieder Hoffnung zuläßt.

Bei einem so entschlossenen, thatkräftigen Manne, wie Schmerling einer ist, konnte dieser Grimm nicht Wunder nehmen. In Wahrheit trug er in diesem Grimme doch das Bedürfniß einer Einigung Oesterreichs und Deutschlands mit sich von dannen, und behielt die Hoffnung auf solche Einigung fest im Herzen, und suchte dies Bedürfniß zu befriedigen, diese Hoffnung zu bethätigen, als er österreichischer Minister wurde und als starke Natur maßgebender Minister wurde. Da brachte er jenen „Fürstentag“ zuwege, welcher die erloschene Constituirung Deutschlands plötzlich und unerwartet wieder zum Aufleuchten entzündete. Er war sein Werk, und es war damals ein sehr verdienstliches Werk.

Aber in der Diplomatie scheint Schmerling's Verhängniß zu schlummern. Und es wacht immer auf im entscheidenden Augenblick. Damals mit Felix Schwarzenberg, jetzt mit einem Unfelix Rechberg. Diesem enggebauten Diplomaten Rechberg wurde in letzter Stunde die führende Stimme Oesterreichs übertragen auf dem Fürstentage in Frankfurt. Damit war der Nichterfolg gesichert und Schmerling mußte schmerzlich von weitem zuschauen.

Trotz alledem hat seine österreichische Ministerschaft einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Was er in Oesterreich selbst gewollt und trotz seiner Energie nicht zu Stande gebracht, weil ihm das Ministerportefeuille abgenommen wurde, das wird, meine ich, doch zu Stande kommen, wenn auch in etwas veränderter Gestalt. Er wollte die Einverleibung Ungarns in die Gesammtmonarchie. Man nennt dies Centralismus und hat es mit großer Heftigkeit beseitigt, um statt dessen den Dualismus, die Zweitheilung einzuführen. Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert, und ob nicht die Magyaren selbst auf den

Centralismus zurückgreifen werden, um sich zu erretten vor der slavischen Ueberzahl. Die Bach-Hußaren waren so lange verhöhnt als Frevel der scharfen, aber schöpferischen Verwaltung, welche vom Minister Bach ausging. Die Zeit kam aber bald, die uns belehrte, daß dies Bach-Hußarenregiment kräftig und thatsächlich geschaffen und geschaffen hat, während sonst nur perorirt und phrasirt wird. So werden endlich auch die Magyaren erkennen, daß sie nur in enger Verbindung mit Deutsch-Oesterreich ihre nationale Entwicklung fortführen können, und dann wird sich auch die Form für solch' enge Verbindung finden, und dann wird man sagen: Schmerling besaß den richtigen Staats-Instinct.

Den Sinn für große Staatsmöglichkeiten besaß Schmerling immerdar, und wenn man ihm Gewaltsamkeit vorwirft, so mag man ganz Recht haben; man vergißt aber, daß große Dinge schwer durchzusetzen sind, und daß schwere Dinge im Staatsleben nicht mit Höflichkeit zu erreichen sind.

14.

Das rechte Centrum hatte sein Sitzungslocal auf dem Roßplatze in einem stattlichen Raume, Casino genannt, und wurde deshalb auch Casinopartei geheißen. Die Räume waren ziemlich elegant, und es ging auch bei den Besprechungen eleganter her, als in den weiter links reichenden Clubs. Wir z. B. schon vom „Augsburger Hofe", welche den Uebergang zur Linken bildeten, wir ließen uns Abendessen serviren mitten in die Discussion hinein. Das kam im Casino nicht vor. Die Casinogesellschaft hatte durchweg den Charakter von Honoratioren. So nannte man damals in kleinen Städten die vornehme Classe der Städtebewohner. Sehr viel ältere Männer waren hier zu finden, viel Professoren und gründlich gebildete Herren. „Die Professoren"

wurde auch ein abschätziger Spitzname dieser Partei. Unter den alten Herren war auch der alte Arndt, der Dichter des grundsätzlichen Vaterlandsliedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Ich begegnete ihm jeden Tag auf der Promenade, welche das innere Frankfurt hufeisenartig einschließt bis an den Main. Er war Einer der Wenigen, welcher täglich Luft und Bewegung suchte, deren es merkwürdigerweise auch in den großen Städten so Wenige gibt. Er war schon ein ganz alter Herr mit weißgrauen Haaren und von kleiner Mittelgröße. Er ging so gewiß halb fallend einher und war von mäßiger Freundlichkeit, der man nicht viel zumuthen mußte mit Anreden und Fragen. Ich bin nie ganz dahinter gekommen: wie viel oder wie wenig er hoffte vom Gelingen eines einigen deutschen Staates. Oft schien mir's, als ob er wenig erwartete. Das Nächste thun und das Weitere mit stillem Vertrauen dahingestellt sein lassen, das schien seine Meinung zu sein. Einfach und natürlich war er immer noch wie sonst; aber das Blut kreiste in seinen Adern schon langsam. Nur wenn ein Thema seiner Lieblingsideen gestreift wurde, da belebte es sich plötzlich und herrisch.

Linkes Centrum hieß damals, als ich hinkam, „Württemberger Hof“. Das war ein süddeutsches Wirthshaus im engen Straßengedränge der unteren, nach dem Main hinab neigenden Stadt. Und dem entsprechend war der Verkehr Abends bei den Clubversammlungen laut, ungenirt, nicht ohne Leidenschaft. Das Wort „Links!“ stand im Vordergrunde, nicht aber das Wort „Centrum“. Der Sprung vom Casino zum „Württemberger Hofe“ war offenbar zu weit. In Hemdsärmeln sprang da plötzlich ein Schwabe auf, ließ Messer und Gabel klirrend auf den Teller fallen und hielt eine Rede wie Blitz und Donner. Er sprach vortrefflich. Kern, Saft, Geist, Kenntniß, prächtiges Naturell — Alles war vorhanden, und Schober hieß er. Er ist, wenn ich nicht irre, früh gestorben.

Ich hatte principiell wenig oder gar nichts einzuwenden gegen die politischen Grundsätze, welche hier verfochten wurden,

aber ich meinte, sie müßten glimpflicher zur Anwendung kommen bei dem Aufbaue des großen deutschen Staates, der so gewaltige Hindernisse zu überwinden hatte. Deshalb wirkte ich bei meinen näheren Freunden dahin, daß sich der ruhigere Theil des „Württemberger Hofes" abzweige und eine selbstständige Partei bilde. Dies gelang. Und so entstand der „Augsburger Hof", welcher denn auch wahrhaft und standhaft das linke Centrum dargestellt hat in der Paulskirche. Standhaft auf liberalem Grunde, wahrhaft bei schwierigen Gelegenheiten, wo vor allen anderen Eigenschaften Maß vonnöthen war. Vincke selbst, der Heißsporn von der Rechten, hat es mir einmal bezeugt, als in einer gefährlichen Schlacht der „Augsburger Hof" den unerwarteten Ausschlag gab gegen Rechts und Links. „Wenn ich nicht durch Herkommen und Geschichte gebunden wäre," sagte er, „so träte ich zum „Augsburger Hofe."

Eine auserlesene Schaar trefflicher deutscher Männer bildete diesen Club, Männer aus dem Süden und dem Norden, Osten und Westen waren da vereinigt. Ich meinte manchmal, ich säße zu Passendorf bei Halle mitten unter der alten Burschenschaft, wo alle Dialekte des Vaterlandes ans Ohr flogen. Treffliche Männer waren da. Voran die Schwaben Robert Mohl und Rümelin. Robert Mohl, der berühmte Rechtslehrer, welcher Reichs-Justizminister werden sollte und auch wurde, war ein spiegelhelles Vorbild jener zahlreichen Mitglieder des Parlaments, welche ihre Principien unter Schmerzen mäßigten und mäßigten, weil der neue Staat absolut diese Mäßigung brauchte. Im linken Centrum saßen sie am zahlreichsten, welche täglich dies Opfer brachten. Robert Mohl war der Hauptmärtyrer. Er trug den ganzen Liberalismus der Linken in sich und zwängte ihn achselzuckend, aber standhaft in die Grenzen des Möglichen und Nothwendigen. Nicht ohne Galgenhumor, welcher den schlanken, mittelgroßen Mann mit feingeschnittenem Kopfe oft bis zu schmerzhaftem Gelächter schüttelte.

Neben ihm der kräftig gebaute, strotzend gesund aussehende Rümelin, welcher später Cultminister in Württemberg wurde

und welcher das berühmte Buch „Shakespeare-Studien“ gegen die Shakespearomanen herausgab. Nie sind die Uebertreibungen der Dichtungsausleger — legt Ihr nicht aus, so legt unter! — geistvoller ad absurdum geführt worden. Ich saß neben ihm in der Paulskirche und erfreute mich täglich dieser Nachbarschaft. Alles, was er sprach oder that, stieg auf aus einem tiefen Borne edler Bildung und kam so geläutert wie wohlthuend zu Tage. Preußen an die Spitze von Deutschland zu stellen, ging ihm tief gegen den süddeutschen Sinn, und er wußte klar, daß er es bitterlich zu verantworten haben würde vor seinen Wählern, aber er hielt es zum Gelingen des Ganzen für unerläßlich und that es mit stiller Tapferkeit. Merkwürdig! Wir haben damals nie ein Wort über Shakespeare oder ästhetische Dinge gesprochen, so sehr trat Alles zurück vor der politischen Spannung, welche uns preßte. Niemand war mehr überrascht über sein Shakespeare-Credo als ich, der ich so viele Monate neben ihm gesessen.

Aus Baiern saßen zwei tüchtige Juristen unter uns, Stahl und Barth, aus Franken Hanns v. Raumer und v. Berzog. Hanns v. Raumer, an Theodor Körner gemahnend oder an einen Minnesänger des Mittelalters, mit seinem jungen blondbärtigen Aussehen und seinem lieben Wesen mit ausgebreiteter Bildung. Der Tod hat ihn ebenso schön gefunden und zeitig hinweggenommen. Der Eremit von Gauting aber, v. Berzog, in der Bergtracht der Alpenbaiern, ein kerngesunder Humorist, sah lächelnd drein, wenn modern gekleidete Herren ihn erstaunt anblickten. Die ganze Art seiner Heimat mit sich bringen und sich doch den Forderungen des großen Vaterlandes fügen — das verstand er besser als mancher modern gekleidete Particularist.

Und die Rheinfranken, dieses lebendige Geschlecht, welch' tüchtige Männer hatten sie uns geschenkt! Die übergroße Mehrzahl der Männer vom Rheine gehörte zur Linken. Weintrinker und französischem Einflusse zugeneigt, waren sie stets im Vordertreffen für jegliche Freiheit und konnten doch die kirchliche Knechtschaft nicht erleichtern und noch weniger abschütteln unter der

Bevölkerung. Diese Mostgährung hatten unsere Rheinfranken von der Pfalz bis nach Köln hinunter durchgemacht, und ihr Sinn war ein abgeklärter Wein. Allen voraus Herr Wernher, der sich v. Nierstein nannte, ein Spiegelbild des Spielmannes Volker im Nibelungenliede, und aus Rheinpreußen die tüchtigen Juristen Stedmann und Wiedemann, Letzterer mit aller Beweglichkeit und Wärme des Rheinweines, welcher die Herzen fröhlich erschließt.

Ebenso stand es mit den Sachsen, welche großentheils nüchtern und zäh für die äußersten Dogmen der Linken eintraten. Unter starkem inneren Kampfe hatte sich Biedermann von ihnen abgesondert und war zu uns getreten. Ein echt gebildeter, feiner Sachse, welcher keine Forderung durchließ, wenn sie nicht Rede stehen konnte gegen Einwendungen der Wissenschaft.

Aus Holstein der immer grimmig dreinschauende ältere Beseler, welcher eine Zeitlang Regent von Schleswig-Holstein gewesen war und als thatkräftiger Mann bitterlich litt unter den unübersteiglichen Hindernissen des Parlaments. Neben ihm Francke, auch ein holstein'scher Exminister und Diplomat von sarkastischer Intelligenz, welcher diplomatisch achselzuckend versicherte: es sei blutwenig zu hoffen.

Der blanke Gegensatz aus Hamburg saß neben ihm, Gabriel Riesser, ein echter Gabriel. Er gehörte in Lessing's „Nathan“ und hatte vor diesem voraus ein wunderbar warmes Herz, welches mit Engelsstimmen sprach und aus den ewigen Gesetzen des Idealismus immer Hoffnung schöpft, immer Morgenroth erblickt. Auch er ist hinweggenommen von dieser Erde, dieser himmlisch christliche Jude! Er war unser bester Redner.

Aus Schlesien saßen unter uns der sanguinische Historiker Stenzel und Falck, und auch Oesterreicher fehlten uns nicht. Zwei brave Männer waren da: Arneth und Rösler. Arneth, der sich später durch gediegene Geschichtschreibung Oesterreichs hervorgethan, und Rösler, welcher nach dem Untergange unserer Parlamentsherrlichkeit nicht nach Oesterreich zurückkehrte, um

seinen deutschen Wünschen nichts zu vergeben, si der Universität Göttingen ansiedelte.

Im täglichen Abendverkehr mit solchen M Hintergrunde saß der patriotische Maler Pecht unsere Köpfe, saß Robert Heller und schrieb unsere ken — was konnte ich mehr verlangen an Rei Umganges? Störten sie mich etwa durch Illusion nicht theilte? Ach nein! Wenn ich jetzt prüfend z diese einzelnen Gestalten, so muß ich sagen: die ? nicht von der Täuschung befangen, als könnte un ment zu einem befriedigenden Resultate führen. war das Stichwort, welches in der Stille von Einen ausgesprochen wurde. Gründliche Bildung aber fc war die innere Parole — sie fordert, daß man u Fortschritte arbeite, auch wenn die Arbeit verkannt nächst erfolglos scheint, ja, auch wenn wir wis Samenkörner erst über unseren Gräbern aufgehen t

Dies war unsere Signatur im „Augsburger

Für mich blieb sie's vollständig, blieb sie's im und die schwermüthige Stimmung verließ mich n Monate lang, während welcher ich in jenem Parlan den Mund nur öffnete zu Ja und Nein bei der ? Es war mir nicht erreichbar, einen Moment lang f aufzuathmen. Außer meiner Gefängnißzeit erinn keiner so langen Lebensepoche, in welcher ich so gle drückt dahingelebt hätte. Es widerstrebte eben m ohne Aussicht auf Erfolg frisch zu sein und ohne E zu können.

Fast neidisch sah ich da oft hinüber auf die Linken. Da schien man — und am Ende war ma so sicher, daß die ganze Theorie der Freiheit v morgen praktisch einzuführen wäre. Was bei der jäh untergehen mag — und sei es das Edelste! — es Man kommt ans Ziel, wenn auch nach schweren Be

Ziel selbst nichts mehr werth ist. Und wie stolz überlegen fühlten sich diese Theoretiker, wie tief berechtigt fühlten sie sich, uns zu verachten, die wir Einschränkungen und Uebergänge verlangten. Die Glücklichen! Sie brachten einmal den Antrag zur namentlichen Abstimmung, daß unser deutsches Reich Polen wiederherstellen müsse, und als Heinrich Laube Nein sagte, da überschütteten sie mich mit höhnischen Ausrufen. Ein liberaler Schriftsteller kann da Nein sagen! Scandal!

Die Glücklichen! Es schien ihnen so leicht, die europäische Welt umzugestalten nach einem Katechismus liberaler Grundsätze. Ist der nicht zu beneiden, der so unerschütterlich an seine Weisheit glaubt und an den Spruch: Mein Wort soll erfüllt werden, mag auch die ganze Welt darüber zu Grunde gehen?

Auch die Linke war reich an ausgezeichneten Männern. Die Besten mochten eben ihren Idealen keinerlei Einbuße abnöthigen lassen. Eine solche Partei muß es ja auch geben, sonst weichen Diejenigen, welche der augenblicklichen Nothwendigkeit nachgeben, um das Mögliche, das nur annähernd Gute zu erreichen, über die Linien des ehrlichen Grundsatzes zurück. Anregung und Warnung ist im Staatsleben nöthig wie die Sprache des Gewissens im moralischen Leben.

Ich meine unter den Besten nicht Führer wie Robert Blum, der allerdings das Talent eines Volksredners besaß, aber doch einen gar geringen geistigen Umkreis beherrschte und von den Hilfsmitteln sentimentaler Schablone seine Wirkungen erzielte. Wohl aber meine ich Männer wie Ludwig Simon. Wissen, Geist und Talent strömten in Ludwig Simon zusammen und kamen aus einem edlen Herzen, welches mich immer entzückte. Der kleine, schlanke Mann mit schmalem Kopfe und eindringender Stimme sprach mir stets zu Danke, wenn ich auch immer sagen mußte: Es geht nicht! Wir können nicht thun, was er verlangt.

Ganz anders wirkte auf mich Karl Vogt, dem ich alle möglichen Vorzüge einräumen mußte, Vorzüge der Wissenschaft und der talentvollsten Rede. Ich bewunderte namentlich sein Talent

der reizenden Rede, und doch war er mir immer unangenehm. Der Mann hatte offenbar gar kein Vaterlandsgefühl. Wie hätte man dies entbehren können in einem Parlamente, welches die größte patriotische Aufgabe zu erfüllen hatte. Was in die patriotische Frage einschlug, das war ihm Alles, wie Bismarck geschmackvoll sagt, „Wurscht". Wie konnte dies anders als abscheulich auf mich wirken in einer Zeit, welche alle Kräfte anspannte für die staatliche Gründung eines Vaterlandes!

Es wirkte gerade so auf mich, wie jetzt die Bismarck'schen Worte über Gagern auf mich wirken, welche Busch anführt. Dieser Bismarck, ein roher Corpsbursche der Göttinger Zeit, hat nicht so viel geistigen Schwung, daß er seine eigene patriotische Empfindung an einem Andern erkennen kann. Wenn das Vaterland Preußen hieße statt Deutschland, da würde er ebenso wie Gagern für Deutschland ins höhere Zeug gehen können. Und doch findet er den politischen Schwärmer Gagern nahezu lächerlich, weil er in entscheidender Zeit große Pläne entwirft, an denen das Herz seinen Antheil hat. Wie dürftig!

So dürftig erschien mir Vogt. Und nicht blos dürftig, sondern geradezu widerwärtig, weil er einen Schatz von Geist und Kenntnissen zum witzigen Spaß verwendete in den wichtigsten vaterländischen Fragen.

Vogt hatte alle erforderlichen Bestandtheile für einen Inhalt, und doch brachte er es zu keinem Inhalt, weil diese Bestandtheile keine zeugende Kraft in ihm fanden. Er war eben, sagt man, Republikaner! Meinethalben! Aber auch die Republik brauchte damals und braucht heute ein politisches Herz. Lauter Fetzen thun's nicht.

Vogt war die überlegene Frivolität im Parlamente, dieser wohlgenährte Mann, welcher fließend geistreich sprach und oft sprach, aber immer nur sprach, um die schwache Kehrseite der Dinge spöttisch aufzuweisen, nie aber etwas Positives anzuerkennen. Herr Gott ja, wenn man die Entwicklung menschlicher Weisheit in ihren immer wiederkehrenden Irrthümern aufzeigen

will, da wird es ja nie an Stoff fehlen zu Spott und Hohn. Wir sind eben keine Götter und bringen's nicht zur Vollkommenheit. Aber solche Helden des lustigen Pessimismus erscheinen in einem Parlamente, welches schaffen soll, wie geistreiche Freudenmädchen.

15.

Zwei Vorgänge in der Frankfurter Parlamentszeit sind mir wie unverlöschbare Bilder eingeprägt: die Rheinfahrt des Parlaments nach Köln, wo sich die deutsche Partei mit der preußischen messen sollte, und der Ueberfall am 18. September, welcher die Paulskirche erstürmen und uns auseinanderjagen wollte.

Ich habe beide in dem Buche „Das erste deutsche Parlament" erzählt, will aber hier doch noch einen Blick darauf werfen, welcher meine Eindrücke und nicht die Thatsachen in den Vordergrund drängt.

Es war das schönste Wetter bei unserer Rheinfahrt, die Sonne schien, der Rhein glänzte, und auf unserem Schiffe, welches am Rheingau hinab nach Köln dampfte, herrschte scheinbar volles Behagen. Ich selbst hatte einmal stundenlang so viel Unbefangenheit, um lächelnd zuzusehen, wie die ernsthaftesten Führer des Parlaments sich geberdeten gleich gewöhnlichen Menschen. Gagern saß auf Schiffstauen an den Schornstein gelehnt und lachte herzlich über die unerwarteten Scherze, welche sich ein sonst mürrischer Casinohahn entschlüpfen ließ über der Nibelungen Noth und über den Schatz der Nibelungen, welcher da unter uns im Binger Loch liegen und eine Armee Soldaten für's neue Reich bezahlen könnte. Wir waren wie Schulknaben, welche ihre Ferien genießen wollten, und was am Abende in Köln vorgehen sollte, das schien uns nicht die mindeste Sorge zu machen.

Mann finden, als den König von Preußen, Friedrich Wilhelm den Vierten, und es sollte sich zeigen, mit welchen Augen er das Reichsparlament sammt einer Reichsregierung anschauen würde, und es sollte sich zeigen, wer mächtiger wäre, ob der König von Preußen oder das Reichsregiment in Frankfurt.

Von der Rechten waren natürlich preußische Vertreter unter uns, und von diesen wurde einer der Gewandtesten immer lauter und kecker, je näher rheinpreußisches Ufer herankam, und besonders seit das Siebengebirge rechts hinter uns zurückblieb. Dieser Eine war der Fürst Lichnowsky, ein schlank gewachsener, noch junger Mann, mit geselligen Gaben reich ausgestattet und auch rasch fließender Rede mächtig. Bei dem ernsteren Theile der Nationalversammlung stand er nicht eben in günstigem Ansehen; man vermißte den eigenen Ernst, man witterte Abenteuerlichkeit und nannte ihn wohl auch leise einen Fanfaron, welcher an die leichtsinnigen französischen Emigranten von 1790 erinnerte. Auch diese hätten nothgedrungen von Staatsgrundgesetzen gesprochen, hätten aber im eigentlichen Grunde nichts im Sinne gehegt, als die alten Vorrechte der Seigneurie, das Jus primae noctis nicht ausgenommen.

Er war mein schlesischer Landsmann, aber aus der oberschlesischen Gegend, welche man curioserweise Oberitalien nennt und welche recht verschieden ist von meiner niederschlesischen Heimat. Der Landsmannschaft halber aber wechselten wir zuweilen einige Worte mit einander.

An den folgenden zwei Abenden in Köln richtete er denn gerade an mich seine Bemerkungen, am ersten Abende spöttische, am zweiten Abende herausfordernde. Sie zielten dahin, daß unser neues parlamentarisches Reich doch ein Nebelbild sei neben der alten Monarchie, zu welcher der Edelmann unter allen Umständen gehört.

Er fand an den Kölner Abenden Veranlassung genug dazu. Am ersten Abende bei der Ankunft des Königs und bei dem Empfange, welchen er uns angedeihen ließ.

Der Empfang des Königs von Seiten der Volksmassen war lebhaft. Wir fragten uns: wie viel kommt davon auf Zuthun der Behörden und der geistlichen Macht? Letzterer stand der, wenn auch protestantische, doch religiöse König näher als ein anticlericales Parlament. Wer wurde denn überhaupt aus diesen Rheinlanden klug, wo trotz lärmendem Liberalismus die alte „Pfaffengasse“ noch immer besteht und sich übermächtig zeigt, wenn die Leute gezählt werden.

Das Zimmer, welches uns angewiesen wurde zur Begrüßung des Königs, war nicht groß, und als der König eintrat, ergab sich in der Mitte nur ein geringer freier Raum. Auf den Wink des Königs wurde sogleich ein kleiner Tisch in diese Mitte geschoben. An diesen kleinen Tisch trat er, zog sein Taschentuch hervor und wischte ihn gleichsam ab mit einer raschen Armbewegung, ehe er zu sprechen begann. Bekanntlich war er ein geistvoller Herr, der sehr gut sprach, und so wand sich denn auch die Rede zwischen den damals herrschenden Gegensätzen geschickt umher, ohne etwas Entscheidendes zu bieten, bis plötzlich der Schluß, schroff und nachdrücklich betont, uns Alle überraschte. Er lautete: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß es noch Fürsten in Deutschland gibt, und daß ich einer bin.“

Dies gesprochen, richtete sich der hoch und stattlich gewachsene König mit feinem Antlitz, aber etwas stumpfen Auges, in allen Gliedern zurecht und schritt auf Gagern zu, mimisch andeutend, daß er die Vorstellung der Parlamentarier erwarte. Wir waren etwa Fünfzig und waren in der Mehrzahl recht verblüfft von jenen Schlußworten, und Gagern nannte uns in raschem Rundgange. Der König nahm die meisten Namen stumm auf und machte nur bei einigen die Bemerkung des Erkennens oder des Interesses, und die Ceremonie war bald zu Ende. Er ging, geräuschvoll begleitet von den Seinigen, hinweg, und wir sahen ihm schweigend nach. Lichnowsky aber sagte triumphirend zu mir: „Nun, Landsmann, wer ist der Herr?!“

Gü
ɜefo
opf.
nken
Han
un
iit

zen
ab
n I
ker K
Kre
aut
ixi.
ls S
re I
daß
af d

n fr
wal
urch
ein
nde
f de
te
wir

vsh
Leb

gesi
mbe

meinem Geburtstage. Frau und Sohn waren von Leipzig zu mir gekommen, um den Tag mit mir zu feiern. Schlacht und Mord sollte die Feier besudeln. Mein Stiefsohn Albert Hänel, welcher drei Jahre alt mein Sohn geworden, war damals fünfzehn Jahre alt und zeigte so jung schon lebhaften Sinn für politische Dinge; er wanderte mit der Mutter und mir aus der Allerheiligen-Vorstadt nach der Paulskirche hinein, um dort zuzuschauen und zuzuhören. So erlebte er eine kriegerische Einleitung zu seiner späteren politischen Laufbahn im preußischen Abgeordnetenhause und deutschen Reichstage. Vielleicht hat er's dem Eindrucke jenes Tages zu danken, daß er auch als Fortschrittsmann freisinniges Schaffen zu seiner Devise genommen, nicht aber ewige Verneinung.

Meine Frau, aus Sachsen-Altenburg stammend und in Gera, der Hauptstadt reußischer Lande, wo ihr Vater eine regierende Rolle spielte, die aufschauende Jugend verlebend, war im Gegensatze zu mir von überschwenglicher Hoffnung für die einheitliche Staatsentwicklung Deutschlands. Ihre Herkunft brachte das mit sich. In den kleinen Staaten war das Bedürfniß eines großen Vaterlandes am drängendsten. Und das Bedürfniß stärkt ja die Hoffnung. Sie war höchlichst erstaunt und erschrocken, als ich ihr bei ihrer Ankunft sagte: „Was Du hier findest, ist Alles zunächst nur Schall und Rauch und wird verwehen. Oder vielmehr es ist ein Sturmwind, der über die Länder streicht und dem plötzliche Windstille folgen wird. Wohl uns, wenn er auch Saatkörner mit verweht und auf guten Boden trägt." — Sie hielt dies für Hypochondrie, an der ich ja öfters litt. Wir glauben nicht leicht, was uns nicht gefällt.

Zu unserem Erstaunen fanden wir in den engen Gassen, welche zur Paulskirche führen, in der Döngesgasse zum Beispiel, Barricaden. Was heißt das? Wir Abgeordneten wußten in der Ueberzahl durchaus nicht, wie viel das zu bedeuten habe. Aber wir hatten ja ein Ministerium und Schmerling an der Spitze, auf das wir uns verlassen zu können meinten. Man war von

Gewicht mehr beilegte. Die hatten allerdings jetzt davon geflüstert, daß den ganzen Rhein entlang die Freiheitsmänner unterwegs seien gen Frankfurt, um dem erbärmlichen Parlamente ein gewaltsames Ende zu machen. Die Eisenbahnen hätten gestern Abends und heute Morgens große Schaaren nach Frankfurt hereingebracht.

Aber Barricaden stehen zu lassen, war doch ein starkes Stück. Will man einen Ausbruch nicht stören, um seiner im Ganzen und Vollen Herr zu werden? Hat man die Macht dazu? Ich wußt' es nicht. Aber ich fing an, es zu glauben, als ich Truppen anmarschiren sah bei der Kirche, österreichische und preußische. Die österreichischen machten Halt im Norden der Kirche, die preußischen im Süden.

Ich könnte nicht sagen, daß ich und meine Genossen in der Kirche eine absonderliche Besorgniß gehegt hätten; ich hätte sonst Frau und Sohn nach Hause geschickt. Man konnte eben überhaupt nicht mehr bestehen, wenn man sich bei jeder bedrohlichen Gelegenheit fürchten wollte. „Vive la bagatelle!" sagte man mit den Franzosen. Der Zauber des Schreckens war abgenützt, und man las kopfschüttelnd in dem Romane weiter, welcher damals die Tage füllte.

Die Sitzung nahm ihren gewöhnlichen Verlauf; Gagern präsidirte und that dies allerdings in einem so gedämpften Tone, daß Einer den Andern fragend ansah: Was schwebt denn in der Luft?!

Da entstand plötzlich eine allgemeine Bewegung in der ganz gefüllten Kirche; es waren Nachrichten hereingebracht worden, Volksmassen näherten sich der Paulskirche und wollten eindringen. Gagern's Ton verwandelte sich, und er rief mit mächtiger Stimme, das Parlament sollte in würdiger Haltung verharren — eine unheimliche Erinnerung an die Sitzungen des Convents in Paris; da polterte es hinter uns, die wir oben am Nordende saßen. Die äußere Thür schien gesprengt zu werden. Wir, die

zunächst Sitzenden vom „Augsburger Hofe“, sprangen auf und eilten an die innere Thür, welche etwa fünf bis sechs Schritt von der äußeren entfernt war, und stemmten uns gegen dieselbe, sofort erfahrend, daß dieser Widerstand nothwendig war. Die Volksmasse füllte bereits den Zwischenraum innerhalb der beiden Thüren und drängte mit Wucht gegen die von uns gestützte innere Thür. Ich sehe noch Gabriel Rießer seinen dicken Körper mit aller Gewalt andrängen. Die Thür bog sich bereits wie ein Fiedelbogen, und wenn sie aufsprang, so drang die Volksmasse über uns herein und es entstand ein Massacre.

Das ganze Parlament war aufgesprungen, und man eilte uns zu Hilfe — da, plötzlich, hörte der Druck auf — man vernahm das Aufstoßen von Gewehrkolben.

Das österreichische Militär war endlich zu Hilfe gekommen. Offenbar waren die Officiere nicht bei der Truppe gewesen, und diese Truppe, aus slavischen Soldaten bestehend, welche kein Deutsch verstanden, hatte gleichgiltig zugesehen, da kein Commando für sie erfolgt war.

So konnten wir, obwohl links und rechts von Soldaten geschützt, überfallen, überwältigt und einem grimmen Schicksal überliefert werden, wenn das Commando einiger Officiere noch ein paar Minuten länger ausblieb.

Ich kann nicht sagen, daß unsere Aufregung übermäßig gewesen wäre. Es war eben ein Romancapitel mit effectvoller Drohung.

Die Sitzung wurde nun doch — es war gegen Mittag — aufgehoben. Ich suchte die Meinigen und fand nur meine Frau. Albert fehlte. Wie weit wir auch herumblickten und fragten, er war nicht zu finden. Vielleicht ist er voraus in den „Englischen Hof“, wo ich zu speisen pflegte mit einer großen Anzahl von Abgeordneten. Wir eilten hin. Den Straßen war nichts mehr anzusehen von Volksmassen; den Barricaden, wohin sie sich gewendet haben mochten, ging man aus dem Wege.

Albert war auch nicht im „Englischen Hof“. Die herzuströmenden Abgeordneten fragten und fragten, woran wir denn

sichten unseres Ministeriums, denn ein Straßenkampf lauere ja doch vor der Thür.

Da trat eilig ein speciell Ministerieller in den Speisesaal und winkte beschwichtigend mit der Hand. „Was geschieht?" riefen wir. „Das Richtige," erwiderte er hastig. „Eine heftige Scene hat sich eben ereignet zwischen Führern der Linken, Robert Blum an der Spitze, und unserm tapfern Minister Schmerling. Blum fragte kategorisch: Wozu Soldaten gegen die Freunde der Freiheit? Gegen Freunde der Freiheit, welche endlich wissen wollen, warum das Parlament seine Schuldigkeit versäume? Und ob man wohl gar mit Kriegsgewalt vorgehen wolle gegen freisinnige Bürger. — „Allerdings!" antwortete Schmerling, „wenn's nöthig erscheint." — „Sie wollen Blut vergießen?" — „Wenn wir dazu gezwungen werden, ja wohl. Ich werd's verantworten."

„Die Zahl der Truppen ist zu gering," rief ein Neueintretender. „Am Eingange der Allerheiligengasse, da, wo die Zeil endigt, wird soeben eine riesige Barricade von den Aufständischen besetzt. Wie soll . . .?" „Geduld!" rief der Ministerielle, „Schmerling hat nach Darmstadt um Artillerie geschickt. Sie entscheidet, wenn sie zu rechter Zeit eintrifft." — „Ja, wenn!" riefen Einige. Dann wurde es still, und man setzte sich zum Mittagessen. Was kann man thun in solcher Lage? Man speist allenfalls, wenn das Essen vorgesetzt ist, und der Appetit spielt keine Rolle. Man wartet ab, man sucht sich Ruhe anzueignen, wenn man sie nicht hat.

Man hatte sie. Das Leben in der Schwebe damals dauerte schon so lange. Die Natur hilft sich. Und zu Schmerling's Energie hatte man wirklich Vertrauen. Es wurde gespeist, und man fand sogar Stoff zu abliegenden Gesprächen. Meine Frau aber war sehr besorgt um Albert. „Wahrscheinlich," sagte ich, „ist er hinaus in unsere Wohnung." — „Aber der Weg da hinaus," sagte ein Nachbar, „ist gesperrt durch die Barricade an

der Allerheiligengasse.“ — Ich stand auf und ging auf den Platz hinaus. Vielleicht konnte ich eines Boten habhaft werden. Es war da Alles still; nach der Gallusgasse hin, nach dem Goetheplatze und nach der Constablerwache hinüber war es ruhig, als ob wir im tiefsten Frieden lebten. Einsam strich ein Schusterjunge vorüber und pfiff. Zu solch' einem Jungen und dessen Verschmitztheit habe ich immer Vertrauen. Ich rief ihn an, er kam neugierig und hörte aufmerksam zu. „Wenn du hinaus vor's Allerheiligenthor durchschleichst, zum Zimmermeister Gehlhaar gehst und fragst, ob Albert daheim sei, und mir hieher in den „Englischen Hof“ Bescheid bringst, so erhältst du eine königliche Belohnung.“ Er lachte. „Willst du?“ Er nickte und sprang pfeifend von dannen.

Man hatte kurzweg abgespeist, als ich in den Saal zurückkam. Die meisten Abgeordneten schlenderten unschlüssig fort, keiner wußte, was anzufangen sei. Nur ein kleiner Rest blieb in diesem unserem Hauptquartier. Ich trat an's offene Fenster, unter welchem Lichnowsky vorüberging. „Wohin?“ fragte ich. — „Auf's Pferd!“ rief er, „nach Außen recognosciren.“ — „Nicht doch!“ entgegnete ich. — „O ja,“ lachte er, „Auerswald reitet mit.“ Fort war er. — Auf Nimmerwiedersehen.

Sollte man's glauben, daß man sich in solcher Lage langweilen kann? Man kann's.

„Schauen wir uns ein wenig um!“ sagte ich zu meiner Frau, welche sich sehr tapfer hielt trotz der Sorge um Albert. So gingen wir denn gegen die Zeil hinüber, mußten aber innehalten, weil eine österreichische Compagnie daherkam und nach der Katharinenpforte marschirte. Mir fiel der Officier auf. Er trug die Schärpe, welche sonst um die Taille geschlungen ist, über Schulter, Brust und Rücken. Ich wußte nicht, daß dies bedeutet: ich bin in streng militärischen Diensten. Eine Minute später, und ich erfuhr's deutlich.

Wir gingen hinter der Truppe her in die kurze, enge Gasse hinein, welche Katharinenpforte heißt. Plötzlich hörten wir Halt!

mitten in diese Sorge hinein drang plötzlich das Geschrei einiger herzueilenden Abgeordneten: Lichnowsky und Auerswald sind draußen nach Bornheim zu ermordet worden von wilden Banden.

Jetzt war meine Frau erschüttert und rief nach ihrem Sohne. Als ob wir Bewegung brauchten, liefen wir Alle auf den Platz hinaus. „Sie kommen! Sie kommen!“ rief man uns entgegen. „Wer?“ — „Die Geschütze von Darmstadt.“ Und richtig, über die neue Eisenbahnbrücke, welche noch nicht ganz fertig war, sahen wir im Galopp Kanonen kommen und bald darauf an uns vorüberrasseln, die Zeil hinunter. Kaum waren sie uns aus den Augen hinter der Biegung, da hörten wir auch schon ihre krachenden Salven gegen die Barricade.

Hiemit war die Hauptspannung vorüber, weil wir nun nicht mehr am Siege zweifelten. Aber da das Schießen noch von allen Seiten der unteren Stadt und vom Ende der Zeil knatterte und dröhnte, so war die Besorgniß doch nicht ganz zerstreut, und der Gedanke wurde immer quälerischer, daß Menschenleben blutig hingeopfert würden um Nuancen in der Politik. Denn die Aufständischen wollten ja doch wie wir ein freies deutsches Reich.

Der Schusterbub erleichterte mir für einen Augenblick den schweren Athem; er stand unerwartet vor mir und brachte die Kunde, Albert sei ungefährdet nach Hause gekommen, sei klüglicherweise zu Hause geblieben und harre dort in Sicherheit unserer Heimkehr. Der Bube war hinaus noch durch die Barricaden geschlüpft, herein aber hatte er bei dem fatalen Schießen einen großen Umweg um die obere Stadt für angezeigt erachtet, und jetzt streckte er mir lachend die Hand entgegen. Als er sie zurückzog, nickte er zufrieden und sprang pfeifend hinweg.

Erleichtert und doch schwer sinnend standen wir auf dem Platze, auf welchen die Nacht herabgesunken war. „Wie viel Menschen,“ sagte meine Frau, „werden jetzt todt daliegen oder im Schmerz tödtlicher Wunden!“ — Ich schwieg, und nach einer Weile sagte ich: „Das Schießen hat ganz aufgehört, sehen wir zu, ob wir nach Hause gehen können.“ Wir konnten's. Die

„Und all' diese Opfer sollten umsonst gebracht sein?“ fragte meine Frau. Es war der erste Aufstand, welcher damals niedergeschlagen wurde, und das Parlament hatte ihn niedergeschlagen, was bis dahin keine Regierung vermocht hatte. Auch solch' ein Sieg sollte umsonst sein?

„Ja!“ mußte ich antworten; „ja! für die jetzige Erreichung des Zieles. Die Zukunft wird befruchtet werden durch all das, was in Frankfurt geschieht, die Zukunft. Ich weiß aber nicht zu sagen, wann diese Zukunft eintritt, ob Du oder ich sie erleben, ob Albert, der junge Bursch da, sie erlebt.“

16.

Ich behielt leider Recht: die Macht des Parlaments glitt von Woche zu Woche abwärts, die Macht der Einzelstaaten hob sich von Woche zu Woche, und Preußen besonders ging seinen Weg abseits vom Parlament. Diese Lage erreichte ihren Höhepunkt mit dem Waffenstillstande von Malmö, welcher die wichtige Erhebung Schleswig-Holsteins preisgab.

Das war eine solche Verleugnung unserer organischen Neugestaltung, daß selbst ich auf die Tribüne lief und meinen Namen auf die Rednerliste setzte, um dagegen zu sprechen. Ich verließ damit meine Partei, welche auch hierin nachgeben zu müssen meinte und welche ja auch leider Recht hatte im Sinne der möglichen Machtfrage. Ich meinte aber, in solcher Herzensfrage unseres Vaterlandes müsse man standhaft bleiben um jeden Preis.

Das Schicksal wollte nicht, daß ich mehr als Ja oder Nein sagen sollte in der Paulskirche. Die Debatte ward geschlossen, ehe mein Name an die Reihe kam.

Um aber doch später einmal wörtlich zu wissen, warum ich mich dies einzige Mal von meinen Freunden getrennt, schrieb ich

mir in kurzen Worten nieder, was ich sagen gewollt, u
Blatt hat sich erhalten. Hat sich erhalten bei mir, de
Schrecken hat vor aufbewahrten Papieren, welche nur g
sind, den Raum zu verkümmern und dem Schriftsteller de
zu verderben, sobald er sie in seinen Schriften anbringe
Damit ich denn auch dies neue Blatt loswerde, stehe es h

„Bei dem Zudrange von Rednern will ich mit drei 2
meine Abstimmung motiviren.

All' die Uebelstände, all' die Gefahren, welche gesc
worden sind für Deutschlands Sicherheit und Deutschland
heit — ich finde sie alle begründet.

Unter allen schwebenden Fragen wüßte ich keine, bei r
ein Bruch innerhalb unser selbst so trostlos, so unabsehbar

Dennoch stimme ich dafür, den Bruch nicht mehr z
schieben, denn er wäre doch nur verschoben. Hier ist unser
verpfändet, und eine Nation, die sich verjüngen will, ka
Hab und Gut Alles verlieren, aber nicht einen Zoll breit
Achtung, welche sie von Fremden für sich fordert und wel
sich selbst schuldig ist vor dem eigenen Gewissen.

Was wird aus einer Einheit, welche immer nur mi
Namen spielt, was wäre ein Ganzes, dessen Theile ein
täuschten, dessen Theile den selbstgeschaffenen Mittelpunk
Macht verspotteten. Dieser Mittelpunkt sind wir, und
Malmöer Pact spottet unser.

Sagen wir Nein! Mögen diejenigen es verantworte
dem deutschen Vaterlande, welche uns zwingen, die ersehnte
heit, das erflehte Ganze so furchtbar aufs Spiel zu setzen.

Es wird ihnen diese Verantwortung sehr schwer we
schwerer noch als jener Baseler Friede unseligen Andenkens.

Ich stimme dafür, daß die deutschen Truppen nicht vo
Grenze Jütlands weichen."

Uebrigens war ich am Ende damit zufrieden, schweige
müssen. Es war Alles gesagt worden, was ich sagen ko
Man rennt mit dem Kopfe gegen eine Mauer, wenn polit

Nothwendigkeit vorliegt und patriotischer Ungestüm bereits erlahmt ist durch immerwährende Niederlagen. So stand es aber mit uns. Das Parlament hatte im Frühsommer unterlassen, Kriegskräfte um sich zu sammeln, und war im Winter ohnmächtig gegenüber den Kriegskräften, welche die Einzelstaaten für sich behalten hatten.

Oder noch richtiger, so wie man es jetzt nach dreißig Jahren übersieht: die Dinge waren 1849 noch nicht so weit entwickelt, daß eine gründliche Umgestaltung möglich gewesen wäre. Große Staatswesen ändern sich nicht im Vertrauen auf Lehre und Weisheit, sie wechseln nur unter Schlägen der Gewalt.

Ich hielt mühsam aus in der Paulskirche bis zum Frühjahre, stimmte aber nicht mit bei der Kaiserwahl, wie sehr auch meine Freunde in mich drängten. Zufällig war ich an diesem Tage beim preußischen Consul zu Tisch, und Bote auf Bote unterbrach unser Speisen mit der Anforderung, daß ich kommen und meine Stimme abgeben möchte. Mein stetes Nein war äußerst peinlich für mich, weil mein Wirth gerade preußischer Consul war und ich gerade den preußischen Kaiser nicht wählen wollte. Als Vertreter eines österreichischen Wahlortes hielt ich es für unschicklich, einem preußischen Kaiser meine Wahlstimme zu geben. Uebrigens traute ich auch diesem Wahlactus keine Lebensfähigkeit zu. Dem Charakter Friedrich Wilhelms des Vierten schien mir eine solche volle Handlung unerreichbar vor dem Einwurfe, welchen ihm seine sogenannte historische Bildung machen würde.

So ging ich denn von dannen aus Frankfurt, aussichtslos, wie ich gekommen war. Die Paulskirche war noch ziemlich voll, voll von abgespannten Abgeordneten, und jetzt leer wie ich an Hoffnungen. Ich fühlte das Bedürfniß, die Heimreise nach Leipzig durch einen alten Wald zu machen, den ich nicht kannte, durch den Spessart. Solch' ein Bergwald von alten Buchen, meinte ich, werde meine trübe Stimmung endlich einmal wieder auf poetische Fährten leiten. Er that es nicht. Es wurde mir im Gegentheil

klar, daß ich mein politisches Schweigen brechen sollt dem Parlamente eine schriftliche volle Darstellung sein schuldig wäre, mit Einem Worte, daß ich ein Buch abfass

Ich setzte mich also in Leipzig sofort an den S und schrieb Tag für Tag den ganzen Sommer hindurc schichte des ersten deutschen Parlaments, wie sie mir e Noch naß in der Tinte wurde Bogen für Bogen in die gebracht — der Verleger, Salomon Hirzel, ein fein Mann und edler Patriot, hielt die rasche Herausgabe sam — und als ich den letzten Revisionsbogen gelesen, t wie bestellt, neue Anforderungen an meine Thätigkeit. (Briefe aus Wien, welche diese Anforderungen brachten.

Baron Münch (Friedrich Halm) schrieb mir, ic eiligst nach Wien kommen. Man wolle meinen „Struen führen ohne Striche, ohne Striche nämlich für die Freihe welche bei Hofe sehr mißfallen und meine Berufung zur I des Burgtheaters unmöglich machen würden.

Meine Berufung zur Direction des Burgtheaters? wußte davon nichts. Jetzt wenigstens wußte ich nich davon. Ein Jahr vorher hatte Louise Neumann ähnlich geschrieben, ich möchte nach Wien kommen und die „Karls in Scene setzen. Ich war gekommen, und der damalige Hof-Burgtheaters, der alte Graf Moriz Dietrichstein, ha allerdings zum Director ernannt, die Ernennung hatte a Folge gehabt, weil er den Gehalt für mich aus der Cabi des Kaisers verlangt, diese Casse aber unter den damals wiederkehrenden Revolutionen keine Neigung verspürt hat anzuweisen aus leerem Raume für einen neuen Theater Ich selbst hatte ebenfalls die Zeit nicht eben geeignet g zur Uebernahme einer Theaterdirection und hatte die ga gelegenheit im Stiche gelassen, indem ich einfach nach H reist war.

Seit jener Zeit war mit Oesterreich und mit mir Neues vorgegangen, daß diese halbfertige Anstellung i

gessenheit gerathen und in dem Strome wichtiger Begebenheiten untergegangen war. Ich wenigstens hielt sie für vergessen und untergegangen. Nur einmal war ich daran erinnert worden durch einen kleinen Brief. Das Format war klein, die Schrift war klein, und doch war der Brief von einem großen Herrn, nämlich vom neuen General-Adjutanten des neuen Kaisers, vom Grafen Grünne.

Während unseres Parlamentstreibens hatte ja Kaiser Ferdinand dem Throne entsagt und sein Neffe Franz Joseph hatte ihn Anfangs December bestiegen. Dessen wichtigster Vertrauensmann, hieß es, sei Graf Grünne. Er sagte in dem kleingeschriebenen Billet, daß er, obwohl der Theaterfrage fernstehend, wohl glaube, ich sei der richtige Mann für die Direction, die Entscheidung stehe aber dem neuen Oberstkämmerer zu, dem Grafen Lanckoronsky, welcher mir wohl entsprechende Mittheilung machen werde. Ich hielt dies Billet für einen Luxus an Höflichkeit, der mir unklar blieb, und da keine weitere Mittheilung nachkam, so dachte ich nicht weiter daran und war jetzt von Halm's Briefe überrascht.

Ich antwortete ihm, daß ich sehr gern nach Wien kommen würde, um meinen „Struensee“ auf dem Burgtheater in Scene zu setzen, daß ich aber in dem Stücke nichts streichen könnte und würde, weil jene Freiheitsreden streng zum Thema und zur Motivirung der Handlung wie der Charaktere gehörten. Sollte von dieser Streichung meine Anstellung als Director abhängen, welche ganz überraschend für mich wieder auftauchte, dann würde ich eben auf diese Anstellung verzichten. Es wäre mir ja auch damit ein deutliches Symptom dargelegt, daß ich für die Stellung nicht paßte. Wenn ein Stück von mir wegen seiner freisinnigen, dem Thema des Stückes angemessenen Reden auf dem Burgtheater mißliebig sei, dann sei ich selbst auch offenbar mißliebig, denn ich würde als Director solche Stücke aufführen wollen. Die liberale Verfassung, welche der junge Kaiser Oesterreich gegeben, lasse ja einen entsprechenden Liberalismus auch für die Bühne, also auch

Sie hatte der Vorstellung des „Struensee“ beigewohnt und hatte dem Oberstkämmerer geschrieben, daß solche Tendenzapplause nicht stören dürften. Im „Struensee“ seien diese Freiheitsreden keine bloßen Phrasen des Dichters, sondern sie gehörten wirklich zum Inhalte des Stückes, ja sie seien unentbehrlich zur richtigen Charakteristik. Der Dichter habe ganz recht gethan, sie nicht zu streichen. Das Stück selbst habe ihr sehr wohl gefallen.

Ich habe erst später nach längerer Bekanntschaft ermessen können, welch eine Aufgabe der Oberstkämmerer damit übernommen, mich und meinen „Struensee“ lobend zu empfangen. Graf Lanckoronsky — dies war sein Name — war ein Hochtory, und mein politischer „Struensee“ war ihm gründlich zuwider. Aber dem Winke der Frau Erzherzogin beugte er sich ohne Zögern. Sein hochgewachsener, breitschulteriger Körper krümmte sich in solcher Lage, ich möchte sagen hörbar, und das Antlitz, von einer scharf vorspringenden Nase beherrscht — die Schauspieler nannten sie den Schnepfenschnabel — erstarrte zu einer Festigkeit wie von Bronce. Nicht um die Welt hätte er dem neben ihm stehenden Hofrathe mit einer Sylbe verrathen, daß er ein Opfer bringe, o nein! Die dynastische Ergebenheit waltete in ihm wie ein Staatselement aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten. Der Beamte da neben ihm war für ihn ein untergeordnetes Wesen, ein bloßer Beamter, welcher von der Höhe der Ergebenheit nichts zu verstehen brauchte, der hatte zu gehorchen. Gehorchen und Gehorchen ist zweierlei: von hoher Stelle ist's Sache der Einsicht und des Grundsatzes, von unterer Stelle ist's Pflicht, oder einfacher gesagt: verdammte Schuldigkeit.

Man wunderte sich, wie ein Pole zur Stelle des Oberstkämmerers gekommen wäre, und damit zur Regierung des Burgtheaters, einer deutschen Hochanstalt. Das verdankte er seiner kleinen Frau, einer ungemein einfachen, ja streng einfachen und frommen Dame. Fromm im besten Sinne des Wortes. Immer im Anzuge einer Bürgersfrau, schien sie gar nicht an die Seite des reichen Cavaliers zu passen. Und doch paßte sie mit ihrem

mit ihrem kleinen Humor, der ihm völlig fehlte. Es war eine sehr glückliche Ehe. Sie war die Schwester des Grafen Stadion, und dieser bedeutende Minister, welcher die Ruthenen erfunden und für die Verfassung Oesterreichs wohlthuend gewirkt, hatte seinen Schwager, den Grafen Carl Lanckoronsky, zum Oberstkämmerer gemacht. Es war immer eine Verlegenheit für diesen, wenn die Rede auf seinen Schwager Stadion fiel; er war ihm zu Dank verpflichtet, und doch waren ihm Stadions liberale Allüren zuwider.

Im Spätherbste 1849, als ich nach Wien kam, war dieser wichtige Minister bereits von der Lähmung des Hirns berührt, welche seinen Tod herbeiführte.

Woher denn aber kam mir das Wohlwollen der Frau Erzherzogin Sophie? Sie kam doch bald in den Ruf einer reactionären und ultramontanen Gesinnung. Ich habe davon nie etwas im persönlichen Verkehre bemerkt. Sie war eine kluge Frau, und Klugheit weiß zu unterscheiden auch innerhalb der Parteidünste. Mich hatte sie zum ersten Male in einem Momente des Volkssturmes gesehen, im Burgtheater, als das aufgeregte Publicum den Hervorruf der Schauspieler durchsetzen wollte. Dies geschah, wie ich schon anderswo erzählt, bei der ersten Aufführung meiner „Karlsschüler". Da wurde ich, obwohl ein Fremder, weil kein Einheimischer hinaus wollte, auf die Bühne hinaus geschickt, um das wilde Publicum irgendwie zu beruhigen. Der von dem Lärm erschreckte Hof hatte gefürchtet, ich würde ein Nachgeben ankündigen; ich, der verschrieene Liberale, würde eine alte, gute Sitte preisgeben. Ich aber, einverstanden mit der alten, guten Sitte, hatte die undankbare Aufgabe übernommen, Nein zu sagen zu der revolutionären Forderung des Publicums, und ich sagte Nein, indem ich für den Hervorruf des Herrn Fichtner dankte. Das wirkte vollständig, und die Frau Erzherzogin hatte damals gesagt: „Ah, der Laube tritt im Nothfalle gegen den Sturm!" Und sie hat mir das nie vergessen.

Es kam ein Zweites hinzu. Durch einen Zufall war ihr mein „Struensee" empfohlen. Im Jahre 1845 hatte ich in Wien zwei Gräfinnen Kuenburg das Stück vorgelesen; eine dritte Dame, Gräfin Schönborn, war dazu gekommen und hatte auch geduldig zugehört. Allen drei Damen hatte das Stück gefallen. Diese Gräfin Schönborn, eine Stiefschwester der Kuenburgs, war aber jetzt Obersthofmeisterin der Frau Erzherzogin und hatte dieser günstig von dem Stücke erzählt. So war ein günstiges Vorurtheil für mich entstanden, und so entstehen eben oft Empfehlungen im entscheidenden Augenblicke. Hier brachten sie es zuwege, daß ich Director des Burgtheaters wurde.

Im Handumkehren allerdings nicht. Ich wurde durch Halm belehrt, daß ich ja nicht ohne feste Instructionen eintreten dürfte. Ueber diese unterhandelte ich denn längere Zeit mit dem Oberstkämmerer und dessen Hofrathe. Längere Zeit, weil ich fest darauf bestand, Wahl der Stücke, Besetzung der Rollen, Bildung des Repertoires und einjähriges Engagement als meine Vollmachten ausdrücklich eingeräumt zu erhalten.

Das schien unerreichbar. In der Debatte darüber, welche mitunter in Streit ausartete, sah ich deutlich, daß die polnische Excellenz unbarmherzige Herrengrundsätze in sich trug und selbige mit einer erschreckenden Heftigkeit ausdrückte. Es war eine Heftigkeit, welche auch einen begründeten Widerspruch grundsätzlich abwies. Der beisitzende Hofrath, geschmeidig in allen Aeußerungen, versüßte die Gegensätze lächelnd mit der Versicherung: es werde nichts so heiß gegessen, wie man es auftrage.

Die spätere Erfahrung hat mir gezeigt, daß ich bei der hochfahrenden Excellenz immer zustimmendes Gehör fand, wenn ich mich auf meine Instructionen berief, und daß ich dieser Loyalität immer sicher war, daß aber der geschmeidige Hofrath immer praktische Deutungen vorzubringen wußte, welche meine Instructionen umgingen.

Kurz, die Einigung gelang nicht. Da fiel es mir einmal plötzlich ein — ich weiß die Veranlassung nicht mehr — mich

reich zu berufen. Sie würden, meinte ich, mir gewiß zustimmen und würden erklären: „Allerdings muß ein regierender Mann, wie ein Theaterdirector doch ist, allerdings muß er in gewissen Punkten selbstständige Befugnisse haben, um Gehorsam zu finden und gedeihlich dirigiren zu können. Die selbstständigen Abzweigungen der Aemter gehören zum constitutionellen Regime."

Graf Lanckoronsky schwieg eine Weile und sah mich fragend an. Die Berufung auf constitutionelle Formen machte ihn stutzig. Endlich sagte er: „Wen meinen Sie denn mit dem Ausdrucke: Herren und Führer?"

Ohneweiters erwiderte ich: „Den Fürsten Felix Schwarzenberg und den Grafen Grünne."

„Kennen Sie diese Herren?"

„Nein; aber ich kann ja versuchen, sie kennen zu lernen und ihnen unsere Streitfragen vorzulegen."

Das war doch wunderlich genug. Aber es war wirksam. Meine Excellenz war offenbar unsicher über die Formen des neu eingeführten Staatswesens und wollte sich in diesem Punkte billig und nachgiebig zeigen. Diese Stimmung war damals bei den neuen Herren nicht selten in Wien; man zeigte sich geduldig und nach Kräften versöhnlich.

„Meinetwegen!" rief endlich der Graf, „befragen Sie den Fürsten Schwarzenberg und den Grafen Grünne."

Gab es etwas Originelleres, als daß ich diese damals mächtigsten Herren fragen wollte: Welche Vollmachten braucht ein Theaterdirector, und kann er diese oder jene Vollmacht wirklich entbehren, wie der Herr Oberstkämmerer verlangt? Kaum, und doch machte ich mich auf den Weg.

Zuerst versuchte ich, den Grafen Grünne zu sprechen. Er hatte mir ja doch einst ein Billet geschrieben in Sachen des Theaters. Vielleicht erinnert er sich.

Im innern Burghofe ist eine Wache, im ersten Stock über dieser Wache, wenn man es nicht Mezzanin nennen will, da

regierte der Mann, welcher damals die rechte Hand des jungen Kaisers genannt wurde. Das Local war äußerst bescheiden. In niedrigen Zimmern saßen zuerst Gensdarmen, dann Officiere. Diese fragte ich und fand ich sehr liebenswürdig. Ja, einer dieser Officiere ging sogleich ins nächste Zimmer, um anzufragen. Als er zurückkam, ließ er die Thüre offen, und in dieser Thüre erschien ein ziemlich großer Mann, bis an den Hals in einen ordinären Militärüberzieher gekleidet. Den kleinen Kopf etwas vorbeugend, betrachtete er mich mit aufmerksamen kleinen Augen, welche ein nicht unfeines, glattes Gesicht belebten, und sagte mit fast leiser Tenorstimme, daß er sich erinnere, an mich geschrieben zu haben. „Ist's also in Ordnung?“ fragte er.

„Nicht ganz,“ erwiderte ich, indem ich nur einen Schritt weit in sein Zimmer trat, da er nur so weit zurückging. Ganz mit Recht wollte er meinen Besuch in kürzester Form erledigen.

„Wieso nicht ganz?“ fragte er weiter.

Und nun schilderte ich ihm die Differenz in Betreff der Vollmacht. Als ich fertig war, lachte er still vor sich hin und sprach: „Schauspieler zu regieren, mag sehr schwer sein. Da muß man Ansehen haben. Ich bin Ihrer Meinung, daß Sie die verlangte Vollmacht brauchen“.

„Und das darf ich dem Herrn Oberstkämmerer wiederholen?“

„O ja!“ sagte er und lachte wieder. Ich aber wollte ihm die kostbare Zeit nicht rauben, dankte und empfahl mich.

„Wir werden uns wohl noch öfter sehen!“ rief er mir nach und grüßte mit der Hand.

Einen also hatte ich. Nun eilte ich auf den Ballplatz in die Staatskanzlei. Dort kam ich ebenso rasch ans Ziel. Junge Herren, die zum Hause gehörten, kannten meine Existenz und literarische Stellung, thaten recht erfreut, mich persönlich vor sich zu haben, und sagten: „Der Augenblick ist günstig, Durchlaucht ist eben frei.“ Und wiederum ging Einer hinein und kam rasch



Ich hab ihn nicht wieder gesprochen. Begegnet bin ich ihm aber mehrmals des Abends beim Nachhausegehen auf der Straße. Der Mann hatte flott gelebt und fand sehr bald einen glücklichen Tod durch einen Nervenschlag.

17.

Als ich Tags darauf dem Grafen Lanckoronski die Aeußerungen der beiden Machthaber mittheilte — er zweifelte keinen Augenblick an meiner Wahrhaftigkeit — sagte er: „Nun denn, sei's mit Ihrer Instruction, wie Sie dieselbe wünschen!"

So schien's denn erreicht, und an einem sonnigen Morgen wurde mir in der „Stadt Frankfurt" zwischen Seiler- und Spiegelgasse das Anstellungsdecret zugestellt. Zu meinem Erstaunen fand ich Lücken und Verclausulirungen in den Vollmachten. Oho! Ich war damals gar nicht hitzig auf ein Amt, dessen Umfang ich kaum genügend ermessen konnte, und erinnerte mich sofort der Halm'schen Warnung vor dem Aufgeben auch nur eines Titelchens. Das moralische Mißbehagen bei solch' einer Verkürzung war auch nicht gering, und so eilte ich spornstreichs in die Burg zu meinem Hofrath, welchem ich gewiß diese Verkürzung zu danken hatte, und stellte ihm kurzweg das Decret zurück. Es sei ein mangelhaftes Document, welches unseren Abmachungen nicht entspräche und welches ich deshalb nicht annehmen könne. In kurzer Wendung sagte ich Lebewohl und wollte meiner Wege gehen.

Er war starr vor Staunen, daß ich wegen solcher Kleinigkeiten die ganze Anstellung aufgeben wollte, und setzte, sich in die Brust werfend, hinzu: das ginge gar nicht, der Act sei schon dem Kaiser vorgelegt.

„Nun," entgegnete ich, „dann wird eben auch erfahren, daß die Formulirung nicht so ist, wie ich mi cellenz übereingekommen bin."

Das wirkte. Die Anstellungsschrift ward neu ve so war ich bei Eingang des Winters 1849 artistische des Burgtheaters.

Eigentlich wußte ich nicht, wie mir geschah. noch mitten in der Politik, und es erschien mir wie fremde Aufgabe, mit Haut und Haar in solch' eine kü Specialität einzutreten. „Willst du denn das? Wi können?" fragte ich mich. Meine Frau hatte mehrmal „Du kannst wohl deine eigenen Stücke in Scene setzen, du's auch mit anderen Stücken können?" Darüber wa selbst nicht in Sorge. Aber jetzt war ich Director, und delte sich nicht mehr blos um Inscenesetzung, es handelt Regierung einer großen Gesellschaft, einer alten, gewis eingerosteten Gesellschaft. Ueber die Fähigkeit zu einer sol gierung hatten wir uns nie unterhalten. Und doch w jetzt zu einigem Schrecken klar, daß dies eine Hauptfrage war immer ein allein lebender Schriftsteller gewesen, etwa als Vorsitzender des Schriftsteller-Vereins zu Lei in einer besonderen Gattung des Regierens üben könn mich aber bei den Theatern, wo ich meine Stücke in Sce nie um den Organismus und Gang eines Theaters geküm sollte ich jetzt mit Einem Male im Stande sein, die Zü ersten Bühne erfolgreich zu führen! Uebrigens erzählte ma gleich ausführlich, daß mir hartnäckige Ansprüche alter M daß mir Widerstand und Intrigue aller Art entgegentreten

„Nun denn," rief mein sanguinischer Lebenstheil auf diesen Felix Schwarzenberg, sei leichtfertig wie er!" — das allein!" flüsterte der melancholische Lebenstheil in vor allen Dingen vorsichtig und handle nach einem Pla

Ich bekam Zeit zur Entwerfung dieses Planes, ging erst nach Leipzig zurück, um meine häuslichen A

heiten zu ordnen und meine Familie auswanderungsfähig zu machen.

In Leipzig wie in ganz Deutschland war es still geworden. Die letzten Trümmer des Parlamentes, welche aus lauter Mitgliedern der Linken bestanden und sich ins Schwabenland nach Stuttgart zurückgezogen hatten, waren dort gewaltsam beseitigt worden. Uhland hatte sich als Chorführer dieses letzten Actes dargeboten und hatte unter der schwarz-roth-goldenen Fahne den letzten wirkungslosen Protest gesprochen.

Ich kann nicht behaupten, daß dies mehr als einen gleichsam historischen Effect gemacht hätte. Es war vorbei, vorbei mit Allem, was man gehofft und gewollt, und dieser extemporirte Schluß erschien mir ein blos formelles Nachspiel, welchem man keine Bedeutung beilegte, keinen Nachdruck zuerkannte.

Ein schwerer Winter war hereingebrochen, als ich mit meiner Frau auf der Nordbahn Wien näher rückte und bei Göding im Schnee stecken blieb. Die Auguren des Schicksals machten uns also ein verdrießliches Gesicht, als wir aussteigen und eine halbe Stunde weit durch den Schnee der Felder waten mußten, um in dem kleinen mährischen Orte ein dürftig Unterkommen zu suchen für Tag und Nacht.

„Was Auguren!“ rief ich der besorgten Frau zu, „Oesterreich ist schön, die Oesterreicher sind liebenswürdig, und ihr Staatswesen ist liberal geworden!“ — „Ist es das wirklich?“ — „Allerdings.“ — „Und du, wirst du mit deinem allzu freimüthigen Wesen in eine Beamtenwelt passen, welche in politisch enger Bedrängniß aufgewachsen ist? Du ein Beamter! Du, der sich nichts gefallen läßt, du gehorchen?!“ — „Du bist im Irrthum über mich. Ich gehorche genau, grundsätzlich genau. Ich meine, es kann nur der befehlen, der gehorchen kann.“ — „Aber wird man grundsätzlich befehlen, da man in ganz anderen Grundsätzen aufgewachsen ist?“ — „Hoffen wir's. Ein gut Theil des Lebens beruht ja immer nur auf Hoffnung.“

Es war ihm noch etwas eingefallen, das er aussprechen wollte, und er sprach es aus ganz klar und ganz geschwind. Was war's? Ein Lob meines „Struensee". Offenbar ein Auftrag der Frau Erzherzogin, seiner Mutter; ich konnte gar nicht freundlicher behandelt werden.

Dazu kam die Theilnahme der ganzen kaiserlichen Familie an der Direction des Burgtheaters: der Vater, die Mutter und nächst dem Kaiser noch zwei Söhne, die Erzherzoge Max und Carl Ludwig. Der jüngste, Erzherzog Ludwig Victor, war noch Knabe. Max und Carl Ludwig aber, namentlich Carl Ludwig, fragten und interessirten sich um Alles.

Die ganze Welt rüttelte sich damals aus revolutionären Allüren in Ordnung zurecht und in strenge Formen, es machte also bei Hofe den besten Eindruck, daß berichtet wurde, im Burgtheater ist eine strenge Regie eingeführt worden. Die jungen Erzherzoge kamen ganz still in die Kaiserloge, um die Proben anzuhören, und sie erkundigten sich stets ausführlich nach allen Details des Theaterregiments, und ob wirklich eigensinnige Damen und verwöhnte Herren so schwer disciplinirbar wären. Guter Humor fehlte außerdem nie bei den jungen Herren, namentlich der Erzherzog Carl Ludwig war unerschöpflich in Antheilnahme und heiteren Bemerkungen.

Es war mir gestattet, bei eintretenden Schwierigkeiten meines Amtes Rath und Hilfe anzusprechen bei der Frau Erzherzogin Sophie. Sie empfing mich so beiher, ohne Förmlichkeit, hörte mich ruhig und wohlwollend an und rieth mir meist mit lächelndem Ernste: die Dinge nicht gar so dogmatisch zu nehmen, sondern mitunter auch hübsch nachgiebig.

Es geschah solcher Empfang, wie gesagt, so beiher, und ihre Söhne Max und Carl liefen wohl zuweilen durchs Zimmer, keines Fremden gewärtig, und wenn sie ihn sahen, eine Weile zuhörend. Ihr Négligé waren die weißen Cavallerie-Ueberzieher, und ihr kurzer Wortwechsel mit der Mama hatte gewöhnlich einen humoristischen Ton.

Der junge Kaiser selbst kam in den ersten Jahr Direction fleißig ins Burgtheater und versäumte in nicht leicht ein Lustspiel. Er lachte so ausgiebig, daß Taschentuch vor den Mund hielt, um den Schall seine ters zu dämpfen. Vorzugsweise über Beckmann, der alle Register seiner Späße zog, wenn er den Kais Loge sah.

Im innern Getriebe des Schauspielpersonals hatt lich große Noth. Ich brachte neue Kräfte und beschäfti ersten Fächern. Das erregte zürnenden Widerstand Kräfte, welche dabei einbüßten und ihre Einbuße kurz rücksetzung nannten. Beim Theater will Niemand alt sein. Den heftigsten Widerstand entwickelte Löwe in st Aeußerung. Neben mir sitzend bei der Inscenirung, wohl auf und verwarf laut und geringschätzig, was i nete, bis ich ihn endlich einmal ad absurdum führe Das geschah bei den Proben des „Erbförster", dessen Einrichtung in den ersten Acten sehr schwierig ist. Ich st überwies ihm meinen Platz und setzte mich auf den sei dem Bedeuten, daß er die Inscenesetzung übernehmen m that's mit Geräusch und hatte nach etwa zehn Min Kommen und Gehen des Personals so verfahren, daß A einander liefen und stießen und der bekannte Originals Frau Haizinger das Signal gab zu allgemeinem Gelächt

Nun stand ich wieder auf und bat um meinen Platz, das Heft der Führung wieder in die Hand nehmen gelacht werden tödtet bei Schauspielern wie bei Franzose

In Betreff der Regie mußte er nun still werden. heftiger wurde er in Betreff der Rollen. Bei einer Prob er darüber so laut und heftig, daß ich ihn bitten muß gleichen nicht öffentlich, sondern mit mir allein abzumac zu dem Ende mir zu folgen. Die Probe mußte warten, führte ihn bis auf den Josephsplatz hinaus. Auf diesem S felde fochten wir eine halbe Stunde lang; es war ein D

Tod und Leben. Meine Gründe, daß ich für ein künstlerisches Ganzes zu sorgen hätte, verfingen nicht, und ich war endlich genöthigt, ihm kategorisch zu erklären, daß ich sein Vorgesetzter wäre und so wilde Opposition nicht mehr duldete. Fühle er sich ungerecht beeinträchtigt, so möge er sich mit seiner Beschwerde an die oberste Direction wenden, ich aber verlangte zunächst Gehorsam.

Natürlich war er nicht allein der Unzufriedene und Widersacher, obwohl die drei anderen Regisseure — Anschütz, Fichtner und La Roche — sich seinem Betragen nicht anschlossen. Fichtner ganz und gar nicht. Er verhielt sich durchaus liebenswürdig zu neuen Maßregeln. Anschütz auch nicht, weil er unter allen Umständen für loyales Maßhalten einstand, und La Roche nicht, weil ich ihn meinem Plane gemäß mir zunächst stellte und seinen Rath in Anspruch nahm. Indeß all diese Herren verhielten sich doch nur passiv, aber im übrigen Personale, namentlich im weiblichen, gab es Malcontente in Fülle.

Das war ja auch natürlich. Ein neues Regiment setzt jeden alten Besitz in Frage und ist doppelt bedrohlich, wo es sich, wie beim Theater, um Geschmacksfragen handelt. Da will es Jeder besser wissen und empört sich — vielfach mit Recht — wenn der neue Gebieter vom herkömmlich gewordenen Geschmacke abweicht.

Die Lage war eine zeitlang so schlimm für mich, daß ich nie mehr des Morgens in den Wagen stieg, welcher mich zur Probe bringen sollte, ohne daß ich meine Röcke fest zuknöpfte mit dem Gedanken: Ist auch der Panzer unter den Röcken? Du wirst ihn wieder vollständig brauchen.

Mein wichtigstes neues Stück sollte Shakespeare's „Julius Cäsar" sein. Ich fand aber für die Besetzung so viel Widerspruch, daß ich erst nach fünf Monaten zur Inscenirung des Stückes kam. Löwe verlangte absolut den Antonius — die Abkürzung Anton sprach er übrigens immer nach deutscher Betonung Anton, auf die erste Silbe den Nachdruck legend — der Anton gebührt mir! rief er wochen-, ja monatelang. Umsonst



Ich meinte, bei andauernden glücklichen Erfolgen dem Ideale eines geistig belebten Schauspiels näher und näher zu kommen. Das Nähere hierüber habe ich in meinem Buche „Das Burgtheater“ ausführlich beschrieben und kann ich hier übergehen. Da traf mich ein Schlag, welcher meine ganze Wiener Existenz in Frage stellte — die Verfassung wurde aufgehoben.

Nun war ich aber doch nur in der Zuversicht nach Wien gekommen, ein liberales Staatswesen werde mir's ermöglichen, ein Schauspiel auszubilden, welches den frei gewordenen Geist unserer Zeit ehrlich widerspiegeln könne. Das Theaterspiel ohne geistige Wechselwirkung zwischen Dichtung und Publicum ist ja eine Schulcomödie ohne wahrhaftiges Leben.

Diese Zuversicht krachte zusammen mit dem Untergange der Verfassung. Wieder in den alten Sumpf kleinlicher Bedenken zu gerathen, wieder der geisttödtenden alten Censur überantwortet zu werden, welche dem Sinne und Wesen des lebenden Geschlechtes Gewalt anthut, das schien mir unvereinbar mit einem Kunstinstitute, welches wie kein anderes auf die innerliche Theilnahme des lebenden Geschlechtes angewiesen ist. Ich wollte unverzüglich meine Entlassung verlangen.

Meine Frau, der conservative Schutzengel meines Lebens, hielt mich zurück. „Warte ab,“ rief sie, „ob wirklich mit der Verfassung die freien Grundsätze deiner bisherigen Censur untergehen. Erst wenn dies unzweifelhaft ist, lass' uns scheiden und mit schwerem Verluste in die Heimat zurückkehren.“

Ich hielt diesen Schritt der Regierung für einen verhängnißvollen Fehler. Für ein Reich wie Oesterreich, welches aus mindestens drei Nationalitäten zusammengesetzt ist, bleibt es doch von Anfang bis zum Ende die Lebensfrage: Welche Grundform hält diese verschiedenen Nationalitäten zusammen? Das that diese in Olmütz vereinbarte Verfassung; sie vereinigte Deutsche, Slaven und Magyaren zu einem Reiche. Jeglicher Widerspruch war durch Besiegung der Revolution gelähmt und unmächtig, und auch die Magyaren waren damals nothgedrungen bereit, sich

schien der Sieger zu bleiben, weil er lange am Ruder blieb, und doch verfiel er dem Untergange, eben weil er blieb.

Von Hause aus liberal, klug, sehr unterrichtet, zum Handeln tüchtig, wich er Schritt für Schritt vor der Reaction, um nur auf der Höhe zu bleiben, und von der bloßen Klugheit geleitet, meinte er, selbst nach dem Rosenkranze greifen zu müssen, weil der Rosenkranz ein Requisit des Concordats war.

So waltete er in allen Regierungsfragen neutralen Charakters vortrefflich, aber in den inneren Lebensfragen des Staates unwahr und gewaltsam.

Man kann den Kirchenglauben als einen Pfeiler des Staatslebens stützen wollen, ohne unwahr zu sein, wenn man diese Stützung ehrlich im Geiste seiner Zeit betreibt. Betreibt man sie aber gegen den Geist seiner Zeit und weiß man das, wie Bach es offenbar wußte, und ist man selbst ganz und gar im Geiste seiner Zeit aufgewachsen, wie Bach es war, so sündigt man gegen jeglichen Geist. Man nannte das in frommer Zeit die „Sünde wider den heiligen Geist“. Es ist die Sünde gegen das eigene Gewissen, und dieser Sünde verfiel Bach gerade da, wo er den Frommen spielte.

Vielleicht aber war er wirklich fromm? Er stammte aus einer ehrbaren, tief soliden Bürgerfamilie Wiens, in welcher der Gottesdienst treu und ehrlich gepflegt wurde. Es mag also wohl in der Erziehung begründet gewesen sein, die Messe zu besuchen und den Rosenkranz zu beten. Aber diese Frömmigkeit selbst hatte keinen redlichen Zusammenhang mit einem Concordate, welches dem religiösen Sinn und Wesen eines ganzen Landes widersprach, welches dies religiöse Leben zu politischem Zwecke umgestalten, welches den religiösen Sinn mißbrauchen wollte zu politischem Zwecke. Bach war ein zu klarer Kopf, um das nicht zu wissen, und so handelte er offenbar gegen seine eigene Ueberzeugung, um an der Macht zu bleiben.

Wie es immer geht: die Anhäufung unpopulärer Maßregeln, welche sich nur auf die bewaffnete Macht stützen, verfallen

der Probe, welche diese bewaffnete Macht best
schah's 1859 im Kriege gegen Frankreich u
Probe wurde nicht bestanden, und so fiel die Bo
er selbst aber sank in Vergessenheit, in eine so
heit, wie kein ähnlicher Staatsmann. Und doch
begabtesten. Er war eben unwahr gegen sich se

Wie dies bei Magenta und Solferino g
den schmerzlichen Eindruck: nur die Führer sind
war sichtlich dem Feinde überlegen. Und waru
Warum große Namen und kleine Köpfe? 2
heraufbeschworene Vorurtheile sie gewählt, weil
im Reiche herrschenden Sinnes und Geistes verlei

Meine Theatercensur litt natürlich auf das
dieser Strömung des Concordats, und wenn be
mal entschlüpfte: „Ich hab' es auf die Hostie g
des angeordneten: „Ich hab's auf's Allerheilig
da gab es für mich die peinlichste Scene. Ja, als
„Wallenstein's Lager" gegeben werden sollte,
mein Chef in gemessenen Worten: „Der Capu
bleiben!"

Dies war nun doch nicht möglich, und
Frage an den Kaiser zu bringen, welcher uns be
nie im Stich gelassen. Meine Zuflucht zur F
Sophie war in solcher kirchlichen Frage nicht
Diese Zuflucht war überhaupt bei den immer ste
nären Zuständen mehr und mehr unsicher gen
hatte sie deshalb gar nicht mehr versucht. Was
einen unscheinbaren Weg. Er sollte zu weiter ni
zu einer naiven Anfrage beim Kaiser, ob der Ca
sterben müßte. Der Kaiser hatte gelacht und „Nich

Diesen Weg betrat ich sogleich weiter für
zum Schillerfeste, welches der damalige minis
gebieter, ein Herr v. Thierry, rundweg abschlug
Standpunkte wohl mit Recht. Die Stimmung d

war äußerst kritisch, und da sollte ein Zug vom Praterstern **mitten** durch die Stadt bis zum Paradeplatz erlaubt werden für **einen** Dichter, welcher bei dieser Bevölkerung gerade als Freiheits**dichter** verehrt war! Ein Ausbruch des Volkswillens lag vor der **Thür**, und meine Versicherung, das Volk werde just wegen seiner **Verehrung** Schiller's die hundertjährige Feier seines Abgotts **gewiß** nicht mißbrauchen zu etwas Anderem als zur Verherrlichung **des** Dichters, diese Versicherung war für Herrn v. Thierry eine **haltlose** Phrase.

Da brachte ich wiederum die naive Frage an den **Kaiser**: ob man Schiller so und so feiern dürfe in Wien. Und der **Kaiser** erwiderte nochmals einfach: „Ja wohl!“

Die Feier fand bekanntlich in voller Ausdehnung statt, und es gab nur einen einzigen kritischen Moment: als wir in der Rothenthurmstraße am erzbischöflichen Palais vorüberzogen. Da meldete sich eine grollende Unruhe, sie wurde aber beschwichtigt durch unser eindringliches Zureden unter Hinweis auf den Dichter und auf den Kaiser. Selbst der entscheidende Augenblick, die Anrede an das Volk vom extemporirten Denkmale herunter, wurde überstanden. Es waren wohl 30.000 Menschen vor mir, der ganze Paradeplatz war Kopf an Kopf voll, und ich schrie das drei Mal wiederkehrende Hoch über diese Häupter hin. Das Echo kam immer donnernd wieder ohne Zusatz. Für das letzte Hoch aber fürchteten wir nicht ohne Grund einen Zusatz, welcher die zusammengepreßte Masse in eine gefährliche Bewegung bringen konnte. Ich hatte dem Minister zugesagt, daß ich dies unmöglich machen würde durch augenblickliches Einfallen des großen Musikcorps, und zwar durch Einfallen mit der Volkshymne. Als geübter Insceneſetzer hatte ich meine Theaterleute etappenweise angebracht, daß sie auf's Stichwort das Signal geben sollten. Sie amtirten wie auf der Bühne, und bei meinem letzten Worte brauste die Hymne über den Platz dahin und that ihre Schuldigkeit. Sie vermälte unmittelbar den Vaterlandsgedanken mit dem Freiheitsgedanken, und die großartige Feier schloß ohne Störung.

Was ist die Hauptsache? Dies ist die entscheidende Frage im Leben eines jeden Menschen. Weiß er sie zu beantworten, dann wird er gedeihen, denn er wird seine Thätigkeit nicht zersplittern. Weiß er sie nicht zu beantworten, dann wird er nicht gedeihen, wird bei allem Eifer, bei aller Arbeit nicht aufkommen.

Männer regieren die Welt, weil der Mann viel eher als die Frau jene Hauptsache entdeckt, um welche es sich in seinem Leben handelt. Die Frau ist reicher an Hilfsmitteln, aber sie weiß selten, was die Hauptsache sei. Sie ist deshalb ein trefflicher Bundesgenosse, aber sie ist selten ein guter Führer.

Was ist die Hauptsache bei einer Theaterleitung? Diese Frage lag vor mir als großes Räthsel. Meine Frau sagte: Fleiß, Aufmerksamkeit, Geschicklichkeit. Ich aber sagte: Schaffen ist die Hauptsache. Fleiß und Geduld gehören dazu, aber sie sind nur Hilfsmittel. Nur wenn sie schaffen kann wird eine Theaterleitung respectirt.

Zum Schaffen brauchte ich Stücke und brauchte ich Schauspieler.

Nicht blos neue Stücke. Die sind schwer zu haben. Wenn man hinterher ein Jahresrepertoire übersieht, so ist manchmal kein einziges neues Stück am Leben geblieben und im Repertoire feststehend geworden. Man muß also ältere, die halb oder ganz vergessen sind, wiederbeleben. Das war im Burgtheater ziemlich leicht, weil manches gute ältere Stück gar nicht zugelassen worden war wegen kleinlicher und peinlicher Censur, und weil manches gute Stück verpufft worden war durch unzulängliche Besetzung. Das Burgtheater hatte sich mehrere Jahrzehnte lang sparsam beholfen mit einem ganz kleinen Personal guter Schauspieler. Nur ein Vierttheil bestand aus guten Schauspielern, drei Vierttheile waren recht geringe Musikanten. Das Lob eines guten

Ensembles, welches man sich zulegte, war ein unwahres Lob. Neben trefflichen Vertretern störten immer Unzulänglichkeiten, wenn das Stück mehr als fünf bis sechs Personen brauchte. Wichtige Rollenfächer waren ganz unbesetzt; in wichtigen Tyrannenrollen fand ich den alten Wilhelmi, einen vortrefflichen komischen Vater und Onkel, aber „einem Tyrann so ähnlich" — sagt Hamlet — „wie ich dem Herkules". Der gutmüthige Mann stand noch als Geßler im Rollenverzeichnisse des „Wilhelm Tell". La Roche war diesem Fache einigermaßen zu Hilfe gekommen, aber doch nur einigermaßen. Seine Stärke ruhte im Schau- und Lustspiele, und er hatte sich für die großen Charakterrollen der Tragödie eine ganz aparte künstliche Sprechweise zurechtlegen müssen: er sprach aus dem Bauche mit einem ganz kurios gequälten Organe. Als ich ihn auf diesen schädlichen Luxus aufmerksam machte, verstand er mich rasch und gab es zu, daß rhetorischer Vortrag nicht seine Specialität wäre. Aber er hätte solche Rollen übernehmen müssen, da Niemand für dieselben vorhanden gewesen. Er war sehr bereit, sie abzugeben und sein reiches Talent im Schau- und Lustspiele zu verwerthen, wo er ja einen außerordentlichen Umfang zu Gebote hatte und meisterhaft durchführte.

Die erste Aufgabe war also, einen Charakterspieler zu gewinnen und sodann einen Liebhaber. Der vortreffliche Fichtner, unerreicht im Schau- und Lustspiele, war schon gegen dreißig Jahre Liebhaber und mußte auch die tragischen absolviren, die er gar nicht liebte.

Just als ich amtlich eingestellt wurde, gastirte ein junger Mann des Namens Dawison als Candidat für Charakter- und Liebhaberrollen und machte ziemliches Glück beim Publicum durch rühriges, lebhaftes Spiel, welches Wirkung in allen Winkeln suchte, wenn diese Wirkungen auch nicht ganz lauter waren.

Das Publicum war neuen Lebens auf dem Burgtheater sehr bedürftig, und obwohl er dem gediegeneren Theile des Publicums nicht genügte, sagte doch auch dieser Theil nicht Nein zu dem mäßigen Beifalle.

werden? — Und wer engagirt? Ich hatte laut Instruction das Recht, auf ein Jahr zu engagiren, aber es schien mir doch nicht schicklich, dies sofort geltend zu machen, besonders auch darum nicht, weil dieser Schauspieler zwar lebensvolle Fähigkeiten hatte, aber in jeder edlen Form ungebildet war.

Meinem Chef gefiel er nicht. Er nannte ihn roh, ungraziös, vordringlich. Vielleicht weil Dawison Jude war? Ein wenig mochte das mitspielen. Aber im Wesentlichen verwarf er ihn wohl wegen körperlicher Ungrazie, wegen charakteristischen Mangels an Haltung und guten Manieren.

Ein Hofmann an der Spitze eines Theaters sieht immer zuerst auf Haltung und Manieren. Und in Bezug auf's Burgtheater, dessen Hauptinhalt damals das Conversationsstück war, hatte ja Graf Lanckoronski ganz Recht.

Als ich nun aber bald darauf Josef Wagner als tragischen Liebhaber brachte, da erkannte ich nicht ohne Schreck, daß diese Kritik eines Hofmannes sehr gefährlich werden könnte für ein höheres Theater.

Eine Rolle von tief tragischer Natur war Josef Wagner's Don Cesar in der „Braut von Messina". Den hatte er gespielt, und mein Chef erschrak vor solcher Wirkung, vor solcher tragischer Wirkung. Auch in der Tragödie dürfte die Haltung und die Manier die Grenzen des geselligen Verkehrs nicht überschreiten. Gerade die erschütternde tragische Gewalt, welche Wagner in den letzten Scenen entwickelte, hatte meinem Chef mißfallen. Da zeige sich ein übertreibendes Element, welches auf einem Hoftheater nicht zulässig sei.

Hier trat ein Punkt hervor, welcher ewig bei Hoftheatern Compromisse fordert. Der Hofmann sieht das Theater darauf an, wie es auf den Hof wirkt, wie es sich zur Hofsitte verhält. Gewaltige Tragik, auch wenn sie im Hofleben vorkommt, wird durch die Hofsitte verschleiert. Ein großes Stück von diesem Schleier soll auch im Hoftheater angebracht werden, meint der Hofmann

Mein Chef war zudem durchweg französisch gebildet, und zwar recht gründlich. Er war in französischer Geschichte ganz zu Hause, und die ausführlichsten Memoiren, selbst die St. Simons, waren ihm geläufig. Ebenso die Traditionen des Théâtre français, und bei der Frage um Tragik verwies er mich auf Racine und die gemilderte Form der französischen Tragödie, welche alle Schrecknisse hinter die Scene verlegt und die Nerven der Zuschauer und Zuhörer sorgsam schont.

Welch' ein Schreck für mich, der ich Shakespeare möglichst vollständig einführen wollte!

Bei Dawison kam die Frage nicht in Rede. Der war auch in tragischen Rollen nicht tragisch. Dessen Gefühle, auch wenn er sie zum Aeußersten aufstachelte, gingen nicht über alltägliche Sentimentalität hinaus, welche stechend, im günstigsten Falle auch rührend wirken mochte; aber der tiefe Schmerz einer großen Seele stand ihm nicht zu Gebote.

Josef Wagner aber enthüllte diesen Schmerz mit elementarischer Macht.

Da hatte ich also den einzigen wirklich tragischen Schauspieler, welchen das deutsche Bühnenpersonal besaß, mühsam erworben, und nun sollte ich sein Talent abschwächen!

Es ist wahr, er hatte trotz hoher schöner Gestalt und schönen Kopfes, trotz vollendeter Schönheit in allen Bewegungen des Körpers kleine äußerliche Fehler. Ehe er in innere Bewegung gerieth, fiel das Wort aus einem ungraziös geöffneten Munde stoßweise heraus. Aber sobald die Einleitung vorüber und der Sinn schwerer Gedanken und Empfindungen an die Reihe kam, da verschwand jeder kleine Fehler, tief aufsteigende Wärme strahlte aus und steigerte sich höher und höher, bis die Leidenschaft gleichsam die Brust aufriß und das Herzblut strömen ließ — das Herzblut edler Gedanken, höchster Gefühle, verzweiflungsvollen Aufschrei's darüber, daß der Mensch den zürnenden Göttern weichen und erliegen müsse.

Das sollte unterdrückt, solch' ein seltenes tragisches Naturel mit dem Vortrage im schönsten Deutsch, mit dem Zauber des

klangvollsten Stimmorgans sollte abgedämpft werden zu
tioneller Dürftigkeit!

Wagner lächelte, als ich ihm die Forderung mittheilte
widerte: „Beim besten Willen könnte ich solcher Forderung
nachkommen, denn ich muß gehorchen, wenn mich der
des Leides und Schmerzes ergreift, welchen der Dichter
hat, und“ — setzte er nach einer Pause hinzu: „Excelle
sich auch allmälig daran gewöhnen.“

So geschah es denn auch. Das Publicum mit sei
haften Theilnahme für die neuen Schauspieler vermitt
Gewöhnung.

Wagner und Dawison wurden engagirt, und Wagne
sofort in seinen tragischen Rollen anerkannt. Dawison wa
Zeit nicht emporzuheben, aber es gelang doch allmäl
zur Geltung, ja zu großer Geltung zu bringen, weil
mannigfaltiges Talent in ihm zu erkennen glaubte und i
einer Ueberzahl von dankbaren Rollen ausrüstete, von
welche seinen eigenthümlichen Anlagen entsprachen und i
Stufe zu Stufe hoben.

Die Aufgabe, neue Talente theils zu schaffen, theils
zuschaffen, gelang mir mit gutem Glück. „Es gibt keine T
mehr!“ rief alle Welt, als ich eintrat. Allmälig aber ge
zum Burgtheater folgende Mitglieder, welche von aller
Talente genannt wurden:

Josef Wagner, Dawison, Meixner, Gabillon, Len
Baumeister, Lußberger, Krastel, Sonnenthal, Förster,
mann, Schöne, männlichen Geschlechts.

Gabillon, Seebach, Boßler, Bognar, Goßmann, Ba
Schneeberger (später Frau Hartmann), Wolter, weibliche
schlechts.

Dawison folgte nach einigen Jahren dem inneren B
nisse einer Virtuosenlaufbahn und schied aus, Lußberger
Marie Seebach ging ab, die Damen Boßler und Goßmann w
uns durch Heirath entzogen, Förster wurde Director in Le

Mit Ausnahme der fünf Ersten waren die Genannten alle noch im Dienste des Burgtheaters, als ich selbst zurücktrat, und bildeten die Stützen desselben.

Vermehrt sind sie worden innerhalb der dreizehn Jahre nach meinem Austritte kaum um zwei Schößlinge, gestorben ist Josef Wagner; aus eigenem Antriebe ausgetreten sind wegen Mangels an Beschäftigung die Damen Bognar und Baudius, und man ruft jetzt wieder: „Es giebt keine Talente mehr!“

Und dabei waren mir Talente wie Frau Frieb-Blumauer und Fräulein Hedwig Rabe von meinem Chef verwehrt worden. Bei diesen beiden Damen war der Widerspruch meines Chefs so nachdrucksvoll, daß ich um des lieben Friedens willen mein Recht des einjährigen Engagements nicht geltend machen konnte. Für Frau Blumauer wurde ich entwaffnet durch den Hinweis auf die höchst wirksame Frau Haizinger, welche ja die Mehrzahl der Blumauer'schen Rollen trefflich spielte, und bei Hedwig Rabe, welche mir sehr gefiel und welcher ich eine schöne Zukunft zutraute, konnte ich der Einwendung nicht widersprechen, daß sie doch gar zu klein und dürftig ausschaue. Sie war noch sehr jung.

Mein Recht des einjährigen Engagements mußte ich aber bei den meisten Uebrigen hartnäckig geltend machen, um ihr Engagement durchzusetzen.

Der sarkastische Komiker Meixner fand schwer Zugang bei meinem Chef, und Lewinsky's kleine Gestalt trat hinderlich in den Weg. Selbst Baumeister, welcher als mißlicher Liebhaber ankam, fand starken Widerspruch. Am ungünstigsten standen bei der obersten Direction Herr Sonnenthal und Fräulein Wolter, welche durchaus nicht aufgenommen werden sollten. Fräulein Wolter setzte ich auch auf den ersten Anlauf nicht durch, und ich mußte ihr rathen, noch für ein Jahr nach Deutschland zu gehen. Dann würde ich, was leichter war, ein Gastspiel für sie erwirken und dadurch ihren Eintritt durchsetzen, weil wir dann die Hilfe des Publicums finden würden. Und so geschah es auch. Hartmann, dessen erstes Jahr abgelaufen war und der entlassen werden

tractes nicht anzeigte, und daß ich mit dem unrechtmäßig Verbleibenden eine Rolle vorbereitete, den jungen Ludwig den Vierzehnten im neuen Stücke „Die Prinzessin von Montpensier". Darin gefiel er, und ich konnte nun die Verlängerung seines Contractes erreichen.

Daraus geht hervor, wie nachtheilig es werden kann, wenn Dilettanten allein — und das sind ja zumeist die obersten Directionen der Hoftheater — die Wahl neuer Mitglieder überlassen bleibt. Der Fachmann, welcher die Schauspieler im Negligé sieht, will sagen, sie auf den Proben und im Privatverkehr beobachtet, kann ja viel sicherer, wenigstens ungefähr, ihre Zukunft beurtheilen.

Was hatte ich nun im Besonderen für einen Plan des Schaffens, um ein anziehendes und auch gutes Repertoire herzustellen? „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen," rief mir Goethe zu, welcher ja lange Jahre Theaterdirector gewesen.

Ja, viel, aber mit classischer Grundlage und sorgfältig vorbereitet. Und dazu die Heimath wie die Fremde in Anspruch nehmen.

Für die Heimath versuchte ich die damals noch nicht abgenützte Preisausschreibung und erweckte auch wirklich einen neuen Dramatiker. Hackländer nämlich schickte seinen „Geheimen Agenten" zur Preisbewerbung. Zu der leider geringen Zahl der vorhandenen heimatlichen Dichter fand sich Otto Ludwig ein mit dem „Erbförster" und den „Makkabäern", welche ich eiligst und eifrigst in Scene setzte. Von Freitag, welcher im Burgtheater vernachlässigt worden, brachte ich „Die Journalisten", den „Grafen Waldemar" und „Die Fabier". Die verhaßten „Journalisten", welche die Berliner Hofbühne nachdrücklich abgewiesen, nun gar auf's Hofburgtheater zu bringen, galt für höchst thöricht, und selbst die alten Hofschauspieler verkündeten altklug: derlei modernster Kram werde auf dem Hofburgtheater nicht besteh'n. Als

dieser Kram dann aber vortrefflich bestanden, wurden die alten Köpfe bedenklich geschüttelt. „Graf Waldemar“ schien unerreichbar und mußte Jahre lang um Einlaß betteln. Ein Graf heirathet darin eine Gärtnerstochter. Oh! — Endlich war Fräulein Boßler mit vornehmer Erscheinung und Bewegung so weit ausgebildet, daß ich meinem Chef darlegen konnte: eine so noble Gärtnerstochter werde keinen Anstoß erregen, und dadurch errang ich das ärgerliche „Meinetwegen!“

Von Friedrich Halm wurden alte und neue Stücke aufgeführt. Von Gutzkow waren ältere Stücke nachzuholen, und er schrieb auch noch neue, welche ich bringen konnte. Dasselbe that ich mit Hebbel, obwohl ich kein Freund seiner Dramen war. Von Paul Heyse wurden ebenfalls Stücke gebracht, und „Hans Lange“ auch mit dauerndem Glück. Bauernfeld wurde gepflegt in seinen alten wie in seinen neuen Productionen. Benedix desgleichen, und nicht minder Charlotte Birch-Pfeiffer, wenn auch unter stetem Widerspruche der Kritik. Ein Theater, welches sieben Mal in der Woche spielt, braucht seine Hausmannskost.

„Mir war jedes Genre recht,“ sagt Goethe, „nur ein Stück mußte es sein.“

Auch Mosenthal, welcher wegen seiner in der Vorstadt aufgeführten „Deborah“ bei meiner Behörde mißliebig war, brachte ich mit mehreren Stücken auf die Scene und errang endlich, nachdem sein „Sonnwendhof“ besonderes Glück gemacht hatte, auch für das verhaßte „Judenstück“, wie „Deborah“ genannt wurde, den Zutritt.

Vor Allem war mir darum zu thun, Grillparzer voll ins Repertoire und voll zu Ehren zu bringen. Er hatte sich zurückgezogen und lebte zürnend wie Achilles in seinem Zelte vier Treppen hoch in der Spiegelgasse, seit sein Lustspiel „Weh' dem, der lügt“ ungünstig aufgenommen worden war. Auch seine früheren Stücke hatte man verfallen lassen, und er hatte guten Grund, unzufrieden zu sein. Persönlich ermunterte er mich auch gar nicht, eine Auferstehung seiner Dramen herbeizuführen. Er

und Julia, Kaufmann von Venedig", neu einzurichten — was nothwendig war — und neu in Scene zu setzen, sondern auch die weniger bekannten, ja wohl ganz unbekannten einzuführen.

Mit „Julius Cäsar" hatte ich ungemein glücklich begonnen und systematisch setzte ich diese neuen Einführungen fort. Der große poetische Inhalt des englischen Dichtungsgenie's sollte unserer Bühne gewonnen werden auch in den Stücken, welche mit ihrer altenglischen, längst veralteten Theaterform nur mühsam unserer heutigen Theaterform nahe gebracht werden konnten. Das ist in einer Großstadt, welche ein ausgebildetes Theaterpublicum besitzt und vom Mangel der herrschend gewordenen Form empfindlich berührt wird, viel schwerer als in einer kleinen Stadt, deren Publicum viel weniger an einem bestimmten Typus hängt.

So folgte dann „Coriolanus, Cymbeline, Antonius und Cleopatra, Sommer- und Wintermärchen, Was ihr wollt, Viel Lärm um Nichts", ja selbst die „Komödie der Irrungen", und von den sogenannten Königsdramen „Richard der Zweite, Heinrich der Vierte, Richard der Dritte".

Das konnte nur in gemessenen Zwischenräumen geschehen, in jeder Saison nur eins, weil selbst ein Theil der Kritik Schwierigkeiten erhob — ein Journal zum Beispiel fand es durchaus unzulässig, ein so rohes, barbarisches Stück wie „Richard der Dritte" dem Wiener Publicum im Burgtheater zu bieten — und weil auch das Publicum sich nur langsam an die zersplitterte Form der Scenen und Acte gewöhnen mochte, wie sorgsam auch die Scenen und Acte durch neue Einrichtung zusammengezogen waren. Aber es geschah, und ich erhielt standhaft auch diejenigen Stücke im Repertoire, welche geringere Wirkung ausgeübt und keine besonders günstige Aufnahme gefunden hatten.

Einen besonderen Cyklus aus den Königsdramen zu machen, habe ich nie für empfehlenswerth erachtet. Solch' eine gleichmäßige Reihe von Verschwörungen, Schlachten und Mordthaten aus einer fremden Geschichte, die man in England selbst nicht zu veranstalten wagt, bietet kein wahres dramatisches Genüge für

tlich e
ustimı
t das
il danı
man
davon
oon ſd
lonate
chwer
eil die
tion,

groſʒar
ſie ir
hlgefa
ızugäı
dadur

Meinı
riſcheı
auftr
ehrlid
ınd da
könn
ter Re
zur
Es ı
licume
el Ver
ls irg
e in
als in
je ſie
nahe b

Dabei vermissen sie gar nicht die Unzahl französischer Worte, welche in Norddeutschland hängen geblieben sind, wie „Etage, amüsiren, Passage“ und so weiter, und welche in Wien einfach deutsch klingen, wie „Stock, sich unterhalten, Durchgang“ und so weiter. Aber sie bemerken sofort den leichten Umgangston.

So erklärt sich's, daß ein lebhaftes Ensemble des Conversationsstückes von jeher am sorgfältigsten gepflegt worden war im Burgtheater. Dadurch ist das Publicum geschult worden, jegliche Feinheit in der Conversation rasch aufzufassen und vom Nüanciren einer kleinen Komödienhandlung erbaut zu sein, welche anderswo ungenügend erscheint.

Ich hatte noch die letzten Productionen Eugen Scribe's zur Verfügung, wie „Damenkrieg“, „Mein Stern“, „Feenhände“. Octave Feuillet, welcher dem deutschen Geschmacke nahe steht, brachte neue Stücke, der geistvolle Augier desgleichen, Alexander Dumas, der Sohn, schrieb Komödien wie „Le père prodigue“ und „La question d'argent“ ohne den Haut-goût französischer Licenz, und Sardou brachte Lustspiele wie „Die guten Freunde“ und „Der letzte Brief“. Indem ich zurückgriff auf ältere Stücke, welche unbeachtet geblieben waren, konnte ich meinem Publicum in jeder Saison eine interessante französische Composition bringen, und erhöhte dadurch die Anziehungskraft meines Repertoires in hohem Grade.

Das hat mir vielfach den Vorwurf zugezogen: ich bevorzugte übermäßig die französische Literatur, wenigstens ihre Komödie. Denn ihre Dramen habe ich stets unbeachtet gelassen.

Ich habe diesen Vorwurf immer thöricht gefunden. Er hätte vielleicht eine Berechtigung, wenn ich über die französischen die deutschen Dramatiker vernachlässigt hätte. Das kann aber kein ehrlicher Kritiker behaupten. Jedes deutsche brauchbare Stück war mir willkommen, willkommener als irgend ein fremdes. Aber wer mag denn verkennen, daß wir im eigentlichen Conversationsstücke nicht hinreichend produciren, und daß unserer Bühne eine Ergänzung durch die französische Komödie geradezu nöthig

warum sollen wir uns im leichten Genre der Komödie nicht auch durch französische Autoren ergänzen?

Was aber den Punkt der Immoralität betrifft, so bin ich darin immer vorsichtig gewesen, soweit diese Immoralität eine wirkliche war und nicht künstlich dafür ausgegeben wurde. Ja, ich bin strenger gewesen als meine Nachfolger waren, welche programmmäßig die Parole ausgaben: keine Franzosen mehr! Ein Stück von Feuillet zum Beispiele, „Julie" betitelt, hab' ich nicht gegeben, weil die Peripetie des Stückes in einer sinnlichen Hingebung wurzelt — die Liebhaberin opfert im Zwischenact ihre Unschuld dem Verführer — eine Hingebung, welche mich und unser Publicum stört. Ich gab es nicht, obwohl mir Feuillet einer der angenehmsten Franzosen ist. Nach meiner Zeit ist es im Burgtheater gegeben worden, und hat eben um jenes schwarzen Punktes willen nicht gefallen. Ebenso wenig hätte ich das garstige Stück „Fromont und Riesler" zugelassen. Nach meiner Zeit ist es im Burgtheater aufgeführt worden.

Das Zetern gegen französische Stücke geht zumeist von deutschen Schriftstellern aus, deren Stücke nicht angenommen werden zur Aufführung, und von Kritikern, welche in kleinen Städten leben. Diese letzteren eifern auch nicht ohne Berechtigung. Viele französische Stücke wirken auf das Publicum in kleinen Städten anstößig, weil die Lebensanschauung dort enger ist. Der Kritiker empfindet den Uebelstand und verurtheilt ehrlich das ganze Genre. Sähe er das Stück inmitten des Publicums einer großen Stadt, welches viel mannigfaltiger ist, und welches schwierige moralische Vorgänge täglich neben sich erlebt und deshalb nicht fanatisch den Stab über kritische Fragen bricht, dann würde auch sein Urtheil anders lauten.

Dabei halte ich's, wie schon gesagt, nicht für vortheilhaft, wenn man in der Sittenfrage leichtfertig zustimmt und nicht vor diesem und jenem französischen Stücke warnt — nur muß das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden.

Nun, das sieht ja so plan aus, diese Ansammlung von schauspielerischen Talenten, diese Ausbreitung des Repertoires! — und doch war es gar oft so uneben in dem langen Zeitraume, und doch war ich gar oft zweifelhaft, ob ich an solche Stelle gehörte, ob ich auf dem rechten Wege wäre!

Da pflegte ich gern unsern glücklichsten Dichter zu befragen, Wolfgang Goethe. Er war ja auch von der Schriftstellerei jählings in die Theaterdirection gerathen, und hatte so wenig wie ich daran gedacht, daß ihm eine solche Aufgabe — oder sagen wir solche Last — auf die Schultern fallen könnte.

Die ganze Wahrheit zu gestehen: der unbedingte Preis Goethe'scher Theaterdirection hat mir immer viel zu schaffen gemacht. Ich fand immer einen Bruch in der Preisrechnung; ich konnte nie über das große Examen hinweg, welchem sich die Weimar'sche Gesellschaft in Leipzig ausgesetzt hatte. Dieses Leipziger Gastspiel brachte die Grundsätze zu Tage, nach welchen Goethe seine Schauspieler gedrillt hatte. Gedrillt mußte man sagen. Er hat als eine Hauptsache die Stellungen vorgeschrieben, ja mit Kreidestrichen bezeichnet und bis auf Viertelwendungen durchgesetzt, in welchen der Schauspieler erscheinen und wechseln mußte. Nicht das Stück und dessen Bewegung war dafür maßgebend, nein! die stete Erscheinung vor dem Publicum war Eins und Alles. Nur von vorn gesehene Bilder zu zeigen war der Zweck. Bildende Kunst, welche ja Goethe so nahe lag, war die Grundlage für die Schauspieler. Durchaus nicht dramatische Kunst. Und dazu werthlose Stücke wie Schlegel's „Ion", deren Werthlosigkeit er damit entschuldigte: Wir haben doch sublime Versmaaße zu Gehör gebracht!

Diese wunderlichen Dinge sind zum ersten Male beim Leipziger Gastspiele der deutschen Welt geradezu denuncirt worden durch eine ausführliche, mit Ueberlegenheit geschriebene Kritik, während der olympische Herr in seinem Weimar jede nur irgendwie tadelnde Kritik verboten hatte. „Ich trete zurück," pflegte er ja zu sagen, „wenn Böttiger oder sonst Einer so dreist über uns schreiben darf!"

er
re
a
S
er
le
sch
Hä
wi
n.
nz
ün

s
ies
us
eß
A
ne
de

od
ar
er
er
,
kel
ede
n
e l
chi

aß
är

handenen und oft aufgeführten „Egmont" überließ er ihm zu dramatischer Verbesserung, und als der von Schiller veränderte „Egmont" in Weimar gegeben worden war, und die Hausfreunde, Riemer voran, ihn hetzten, sich so starke Aenderungen nicht gefallen zu lassen, da ließ er sie reden und reden, sagte endlich blos sein bekanntes „Nun, nun!" und — ließ Schiller's Egmontveränderungen unverändert bestehen.

Das Wichtigste, was er in alten Tagen über seine Theaterleitung gesagt, das findet sich in seinen Gesprächen mit Eckermann. Dort spricht er von den Schiller'schen Stücken, welche dieser selbst einstudirt habe, und welche „in ihrer ersten Glorie" auf dem Weimar'schen Theater aufgeführt worden, und fährt dann fort:

„Die Hauptsache war, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ, und ich schalten und walten konnte, wie ich wollte. Ich sah nicht auf prächtige Decorationen und glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse — mir war jedes Genre recht, aber ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, Gräuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein- für allemal ausgeschlossen; ich hätte gefürchtet, Schauspieler und Publicum damit zu verderben. Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauspieler. Denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte nothwendig aus einem Menschen, den die Natur nicht im Stiche gelassen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauspielern in beständiger persönlicher Berührung. Ich leitete die Leseproben, machte jedem seine Rolle deutlich, ich war bei der Hauptprobe gegenwärtig und besprach mit ihnen, wie etwas besser zu thun sei. Ich fehlte nicht bei den Vorstellungen, und bemerkte am andern Tage Alles, was mir nicht recht erschienen. Dadurch brachte ich sie in ihrer Kunst weiter. Aber ich suchte auch den ganzen Stand in der äußeren Achtung zu heben, indem ich die Besten und Hoffnungsvollsten in meine

Verkehrs mit mir werth achtete. Hierdurch geschah aber, daß auch die übrige Weimarer Gesellschaft hinter mir nicht zurückblieb, und daß Schauspieler und Schauspielerinnen in die besten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Schiller verfuhr in demselben Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel; er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute sich an dem, was gelungen, und besprach sich über das, was etwa das nächste Mal besser zu thun sei."

Wie mich das stärkte! Ich führte ja nicht blos die Leseprobe und die Hauptprobe, ich führte alle Proben. Und ich habe das achtzehn Jahre lang gethan, während welcher ich Director des Burgtheaters war.

Ich meine aber auch: das muß man, wenn man ein einheitliches Theater gestalten, wenn man die Stücke fördern, wenn man die guten Schauspieler unterstützen und die schwachen ausbilden will.

Man muß die Stücke wählen, und das ist eine schwere, undankbare Arbeit. Schwer, denn es werden alljährig zwischen drei- und vierhundert eingesendet, und von diesen sind kaum zwanzig brauchbar. Undankbar, denn man erntet von denen, welche man mit Mühe gelesen, aber unbrauchbar befunden hat, grollende Feindschaft. Man muß sie sorgsam besetzen und dabei doch immer Wagnisse bestehen, indem man jungen Talenten Rollen anvertraut, welche ihnen Niemand zutraut. Unterläßt man das, so hat man nach einigen Jahren nur noch einen absterbenden Stamm anerkannter Schauspieler. Man muß ferner alle Stücke selbst in Scene setzen und ihnen eine aufmerksame Thätigkeit widmen, als ob es eigene, mühsam geborene Stücke wären. Und man muß endlich auch Wiederholungen dieser Stücke aufmerksam ansehen, damit nicht Unterlassungen oder Ausschweifungen einreißen.

Dies sind die Hauptaufgaben eines Theaterdirectors, alles Sonstige ist Nebensache. Diesem Sonstigen kann man nur noch obliegen, soweit das Obige Zeit übrig läßt.

Aber, verehrungswürdiger Wolfgang Goethe, welch' ein schweres Wort hast du da leichthin eingeflochten gegen Eckermann, welch' ein verhängnißvolles! „Ich sah nicht," hast du gesagt, „auf prächtige Decorationen und glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke."

Das hab' ich kleiner Gesell in deinem großen Sinne standhaft eingehalten, aber das ist mir übel bekommen. Dafür bin ich arg geschmäht worden, denn das ist nicht mehr Mode. Ausstattung, nur Ausstattung! ist die herrschende Parole geworden, und man verlangt sie nicht nur in Landschaft und origineller Architektur, man verlangt sie auch im Haushalt, im einfachen Zimmer. Es ist eine Tapezier-Dramaturgie entstanden, welche das Motto führt: Eher zu viel als zu wenig.

Der Opernluxus, welcher früher den bescheidenen Reiz des Schauspiels gefahrdrohend in Schatten stellte, er ist ins Schauspiel selbst übergegangen, und der Wahn classischer Zeit in Weimar: die Phantasie des Theaterpublicums sei in Anspruch zu nehmen, und der poetische Sinn dürfe nicht abgelenkt werden auf Aeußerlichkeiten und Nebensachen — dieser Wahn ist eben für einen Wahn erklärt worden, und zwar für einen ärmlichen Wahn. Die Staffage hat sich zur Hauptsache des dramatischen Gebildes emporgearbeitet. Das Passende der Ausstattung genügt nicht mehr, es ist verdrängt durch das Luxuriöse, durch das Ueberflüssige.

Verdrängt wird freilich damit auch der gesammelte Sinn des Publicums, welches mehr Zuschauer als Zuhörer werden muß. Das Wort des Dichters wird überhört in den Zerstreuungen, welche dem Auge geboten werden.

Ich läugne übrigens nicht, daß ich im Punkte der Ausstattung wirklich gesündigt haben mag während meiner Directionsführung. Der „König Philipp" hatte recht verschlissene Gemächer,

bessere Möbel anzuschaffen. Aber das Publicum war damals ganz à la Goethe, es begnügte sich gerne mit dem dürftigen spanischen Hausrathe, es war ihm mehr um's Hören der Schiller-schen Verse zu thun.

Ja, ich gestehe offenherzig, daß Sparsamkeit in dieser Richtung ein lähmendes Wort bei mir sprach, und daß ich lieber Geld ausgab für einen guten Schauspieler als für eine schöne Decoration.

Ich tadle mich ganz ehrlich selbst darüber, daß ich zu unaufmerksam war und bin für den äußerlichen Schimmer der Scene. Unaufmerksam bis zur Fehlerhaftigkeit. Denn mein eigenes Princip heißt: passende, dem Sinne der Scene angemessene Ausstattung. Und diesem Principe bin ich nicht immer gerecht geworden. Mea culpa, mea maxima culpa!

Aber den principiell gesuchten scenischen Luxus und die Tapezier-Dramaturgie halte ich für eine Schädigung des Dramas. Sie führen, meines Erachtens, zur Verflüchtigung des Antheils, welchen das Publicum der Dichtung widmen soll, sie führen zum Verfalle des Schauspiels.

19.

Nur Sonntags durfte im Burgtheater nicht probirt werden. Wenn man nun aber jeden Tag von zehn bis zwei Uhr probiren und auf dem Bureau regieren, dann zwei Stunden im Prater umhergehen, dann zwei Stunden Besuch empfangen, und endlich des Abends im Theater zuschauen oder zu Hause Manuscripte lesen muß — wird man da nicht allmälig ein beschränktes Menschenkind? Ein bornirtes, wie man zu sagen pflegt? Oder wenigstens ein einseitiges Geschöpf, welches nur immer nach einer Richtung blickt?

Doch nicht. Die dramatische Kunst hat es ja mit allen möglichen Charakteren und Zuständen zu thun und erhält den Geist in mannigfaltiger Bewegung. Unser Hirn ist ja auch so wunderbar eingerichtet, daß es an den verschiedensten Gegenständen theilnehmen kann, und ein Theaterdirector kommt ja — denn Jedermann will was von ihm — mit allen Menschengattungen in Berührung.

Kurz, ich behielt doch Zeit und Fähigkeit übrig, um täglich die wichtigsten Zeitungen zu lesen — jeden Abend im Bett regelmäßig noch zum Schluß die „Augsburger Allgemeine Zeitung" — und Partei zu nehmen wie ein ganz freier Mensch. Sogar gute neue Bücher versagte ich mir nicht ganz, und das Hirn blieb Gott sei Dank! bereit zu neuer Aufnahme.

Bei den Proben gibt man zwar täglich, wenn auch in kleiner Münze, geistiges Vermögen aus und verarmt sich dadurch — aber nein! das Hirn verarmt nur, wenn man's in Unthätigkeit verharren läßt. Ich blieb noch im Stande, zu schriftstellern. Die Morgenstunde von neun bis zehn vor der Probe war dazu bestimmt. Ich schrieb noch Stücke, schrieb den „Grafen Essex", „Cato von Eisen", den „Statthalter von Bengalen", und schrieb einen Roman, den „Deutschen Krieg", welcher den ganzen dreißigjährigen Krieg umfassen, also eine Reihe von Bänden ausfüllen sollte. Es wurden denn auch neun Bände.

Als ich darin schon eine gute Strecke vorgerückt war, begegnete ich auf dem Glacis einem merkwürdigen Manne. Auf dem Glacis, denn damals war die Stadt noch von einem Walle umgeben, welcher Bastei hieß, und welcher im Norden vom Donaukanale, nach den übrigen Richtungen aber von einer breiten Fläche umgeben war. Da boten dürftige Baumreihen und ein großer Paradeplatz ohne Schatten, aber mit reichlichem Staube einen Aushilfsspaziergang, wenn die Zeit für den Prater nicht zureichte. Der Weg auf den Basteien war sogar sehr hübsch, weil er schöne Aussicht bot auf den Wienerwald, ja bei heller Luft sogar den Anfang der Alpen, den Schneeberg sehen ließ.

Jener merkwürdige Mann war August Zang, de
geber und Chefredacteur der „Presse", desjenigen Op
journals, welches sich aus der Revolutions- und Re
herausgearbeitet hatte zu einer Zeitung großen Stils.
des Wiener Belagerungsstandes hatte er sie nach B
flüchtet, und sie erst in ruhiger Zeit wieder in Wien
Geltung gebracht. Dieser kleine Mann mit großen A
ein sehr speculativer Kopf. Als solcher fragte er mich, o
nicht für das Feuilleton seiner „Presse" einen eigentl
Roman schreiben könnte.

„Ich schreibe einen Roman," antwortete ich, „aber
großentheils in Oesterreich, und Sie können ihn erst a
wenn Oesterreich eine Verfassung hat."

Er sah mich groß an, und fragte nach einer Pause:
also?"

„In einem Jahre" erwiderte ich.

„Sie glauben —?"

„Ich glaube."

Die österreichische Regierung hatte, wie schon erwäh
fangs der Fünfziger Jahre das Geschenk der Achtundv
Revolution verscherzt. Dies Geschenk bestand darin, daß
ihre Länder, Ungarn eingeschlossen, zur freien Verfügun
Sogar die Form einer gemeinschaftlichen Verfassung war i
Händen. Sie konnte mit einigen Zugeständnissen eine e
liche constitutionelle Monarchie ausbauen.

Kurzsichtige Reaction, welche über zornige Rachege
nicht hinaus blicken konnte, hatte das Geschenk verscherz
hatte naturgemäß dafür tief gehende und weit verbreitete
friedenheit der Bevölkerung geerntet. Selbst die geniale V
tung und Schaffung, welche Bach in Ungarn einführte,
mit Feindseligkeit aufgenommen, obwohl sie das Beste war
Ungarn aus eigenem Antriebe je unternommen hatte und
unternommen hat. Die Ungarn bekämpften und verachteter
Wohlthaten der „Bachhusaren", weil sie ihnen aufgebr

wurden. Und neben Ungarn quoll überall das Verlangen nach Verfassung hervor.

Nirgends äußerte man das so deutlich wie im Theater. Bis auf die kleinsten Nüancen trat da aus dem Publicum Zustimmung oder Verwerfung des Staatsgedankens heraus.

Da erlebte ich denn etwas, was ich Anfangs gar nicht begreifen konnte. Wir führten in Italien Krieg gegen den französischen Kaiser Napoleon III. Ich war Feuer und Flamme für das Besiegen Napoleons, da hörte ich mit Erstaunen rings um mich her: Ein Glück wäre unser Sieg nicht, denn wenn wir siegen, dann giebt's noch auf lange hin keine Verfassung für uns.

Das hielt ich für ein entsetzliches Zeichen.

Die ungenügende Führung eines prächtigen Heeres machte dem mittelmäßigen Mac Mahon den Sieg bei Magenta möglich, welcher uns so leicht möglich gewesen wäre, und so ging es im Unglücke weiter, obwohl jeder Kriegskundige nachweisen konnte, daß wir alle Mittel in Händen hatten, den Feind zu besiegen.

Die Folgen dieser Niederlagen waren wirklich die Geburtswehen einer Verfassung.

Mein Roman konnte nun in Druck gegeben werden, und die Censur meiner Theaterstücke milderte sich. Es blieb überhaupt Jahre lang im Burgtheater Alles in gutem Gange, und das Publicum wie die Behörde schienen zufrieden zu sein.

Da erkrankte mein Chef, Graf Lanckoronsky, und starb.

Fürst Vincenz Auersperg trat an seine Stelle, ein sehr wohlwollender, liebenswürdiger Herr, viel leichter und freundlicher im Verkehr als mein verstorbener Chef.

Und doch wurde ich bald inne, daß mir mein alter, strenger, oft schwer verdrießlicher Tory fehlte. Er hatte mich berufen, das Gedeihen des Theaters unter meiner Leitung war also die Anerkennung seiner Wahl. Er hatte die Instruction, welche ich für mein Amt mit ihm pactirt hatte, ganz loyal inne gehalten, und er hatte — was unschätzbar war — die Schauspieler mit ihren nie und nirgends versiegenden Klagen niemals zu sich herangelassen.

Das wurde jetzt anders. Mein neuer C
Freund des Burgtheaters, liebte die alten Mitg
auf ihre Klagen, daß sie Macht und Rollen
Löwe namentlich, ein sehr ehrgeiziger und hef
stürmte ihn um Rollen. Natürlich in veralte
„Isidor und Olga" von Raupach. Ich erklärte,
verlust, solche Stücke wieder einzustudiren, denn
günstige Wirkung mehr.

Um aber Frieden zu haben, gab ich nach,
durch sammt „Isidor und Olga". Bekehrt wurd
lich dadurch nicht, und außerdem nahm mein
Initiative für Neu-Engagements, welchen ich
konnte, und es kam zu Erörterungen über me
welche ihm nicht gefielen. Ich begriff das und
Entlassung an. Die wünschte er nicht, und das
niß wurde schwierig, erhielt sich jedoch aufrecht d
seligkeit, welche den eigentlichen Bruch vermeiden

Unter diesen Umständen reiste ich 1867 n
Ausstellung. Bei der Feier derselben im Indus
mich der Zufall neben einen Herrn gebracht, welche
auszeichnete. Er blieb auf dem Rundgange m
Eugenie bei diesem Herrn stehen und unterhielt si
mit ihm. Also dicht bei mir, so daß ich die ganz
während welcher sich die Kaiserin langweilen m
konnte. Ich hatte schon einmal zugesehen, wie er
harrte, während sie fort wollte. Das war in Sal
Halm's „Wildfeuer" vor ihm aufführten. Er sa
wie ein Landmann, der selten in's Theater kommt
er einmal da ist, jedes Wort hören und behalten n
Kaiserin, welche nicht deutsch verstand, war übel da
ihn mehrmals zum Aufbruche zu mahnen. Er n
Arme eine ablehnende Bewegung, sie ging, und er
letzten Worte sitzen. Er hatte freilich den Vortheil
vollständig zu verstehen. Damals schon hatte er

druck gemacht, daß er sehr ruhigen Temperamentes und von gesammelter Aufmerksamkeit wäre. Jetzt bestätigte sich das; er sprach wie ein tief ruhiger Mann, langsam und wenig, und hörte aufmerksam zu. Mich frappirte seine schreiende Aehnlichkeit mit dem Wiener Opernsänger Draxler, und ich erinnerte mich der Schilderung, welche mir Fürst Pückler gemacht hatte von dem Vater des kleinen Louis, von jenem holländischen Admiral. Als ich nach Beweisen fragte, hatte mich Pückler damals ausgelacht mit dem Bemerken: das steht außer jedem Zweifel; es braucht dazu nicht einmal der Fischaugen und des Phlegmas, welches ihm der Holländer vererbt hat.

Als ich Abends in meine Wohnung kam, fand ich eine Depesche, welche mir den Tod meines Chefs, des Fürsten Vincenz Auersperg anzeigte.

Einige Tage später wurde mir mitgetheilt, daß Graf Crenneville, der erste Adjutant des Kaisers Oberstkämmerer geworden, daß er aber die mit diesem Hofamte bisher verbundene oberste Direction der Hoftheater abgelehnt habe. Deshalb sei diese oberste Direction dem ersten Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe übertragen worden. Selbiger aber scheine den unmittelbaren Verkehr mit den Theatern nicht zu wünschen, und habe einen Intendanten eingesetzt zwischen sich und dem artistischen Director. Dieser sei Baron Münch, als dramatischer Schriftsteller bekannt unter dem Namen Friedrich Halm.

Ich übersah nicht gleich, was dies für Consequenzen haben könnte, und freute mich, nun einen Vorstand zu finden, welcher ein literarisch durchgebildeter Mann, ein dramatischer Dichter und außerdem mein langjähriger Freund war.

In dieser Täuschung fuhr ich nach Carlsbad, und schrieb von dort an Baron Münch, daß ich sehr erbaut davon wäre, ihn zum Vorgesetzten zu erhalten.

Er antwortete, daß ihm meine Freude sehr angenehm wäre, setzte aber in etwas dunklen Worten hinzu, daß er hoffe, wir würden uns wohl über den Geschäftsgang einigen.

Nach Wien zurückkehrend, erfuhr ich
Schrecken, daß diese dunklen Worte den Sinn
müße mir die Vollmachten entziehen, welche ich
struction achtzehn Jahre gehabt hätte. Ich mü
nur das Recht aufgeben, auf ein Jahr zu en
auch das Recht, die Rollen zu besetzen.

Also gerade die beiden Rechte, zu deren E
er vor achtzehn Jahren mich gedrängt hatte mi
ohne diese beiden Rechte kann ein Director nicht

Das war einfach eine Degradation, ein V
struction.

Da man eine pactirte Instruction doch n
brechen kann, so mußte ich das für eine umhüllt
sehen, und ich beeilte mich, dieser indirecten A
gegen zu kommen: ich erbat mir meine officielle

Im Gegentheil! lautete die Erwiderung. D
Stande des Theaters und mit meiner Leitung
wünsche, daß ich mein Amt als Director fortfüh

Ich war nun aber nicht dieser Ansicht, id
gradation, diese Beseitigung meiner Instruction
lösung meines Amtes, und bestand auf meinem Ent

Auch abgesehen von meiner Instruction un
in Rede kommenden Rechtsfrage schien es mir abs
ein Theater mit Erfolg zu leiten, bei welchem i
die Rollen der Schauspieler nicht zu besetzen hätte

Umsonst setzte ich mündlich dem Baron Mi
diesen Punkt der Rollenbesetzung auseinander, un
ich ihn daran, daß er mir ja selbst vor achtzehn J
unerschütterlich gerade auf diesem Punkte zu best
Er war offenbar durch zwei ihm eng befreundet
gedrängt worden, sich die Einsprache in die Rolle
zubehalten.

Die Wiederholung meines Entlassungsgesuc
bewilligt, und es wurde mir für achtzehnjährige

Pensionssumme angewiesen, gerade so groß, wie für meinen Nachfolger, welcher nach anderthalbjährigem Dienste entlassen wurde.

„Dank vom Hause Oesterreich!“ riefen meine entrüsteten Schauspieler, welche für Alles classische Citate brauchen, um mit großen Worten zu übertreiben. Das „Haus Oesterreich“ hatte damit gar nichts zu thun, daß ein unnöthiger Intendant eingeschoben wurde, sondern hat mir immer Wohlwollen erwiesen.

Das Publicum demonstrirte für mich auf alle ersinnliche Weise, und ich selbst ließ mich vom Zorne verleiten, meine Sache in der Neuen Freien Presse scharf zu führen, und Kritiken zu schreiben. Das hat man mit Recht getadelt, denn ich habe da nicht ohne Animosität geschrieben.

Zufällig hatte ich ein neues Stück fertig, „Die bösen Zungen“, und ließ es im Theater an der Wien aufführen. Die Besucher der ersten Vorstellung waren größtentheils Besucher des Burgtheaters, und die Demonstrationen waren unzweideutig.

Kurz, ich konnte mir einbilden, die Bevölkerung Wiens sähe mich ungern scheiden aus meiner Directionsführung des Burgtheaters. Die uns allen innewohnende Selbstliebe mag mir da wohl geschmeichelt haben.

Die Hauptfrage für mich war: Was nun? Ich war einundsechzig Jahre alt, und also kaum noch berufen, große Sprünge zu machen. Mit dem Theater wollte ich jedenfalls nicht mehr zu thun haben, und wies zahlreiche Anträge ab. Ich besann mich darauf, daß ich ja ohne meinen Wunsch in diese aufregende Laufbahn gerathen war, und daß ich also naturgemäß wieder werden sollte was ich vorher gewesen, das heißt: Schriftsteller.

In Wien blieb ich, weil mir der Ort eine liebe Heimat geworden. Nicht blos durch die große Freundlichkeit, welche mir das Wiener Publicum so lange geschenkt hatte, sondern auch weil mir Alles in dieser Stadt sympathisch geworden, weil mir selbst der österreichische Staat und dessen schwierige Entwickelung ein starkes Interesse erweckt hatte.

So schrieb ich denn was mir zunächst lag: eine Geschichte des Burgtheaters unter dem Titel „Das Burgtheater, ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte".

Darin konnte ich ja alle dramaturgischen Erlebnisse und Erfahrungen zu öffentlicher Rede bringen, und konnte für das deutsche Theater ein Gedenkbuch bieten, aus welchem Lehren erwachsen, und Fehler aufgedeckt werden könnten, welche ich selbst begangen oder welche in unserm deutschen Wesen verborgen lägen.

Mein Zorn über die Art meines Austrittes verrauchte bald, und ich schrieb so aufrichtig und sanft, als es mit meiner etwas galligen Natur erreichbar war. Alle Anzeichen sprachen auch dafür, so bald das Buch in Verbreitung kam, daß es den Freunden deutscher Bühne nicht unwillkommen war.

Ich war allmählig ein ruhiger Privatmann geworden, welcher nur nach weiteren literarischen Plänen ausschaute, und als solcher kam ich das nächste Jahr 1868 wieder nach Carlsbad, ein stiller Kurgast, welchem die Theaterwirthschaft mit ihren Stürmen, Aengsten und Aergernissen fern, fern ablag. Da begegnete ich auf der alten Wiese einem frischen Theaterdirector, welcher mir als ein geist- und geschmackvoller Mann bekannt war. Es war Herr von Witte, der Director des Leipziger Stadttheaters, welchem es bei seiner Direction sehr wohl erging.

„Ja, es geht mir finanziell sehr gut," rief er, „aber ich habe einen Zahn auf die Leipziger, welche ihr Theater von unruhigen Köpfen, und namentlich von Neidhammeln mißhandeln lassen. Deshalb will ich zurücktreten, und will mich rächen." — Rächen? — „Ja, wie ein Edelmann will ich mich rächen, indem ich den Leipzigern einen Director aufnöthige, den ich für einen guten halte — und das sind Sie!"

Es klang kaum ernsthaft, denn er machte im schönen neuen Hause wirklich gute Geschäfte, und er war ein noch ganz rüstiger Lebemann.

Und doch war es ihm ganz Ernst zu meinem Erstaunen.

Meine Frau war sehr erschrocken über den Vorschlag: ein neues Theater zu übernehmen auf eigene Rechnung! Auf eigene Rechnung! Von meiner Rechnenkunst hatte sie eine sehr geringe Meinung. Sie war nie erbaut gewesen von dem intimen Theaterverkehre, welchem ich anheim gefallen, und nun wieder in dies Tohuwabohu hineingerathen, und dabei gar unser kleines Vermögen aufs Spiel setzen — o nein!

Ich selbst war ganz verblüfft. Die Geldfrage, das wußte ich, war zweifellos günstig. Aber wer kann beim Theater auf gleichmäßige Dauer zählen! Theater ist Wetter; das Wetter aber wechselt unberechenbar.

Und meine Zufriedenheit, daß ich endlich heraus gemaßregelt sei aus diesem täglichen Tumulte? Was sagte sie dazu?

Sie schwieg eigensinnig. Wohl aber stiegen die Bilder wieder vor mir auf, die Bilder: in dieser Form schaffen zu können, oder in jener Form! Schaffen, schaffen, das Grundelement eines Menschen, welcher als Schriftsteller ein für allemall hinaus getreten ist auf den offenen Markt! Hat sich einmal die Phantasie als eine Hauptkraft hervorgedrängt, und sich allmählig als Lebenspuls in einem Menschen geltend gemacht, so entrinnt er diesem Drange nicht mehr, bis sein Lebenspuls überhaupt stille steht.

So erging es mir, und so kam ich als Pächter und Director des Stadttheaters nach Leipzig.

Ich kannte ja die Stadt, in welcher ich lange gewohnt, und doch wie anders trat sie mir entgegen, als ich sie vom Gesichtspunkte des Theaterdirectors anschauen mußte! Welch' ein Unterschied zwischen dem Wiener Theaterpublicum und dem Leipziger! In Wien Leichtlebigkeit und demgemäß Behagen an heiterer Comödie, wohl aber Rückhalt und zögernde, nicht zahlreiche Hingebung an schwer wiegendem Ernst. Im protestantischen Leipzig aber Mißtrauen gegen moderne Stoffe, welche es leicht nehmen mit der sittlichen Frage, dagegen dauerndes Interesse für schwere Stoffe unter unbedingter Anerkennung literarischer Autoritäten. Ein shakespearesches Stück ist in Leipzig durch die Flagge un-

Trotz des glücklichsten Anfangs mit Demetrius ging es, wie schon gesagt, eine zeitlang recht mittelmäßig mit meinem neuen Theater, weil eben die Ausbildung des neuen Personals Zeit erforderte. Da brach endlich das Eis des Zweifels mit einer Vorstellung der „Minna von Barnhelm", welche ungemein gefiel. Die Autoritätsflagge! Wenn aber einer solchen Autorität wie Lessing, der noch dazu ein halber Leipziger, genügt werden konnte auf dem Leipziger Stadttheater, dann durfte der Direction Vertrauen entgegengebracht werden. Und das wurde mir von da an in reichlichem Maße geschenkt.

Die Oper kam mir zu Hilfe. Für die Oper waren die Leipziger, welche in ihren Gewandhausconcerten von jeher die Musik streng cultiviren, sehr anspruchsvoll, und ich hatte das Vorurtheil gegen mich, als bisheriger bloßer Schauspielführer den Opernansprüchen nicht gerecht werden zu können. Als ich nun gerade darin das gute Glück hatte, ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen zu engagiren, da war das Wohlwollen des Publicums gesichert.

Es war dies nur gutes Glück, und ich hatte wenig Verdienst dabei. Ich mußte mich ja ganz auf das Urtheil meiner Capellmeister verlassen bei der Wahl der Sänger und Sängerinnen. Ich konnte nur rasch zugreifen und gegen Widerspruch festhalten, wenn ein Talent zu gewinnen war, und ich konnte mich nur allenfalls um die Proben kümmern. Zum ersten Male Opernproben! Es genirte mich dabei nichts so sehr, als daß jedes singende Persönchen und auch der blöde Chor immer den Capellmeister sehen mußte, das Drama mochte die Spielenden noch so sehr anders wohin nöthigen. Goethe's „Stellungen" sind da wirklich hilfreich, und diese Nöthigung vereitelte mir oft das scenische Arrangement.

Im Ganzen gedieh das Theater und meine Casse. Letzteres, erzählte man mir, erregte immer Neid, und erzeugt Widersacher gerade so gut wie ein schlechtes Theater. Da blieb mir's denn — wenn auch nur einmal — nicht erspart, einen Theaterlärm zu bestehen, und ich mußte von der Bühne aus kategorisch fragen:

Das Tageblatt machte also wirklich Regen und Sonnenschein für das Theater, und da es ein officielles Organ war, konnte mir nur der Bürgermeister beistehen, eine ehrliche Kritik in demselben herzustellen. Der Bürgermeister aber, sonst ein alter Freund, war gegen mich. Dem Wunsche seiner Frau zuwider, hatte ich einen süßen, lyrischen Tenor ohne Engagement ziehen lassen, und der Bürgermeister selbst war von früher gewohnt, den Theaterdirector zu dirigiren. Das war nicht mein Geschmack, und er vergalt mein Widerstreben mit unterirdischem Widerstande, für welchem nichts so geeignet war als die Kritik im Tageblatte.

Das ermüdete mich, obwohl es trotz alledem gut ging mit dem Theater. Ich verfiel in meinen alten Fehler: mich leicht verstimmen zu lassen.

Dazu kam ein künstlerischer Wurm, der fortwährend an mir nagte: die Schwierigkeit, ja fast die Unmöglichkeit, geistvolle moderne Conversationsstücke zu voller Geltung zu bringen.

Ich schob es auf das nicht vollgliedrige Publicum einer Handelsstadt. Der Luxus ist da nicht genügend vertreten. Es fehlt der zahlreiche Officiersstand, es fehlt der leichte Lebemann, der Müßiggänger, es fehlt der geistvolle Mann mit reicher Erfahrung, welcher die Wandlungen im Leben und in den Menschen mit poetischer Ruhe, ja mit Behagen anschaut. Mit einem Worte: die große Stadt fehlte mir, welche alle Sorten von Menschen in sich hegt, wo man auch für dreistes Schauspiel und Lustspiel ein wißbegieriges, von keinem Vorurtheil befangenes Publicum findet.

Ich könnte mich mit einem Theater nicht begnügen, welches für tragische Aufgaben kein hinreichendes Publicum besäße, ich langweile mich aber auch in einem Theater, wo die Entwickelung der heutigen Menschen nicht volle Theilnahme findet.

Die heutige Welt frisch darstellen zu können ist ja eine wichtige Aufgabe, und ist ein lebensvoller Reiz der Bühne. Verleidet man ihr diese Aufgabe und nimmt man ihr diesen Reiz, so verliert sie die Culturmacht, welche ihr zusteht. In England ist es so geworden: man hat keine Dichter mehr, welche die Gegenwart

schaft nicht durch plötzliches Aufhören der Theatervorstellungen zu schädigen, ich spielte als freiwilliger und unbesoldeter Stellvertreter eines Unbekannten.

Und der Unbekannte hatte Glück. Das Publicum nämlich, aufgeregt durch den unerwarteten Directionswechsel, strömte in's Theater und trotz schönster Sommerzeit im Jahre 1870 machte die Casse große Einnahmen. Um ein Beispiel anzuführen berichte ich: Mitten im Sommer studirte ich Shakespeare's „Coriolanus" ein, und konnte die Aufführung desselben innerhalb einer Woche viermal vor vollem Hause wiederholen. In Wien habe ich dies Stück immer nur vor schwach besuchtem Hause aufführen können.

Dieser „Coriolanus" war mein Schwanengesang in Leipzig. Um drei Viertel Zehn dankte ich dem Publicum für das ausdauernde Wohlwollen, welches mir erwiesen worden, und um Schlag Zehn saß ich im Eisenbahnwaggon nach Wien, um mir nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder eine Wohnung zu miethen.

20.

In meinen Abgang von Leipzig fielen die Blitze und Donnerschläge, welche aus Frankreich über unser Vaterland dahinfuhren. Die Kriegspforten öffneten sich.

Wie Leipzig sich dabei benahm, eine Handelsstadt, deren politischen Puls ich seit 1832, also seit fast vierzig Jahren kannte, und wie dieser Puls wechselte und wuchs, das ist immerhin bemerkenswerth.

Im Jahre 1832 saß ich an der table d'hôte des Hotel de Bavière neben Friedrich List, dem großen Nationalökonomen. Er kam aus Amerika und England, und seine nationalökonomischen

Daß eine Eisenbahn nach Dresden gebaut werden u
tiren könnte, das galt für einfach lächerlich. Die Leipzig
gäste im oberen Fensterwinkel rechneten ihm mit überle
vor, wie wenig Passagiere wöchentlich mit Post- und Lo
nach Dresden reisten, und für dies kleine Häuflein
bahn! Und als er erwiderte: diese kleine Zahl wird sich
fachen, da zuckten sie die Achseln wie über einen Sch
der keine Widerlegung verdiene.

Damals war Leipzig engsächsisch und Preußen w

Im Jahre 1848 entwickelte diese ruhige Kauf
einen so ultrademokratischen Inhalt, daß sich Niemand
Eigenthums sicher fühlte. Kein Luxuswagen konnte sic
der Straße blicken lassen, und man vermied sorgfältig
chen, daß man einiges Vermögen besäße.

Anno 1870 waren alle grellen Gegensätze ver
Preußen war beliebt geworden, Hoch und Niedrig erh
gen die freche Herausforderung Frankreichs. Das Lan
rentirenden Eisenbahnen durchkreuzt wie Belgien, und
darüber, Gut und Blut einzusetzen bis auf's Letzte
Nationalfeind.

Ich gehe hier nicht bis auf 1880 herab, wo sich
die Zustände Anno 1848 einen tiefen Grund hatten,
Sachsen eine Hauptstätte der Socialdemokraten gewo
gehe auch nicht näher darauf ein, daß dies kaufmän
gewerblich solide Sachsen bei großen geschichtlichen W
von der kirchlichen Reformation an immer auf der extren
anzutreffen ist. Ich will nur nachdrücklich betonen, daß d
erklärung Anno 1870 in Leipzig eine zum Aeußersten en
Bevölkerung fand.

Nach meiner Rückkehr von Wien wurde ich zu mein
Genugthuung dessen inne, und ich schrieb dies ausfüh
nem Freunde Max Friedländer, dem Chefredacteur de
„Freien Presse“ mit dem Bemerken: er könne das nachdr

Oesterreich verkündigen, damit man dort Kenntniß davon nehme. Was ich in Deutschland ringsum vernähme, das ginge Alles da hinaus, daß der Krieg ein Nationalkrieg werden müßte, und daß er bis zum Aeußersten geführt werden würde. Oesterreich möge um Gotteswillen nicht an Vergeltung für 1866 denken, und nicht etwa den Franzosen zu Hilfe kommen.

Es ist dieser Brief wohl nur ein Scherflein geworden, aber ein Scherflein war es, daß damals die „Neue Freie Presse“ eine so vielfach angefeindete deutsche Politik in Oesterreich verfocht, und siegreich verfocht gegen das starke Gelüst, für die Franzosen kriegerische Partei zu ergreifen.

Was für merkwürdige Erscheinungen bringt ein solcher Nationalkrieg, ein wirklich nationaler Krieg an den Tag! Ehe ich wieder nach Oesterreich übersiedelte ging ich zur Kur nach Carlsbad, und war dort als die ersten Siegesnachrichten unserer Heere eintrafen. Ich verkehrte wie herkömmlich mit Sabatier, dem französischen Literaten, welcher mit seiner trefflichen Gattin Ungher-Sabatier auch jedes Jahr nach Carlsbad kam. Gab es einen deutsch gesinnten Franzosen, so war es Sabatier, welcher unsere Classiker mit vollständiger Kenntniß, mit liebevoller Sorgfalt in's Französische übertrug, und unserer literarischen Entwickelung folgte wie ein treuer Hausgenosse. Und wie wirkten unsere Siegesberichte auf ihn! Ich habe nie was Aehnliches gesehen. Er verstummte, verstummte völlig, seine sonst so liebenswürdige Sanftmuth verschwand, es trat ersichtlich eine Krisis bei ihm ein, welche über Leben und Tod entscheiden sollte, und die Liebe zu seinem Vaterlande riß alle Bande mit uns entzwei — er reiste hinweg, und ist Jahre lang nicht wieder gekommen. Ich habe die Macht des Nationalsinnes nie in solcher Stärke gesehen, eben weil er ein hochgebildeter, unserm geistigen Leben tief zugethaner Mann war.

Welch' ein verändertes Wien fand ich übrigens vor nach blos zweijähriger Abwesenheit! Die Stadterweiterung, welche Wien wohl dem Minister Bach zu danken hat, trat mir in der

prachtvollen Ringstraße entgegen, und die Börse mit ihren Gründungen verbreitete goldene Strahlen. Schiller's Phäakenthum schien ganz in Blüthe geschossen zu sein.

Friedländer führte mich umher, und in der Gegend der jetzigen Gartenbaugesellschaft sagte er trocken und stockernsthaft: hier werden wir Ihnen ein Theater erbauen; das enge Burgtheater reicht nicht mehr zu.

Aus dem Burgtheater aber hörte ich mit Erstaunen, daß Baron Münch seiner Intendanzführung müde sei und sein Amt niederlegen wolle, und mich habe er als seinen Nachfolger empfohlen, mich, der ich ihn bei meinem Austritt empfindlich angegriffen hatte.

Solch' eine edle Rache mußte mich beschämen, und ich suchte ihn auf. In meinem Buche „Das Wiener Stadttheater" habe ich über dies Zusammentreffen berichtet, und ich wiederhole hier nur kurz, daß wir nach Verlauf einer Stunde einig waren, daß er mir die streitigen Vollmachten wiedergab, daß er der Zustimmung des obersten Chefs für meinen Wiedereintritt sicher zu sein glaubte, und daß ich vierzehn Tage lang als stiller Director alle Vorbereitungen betrieb.

Dies erzählte ich natürlich Friedländer. Dieser aber schüttelte den Kopf und rieth mir dringend ab davon, nochmals ins Joch des Burgtheaters einzutreten. Wien brauche ein neues Theater, und der Gründungsplan sei schon entworfen.

Ich hatte eigentlich für keinen der beiden Pläne eine volle Aufmerksamkeit, weder für die alte Burgtheaterdirection, noch für eine neue. Allerdings imponirte mir die offenbar leichte Beschaffung der Geldmittel für ein neues Theater, und sie erschien mir wie die Bestätigung eines wirklichen Bedürfnisses. Aber ich war wie beim Abgange vom Burgtheater wiederum in der Stimmung, daß ich meine Freiheit wie eine Erlösung betrachtete, eine Erlösung von den täglich, ja stündlich wiederkehrenden Anstößen und Aergernissen einer Theaterdirection.

Mich beschäftigte vorzugsweise die so glänzend veränderte Lage Wiens. Als ich mit meiner Frau in Leipzig berathen hatte:

wohin nun? in welche Stadt ziehen wir? da hatte ich damit den Ausschlag gegeben, daß ich sagte: Man muß seinen Lebensgang so viel wie möglich organisch erhalten. Unsere Rückkehr nach Norddeutschland ist ja nur eine Episode von zwei Jahren. In Wien sind wir für die zweite Hälfte unseres Lebens geradezu aufgewachsen; dort sind wir verknüpft mit einer großen Anzahl guter Menschen, welche uns unsere Vergangenheit zu Gute rechnen, dort sind wir eingewohnt in den gründlich heiteren, künstlerisch lebhaften Lebensgang der Bevölkerung, und dort finde ich zu guter Letzt im Prater den mir nöthigen täglichen Spaziergang in einem Walde oder doch in einem Parke mit freier Luft, welchen wenig deutsche Städte bieten.

Und nun fand ich ein Wien, welches sich so prächtig erweiterte und aufbaute, und fand eine Stimmung, als ob der Himmel voll Geigen hinge — warum sollte ich mich sofort wieder in ein schweres Joch einschmieden?

Die Jochfrage mit dem Burgtheater löste sich denn auch binnen zwei Wochen. Nachdem ich zwei Wochen lang geheimer Director gewesen, da gestand mir Baron Münch, daß die Zustimmung des obersten Chefs eine Aenderung erlitten habe. Man hege den Wunsch, Herbeck zum Director des Operntheaters zu machen, und dadurch werde Dingelstedt ledig. Diesem also müsse man das Burgtheater geben.

Friedländer lachte mich gehörig aus und ging nun mit vollen Segeln an die Gründung des Stadttheaters. Er war ein Mann von außerordentlichem Unternehmungsgeiste und entwickelte für seine Unternehmungen eine Fülle von Geist und Muth. So hatte er mit Etienne — sie waren die Hauptkräfte der Zang'schen „Presse“ gewesen — die Gründung der „Freien Presse“, wie sie Anfangs heißen sollte, aber nicht heißen durfte, mit überraschender Kraft und Umsicht durchgesetzt, und jetzt wollte er so nebenher ein neues Theater nahe der Ringstraße durchsetzen. Täglich verkündigte er mir lachend neue Fünfundzwanzigtausend-Männer — 25.000 Gulden kostete eine Gründerloge — und bald war eine halbe Million gezeichnet.

Dabei spielte ich immer mit als Director, und so wurde ich's endlich und debattirte mit den Baumeistern Fellner, Vater und Sohn, die innere Einrichtung eines neuen Schauspielhauses, welches aus dem alten Wallgraben beim Carolinenthore emporwachsen sollte.

Dieser Bau selbst ist trefflich gelungen unter den Auspicien der Wiener Baugesellschaft und unter der Ausführung durch Fellner Sohn — der Vater starb uns hinweg. Trotz der schwierigen Grundlage in einem bodenlos scheinenden Wassergraben wuchs das Gebäude schnell in die Höhe, und es wurde ein innerer Saal und Theaterraum fertig, welcher an einfacher Schönheit und vollständiger Zweckmäßigkeit seines Gleichen sucht in Europa. Er ist denn auch vielfach nachgeahmt worden.

Während der Bauzeit schilderte ich in einem Buche meine Leipziger Theaterführung, und da mir dieselbe nicht wichtig genug erschien für ein ganzes Buch, so erweiterte ich mir den Rahmen zu einer Uebersicht über das norddeutsche Theater überhaupt und schickte es in die Welt unter dem Titel „Das norddeutsche Theater".

Ich habe ja die erste Hälfte meines Lebens in Norddeutschland zugebracht und habe von früher Jugend an dem Theaterspiel aufmerksam zugeschaut. Es mag eben wohl ein Theaterkeim in mir geruht haben, den ich selbst nicht kannte. So waren mir die wichtigsten Vorgänge und Personen des Theaters in Norddeutschland bekannt und vertraut geworden, und es lag mir der Wunsch nahe, neben dem süddeutschen Burgtheater auch die norddeutschen Theaterverhältnisse zu sammeln.

Am 15. September 1872 war der Bau fertig, und es wurde das Wiener Stadttheater eröffnet.

Ich gehe hier nicht in eine nähere Schilderung ein, denn in meinem Buche „Das Wiener Stadttheater" habe ich das Wesen und Schicksal desselben während der ersten zwei Jahre geschildert. Nur die ersten zwei Jahre war es sozusagen mein Theater. Später sollte und konnte ich eigentlich nur helfen, das Institut überhaupt zu erhalten.

14*

Zwei Jahre dauerte die Herrlichkeit. Dann sah ich mich unerwarteter Weise plötzlich genöthigt, von der Leitung zurückzutreten, weil der Directionsrath eine wohlfeilere Führung wünschte, für welche ich nicht geeignet war.

Das kam, wie gesagt, diesmal zu meiner Ueberraschung, denn ich hatte in ruhiger Zuversicht Alles vorbereitet für die dritte Saison.

Die Gründergesellschaft hatte einen Directionsrath erwählt, welcher die ökonomische Gebarung und Verwaltung zu leiten hatte neben mir, der ich als artistischer Director unabhängig sein sollte vom Directionsrathe. Das ist so theoretische Weisheit, welche nie die praktische Probe besteht. Jene Unabhängigkeit des artistischen Directors wird naturgemäß immer eine kaum lösbare Aufgabe sein, denn die artistischen Forderungen hängen ja vielfach eng zusammen mit den ökonomischen, und wenn man einmal mitregiert, so spricht man am Ende auch überall mit.

Irgend ein solcher Conflict lag indessen nicht vor, und es stand keinerlei Streitigkeit auf der Tagesordnung. Das Cassenergebniß war im ersten Jahre ein überaus günstiges gewesen und war auch im zweiten Jahre ein gutes, obwohl der große Börsenkrach eingetreten war.

Da hatte aber ein Directionsrath, von Wuchs ein kleiner Mann, die scharfsinnige Bemerkung gemacht: man könne solche Einnahmen doch auch machen, ohne so viel auszugeben, als ausgegeben worden war. Die Gagen für die Schauspieler insbesondere könnten geringer sein, und bei allen Fächern des artistischen Etats könnten starke Abminderungen eingeführt werden.

Dieser sparsame „kleine Mann“, ein aus dem Norden Eingewanderter, schrieb selbst Theaterstücke, welche er aufgeführt sehen wollte. Sie waren von oben bis unten durchaus ungeeignet zur Aufführung, und ich hatte sie immer als unbrauchbar zurückweisen müssen. Vielleicht hoffte er ihre Zulassung bei einer billigeren Direction, kurz er hatte eifrig Propaganda gemacht für ein wohlfeileres Theater, und man hatte mir wohl davon erzählt. Ich

de
ne
ie
ni
en
iſ
S
te
ni
Si
h
ei
ai
n
D
ec
be
il
n
or
ct
aß
r
ne
lt
ak
je

theater hatte ich dies Stück neu in Scene gesetzt, und ich kann mit ehrlicher Ueberzeugung aussagen: von diesen drei Vorstellungen des „Cäsar“ war die im Wiener Stadttheater die beste. Man ermesse hieraus, welch' ein stattliches Personal junger Kräfte das Wiener Stadttheater damals besaß. Ich nenne nur von Männern: Arnau, Bassermann, Bukowitsch, Friedmann, Glitz, Grève, Heinrich, Lobe, Mylius, Ranzenberg, Reusche, Robert, Tyrolt. Von Damen: Albrecht, Frank, Haverland, Schönfeld, Schratt, Weisse, Wewerka.

Dies Personal zerstob nun nach allen Richtungen, und hierdurch war das Stadttheater für immer geknickt, es war ihm das Herz ausgebrochen.

Das Vertrauen des Publicums war dahin, und die wohlfeile Aera machte ein trauriges Fiasco, welches ein enormes Deficit mit sich schleppte.

Der gute Ruf des Wiener Stadttheaters, welchen es notorisch besaß, war verloren, und mit solchem guten Rufe ist es wie mit dem Rufe einer Jungfrau. Man vergißt es nie mehr, wenn der gute Ruf einer Jungfrau gelitten hat.

Was nun bei hereinbrechendem Sommer und beim Anblicke eines solchen Deficits, was nun? Zurückkehren zum alten Thema! Als ob das so ginge, als ob das Dichterwort nicht bestünde: was Du vor der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück! Derselbe „kleine Mann“ kam nun mit dem Schnellzuge zu mir nach Karlsbad und beschwor mich, die Direction wieder zu übernehmen. Ich wußte ganz gut, daß ich damit mich persönlich opferte, aber der klägliche Zuruf: Sie haben's gegründet, es ist Ihre Pflicht, es retten zu helfen! — er war nicht unrichtig, und er blieb nicht ohne Wirkung auf mich. Um zu helfen übernahm ich's wieder, nicht mit der Aussicht es retten zu können bis zur Höhe seiner Gründung. Und es gelang mir auch trotz alledem und alledem, nochmals ein achtungswerthes Personal zusammenzubringen und in dem neuen ersten Jahre nicht nur finanziell auszukommen, sondern noch einen Ueberschuß zu erzwingen.

Aber es war nur erzwungen. Der volle Ruf war nicht wiederherzustellen, und ich mußte endlich abgehetzt dem Directionsrathe empfehlen, das Theater zu verpachten. Ein Pächter braucht nicht ängstlich zu fragen, ob man sein Theater ein erstes oder ein zweites Theater nennt, er will nur bestehen.

Wenn ich nur jünger gewesen wäre in dieser gar eigenthümlichen Stadttheaterepoche! Wie viel pikante Lust- und Schauspiele hätte ich da schreiben können aus dem Wirrwar heraus, welchen eine republikanische Theaterregierung mit sich bringt! Wenn da sechs bis sieben Räthe mit einem alten Director berathen über das Wohl und Wehe einer Kunstanstalt, welcher das Herz gebrochen worden, und welche übrigens auch kein Geld hat! Einer richtet sein Augenmerk nur auf schöne Damen und meint: dies ist ja doch die Hauptsache. Ein Zweiter will durchweg leichtere Unterhaltung und niedrigere Eintrittspreise. Ein Dritter lobt ausschweifend Fräulein X. und wohl auch Herrn Y. Im Gegentheil! ruft der Vierte, gerade die X. und den Y. mag ich nicht leiden. Ein Fünfter sagt standhaft: Uebrigens bin ich der Meinung, dies Theater muß wie Carthago untergehen, was quälen wir uns!

Zu meinem Troste waren doch unten an der grünen Tafel ein paar Männer vorhanden, welche die Sache verstanden und ihre Meinung immer redlich abgaben.

Darüber ist wohl die Welt einig, daß ein Theater nur monarchisch regiert werden kann. Aber die Entstehung dieses Stadttheaters brachte die republikanische Regierung mit sich, und ich muß auch anerkennen, daß unsere Republik immer streng anständig regiert worden ist. Niemals gab's einen Aufruhr der Gracchen, niemals Tumult. Auch an Zügen der Großmuth hat's nicht gefehlt, an Schenkungen edelster Art. Namentlich die Gründergesellschaft als Ganzes hat sich ununterbrochen als eine Gesellschaft von Edelleuten erwiesen.

Fehler im Gründungsprogramme sind eben nicht zu beseitigen. Der Hauptfehler liegt im Besitze der Logen. Die große

Mehrzahl der Logen gehört den Gründern, und diese **verschenken** ihre Logen, sobald sie selbst das Stück gesehen haben. **Dadurch** wird das zahlende Logenpublicum nahezu ganz der Casse **entzogen**.

Ein noch größerer Uebelstand lag allerdings und **liegt noch** in den wirthschaftlichen Verhältnissen, welche der Börsen**krach** mit sich brachte. Es wurde klar, daß nur der üppige Geld**besitz vor** dem Krach diejenige Anzahl von Theaterfreunden in unser **Theater** führte, welche erforderlich ist, um einem zweiten ersten **Schauspieltheater** hinreichenden Besuch zu verschaffen. Fehlt dieser **Zufluß**, welchen üppiger Geldbesitz möglich machte, dann hat **Wien** kaum genug Leute, welche außer dem Burgtheater noch ein **erstes** Schauspiel brauchen. Berlin ist darin Wien überlegen. **Berlin** hat ein viel zahlreicheres Publicum für höheres Schauspiel. **Zunächst** hat es einen viel, viel größeren Fremdenbesuch, **welcher** zum Beispiel täglich wohl die Hälfte des Hofschauspielhauses **füllt**, während Wien, im Südosten seitabwärts vom Touristenzuge **liegend**, einen sehr geringen Fremdenbesuch hat. Alsdann spielt **hiebei** wohl auch die Schulbildung eine wichtige Rolle, will **sagen** die mehr oder minder verbreitete Schulbildung. In **Preußen ist** die Ausbreitung des Schulunterrichtes alt, in Oesterreich **ist sie** jung. Sie datirt hier von Anno 1848. Nach weiteren zehn **oder** zwanzig Jahren wird sich also vielleicht das Wiener Stadttheater zum Stil eines ersten Theaters wieder aufschwingen können, **weil** dann die neue Generation erwachsen sein wird, welche noch ein zweites Schauspieltheater in Wien braucht.

Soll ich nun etwa bedauern, daß ich so viele Jahre Zeit und Arbeit an ein so unsicher gestelltes Theater verwendet habe? Soll ich verschwendet sagen? O nein!

O nein! sag' ich mit voller Ueberzeugung. So viele Jahre Tag für Tag drei Stunden auf der Probe zu sitzen, um immer wieder ein Stück in Scene zu setzen — das halten die Handwerksleute für lästige Arbeit. Ich bin aber kein Handwerker, für mich waren die täglichen Proben ein täglicher Genuß. Ein Dichter mit seinem Stücke ist mir täglich anvertraut, ich dichte mit

bin fortwährend in dichterischer Beschäftigung — ist das nicht ein täglicher Lebensreiz, welchen ich vor Millionen voraus habe?

Dazu bilde ich und erziehe ich Schauspieler. Die alle undankbar sind! ruft man. Nicht doch! das sind nicht alle. Und die es sind, brauchen sie mich durch ihre Undankbarkeit zu stören? Ich finde das nicht. Indem ich bilde und erziehe, entwickle ich auch für mich Grundsätze und Regeln, größere und kleinere Gedanken. Dafür bedarf ich keiner Bezahlung; die Lehre selbst, welche ich gefunden, hat mich bezahlt.

Die Last eines Theaterregiments beginnt allerdings auch für mich, wenn die Probe zu Ende ist und die Streitigkeiten und ökonomischen Sorgen an mich herantreten. Aber giebt es denn einen Beruf ohne Sorgen? Und dann kommen zur Entschädigung die Abende: Ich sehe zu und genieße, was wir auf der Probe zu Stande gebracht, oder ich sitze daheim vor dem Haufen neuer Stücke, welche geprüft sein sollen. Eine furchtbare Last, besonders wenn's schlecht geschriebne Manuscripte sind, ja! aber doch auch eine ganz neue Welt! Was da Alles neu erdacht, neu componirt worden ist, das liegt vor mir, ich kann wählen. Den Ballast, welcher nichts taugt, erkennt man rasch und schiebt ihn beiseite. Zuweilen kann man auch lachen über curiose Waare in diesem Ballaste. Und das Mittelgut! Nun, das Mittelgut beschäftigt mich mit Gedanken der Verbesserung. Man läßt diese Gedanken fallen, wenn das Stück gar zu gering ist, aber man hat diese Gedanken doch gefunden und wird sie anwenden können bei Stücken, welchen nur wenig fehlt. Da componirt man nach, man macht dem Autor Vorschläge und bringt auf diesem Wege manchmal doch ein brauchbares Stück zu Stande. Und plötzlich kommt aus dem Haufen vor uns ein Stück hervor, welches sofort anspricht und Act für Act die Theilnahme, das Vergnügen steigert und am Schlusse uns vom Sessel aufschnellt mit dem Ausrufe: Bravo! Gut und schön! Gefunden! — O, das ist ein sehr glücklicher Augenblick!

Mit einem Worte: man ist als Theaterdirector fortwährend in der Lage, schöpferisch zu wirken, und zwar in hohem Bereiche, im Bereiche der höchsten dichterischen Kunst, der dramatischen. Man soll, darf und kann das Drama in sinnliche Erscheinung führen. Und die hierauf verwendete Zeit sollte verschwendet sein? Gewiß nicht.

Und wer bildet sich denn überhaupt ein, wer darf sich denn einbilden, mit einer Theaterdirection etwas Unendliches schaffen zu können! Ein Thor! Das Wasser fließt, die Luft weht vorüber. Man muß froh sein, etwas geschaffen zu haben, woran Dieser und Jener im Publicum oder in der Theaterwelt zustimmend denken mag.

Schwieriger ist die Antwort, wenn man mit den Fragen bestürmt wird: Ist denn wirklich das deutsche Schauspiel im Niedergange begriffen? Und wie und wo ist denn Hilfe zu bringen? Wie und wo kann denn ein Mittelpunkt errichtet werden zum Muster und zur Propaganda?

Die Sage vom Niedergange des deutschen Theaters ist alt, und sie ist ewig neu. Sie hat darin ihr Gutes, daß sie thatkräftige Geister aufregt, ihr zu widersprechen und sie thatenlustig zu widerlegen.

Ich selbst habe mehrere Jahrzehnte erlebt, binnen welcher sie berechtigter war als jetzt. In den zwanziger und dreißiger Jahren war die dramatische Production geringer als heutzutage, und die besseren Zeitungen hielten es für unwürdig, über das Theater auch nur zu berichten. Die Theaterartikel, hieß es, lenkten nur die Aufmerksamkeit ab von wichtigeren Dingen.

Seit den vierziger Jahren erst widmen auch die größeren Zeitungen dem Theater eingehende Besprechung. Die Frage ist nur, ob sie das im fördernden Sinne thun, und ob sie nicht selbst als Zeitungen dem Theaterbesuche abträglich sind. Die Zeitungen sind heute so umfänglich und wichtig geworden, daß sie das geistige Interesse vieler Menschen ganz ausfüllen und kein Bedürfniß übrig lassen für die Bühne. Man frage nur den Engländer,

welcher hinter seinen hohen Journalmauern
und weder Auge noch Ohr hat für das unte
Theater.

Bei uns muß man zugestehen, daß die T
seit den vierziger Jahren geistig inhaltsvoller
mehrere Jahrzehnte vorher. Man muß auch zu
Zeit zu Zeit immer wieder ernste Anläufe versu
das Theater zu heben, und aparte Erscheinung
wie das massenhafte Auftreten und das Herum
ninger weisen ja doch deutlich darauf hin, daß r
sogar im großen Stile fördern will. Es kommt
liegenden Frage nur darauf an, ob dieser gro
intimen Ausdruck des Dichters durch gute Scha
Kleinigkeit behandeln darf.

Wie Dem auch sei, ruft man, die Mittelpu
ohne Mittelpunkte gibt es keine durchgreifende W
ruft man besonders in Norddeutschland. Und m

Diese Mehrzahl „die Mittelpunkte" zeig
eine einheitliche Wirkung schwer ist, weil wir ke
Wäre es blos das? Nein, wir sind in der Bühn
artistische Nation wie die Franzosen. Trotzdem
deutsche Theater viel gewonnen, wenn die Mi
Schuldigkeit thäten. Die zwei Hauptstädte Be
müßten es ja doch sein, und wenn beide ehrlich
würde ja auch der Wettlauf gedeihlich wirken.

Berlin, die große Hauptstadt des deutschen
nem großen Theaterpublicum und seinem große
Fremden wäre ja, sollte man meinen, sehr geeign
tonangebenden Mittelpunkt des deutschen Thea
Man empfindet das auch in Berlin, und es bild
merkwürdige Nachahmung des ersten Pariser
théâtre français. Eine Nachbildung der innere
der Verwaltungsform. Schauspieler von Bedeut
sich dazu. Vielleicht findet sich zu dieser Form a

chende Inhalt. Dann wäre im Norden ein ersehnter Mittelpunkt gewonnen.

Im Süden erfüllt Wien mit seinem maßgebenden Burgtheater seinen Beruf doch immer bis auf einen achtungswerthen Grad. Dies Burgtheater hat zwar in neuerer Zeit wichtige Fachlücken noch nicht ausgefüllt, es hat seine besseren Mitglieder alt werden lassen, ohne für entsprechenden Nachwuchs zu sorgen, es hat, was unerläßlich, keine neuen Schauspieler aufgezogen, es hat seine besseren Schauspieler nicht verbessert, es hat der bloßen Ausstattung mehr gehuldigt als wünschenswerth, es hat theils durch andauernde Bevorzugung absonderlicher Stücke, welche keine durchcomponirten Stücke sind und deshalb durch äußerlichen Schmuck gehalten werden müssen, theils durch übermäßige Wiederholung von possenhaften Lustspielen das gediegene Repertoire verfallen lassen, aber es ist doch immer noch ein hoch zu schätzender Mittelpunkt geblieben.

Das Aufsteigen oder Niedergehen unseres deutschen Theaters hängt wesentlich davon ab, ob an den großen Mittelpunkten, München und Dresden als wichtige Punkte eingeschlossen, Directoren walten, welche eine schöpferische Thätigkeit entwickeln oder wenigstens eine maßgebende. Nachahmung ist ja eine Haupteigenschaft der Schauspieler, Nachahmung ist auch eine Haupttriebfeder der Directionen. Es kommt also darauf an, daß an den Hauptpunkten Nachahmungswerthes geboten wird.

Es fehlt aber auch, sagt man, an jungen Talenten, es fehlt an Schauspieltalenten überhaupt! Das ist einfach nicht wahr; ich habe immer Talente gefunden. Richtig ist nur, daß nicht mehr wie so oft in früherer Zeit kräftige Naturen auftauchen. Das mag von der gleichmachenden Bildung herrühren, welche seit einem halben Jahrhundert durch einen gleichartigen Schulunterricht errungen wird. Die demokratische Zeit, die allgemeine Wehrpflicht, Alles trägt ja dazu bei, die Menschen gleichartig zu machen, das ist wahr. Aber besondere Naturen bleiben doch immer übrig, und die jetzige Schulbildung kommt ja den jungen Theater-

auffassen.

Wenn's nur nicht an Lehrern fehlt, an lehrenden Directoren! Diese sind bei unserm Theater unerläßlich, da wir nicht wie die Franzosen ein Conservatorium haben, welches führt. Dessen besonders mögen Städte wie Hamburg und Frankfurt eingedenk sein, welche neuerdings preiswürdige Anstalten machen zur Hebung ihrer Theater. Leider zumeist für schöne Häuser, welche das Geld verschlingen und die Regiekosten steigern. Man soll mehr auf den Inhalt der Häuser sehen.

Und eine Sorge ist nicht hinweg zu disputiren, wenn über den wahrscheinlichen Niedergang unseres Schauspiels gestritten wird: die Sorge um die Tragödie. Gerade die Gleichartigkeit unserer heutigen Bildung entwickelt vorzugsweise nur Conversationsschauspieler. Je mehr die Gegensätze im Staatsleben gemildert werden, desto geringer wird die Anzahl junger Leute, welche tragisch empfinden, tragische Empfindung ausdrücken können.

Vor mehr denn zehn Jahren schon begünstigten Männer vom Pariser Conservatorium einen jungen Deutschen, Strakosch, welcher für tragische Rollen ausgebildet werden sollte. Er war klein von Wuchs und also kaum von zureichender Gestalt, aber — sagten sie — in der französischen Jugend wird die Anlage für tragische Rollen immer seltener.

Und vor ungefähr eben so langer Zeit sagte ich von Sonnenthal, welcher nach Wagners Tode den Hamlet spielte: dies ist ein Hamlet, welcher am Leben bleiben kann. Heute schon macht man diese Bemerkung nicht mehr, denn das Publicum selber vermißt schon den tragischen Odem nicht mehr.

Es ist, als ob die sogenannte Weimarische Schule völlig aussterben sollte.

Bekanntlich wird das deutsche Theater seit Anfang des Jahrhunderts von zwei Schulen beherrscht, von der Goethe-Weimarischen und von der Schröder-Hamburgischen. Goethe hat ein ganzes Paragraphennetz aufgesetzt und darin allerdings auch

Theile aus dem Schröder'schen Statute aufgenommen, aber seine Forderungen unterscheiden sich doch principiell von den Schröder'schen. Seine systematische Pflege des antiken Geschmackes drängte in Allem und Jedem den Begriff einer abstracten Schönheit in den Vordergrund. Also kunstvolle Stellung, kunstvoller Vortrag sind die Hauptforderungen für die Bühne. Wäre Goethe damit allein geblieben, so würde er mit seinen „sublimen" antiken Versmaaßen keine großen Nachfolger gefunden haben. Directoren und Schauspieler würden gesagt haben: Das ist trocken, es fehlt ja die charakteristische Wahrheit und die eigentliche Schauspielkunst hört auf. Aber es trat Schiller zum Weimarischen Theater und mit ihm der große Schwung der Rede. Dadurch erst wurde die Schule mächtig, obwohl Schiller gar nicht zu Goethe's Schauspielgrundsätzen gehörte. Er war gründlich dramatisch, und dadurch erst wurde die Weimarische Schule wirksam und populär. Ihm stand die Antike tief im Hintergrunde. Ein zufälliges Urtheil beleuchtet das: Der in Weimar gastirende Iffland stellt einen „Pygmalion" dar, ein antikes Bild, und Goethe meint, Worte könnten das nicht genug preisen, Schiller aber findet den „Pygmalion" abscheulich.

Von dem tief gehenden Unterschiede zwischen dem Dramaturgen Schröder und dem Dramaturgen Goethe wußte das Publicum nichts, und man machte sich mit den Schiller'schen Stücken eine Weimarische Schule zurecht, welche namentlich in Berlin und Dresden enthusiastische Apostel fand, obwohl Tieck in Dresden Einhalt zu predigen suchte. Man feierte die hohe Declamation. Sie war vorzugsweise der Tragödie günstig, ihre Manieren drängten sich aber auch ins Schauspiel.

Schröder war entsetzt darüber. Sein Princip für die Schauspielkunst war die charakteristische Wahrheit. Dies Declamiren der Verse war ihm der Untergang der dramatischen Kunst. So wurde er ein principieller Gegner Schillers. Nicht daß er Schillers großes Talent verkannt hätte, o nein! er hatte lange und dringend mit Schiller unterhandelt, um ihn als Dramaturgen

seines Hamburger Theaters von Jena zu entführen, aber der Mißbrauch mit bloßem Declamiren, welchen die Schauspieler in den Schiller'schen Stücken wirkungsvoll machten, empörte ihn. In der nächsten Generation, sagte er, werden junge Leute mit nichts als schönem Organ die Heroen der Schauspielkunst werden, und die eigentliche Darstellung charakteristischer Wahrheit wird gänzlich verloren gehen.

Verschärft wurde das Mißverhältniß durch persönliche Dinge. Schröder sollte den Wallenstein auf dem Weimarischen Theater einführen, Schiller legte den größten Werth darauf, und — Schröder lehnte ab.

Bis hoch in die dreißiger Jahre hatte in Berlin und Dresden die Weimarische Schule die Oberhand, Frau Crelinger dort, Emil Devrient hier waren ihre Hauptvertreter. Wien hielt sich frei, hier hatte die charakterisirende Schauspielkunst einen sichern Boden. Von den vierziger Jahren an kam auch in Deutschland die Schröder'sche Richtung mehr und mehr in Aufnahme. Geistig wirksame Schauspieler wie Seydelmann trugen viel dazu bei.

In den vierziger Jahren kam dazu, daß die politische Stimmung des Publicums anfing, politische Nahrung zu verlangen im Theater. Alle möglichen Deutungen, welche den Staat betrafen, wurden tendenziös aufgefaßt. Um diesen Tendenzbeifall zu erwerben, mußte der Schauspieler deutlich und nachdrücklich sprechen, er mußte die gesangsmäßige Declamation aufgeben. Die natürliche Folge war, daß auch andere charakteristische Ausdrucksweise Geltung suchte und fand, und daß so die Schröder'sche Richtung die Oberhand gewann. Denn die Betonung der Schlagworte führte allmälig auch zur Ausarbeitung eigenthümlicher Darstellungsmittel, welche durch Wahrheit Wirkung erstrebten. Die Weimarische Richtung verblieb nur noch den Virtuosen und Virtuosinnen, welche man abschätzig Bumbum-Schauspieler nannte.

Das Wiener Burgtheater hat sich immer eine vermittelnde Stellung bewahrt zwischen diesen beiden Extremen. Seine wich-

tigsten Schauspieler waren gleichmäßig im Trauerspiele wie im Lustspiele beschäftigt, und deshalb schon konnte der Ueberschwang der Declamation keinen Boden gewinnen. Vielleicht ist auch deshalb dies Theater immer in einem respectvollen Ansehen geblieben.

Ich selbst als Director lernte da die Maaße in mir ausgleichen und gewann für die noch auszubildenden jungen Kräfte ein System, welches ich besonders im Wiener Stadttheater durchzuführen strebte.

Zu dem Ende suchte ich mir einen Vortragslehrer und fand ihn in demselben Alexander Strakosch, welcher sich im Pariser Conservatorium hervorgethan und welchen man in Aussicht genommen hatte für die tragische Aufgabe. Er hatte das Sprechen zu lehren und für die höheren Rollen den schwungvollen Vortrag so auszubilden, daß der wohlverstandene Sinn zu seinem Rechte käme. Dies galt also vorzugsweise der Tragödie. Wir suchten den Weimarischen Idealismus mit dem Schröderschen Realismus zu vereinigen.

Es zeigte sich auch, daß der von Schröder so gefürchtete, hoch gehende Schiller'sche Vers ganz wohl charakterisirend gegliedert werden kann. Schiller ist doch eben immer, auch wo er scheinbar declamatorisch ausgreift, echt dramatisch, und es ist nur Oberflächlichkeit, wenn er ohne Verstandesklarheit herunter declamirt wird.

Bei diesem Bestreben, für jedes gesprochene Wort auf der Bühne Deutlichkeit und Verstand durchzusetzen, habe ich mir aber doch nicht verläugnen können, daß der reale Geist unserer Zeit ungünstig ist für die Tragödie, daß berufene tragische Talente unter den jungen Schauspielern immer seltener werden, und daß vorzugsweise nur die ältere Generation im Publicum der Tragödie empfänglich entgegenkommt.

Eine höchst wichtige Kraft für Gedeihen oder Nichtgedeihen unseres Schauspiels liegt in der Hand der Zeitungen. Wie sie über Schauspieler richten, das ist nicht von entscheidender Be-

Deutung, da sorgt das Publicum schon selbst für gar oft aber entscheidend ist es, wie sie über die S und richten. Da können sie überaus schaden und n durch vorwiegende Neigung zum Tadel, nützen dur des Wohlwollen. Wer möchte den Tadel verschwiegen Es kommt aber sehr darauf an, wie er gehandhabt der Kritiker immer vor Augen behält, er wolle j Theater förderlich sein, dann wird er jedes neue St welches er für gering hält, mit Rücksicht behandeln, sicht, daß ein Repertoire Neues braucht, und d schwache Autor durch Aufmunterung wachsen kann. verstehen das die Franzosen, und wie förderlich ist immer höfliche, immer anspornende Kritik neuer St für die Fruchtbarkeit der Autoren!

Was ich da wünsche, das ist gar nicht so sch es aus eigener Erfahrung. In den vierziger Jahr in Leipzig ein braver Kunstfreund die Direction de ters, und ich übernahm, um ihn zu unterstützen, i populären „Tageblatte". Ich verschwieg keinen Mar Gebrechen, aber ich lobte und tadelte mit der unver sicht, dem Theater zu nützen. Dies gelang vollständi ter wurde gut, sehr gut, der Besuch stieg und stieg, in gutem Gange. Das dauerte ein Jahr, dann wur Fortsetzung verhindert, und die Kritik im „Tagebl meine Bahn. Sie wurde landläufig nergelnd und und das Theater wurde unsicher, kam ins Schwank Sinken. Der Besuch wurde schwach und schwächer u Director trat mit Verlust zurück.

So einflußreich für das Theater ist die Kritik tung nach der einen wie nach der andern Seite.

Nun, wie Dem auch sei, die Zukunft unseres T immer ein Räthsel bleiben, wie jede Zukunft, wie trotz aller Meteorologen. Dies Buch hat sich ja nur m gangenheit zu beschäftigen.

Ich schließe hiermit meine „Erinnerungen". Im fünfundsiebzigsten Lebensjahre stehend, habe ich nicht mehr lange zu leben, und werde kaum noch Bemerkenswerthes erleben. Daß ich als zweifelvoller Candidat der Theologie ein öffentliches Leben angefangen habe und als illusionsarmer Theaterdirector in die Einsamkeit zurücktrete, das hat meine Seelenruhe nicht gestört, sondern bereichert. Wir sind zum Arbeiten da, und sind dazu bestimmt, uns abzunützen. Der alte schöne Baum dort, er wird umgehauen, weil er alt geworden, dies einst so schöne junge Mädchen hier hat eine Schaar Kinder geboren und lockt jetzt als reizloses Mütterchen Niemand mehr. Der Baum und das Mädchen predigen dasselbe: daß Alles abgenützt wird.

Auch die Frage ist müßig: ob man mit sich zufrieden ist? Wer könnte das sein! Jeder muß sich eingestehen: er hätte seine Schuldigkeit besser thun können. Mancher muß wohl auch sagen: er hätte seine Fähigkeit besser verwerthen können. Nein, dies Letztere sag' ich nicht. Ich bin im Gegentheile immer erstaunt gewesen, so viel Verschiedenartiges aus mir herauspumpen zu können und Ziele zu erreichen, welche weit über mein Verdienst hinausreichten.

Ich rathe also der jungen Welt: sie soll sich alles Mögliche zutrauen und soll nur bei der Ausführung bescheiden bleiben. Was dann mißlingt, das wird zu ihrer Belehrung dienen und wird keine Reue nöthig machen.

Ob ich wieder anfangen möchte, wenn mir fröhliche Götter eine neue Jugend schenkten? — O ja.



Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.